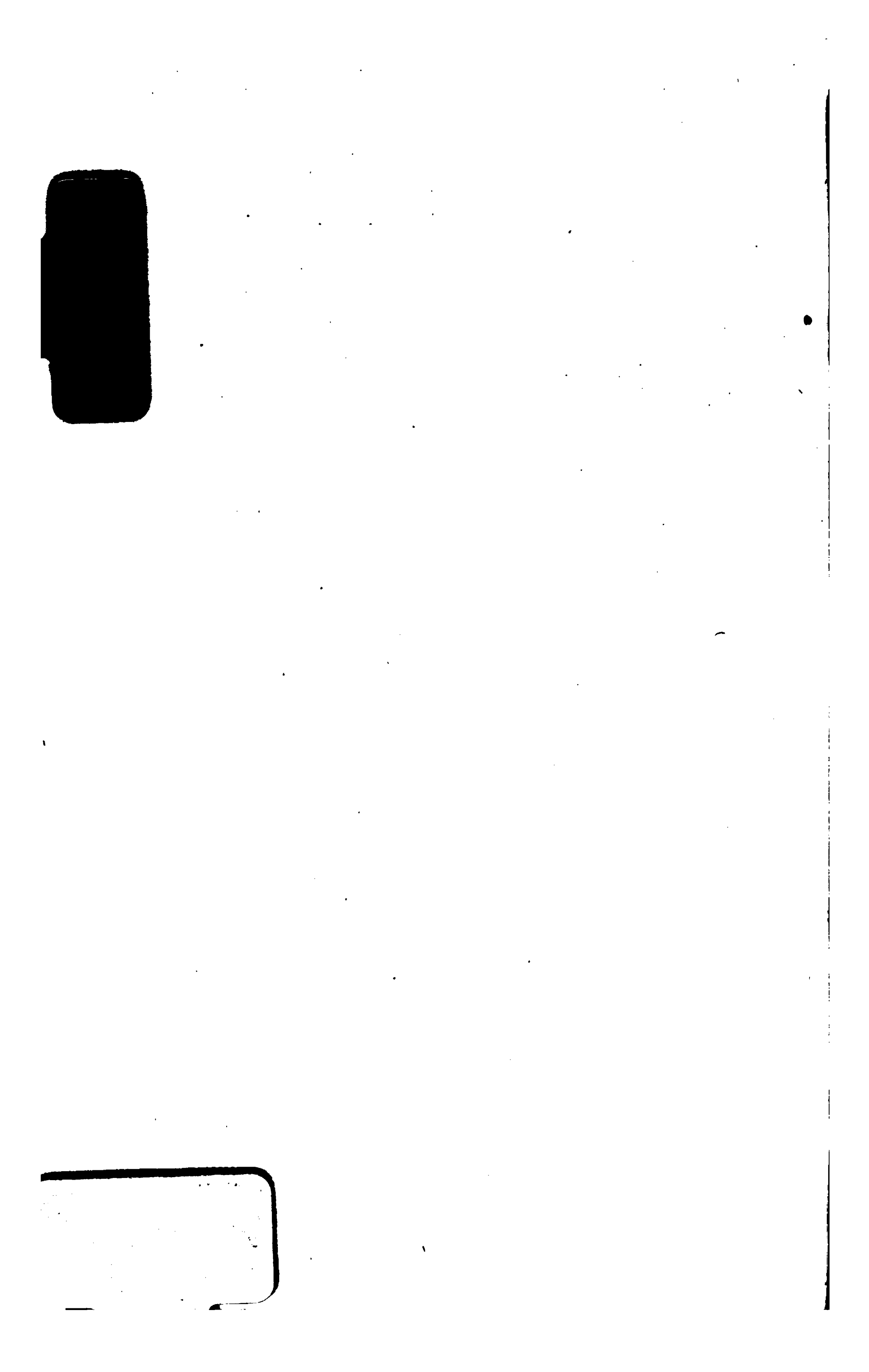
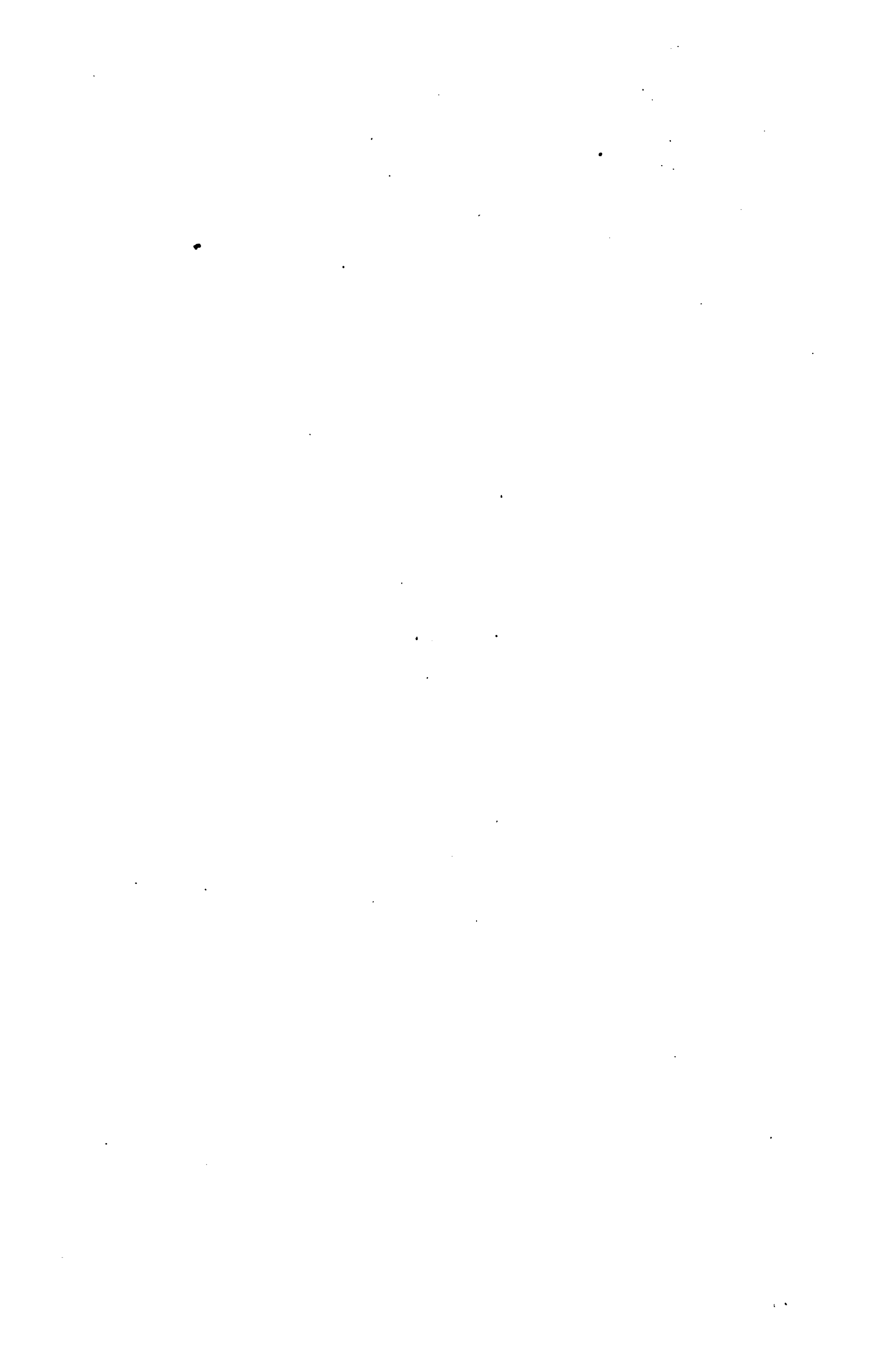




Vol II

Klerr



Der

# Fall des Hauses Stuart

und die

## Succession des Hauses Hannover

in Groß-Britannien und Irland

im Zusammenhange der europäischen Angelegenheiten von 1660—1714.


Von

Onno Klopp.

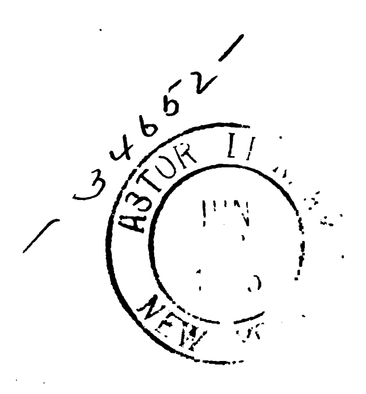

Elfter Band.

Die Kriegsjahre 1704 und 1705.


Wien, 1885.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.



# Inhalt.

## Dreißigstes Buch.

### Das Kriegsjahr 1704.

#### Die Königin Anna und das Parlament im Winter 1703/4.



#### Die Angelegenheiten Schottlands.



#### Weitere Verhandlungen des englischen Parlamentes.



#### Der Besuch des Königs Carl III. in England.

## Die Schlacht bei Höchstädt, am 13. August.



## Die Consequenzen der Schlacht bei Höchstädt.



## Fortdauer des Kriegszustandes in Bayern.

Seite

Die Fortdauer der Wirren in Ungarn.



Die letzten Kriegsereignisse am Rheine und an der Mosel.



Der Kriegsschauplatz in Italien und die Offensiv-Plane der Seemächte.



Der englische Plan auf Toulon.



Die Erhebung der Sevennolen.

## Einunddreißigstes Buch.

### Das Kriegsjahr 1705.

### Der Tod des römischen Kaisers Leopold.



### Der Beginn des römischen Kaisers Joseph I.

### Der Feldzug des Prinzen Eugen und die Schlacht bei Cassano.



### Die letzten Monate des Feldzuges in Italien.

Seite

Die Stellung des Papstes Clemens XI, im Jahre 1705.



Spanien. Zustände am Hofe zu Madrid.



Belagerung und Entsatz von Gibraltar.



Aussendung der englischen Flotte ins Mittelmeer.

Seite

Der Frühlings-Feldzug von Portugal aus.



Die Unternehmung auf Barcelona.



Lage der Dinge in Spanien, im Herbste 1705.



Der Feldzug an der Mosel.

Seite

### Der Friedensversuch Ludwigs XIV.



### Die Frage der Verstärkung der Armee des Prinzen Eugen.



### Das Parlament von Schottland 1705.



### Zunahme der Whig-Strömung in England, im Sommer 1705.

Seite

## Das kurfürstliche Haus in Hannover.



## Ueberblick des Kriegsjahres 1705.

# Dreißigstes Buch.

## Das Kriegsjahr 1704.

---

### Die Königin Anna und das englische Parlament im Winter 1703/4.

Es ist erfreulich, die Blicke nach England zurückzulenken. Denn dort allein sehen wir über alle Schatten als Lichtseite hervorragend den festen Willen einer Nation oder doch der großen Mehrheit, einzustehen für sich selber, für ihre Freiheit und Unabhängigkeit, und zu diesem Zwecke große Opfer zu bringen, nicht weil der Befehl des Souveräns es forderte, sondern weil es der Ueberzeugung, dem Gemeingefühl der Nation entsprach. Mit diesem Gemeingefühle fand sich einig die dominirende Richtung in der Seele der Königin Anna. Der Schleier, der für viele ihrer Zeitgenossen das Verhalten der Königin Anna umhüllte, löst sich leichter für uns Spätere. Sie wollte die Krone behalten. Sie wünschte, sie auf ein eigenes Kind zu vererben. Es liegt kein Anzeichen vor, daß sie damals ihrem Bruder in St. Germain einen Beweis der Zuneigung für ihn gegeben. Sie war dagegen dem Hause Hannover abgeneigt. Sie wollte nicht die Thronfolge desselben. Und dennoch konnte sie sich nicht verhehlen, daß die Consequenz ihres Festhaltens der Krone jene ihr unerwünschte Thronfolge nach sich ziehe, es wäre denn, daß ihre eigenen Wünsche in Erfüllung gingen. Und darum klammerte sie sich an die Hochkirche, von deren Gebete sie die Erfüllung hoffte.

Von diesem ihrem persönlichen Standpunkte aus hatte die Königin Anna den Ausfall der Wahlen vom Sommer 1702, die Tory-Mehrheit im Unterhause, den Kampfeseifer derselben für die Hochkirche, mit Freuden begrüßt. Aber eben damals befand sich ihre Zuneigung für die geliebte Jugendfreundin, Missis Freeman, in ihrem Siedepunkte.

Das Auftreten des Grafen Rochester, des Führers der Tory-Partei, gegen die Wünsche der Königin für das Ehepaar Marlborough, verletzte sie persönlich. Der Oheim mußte der Freundin weichen.

Wir haben von der Lady Marlborough damals die mahnende Frage an die Königin vernommen, ob sie beabsichtige, dem prätendirten Prinzen von Wales noch bei ihren Lebzeiten die Krone abzutreten. Diese Erfahrungen mochten die Königin Anna zu der Erkenntniß gebracht haben, daß aus dem Tory-Eifer von 1702 ihr selber eine Gefahr erwachsen könne. Sie wich daher langsam zurück [1]). Die Thronrede vom Herbste 1702, welche die Königin gegenüber der Lady Marlborough mit Nachdruck als meine Rede bezeichnete [2]), war das Werk Nottinghams gewesen, des Gesinnungsgenossen von Rochester: diejenige vom November 1703 war von dem Treasurer Godolphin verfaßt [3]). Der Unterschied ist sehr bemerkenswerth. Jene erstere Rede hatte den Eindruck gemacht wie ein Trompetenstoß zum Kampfe für die Hochkirche: die Rede vom November 1703 erwähnte der Hochkirche mit keinem Worte. In Bezug auf die inneren Angelegenheiten Englands durchaus friedlich, forderte sie die Vertretung der Nation nachdrücklich auf, die Blicke zu lenken auf die Angelegenheiten Europas.

Und zwar hebt die Thronrede vom 9./20. November besonders hervor die beiden Verträge mit Portugal und Savoyen. Sie begrüßt in ihnen die erfreuliche Aussicht, den Krieg bald zu einem ruhmvollen Ende zu führen. Dies Ende aber, dies Ziel, wie es die Thronrede verkündete, lag weit hinaus über dasjenige, welches die große Allianz vom 7. September 1701 gesteckt. Die Allianz verlangte nur eine Satisfaction für den Kaiser, höchstens die Länder der spanischen Krone in Italien, sowie die Sicherstellung der Republik der Niederlande: die Thronrede vom 9./20. November 1703 will die gesammte spanische Monarchie dem Hause Bourbon entreißen und dem Hause Oesterreich zurückstellen [4]).

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 23. November.

[2]) Conduct of the D. of Marlborough, p. 128.

[3]) Hoffmanns Bericht vom 23. November.

[4]) For recovering the Monarchy of Spain from the House of Bourbon and restoring it to the House of Austria.

Wie so merkwürdig hatten sich die Dinge gewandt! Einst, im Mai 1689, hatte der Kaiser Leopold von dem Könige Wilhelm III. das ähnliche Versprechen gefordert als die Gegenleistung für seine Anerkennung der Umwälzung in England. Wilhelm III. hatte dies Versprechen gegeben, jedoch nur geheim, ohne Wissen des englischen Parlamentes. Ludwig XIV. hatte seine, wie immer erworbene, Kunde dieses Geheimnisses benutzt, um die Dinge dahin zu bringen, daß bei dem Eintreten des Erbfalles in Spanien die anderen Mächte vereinzelt ihm gegenüber standen, unvermögend ihn an der Besitzergreifung des Ganzen zu hindern. Dann hatte der Oranier sich empor gerafft, hatte alle Kraft seines Denkens und Wollens aufgeboten, um abermals einen Bund zu errichten, der, wenn nicht alles, doch einen Theil der Beute dem Hause Bourbon entrisse, und durch den Kampf gegen dasselbe die Freiheit Europas wahrte. Und nun ging nicht zuerst der Kaiser und sein Haus, sondern die Nachfolgerin des Oraniers auf dem Throne von England so viel weiter, daß sie vor den Vertretern der englischen Nation und demgemäß vor aller Welt offen den Gedanken verkündete, dem man vierzehn Jahre zuvor nur in der Hülle eines möglichst geheimen Artikels Ausdruck zu geben gewagt hatte. Und zwar noch in ganz anderer Weise. Damals, im Jahre 1689, hatte es sich für die Seemächte darum gehandelt, für den eventuellen Fall das Recht des Kaiserhauses zu stützen: nun, im Jahre 1703, handelte es sich darum, das Haus Bourbon, welches sich bereits im Besitze befand, durch den Krieg zu zwingen, das Gewonnene wieder herauszugeben.

Da nun aber die Königin von England eine solche Anforderung an das Parlament nicht stellte, etwa der Persönlichkeit des Kaisers Leopold I. oder seines Sohnes Carl zu Liebe, sondern auf Grund der Ueberzeugung, daß diese Anforderung dem Interesse von England selbst entspreche: so enthält diese Anforderung indirect zugleich eine beredte, glänzende Anerkennung der Politik des Kaisers Leopold und eben so die schlagende Widerlegung des Wortes der Hauspolitik, durch welches Ludwig XIV. und seine Anhänger in Frankreich und Deutschland dem Kaiser einen Makel anzuhängen suchten. Der Kaiser Leopold hätte sich für sein Haus begnügt mit den italienischen Ländern der spanischen Krone. Die Seemächte machten es ihm zum Vorwurfe, daß er sich begnügen wolle: in ihrem Interesse lag es oder schien es ihnen damals

zu liegen, daß sein Sohn Carl das gesammte spanische Erbe erlange. Darum trugen sie es ihm entgegen, erboten sich auf ihre Kosten, mit ihrem Gelde und mit ihrem Blute ihm Spanien zu erstreiten.

Es handelte sich zunächst darum, ob das Parlament von England auf diese Thronrede in entsprechender Weise antworten würde. Ein Whig im Unterhause stellte den Antrag, die in der Thronrede hervorgehobenen Verträge ebenso auch in der Adresse zu benennen. Der Tory-Führer Seymour meinte darauf: es genüge, bis man das Weitere berathe, sich in allgemeinen Ausdrücken zu halten. Ein Whig dagegen erwiederte: es sei Posttag. Daher möge man nicht säumen, die Verträge zu benennen, damit sofort nach allen Seiten hin an Freund und Feind die Kunde ausgehe, was das Unterhaus von England wolle. Die Rede schlug durch. Die Verträge wurden in der Adresse benannt und die betreffende Stelle aus der Thronrede wörtlich wiederholt [1]).

War sowohl die Thronrede wie die Adresse überhaupt geeignet, die Engländer mit gerechtem Selbstbewußtsein zu erfüllen: so hebt ein Absatz der letzteren eine besonders günstige Seite der Zustände Englands hervor. „Dankbarlichst, sagt das Unterhaus, bringen wir unsere Anerkennung dar für die ausnehmende Sorgfalt Ew. Majestät in der guten Verwaltung und Verwendung der öffentlichen Mittel. In Folge dessen hat das königliche Schatzamt bei währendem kostspieligem Kriege größeren Credit, als man jemals zuvor in blühenden Zeiten des Friedens gekannt hat. Und ferner bringen wir unsere Anerkennung dar für die leuchtende und beispiellose Gnade und Güte für Ihr Volk, indem Ew. Majestät aus Ihren eigenen Einkünften beitragen für den öffentlichen Dienst, wie namentlich in so zweckmäßiger Weise für die Unterstützung des Kreises Schwaben geschehen ist" [2]).

Das Recht des Unterhauses, dies Verfahren der Königin Anna als beispiellos zu bezeichnen, dürfte kaum in Zweifel gezogen werden. Es ist ein weiter Abstand zwischen der Gesinnung, aus welcher Ludwig XIV. die ungarischen Rebellen mit dem Gelde Frankreichs unterstützt, oder derjenigen der Königin Anna, welche die eigenen Mittel

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 20. November 1703.

[2]) Commons Debates t. III, p. 280.

hergibt, um die mit Unrecht Angegriffenen in den Stand zu setzen, ihre Freiheit zu vertheidigen.

Die Adresse des Unterhauses schloß mit der Versicherung, daß die Commons, eingedenk der Mahnung der Königin, sich hüten würden vor jedem Anlasse zu einer Zwietracht, welche die gemeinsamen Feinde ermuthigen könne. Die Worte waren wohl gemeint: es fragte sich bald, ob sie die Probe bestehen würden.

Die Adresse des Oberhauses, in welchem auch nach der Ernennung der vier Tories vom Sommer zuvor die Whigs die Mehrheit behielten, war noch ungleich nachdrücklicher, als diejenige des Unterhauses, namentlich in Betreff des Eintretens der Königin für das Haus Oesterreich. „Mit der größten Befriedigung, sagte die Adresse, oder richtiger die Whig-Mehrheit, nehmen wir den Eifer wahr, mit welchem Ew. Majestät in der Vertheidigung des Hauses Oesterreich gegen alle Usurpationen des Hauses Bourbon sich des Gemeinwohles von Europa annehmen, sogar über die Verpflichtungen Ihrer Verträge hinaus. Die ruhmvolle Herstellung jener Familie in die spanische Monarchie, welche wir mit gutem Grunde von der neulichen Allianz mit Portugal her zu erwarten haben, wird hauptsächlich den Waffen und der Hülfe Ew. Majestät zu danken sein" [1]).

„Wir beklagen für uns und für Andere, sagt weiter die Adresse, die unvermeidlichen Ausgaben des Krieges; aber wir haben Grund, Gott und Ew. Majestät zu danken, daß wir von allem anderen Jammer desselben frei bleiben. Einer protestantischen Thronfolge sicher, haben wir ja beinahe nichts Anderes zu wünschen als eine lange und glückliche Regierung Ew. Majestät über uns."

Aus solchen Worten leuchtet der Sonnenschein der ersten Jahre der Königin Anna. Auch redeten die Whigs subjectiv nicht unwahr. Die Politik der Königin Anna nach außen entsprach allen ihren Wünschen. In Betreff derjenigen nach innen lagen Thatsachen vor, die bewiesen, daß die Königin an dem stürmischen Eifer ihres Oheims Rochester keinen Gefallen mehr fand.

---

[1]) Lords Debates t. II, p. 54. — Man vergleiche damit die Unwahrheit in Bolingbroke's Letters on the study and use of history, vol. II, p. 64.

Die Adresse des Oberhauses ging endlich noch hinaus über diejenige des Unterhauses in Bezug auf die Mahnung der Königin, den inneren Frieden aufrecht zu erhalten. Entsprechend der Aufforderung in der Thronrede, sagte die Adresse des Unterhauses, daß es sorgfältig jeden Anlaß zur Zwietracht vermeiden werde. Die Adresse des Oberhauses dagegen sagte: „Wir wollen nicht bloß vermeiden, sondern wir wollen bekämpfen, was immer dahin zielen mag, Unruhe und Zwietracht zu erregen."

Der Anlaß dazu ließ nicht lange auf sich warten. Bromley brachte im Unterhause den Antrag wider die gelegentliche Conformität wieder vor. Nur der Eingang war etwas abgeschwächt, sowie die beabsichtigten Geldstrafen geringer angesetzt: die Tendenz war dieselbe wie im Jahre zuvor, nämlich die unbedingte Herrschaft der Tory-Partei. Der Hauptredner für die Bill, Sir John Packington, bezeichnete sie als das Bollwerk der Kirche von England. Die Bill sei im Oberhause das Jahr zuvor durch eine geringe Mehrheit gefallen, nach seiner Ansicht darum, weil einige Lords in der Ueberzeugung, daß die Königin der Bill geneigt, eben deshalb dawider gestimmt hätten [1]).

Die Tory-Mehrheit im Unterhause nahm an, und beschloß die Bill an das Oberhaus hinauf zu senden.

Es ist von besonderer Wichtigkeit, zu sehen, wie die Königin persönlich dies Mal zu der Sache stand. Ihre Freundin Marlborough entwickelte in einem langen Schreiben ihre Bedenken gegen die Bill. Sie sprach ihre Besorgniß aus, daß der Plan Bromleys mit der Bill bezwecke, dem Prinzen-Gemahl Georg von Dänemark, welcher im Jahre zuvor für die Bill votirt hatte, auch dies Mal die Nöthigung dazu aufzuerlegen. Die Antwort der Königin legt ihre Stellung zu der Sache klar dar. „Bromley, sagt sie, wird sich getäuscht finden; denn der Prinz hat nicht die Absicht, bei der Abstimmung über die Bill im Oberhause anwesend zu sein. Aber indem ich es für durchaus richtig halte, daß er sich an der Abstimmung nicht betheiligt, werde ich doch den Lords, die ihr Votum für die Bill abgeben, dies in keiner Weise verdenken. Denn, obwohl es mir sehr lieb gewesen wäre, wenn man die Sache im Unterhause nicht angeregt hätte, da ich viel lieber jeden

---

1) Commons Debates t. III, p. 281.

Anlaß zum Hader vermieden sähe: so kann ich doch, nachdem sie dort einmal durchgegangen ist, nicht umhin, zu denken, es wäre meinem Dienste entsprechend, daß auch das Oberhaus zustimmte. Ich spreche Ihnen offen aus, daß es niemals meine Absicht war, Ihnen gegenüber die Sache anzuregen, weil wir ja darüber verschiedener Ansicht sind. Aber nachdem Sie mir den Anlaß dazu gegeben, kann ich nicht unterlassen auszusprechen, daß ich in der Bill eine Absicht der Verfolgung nicht erblicke. Sie glauben vielleicht, daß Lord Nottingham mir diese Meinung in den Kopf gesetzt; allein, auf mein Wort, es ist mein eigener Gedanke" [1]).

Wir bemerken, wie die Königin bemüht ist, ihr Zurücktreten von der Bill vor ihren eigenen Augen zu verdecken.

Um die Nicht-Betheiligung des Prinzen-Gemahls an der Abstimmung über die Bill desto weniger auffällig zu machen, brach die Königin um zwei Tage früher, als nach dem Gange der Geschäfte die Bill an das Oberhaus gelangen würde, mit dem Prinzen nach Windsor auf. Die Absicht ward dennoch sehr wohl erkannt, und die Tories beschlossen, sie zu durchkreuzen. Anstatt, wie es dem Herkommen entsprach, am 9./20. December die im Unterhause fertige Bill an das Oberhaus hinauf zu senden, beschloß die Mehrheit einen Antrag auf Vertagung des Hauses in Erwägung zu ziehen. Die Whig-Partei wandte ein, daß eine solche unnöthige Vertagung allem Brauche zuwider laufe. Mehrere der gemäßigten Tories fielen ihnen bei: die Mehrheit indessen, mit 42 Stimmen, verblieb den Eiferern. Die Vertagung, auf sechs Tage angesetzt, lief ab mit der Rückkehr des Hofes von Windsor, am 14./25. December. Die Absicht des Trotzbietens lag zu Tage; der Prinz-Gemahl sollte in die Nothwendigkeit gesetzt werden, sich auszusprechen, conform mit seinem Votum des Jahres zuvor [2]).

„Dieses Verfahren der hitzigen Tories, meldet Hoffmann, versetzt die Königin in eine unangenehme Alternative. Läßt sie nunmehr den Prinzen für die Bill votiren: so ist das eine Schwäche. Läßt sie ihn dawider stimmen: so erbittert sie die Tories."

---

[1]) Conduct of the D. of Marlborough, p. 155.

[2]) Die Berichte Hoffmanns vom 18., 21. und 25. December.

Die Königin hielt fest an der früheren Ansicht, daß der Prinz-Gemahl sich an der Abstimmung nicht zu betheiligen habe. Demgemäß erschien er weder persönlich im Oberhause, noch gab er eine Vollmacht. Die Reden von Seiten der Whig-Partei wider die Bill waren scharf. Voran trat der Bischof Burnet von Salisbury. Er sprach offen aus, daß er bei dem Worte „bekämpfen" in der Adresse (vergl. S. 6) gerade die Absicht einer solchen Bill im Auge gehabt, und daß er nun sein Versprechen einlösen wolle. Unter dem vermeintlichen Eifer für die Kirche stecke ein anderes Ziel; denn einen gerechten Verdacht müsse die Wahrnehmung erwecken, daß diejenigen, welche nach außen hin für Entwürfe solcher Art am lautesten reden, dieselben seien, welche den Titel der Königin in Zweifel ziehen. — Derselbe Gedanke ward von Anderen bestimmter und nachdrücklicher ausgesprochen. Wenn man diese Bill passiren lassen wolle, rief Lord Mohun, so könne man nur gleich den prätendirten Prinzen von Wales damit verbinden [1]).

Die Frage der zweiten Lesung im Oberhause ward verneint mit 71 gegen 59 Stimmen. Damit fiel die Bill. Die Zahl der Abstimmenden, entweder persönlich oder durch Vollmacht, war demnach ungemein hoch. Die Mehrheit für die Verwerfung der Bill war von den drei im Jahre zuvor auf zwölf gestiegen.

Unter der Minderheit der 59 befanden sich die Lords Marlborough und Godolphin [2]).

Nach den eindringlichen Vorstellungen der Lady Marlborough wider die Bill bei der Königin ist diese Thatsache auffallend. Auch Marlborough selber hatte sich dem Rathspensionär Heinsius und dem Grafen Wratislaw schriftlich in ähnlicher Weise ausgesprochen. „Ohne die Bill wider die gelegentliche Conformität, schreibt er, hätten wir auf mehr Einmüthigkeit in unseren Beschlüssen rechnen dürfen. Die Bill erregt einigen Lärm und bringt uns etwas in Verlegenheit; dennoch wird sich die Sache hoffentlich bald und in aller Stille erledigen" [3]).

So am 9./20. December. Demnach sollte man in Marlborough einen Gegner vermuthen, und ebenso in seinem Freunde Godolphin.

---

1) Lords Debates t. II, p. 56.
2) Lords Debates t. II, p. 69.
3) Murray t. I, p. 216 und 218.

Allein der leitende Grundzug der hervorragenden beiden Staatsmänner war nicht die Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit. Die Worte der Königin Anna an Lady Marlborough haben uns gezeigt, daß sie die Abstimmung wünschte zu Gunsten der Bill. Lady Marlborough war allerdings anderer Ansicht. Sie bat den Gemahl, gegen die Bill zu stimmen, und bezeichnete in ihrem Eifer alle Tories als Jacobiten [1]). Marlborough gab das nicht zu. Aber er enthüllte seiner Frau den für ihn durchschlagenden Grund. „Ich muß mich hüten, sagte er, dasjenige zu thun, was der Graf Rochester sehnlichst von mir wünscht, und dies wäre mein Votum gegen die Bill."

Dieser Grund hatte für Marlborough seine Bedeutung nicht bloß in Bezug auf die Königin, bei welcher Rochester ein Votum gegen die Bill zur Anklage wider ihn verwenden konnte, sondern auch in Bezug auf das Unterhaus, oder richtiger die Tory-Mehrheit in demselben. Noch vor der Verhandlung der Bill im Oberhause sickerte das Gerücht durch, daß innerhalb der Tory-Partei die Frage erwogen sei ob gegen Marlborough und Godolphin, als in deren Händen alle auswärtigen Angelegenheiten lägen, eine Anklage zweckmäßig sein würde [2]). Marlborough und Godolphin suchten daher die im Unterhause dominirende Tory-Partei dadurch zu begütigen, daß sie sich im Oberhause mit ihrem Votum unter die Fahne derselben einreihten.

Nur jedoch mit ihrem Votum. Indem Marlborough seiner Frau meldet, daß er nicht seinem Gegner Rochester durch sein Votum wider die Bill eine Handhabe zur Anklage geben wolle, fügt er hinzu, sichere Nachricht zu haben, daß die Mehrheit im Oberhause die Bill verwerfen würde, wenn nicht er und Godolphin für dieselbe redeten. „Für meine Person, sagt er, versichere ich, daß ich dies nicht thun werde" [3]). Mit anderen Worten, Marlborough stimmte für die Bill, nachdem er sichere Aussicht hatte, daß sie nicht durchgehen werde. Ebenso Godolphin. Sie beide leisteten dann noch ein Uebriges. Von den 59 Pairs, welche für die Bill gestimmt, gab reichlich ein Drittel einen schriftlichen Protest gegen die Verwerfung ein. Oben an unter

---

[1]) Coxe's Marlborough t. I, p. 220.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 10./21. December 1703.

[3]) Lords Debates t. II, p. 70.

diesem Haufen stand der Name Godolphin; es folgten Rochester, Nottingham und andere, an deren hochkirchlichem Eifer ein Zweifel nicht obwaltete, und daneben auch Marlborough [1]).

Indem die beiden Staatsmänner durch dieses Verfahren zu Gunsten einer Bill, welche sie bei sich selber verwarfen, Sorge trugen für ihre Sicherheit, entwickelte sich folgerecht aus dieser Sachlage für sie das Bestreben, ihren Einfluß im Rathe der Königin noch mehr als zuvor aufzubieten wider das Uebergewicht der Tory=Partei.

Unterdessen waren die großen Bewilligungen für die Flotte und das Landheer principiell bereits geschehen, einstimmig, ohne Zaudern, in einer Weise überhaupt, wie man nie zuvor erlebt. Und doch waren die Anforderungen zugleich die stärksten, die jemals bis dahin an das Parlament von England gestellt waren. Es waren zu Lande die ursprünglichen 40.000 Mann, die im Beginne Wilhelm III. kaum zu hoffen gewagt hatte, dazu die 10.000 der Augmentation von 1703, an denen für die Republik Holland die Bedingung haftete, jeglichen Verkehr mit Frankreich zu untersagen; ferner die durch den Vertrag mit Portugal zugesicherten 8000 Mann, endlich die Garden und Marinetruppen mit 12.000 Mann, in Allem 70.000 Mann. Dazu kamen die Bewilligungen für die Flotte mit 40.000 Seeleuten. Der Gesammtbetrag erreichte die nach damaligen Begriffen unerhörte Summe von 18 Millionen Reichsthalern in deutschem Gelde [2]).

Inzwischen war das Naturereigniss jenes Sturmes eingefallen, dessen (B. X, S. 399) Meldung geschehen ist. Das Unterhaus beschloß einstimmig, durch eine Adresse der Königin seine Betrübnis über dies Ereignis auszusprechen und zugleich zu erklären, daß es eine Verringerung der Wehrkraft Englands zur See nicht zugeben könne, und daher die Königin ersuche, sofort Anstalten zum Neubaue so vieler Capitalschiffe zu treffen, wie die Königin für geeignet erachten würde [3]).

Man betrachtete es vielfach als ein Glück, daß alle diese Bewilligungen principiell ausgesprochen waren, bevor der Mismuth der

---

[1]) Lords Debates t. II, p. 70.

[2]) Commons Debates t. II, p. 284.

[3]) Hoffmanns Bericht vom 11. December 1703. — Commons Debates t. III, p. 283.

Tories über den Ausgang der Bill wider die gelegentliche Conformität einen Stein in den Weg wälzen konnte. Kaum indessen war diese Ablehnung im Oberhause erfolgt, als ein neuer Zwischenfall eintrat, der den Patriotismus des Parlamentes zu höherem Wellenschlage trieb. Der Anstoß kam dies Mal von Schottland her.

## Die Angelegenheiten Schottlands.

Wir haben vernommen, daß die Königin Anna, auf Grund von Beschlüssen sowohl des englischen wie des schottischen Parlamentes, noch im Jahre 1702 Commissarien von beiden Seiten ernannt hatte, welche die Real-Union beider Königreiche berathen sollten. Das Fundament der Vereinigung sollte sein die Feststellung derselben Thronfolge, sowie ein gemeinsames Parlament. Allein eine Reihe anderer Interessen trat feindselig entgegen. Die Schotten verlangten die Gleichstellung mit den Engländern in Handel und Schifffahrt, sowie im Antheile an den Colonien. Darüber konnte man sich nicht einigen. Im Februar 1703 löste die Commission sich auf, ohne etwas erreicht zu haben [1]).

Im Mai 1703 trat das neu gewählte schottische Parlament zusammen. Wir haben zum Jahre zuvor das Wort des Jacobiten Lockhart vernommen: „Ich habe Grund zu glauben, daß die Königin und ihre englischen Minister damals geneigt waren, die Angelegenheit der Thronfolge in Schottland offen zu halten, zum Zwecke des Druckes auf die Whig-Partei in England und auf das Haus Hannover" [2]). Es ist nicht anzunehmen, daß die Königin Anna bereits im Mai 1703 zu der entgegengesetzten Ansicht übergegangen sein sollte. Denn auch die Whigs in London sprachen vertraulich jene Meinung als Verdacht aus. Sie waren der Ansicht, daß diese Politik des Hofes von Kensington, die Frage der Thronfolge in Schottland offen zu halten, viel beitrage zu den auffallenden Beschlüssen des schottischen Parlamentes vom Sommer 1703 [3]).

---

[1]) Stanhope: Reign of Queen Anne p. 85.

[2]) Lockhart Papers t. I, p. 48.

[3]) Hoffmanns Bericht vom 22. Januar 1704.

Der erste dieser Beschlüsse betraf die Aufrechthaltung der presbyterianischen Kirchenform. Der Eifer dafür war groß. Der Marquis von Lothian behauptete völlig sicher zu sein, daß die presbyterianische Kirchenform das Beste an der christlichen Religion sei. Das Selbstgefühl des schottischen Edelmannes rief eine heitere Stimmung hervor; aber der entsprechende Beschluß ging durch. Jedoch war der Jacobit Lockhart der Ansicht, daß, wenn die Königin ernstlich darauf ausgegangen wäre, das Episcopal-System einzuführen, sie damals nicht einen nachhaltigen Widerstand gefunden haben würde [1]).

Der Graf Marchmont brachte den Antrag ein, die Thronfolge in Schottland auf das Haus Hannover festzustellen. Zur Antwort riefen Einige: man möge das Papier, auf welches dieser Antrag geschrieben sei, verbrennen. Andere wollten den Antragsteller in den Thurm senden. Der Antrag wurde mit einer Mehrheit von 57 Stimmen verworfen [2]).

Man war dagegen eifrig Gesetze festzustellen, welche dienen sollten die Schotten zu bewahren vor dem Drucke englischer Minister um den Thron des Souveräns. Einer dieser Beschlüsse lautete dahin, daß nach dem Tode der Königin Anna keine Persönlichkeit, die zugleich König oder Königin von England und Schottland sei, für sich allein, ohne Bewilligung des Parlamentes, das Recht haben solle, einen Krieg zu erklären. Dieses Gesetz war, nach der Ansicht der Jacobiten, durchaus erforderlich, in Betracht des schweren Verlustes, den Schottland durch die Verwickelung in die Kriege Englands erlitten hatte.

Der königliche Commissär, Herzog von Queensberry, erhielt die Vollmacht, auch diese Bill im Namen der Königin zu sanctioniren. Man hoffte, daß dann endlich das schottische Parlament auch zur Bewilligung der Subsidien kommen werde.

Das Parlament nahm indessen noch eine andere Acte vor, diejenige der Sicherheit (act of security). Sie ward eingebracht und vertheidigt durch den stürmischen Redner Fletcher von Salton, einen der Führer derjenigen Partei, welche die Trennung der beiden Königreiche erstrebte. Er schloß eine seiner zahlreichen Reden mit den aus-

---

1) Lockhart Papers t. I, p. 66.
2) Lockhart Papers t. I, p. 71.

drücklichen Worten: „Ich wünsche einen Beschluß des Hauses, daß, nach dem erblosen Tode Ihrer Majestät der Königin, wir die schottische Krone trennen wollen von derjenigen von England“ [1]). Die Acte der Sicherheit erstrebte im Grunde dasselbe Ziel. Nach der Ansicht des Jacobiten Lockhart, welcher in seinem Landsmanne Fletcher den nie genug zu preisenden Patrioten bewunderte, verdiente jene Bill durchaus ihren Namen. Sie würde, nach seiner Meinung, die schottische Nation glücklich gemacht haben, wenn alle dabei Betheiligten sich ihrer ernstlich angenommen und beständig nach den Grundsätzen derselben gehandelt hätten [2]). In der Wirklichkeit stellten die Beschränkungen, welche diese Acte der Krone auferlegen sollte, den zukünftigen König kaum auf die gleiche Stufe mit dem Dogen von Venedig [3]). Es genügt, die letzte dieser Beschränkungen zu nennen. „Wenn irgend ein König von Schottland den vorgenannten Bedingungen zuwiderhandelt: so soll er durch die Stände des Königreiches der Krone verlustig erklärt werden“ [4]).

Es ergab sich später, daß die Vorschläge zu diesen exorbitanten Beschränkungen der Krone den schottischen Jacobiten von St. Germain her eingerathen waren, damit es der Königin Anna unmöglich werde, die Bill zu sanctioniren [5]).

Bevor eine Gewißheit darüber vorlag, ward am 5. September ein Antrag auf Subsidien eingebracht. Es erfolgte ein wild erregtes, stürmisches Reden durch einander, mehrere Stunden hindurch, in welchem zuletzt der Ruf: „Freiheit und keine Subsidien“ die Oberhand behielt. Am nächsten Tage erschien der Herzog von Queensberry im Parlamente und ließ durch den Lord-Kanzler die Vertagung aussprechen [6]). In London hoffte man, daß es gelingen werde, durch die zweckmäßige Vertheilung einiger Geldsummen die Gemüther in Schottland willfähriger zu machen [7]).

---

[1]) Lamberty t. XII, p. 407. — Ueberhaupt dort siebzehn Reden Flatchers von Salton.

[2]) Lockhart Papers t. I, p. 68.

[3]) Hoffmanns Bericht vom 28. September.

[4]) Lamberty t. XII, p. 401.

[5]) Hoffmanns Bericht vom 4. April 1704.

[6]) Lockhart Papers t. I, p. 70.

[7]) Hoffmanns Bericht vom 28. September.

Das Verhalten derjenigen Schotten, die sich dann nach London begaben, des Herzogs von Athol und der Grafen von Seafield, von Cromarty, von Eglington und Anderer, schien einer solchen Annahme nicht zu widersprechen. Sie wetteiferten dort in dem Streben, vor Marlborough und Godolphin ihre Ergebenheit und Unterwürfigkeit an den Tag zu legen. Die schottischen Herren begrüßten freilich auch die Königin, weil es der Anstand so forderte; aber die Geschäftigkeit, mit welcher sie jene beiden Lords aufsuchten, legte aller Welt vor Augen, daß von diesen hauptsächlich die schottischen Angelegenheiten abhingen. Man sah die großen Persönlichkeiten von Schottland in den Vorzimmern der beiden Minister geduldig harren, bis sie zugelassen wurden, und zwar, wie die Gegner in Schottland sagten, nicht auf dem Fuße der Gleichheit, sondern der Dienerschaft[1]).

Wie immer indessen die Königin Anna und ihre englischen Minister bis gegen Ende 1703 in Betreff Schottlands gesinnt sein mochten; es traten dann Umstände ein, welche ihnen ein nachdrückliches Handeln zu Pflicht zur machen schienen.

Im Laufe des Jahres 1703 hatten wiederholt sich Gerüchte erhoben, daß von Schottland aus Anknüpfungen statt fänden mit St. Germain und Versailles. Was sich als reell in der Sache darstellt, ist ein Gewebe von allerlei Schlechtigkeiten, Angebereien, böswilligen Absichten, jedoch ohne nennenswerthe politische Consequenz. Eine eigentliche Bedeutung erlangten die Gerüchte und Anklagen erst durch die Erörterung derselben im englischen Parlamente, weniger für Schottland, als für die Stellung der Parteien in England.

### Weitere Verhandlungen des englischen Parlamentes.

Nachdem die Königin Anna am 17./28. December 1703 die Bill der Landtaxe sanctionirt, wandte sie sich an das vor ihr versammelte Parlament, um vom Throne herab die Gefahr einer entdeckten schottischen Verschwörung kund zu thun.

---

[1]) Lockhart t. I, p. 77: with no more civility than one gentleman pays another's valet-de-chambre.

Bemerken wir zuvor, daß sich nachher als die Substanz der Verschwörung herausstellte, daß eine Partei in Schottland mit dem Könige von Frankreich in Verhandlung stand über eine Sendung von 5000 Mann Landtruppen und von 100.000 Pistolen. Dann werde Schottland die Waffen ergreifen und sich auf England stürzen [1]).

„Ich halte es für zweckmäßig, sagte die Königin, bei dieser Gelegenheit Euch mitzutheilen, daß mir zweifellose Nachrichten eingekommen sind über schlimme Anschläge, die von französischen Emissären in Schottland geplant werden und dem Frieden dieser Königreiche zur höchsten Gefahr gereichen würden. Ich werde die Einzelnheiten vorlegen lassen, sobald sie vervollständigt sind und aus deren Bekannt-Werden kein Nachtheil erwachsen kann.“ Zugleich versprach die Königin, solche Maßregeln zu treffen, welche geeignet sein würden, alle schlimmen Folgen abzuwehren. Sie forderte das Unterhaus auf, den gleichen Eifer wie bisher zu beweisen, damit England vermöge, seinen Bundesgenossen zu helfen und die böswilligen Pläne der Feinde nieder zu schlagen. „Denn diese können nicht mehr Fleiß entwickeln, als sie thun, um den Untergang dieses Königreiches und der protestantischen Religion herbeizuführen“ [2]).

In den Worten der Königin gibt sich kurz und klar die Form kund, in welche sich der damalige Weltkampf für das englische Auge kleidet. Ohne die subjective Berechtigung dieser Anschauung anzufechten, müssen wir Spätere doch unablässig uns gegenwärtig halten, daß jene Worte weitaus nicht die ganze Bedeutung jenes Kampfes umfassen. Die eifrig protestantischen Engländer, wie der anglicanische Bischof Burnet von Salisbury und Andere, mit gleicher Schärfe der Erkenntnis begabt, mochten immerhin sich einreden, daß der Kampf dem Papstthume gelte, vertreten durch Frankreich. Sie durchschauten nicht, daß das Haupt des Hauses Bourbon, wenn siegreich, jegliche Freiheit überhaupt unter sich beugen würde, vor allen Dingen den letzten Hort aller Freiheit auf Erden, den römischen Stuhl. Wir haben die wiederholten Aeußerungen Ludwigs XIV. in diesem Sinne vernommen, (Band IX, S. 23, 447). Darum lagen in der Wirklichkeit die Dinge

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 1. Januar 1704.
[2]) Commons Debates t. III, p. 285.

so, daß die Opferwilligkeit und die Thatkraft der Engländer für ihre eigene politische und kirchliche Freiheit, wenn auch in ihrem Sinne nur für ihre protestantische Religion beabsichtigt, dennoch der ewigen Idee der Freiheit überhaupt diente, nämlich der Befreiung der römisch-katholischen Kirche von der Gefahr, durch das Ueberwachsen des Hauses Bourbon von dieser weltlichen Macht unterjocht zu werden.

Auf die Rede der Königin beschloß das Unterhaus sofort einstimmig eine Adresse. „Diese Mittheilung, heißt es darin, gibt uns die Gelegenheit zur Wiederholung unseres einmüthigen Beschlusses, einzustehen für Ew. Majestät und für die Thronfolge in der protestantischen Linie, wie sie gesetzlich festgestellt, gegen alle Prätendenten und alle erdenklichen Feinde Ew. Majestät" [1]).

Nach solchen Worten des Unterhauses, in welchem die Tory-Partei die Mehrheit besaß, hätte man annehmen sollen, daß es darin keine Jacobiten mehr gab. Das Verfahren des Oberhauses, oder richtiger der Whig-Partei, welche dort die Mehrheit hatte, läßt erkennen, daß sie nicht dieser Ansicht war. Von der Besorgnis aus, daß es diesem oder jenem Tory-Rathe der Krone weniger darum zu thun sein werde, die schottische Verschwörung in klares Licht zu stellen, als darüber hinweg zu gleiten, beschloß das Oberhaus sich nicht zu begnügen mit den Actenstücken, welche die Regierung der Königin ihnen zur Einsicht vorlegen werde, sondern die Untersuchung selber in die Hand zu nehmen. Zu diesem Zwecke wurden sieben Commissäre erwählt. Die Stimmenzahl für die Mitglieder, die in Vorschlag kamen, ist wie ein Maßstab des Vertrauens, dessen sie in dieser Sache im Oberhause genossen. Der Staats-Secretär Nottingham, dem von Amtswegen die Untersuchung zunächst oblag, erhielt nur 10 Stimmen. Bei der Sachlage stand diese geringe Zahl gleich mit der Kundgebung eines Verdachtes wider ihn. Marlborough erhielt 25 Stimmen, Godolphin 27. Die wirklich Gewählten vereinten Jeder auf sich etwa 50 Stimmen. Es waren die Lords Devonshire, Somerset, Wharton, Sunderland, Scarborough, Somers, Halifax, sämmtlich ausgesprochene Whigs [2]).

Die Tory-Mehrheit im Unterhause ward über diesen Beschluß des Oberhauses heftig erregt. Die Königin, auf die Mittheilung der

[1]) Commons Debates t. II, p. 285.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 1. Januar 1704.

Vorgänge im Oberhause, hatte dahin die Mahnung ergehen lassen: man möge sich gedulden. Auf die Thatsache dieser Mahnung bauten die Eiferer des Unterhauses den Plan, sich direct mit einer Beschwerde über die Uebergriffe des Oberhauses an die Königin zu wenden. Dies war wider das Herkommen, welches, im Falle von Differenzen zwischen beiden Häusern, den Weg der Conferenzen vorschrieb. Unter den Eiferern im Unterhause trat voran ein jugendlicher Mann von ungemeiner Befähigung, dessen Namen wir zuerst vernommen haben bei der Einbringung der Bill gegen die gelegentliche Anbequemung an die Hochkirche, und in den späteren Jahren der Königin Anna vernehmen werden als einen der gewichtigsten in England: Henry St. John, nachher Viscount Bolingbroke.

Zu den Zeiten der Stuart-Könige Carl II. und Jacob II. ist oft die Rede von einer republikanischen Partei in England, auch noch zu den Zeiten Wilhelms III. Es ist für uns Spätere schwer zu entscheiden, in wie weit Wünsche oder Absichten solcher Art den Namen einer Partei in dieser Beziehung als richtig erscheinen lassen. Wir haben zum Jahre 1700 die Darlegung Stepneys vernommen, welcher sie verneint. (Band VIII, S. 562.) Aber angenommen auch, daß damals noch Reste einer republikanischen Partei geblieben seien, so werden sie bedeutungslos in der Zeit der Königin Anna. Eher dürfte man reden von einem Wetteifer der Parteien in royalistischer Gesinnung. Zunächst im Unterhause. Das Thema, um welches die neue Adresse desselben sich dreht, ist „die große Besorgnis, welche es hegt für die königliche Prärogative, und der Wille dieselbe aufrecht zu halten". Die Anschuldigungen gegen das Oberhaus, oder mit anderen Worten, der Tories gegen die Whigs, erreichten dann ihren Höhepunkt in den Worten: „Mit Verletzung der bekannten Landesgesetze haben die Lords die in der schottischen Verschwörungssache verhafteten Personen Ew. Majestät aus den Händen gerissen, und, ohne Erlaubnis noch auch nur Kenntnis Ew. Majestät, in einer ganz außerordentlichen Weise die Untersuchung dieser Sache an sich genommen." [1])

Die Königin nahm mit Dank diese Sorgfalt für ihre Prärogative entgegen, vermied jedoch jedes Wort, das wie ein Tadel des Oberhauses hätte erscheinen können.

---

[1]) Commons Debates t. III, p. 287.

Das Oberhaus dagegen blieb mit seiner Vorstellung an die Königin nicht zurück. Es bezeichnete die Ausdrücke in der Adresse des Unterhauses als so scharf und unerhört, wie sie nicht einmal von jener Versammlung gebraucht seien, die unter dem Namen eines Hauses der Commons es auf sich genommen, nicht blos das Oberhaus abzuschaffen, sondern auch das Königthum aufzuheben. Die Adresse sucht dann das Recht des Oberhauses darzulegen, so zu handeln wie es gethan, sowohl im Allgemeinen wie in diesem besonderen Falle. Wenn dennoch das Unterhaus dies Verfahren als irrthümlich ansehen zu müssen gemeint habe: so würde das Oberhaus ihm zur Rechtfertigung erbötig gewesen sein. Statt dessen habe das Unterhaus sich sofort mit schwerer Anklage direct an die Krone gewandt.

„So etwas, fährt die Adresse des Oberhauses fort, ist vorher nie geschehen, und, in unserer aufrichtigen Sorgfalt für die Erhaltung unserer Verfassung, sprechen wir die Hoffnung aus, daß es auch niemals wieder geschehen werde. Wir wissen, daß Ew. Majestät königliches Herz unerschütterlich daran hält, die Freiheit Ihres Volkes zu bewahren und unverletzt auf die Nachkommen zu bringen. Allein, wenn in späteren Zeiten die Häuser des Parlamentes wider einander Berufung an die Krone einlegen wollten — denn wenn ein Verfahren dieser Art dem Unterhause zustände, so würde es auch dem Oberhause gebühren —: so ist, wie ein Vorgehen dieser Art jetzt einem wohlwollenden Souverän Unannehmlichkeiten bereitet, leicht vorher zu sehen, welche unheilvolle Folgen unter einem übelwollenden Fürsten daraus kommen würden, und nicht ohne Schrecken können wir daran denken, welche Vortheile ein Fürst von solcher Gesinnung daraus zu ziehen vermöchte, um auch die best geordnete Verfassung der Welt zu zerstören. Es liegen Erfahrungen bei fremden Völkern vor, daß ähnliche Schritte geendet haben mit der Vernichtung jeglicher Freiheit, und dies erregt um so größere Besorgnis vor einem solchen Beginne auch bei uns. Das weise Urtheil Ew. Majestät wird sehr leicht erkennen, wohin es führen muß, wenn das eine Haus des Parlamentes den Souverän auffordert und anreizt, eine wahre oder vermeintliche Prärogative über das andere auszuüben.“ [1])

---

[1]) Commons Debates t. III, p. 294.

„Wir dürfen dagegen mit Wahrheit und Bescheidenheit versichern, daß die Lords zu allen Zeiten das sicherste und natürlichste Bollwerk für die Prärogativen der Krone gewesen sind. Sie sind, wie Ihr königlicher Großvater immer gesegneten Andenkens sich auszudrücken pflegte, ein vortrefflicher Damm und eine Schranke zwischen dem Fürsten und dem Volke, um je die eine Seite zu schützen gegen etwelche Uebergriffe der anderen."

„Wir werden niemals durch irgend einen Act von unserer Seite beitragen, die Rechte der Krone zu verringern, noch auch werden wir, in so weit wir es vermögen, von anderer Seite her es dulden. Wir können nicht anders handeln, ohne uns selber empfindlich zu treffen. Denn wir sind durchaus überzeugt, daß die Erhaltung der legalen Prärogative nicht blos der sicherste Weg ist, unsere eigenen Privilegien zu schützen, sondern auch das durchaus nothwendige Erforderniß für eine glückliche und rechtmäßige Regierung. Und wir hoffen, das Haus der Gemeinen wird in allen künftigen Zeiten mit derjenigen Rücksicht für die Prärogative der Krone reden und handeln, welche es so kürzlich sich zu eigen gemacht zu haben scheint."

Auch auf diese Adresse des Oberhauses antwortete die Königin Anna mit der weisen Beschränkung, ihre Genugthuung auszusprechen für die Versicherung des Oberhauses, daß es jeglichen ferneren Anlaß zum Zwiste vermeiden wolle, so wie ihren Dank für das Versprechen, einzustehen für die Rechte und Prärogative der Krone. „In keiner anderen Sache, schloß sie, werde ich diese so bereitwillig ausüben, als wo es sich handelt um das Wohl meiner Unterthanen, den Schutz ihrer Freiheiten."

Erblicken wir hier den Wetteifer beider Parteien in der Loyalität vor der Königin Anna, sehr verschieden von der einstigen Haltung gegenüber dem Könige Wilhelm III.: so sind doch auch die Unterschiede hervorzuheben, welche der Königin Anna das Regieren über England um so sehr viel leichter machten als ihrem Vorgänger. Wilhelm III. war und blieb sein Lebenlang ein Fremder, ein Ausländer, der zuerst seine eigene Heimat liebte, dann England. Anna war die geborene Engländerin, englisch in allem ihrem Fühlen und Denken. Der starken Willenskraft und zugleich der Verschlossenheit des Königs Wilhelm III. gegenüber gaben weder die Whigs noch die

Tories sich dem Glauben hin, daß ihre Freiheit auch dann noch sicher sein werde, wenn er die Mittel in Händen habe, sie ihnen zu nehmen. Sie meinten vor ihm immer auf ihrer Hut sein zu müssen. Vor der Königin Anna hatten sie nicht eine solche Besorgnis. — Andererseits dagegen war diese den sämmtlichen Parteien lieb und werth, je nach den verschiedenen Gründen. Für die gesammte Whig-Partei und für diejenigen Tories, die darin mit ihnen gingen, repräsentirte die Königin Anna auf dem Throne das Parlamentsrecht von 1689. Für die Tories insgemein war sie die Schützerin der Hochkirche. Für die Jacobiten unter den Tories erschien die Königin Anna auf dem Throne, obwohl sie ihn inne hatte kraft Parlamentsrechtes, dennoch thatsächlich als die Brücke zur Herstellung des vollen Erbrechtes.

Eben darum konnten damals alle Parteien in England mit gleichem Vertrauen der Königin Anna ihre Huldigung entgegen tragen. Auch bei den Whigs mußte das Mistrauen, welches in der ersten Zeit durch die Bethätigung der auffallenden Gunst für die Tory-Partei aufgewachsen war, nachlassen in dem Maße, wie die Königin, und sicherlich darin nicht ohne den Einfluß der Warnungen ihrer Freundin Marlborough, sich langsam davon zurückzog. Es schien doch auch nahe liegen zu müssen, daß die Königin nicht selber das Fundament verneinen würde, auf welchem ihr Thron stand. Diese Annahme mußte sich negativ bekräftigen dadurch, daß direct von der Königin her weder ein Wort noch eine Handlung ausging, die als günstig für die Wünsche von St. Germain gedeutet werden konnte. Es ist keine Spur jemals bekannt geworden, daß, nach der Thronbesteigung der Königin Anna, die unglückliche Witwe Jacobs II. in St. Germain als die Vormünderin ihres Sohnes, in den nächsten Jahren den Versuch vom September 1701 noch wieder erneuert habe.

Nach auswärts dagegen stand Anna als Königin von England voran in dem Kampfe wider diejenige Macht, von welcher ihre Verwandten in St. Germain, beharrend in ihrer ererbten Thorheit, fortfuhren das Heil zu erwarten. Daß die Königin in diesem Kampfe thatsächlich den ersten Rang einnahm, ergab sich eben in jenen Tagen augenfällig vor England selbst wie vor Europa durch den Besuch des Königs Carl III. von Spanien in Windsor.

## Der Besuch des Königs Carl III. in England.

In den ersten Tagen des Jahres 1704 hatte endlich die Abfahrt des jungen Königs von der Maas aus erfolgen können. In England hatten sich unterdessen hier und da im Volke Zweifel erhoben, ob der Besuch für die Königin Anna erwünscht sein werde; denn sie sei fast lahm, lasse sich von einem Zimmer ins andere tragen. Marlborough, darüber von Wratislaw, der sich noch im Haag befand, in einem Schreiben befragt, verneinte mit Nachdruck diese Gerüchte, und versicherte, daß alle Anstalten zum Empfange und Geleite von Portsmouth aus nach Windsor getroffen seien.[1]) Demnach eilte Wratislaw nach England. In einer Audienz, welche er sofort erhielt, versicherte ihn die Königin in nachdrücklicher Weise, wie sehr sie verlange, mit allen Kräften dem Könige Carl zum Wiedergewinne der spanischen Monarchie beizustehen.[2]) Marlborough hob hervor, daß nach der Ankunft der holländischen Flotte vor Portsmouth die Einschiffung der Engländer mindestens drei bis vier Tage erfordern, demnach ein Besuch des Königs in Windsor einen Zeitverlust nicht herbeiführen werde. Der Gang der Dinge, eben so wie die ausdrückliche Meldung[3]) Wratislaws thun dar, daß die Königin Anna für die Zusammenkunft denselben Eifer an den Tag gelegt hat, wie der König Carl III. Demgemäß enteilten Marlborough und Wratislaw zusammen nach Portsmouth, um dem Könige sofort bei der Ankunft dort die Sachlage mitzutheilen.

Wir haben den merkwürdigen Vorgang dieses Besuches in Windsor kennen zu lernen nach dem Berichte des Augenzeugen und Theilnehmers Wratislaw für den Kaiser.[4])

Am 7. Januar 1704 (n. St.) warf die Flotte, welche den König Carl III. nach Spanien tragen sollte, auf der Rhede von Portsmouth die Anker. Marlborough und Wratislaw eilten an Bord. In

[1]) Murray t. I, p. 218.
[2]) Wratislaws Bericht vom 1. Januar 1704.
[3]) Im Berichte vom 18. Januar 1704.
[4]) Man vergleiche zu diesem ausführlichen Berichte diejenigen des Landgrafen Georg an den Kaiser und die Kaiserin, bei Künzel: Landgraf Georg. S. 301 u. f.

der Frühe des anderen Morgens führten Schaluppen den König mit wenigen Begleitern ans Land, wo die Wagen ihrer harrten. Die drei Regimenter der Festung Portsmouth, mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen, standen zu beiden Seiten der Straße aufmarschirt, der Mayor und der ganze Gemeinderath von Portsmouth, in scharlachrothe Talare gekleidet, schritten zu Fuß vor und um die Kutsche des Königs. Die Geschütze donnerten unabläſſig, die Glocken läuteten, das Volk jubelte dem jungen Könige entgegen.

Es war das zweite Mal, daß ein König aus dem Hause Habsburg den englischen Boden betrat, Carl III., damals in demselben Lebensalter wie einst sein Ahn Carl I., als römischer Kaiser der fünfte des Namens. Der Kaiser hoffte damals an dem Gemahle seiner Tante Katharina, an Heinrich VIII., eine Stütze für seine Politik zu finden. Die Königin Anna hatte dem jungen Könige Carl III. zugesagt ihm zu sein wie eine andere Mutter.

Von Portsmouth ab ward der Zug durch eine Eskorte gedeckt, je vier Compagnien, die an bestimmten Orten Ablösung vorfanden. In Chichester entsprach der Empfang nach Verhältnis demjenigen in Portsmouth. Am Abend langte der Zug in Petworth an, einem Schlosse des Herzogs von Somerset, bis wohin der Prinz-Gemahl entgegen gekommen war. Vom Wagen an bis zum Schlosse hinauf lag ein türkischer Teppich, und es ward bemerklich gemacht, daß ein solcher in England nur regierenden Königen geboten werde. Wratislaw fügt seiner Meldung hinzu: „Es fehlen mir die Worte auszusprechen, wie herrlich dies Haus gebaut, wie prächtig es möblirt, und mit welcher Magnificenz der Herzog von Somerset den Wirth gemacht hat.“

In der Frühe des 9. Januar ging die Fahrt weiter, unter dem Jubel der unterwegs harrenden Bevölkerung. Viele Weiber streuten Blumen oder Lorbeerzweige auf den Weg. „Eine Menge junger Bauersleute, mit weißen Hemden und Mützen und roth sammtnen Hosen angethan, kamen an den Wagen des Königs heran, ihn stützend, damit er nicht umfallen könne. Man durfte ihnen das nicht verwehren.“ In Guilford, einem großen Flecken, ward zu Mittag gespeist; doch ward kaum die Ruhe dazu vergönnt, weil dort Parlaments-Mitglieder und Edelleute, die aus der Umgegend zusammen geströmt waren, um Vorstellung ersuchten.

Unweit Windsor kam eine Abtheilung des Garde-Corps entgegen. Die andere Hälfte desselben, so wie zwei Bataillone Infanterie standen auf dem Schloßplatze von Windsor, mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen, die dann bis zur Erde vor dem Könige gesenkt wurden. Die Ankunft war um 6 Uhr Abends. Am Fuße der Treppe harrte der Oberstkämmerer Graf Jersey mit einem Lichte in der Hand, zu beiden Seiten standen auf den Treppenstufen hinan Lords und Edelleute des Dienstes der Königin, oben an der Treppe diese selbst. Als Carl III. sich nahte, schickte die Königin sich an einige Stufen hinunter zu steigen. Der junge König, es gewahrend, sprang mit zwei raschen Sätzen hinauf und machte eine tiefe Reverenz. Dann umarmte und küßte er die Königin, nach hiesigem Gebrauche, wie Wratislaw bemerkt. Er reichte ihr darauf die Hand, um sie zu führen. Man schritt durch fünf Zimmer, in denen zu beiden Seiten die Damen des Hofes sich reihten. Aber der Zudrang war so stark, daß reichlich eine halbe Stunde erforderlich war, den Weg durch diese fünf Zimmer zurückzulegen. Als man bis in das Zimmer gelangt war, von welchem aus die für den König Carl III. bestimmten Gemächer sich abzweigten, wollte die Königin den Gast dahin geleiten. Wratislaw fand schnell die Gelegenheit dem jungen Könige anzudeuten, daß nach der anderen Seite die Gemächer der Königin sich erstreckten. Carl III. fiel daher rasch ein: er sei nach Windsor gekommen, um der Königin aufzuwarten, und bitte demnach um die Erlaubnis, sie in ihre Gemächer zu führen. Nach einigen protestirenden Complimenten willigte die Königin ein. Im Betzimmer befanden sich an der Wand zwei gleiche Lehnsessel. Nach einigem Sträuben nahm der junge König den Sessel zur Rechten, die Königin setzte sich auf denjenigen zur Linken, der Prinz-Gemahl blieb in einiger Entfernung mit dem andern Gefolge stehend. Nach reichlich einer Viertelstunde erhob sich der junge König. Die Königin begleitete ihn bis zum Zimmer hinaus und wollte weiter mitgehen. Er protestirte, und griff dann mit raschen Schritten aus, damit die Königin nicht folgen könne. Die Anwesenden dagegen geleiteten ihn bis in seine Gemächer.

Nachdem er eine andere Perrücke aufgesetzt, trat er wieder hervor und ließ sich von dem Prinzen-Gemahl die sämmtlichen Lords vorstellen. Der Herzog von Marlborough als General-Capitain ersuchte

ihn um die Parole, eben so der Herzog von Northumberland als Connetable von Windsor. Der Oberstkämmerer Graf Jersey lud zur Tafel. Demnach ging der Zug wieder in die Gemächer der Königin, wo sie dem Könige die Damen vorstellte. Carl III. reichte dann der Königin die Hand sie zu Tische zu führen. Die Tafel war viereckig. Der König nahm den Platz zur rechten Hand oben, die Königin den linken an derselben Tischseite, der Prinz-Gemahl zur Linken der Königin an der anderen Tischseite. Die Cavaliere und Damen des Hofes warteten auf. Oesterreichische Herren reichten dem Könige Carl den Wein, die Herzogin von Marlborough der Königin, Lord Delaware dem Prinzen Georg. Der König trank auf die Gesundheit der Königin; sie erwiederte in entsprechender Weise.

Der erste Tag war zur beiderseitigen Zufriedenheit verlaufen. Eben so verstrich der zweite, der 10. Januar. Die kurze Zeit des Aufenthaltes gestattete nicht eigentliche Audienzen zu geben; aber der junge König nahm Jeden an, der die Gelegenheit fand ihm näher zu kommen. Während er mit dem Prinzen-Gemahl den Corridor entlang schritt zum Saale des Hosenband-Ordens, ward ihm eine Deputation spanischer Kaufleute gemeldet, theils aus der Heimat flüchtig, theils in England wohnhaft. Er hörte sie an, und antwortete ihnen in spanischer Sprache. Beim Heraustreten aus den Zimmern des Prinzen-Gemahles ward ihm der Treasurer Godolphin vorgestellt. Der junge König faßte ihn bei der Hand, zog ihn in eine Fensternische, und empfahl ihm dringend das allgemeine Interesse wider Frankreich. Aehnlich geschah es mit dem Staats-Secretär Nottingham. Die Gesandten der fremden Mächte, die, bis auf den venetianischen Botschafter, sämmtlich sich gemeldet, erhielten gemeinsam eine Audienz.

Die Königin ließ sich zum Besuche ansagen. Es wurden wieder zwei gleiche Lehnsessel gestellt, dies Mal jedoch derjenige für die Königin zur Rechten, so wie zugleich ein Sessel für den Prinzen-Gemahl, der sie führte.

Nach der Weise der Zeit fand eine zweimalige Mahlzeit statt, zu Mittag und zu Abend. Der Nachmittag wurde mit Musik, Bassetspiel, Tanz ausgefüllt. Nach der Abendmahlzeit überraschte der junge König die Anwesenden durch eine Höflichkeit besonderer Art. Als die Herzogin von Marlborough, der englischen Weise gemäß, der Königin

eine angefeuchtete Serviette darbieten wollte, erhob sich Carl III. und ersuchte die Herzogin ihm zu verstatten, daß er der Königin die Serviette darreiche. Die Königin, dies erblickend, machte eine tiefe Verbeugung, nahm die Serviette, küßte sie und gab sie der Herzogin von Marlborough zurück. Im selben Augenblicke streifte Carl III. einen Brillantring vom Finger, legte ihn auf den Präsentirteller, mit der Bitte an die Herzogin, den Ring als Andenken von ihm zu nehmen und die Königin oft an ihn zu erinnern. „Mylady Marlborough, meldet der Graf Wratislaw, war über diese Artigkeit ganz confus. Alle dagegen waren des Lobes voll sowohl für den hübschen Einfall des Königs, als die Unbefangenheit,[1]) mit der er sich in der Ausführung benommen."

Nach der Tafel führte Carl III. die Königin wieder in ihr Zimmer, wo sie ihm den Sitz zur Rechten anwies. Der Prinz-Gemahl blieb aufrecht. Nach wenigen Minuten jedoch erhob sich auch der König, und redete stehend zu der Königin. Sie versicherten einander ewige Freundschaft. Der König ersuchte dann die Königin, daß sie um der Gesundheit des Prinzen-Gemahls willen ihn am nächsten Tage abhalten wolle, wieder das Geleite zu geben. Die Königin nahm dies hoch auf.[2]) Der Abschied erfolgte wie der Empfang: der König umarmte und küßte die Königin.

Um 6 Uhr Morgens am 11. Januar 1704 fand der Aufbruch von Windsor statt. Der Prinz-Gemahl erschien am Wagen: er wollte wenigstens bis Guilford das Geleite geben. Auch das verbat sich der König Carl. Der Herzog von Somerset war abermals der Reisemarschall und der Wirth in Petworth. Der König nahm das Mittagmahl in Chichester. Der anglicanische Bischof war nicht anwesend; aber der Dechant und das Capitel empfingen den jungen König mit lateinischen Anreden. Es kam ihm dort wie in Windsor das dem Hause Habsburg eigene Sprachtalent zu statten: er antwortete lateinisch. Am Abend traf er in Portsmouth ein und begab sich sogleich wieder an Bord der Royal Catherine. Am anderen Tage besichtigte er die Schiffe der holländischen Flotte. „Ich kann nicht genug aus-

---

[1]) Disinvoltura ist der Ausdruck Wratislaws.

[2]) Das hat die Königin unerhört obligirt, ist der Ausdruck Wratislaws.

drücken, meldet Wratislaw, mit welcher Freude und Liebe die holländischen Seeleute den König willkommen hießen."

Wratislaw schildert dann den Gesammteindruck des Besuches in England mit folgenden Worten: „Ich darf Ew. k. Majestät ohne einige Uebertreibung sagen, daß der König von Spanien sich die Zuneigung und Hochschätzung aller Persönlichkeiten von beiden Parteien gewonnen hat. Die Königin inbesondere, wie ich dessen von sicherer Hand gewis bin — also vermuthlich von dem mit Wratislaw besonders befreundeten Marlborough — kann den jungen König nicht genug loben. Ich bezweifele daher nicht, daß bei ihrem standhaften Charakter dieser gute Eindruck vortheilhafte Folgen haben wird. Besonders ist hervorzuheben, daß in Betreff des Ceremoniells auch nicht der geringste Anstoß, wie ja doch häufig in solchen Fällen geschieht, statt gefunden, sondern alles zu gegenseitiger Befriedigung seinen Verlauf genommen hat." Namentlich hatte auch der Fürst Anton Florian von Liechtenstein sich das Wohlgefallen der Engländer erworben. Die Königin ermächtigte ihn ausdrücklich ihr zu schreiben, wenn in der Ausrüstung das Eine oder das Andere sich als mangelhaft erwiese.[1])

Der vortheilhafte Eindruck des Besuches gab sich kund durch eine besondere Thatsache. Ein reicher Engländer erbot sich ein Regiment Soldaten auf eigene Kosten auszurüsten und einen Monat lang zu besolden, wenn von da an der König von Spanien es auf englischem Fuße weiter unterhalten wolle. Aber der arme König Carl III. hatte kein Geld. Er mußte das Erbieten dankend ablehnen.[2])

Am 5./16. Januar lichtete die verbündete Flotte die Anker. Die Fahrt war nicht glücklich. Der junge König hielt in Sturm und Regen aus auf dem Verdecke. Als der Admiral Rooke ihn ersuchte sich hinunter zu begeben, erwiederte er: „Ich will Zeuge sein Ihres Fleißes und Ihrer Mühen für mich und meinen Dienst." Der Sturm indessen zwang zur Umkehr. Am 17./28. Januar warf die Flotte wieder auf der Rhede von Torbay die Anker.[3])

Zum zweiten Male fuhr sie aus am 4./15. Februar. Man hoffte auf günstiges Wetter mit dem Vollmonde, der am nächsten

---

[1]) Wratislaws Bericht vom 18. Januar.

[2]) Wratislaws Bericht vom 27. Februar.

[3]) Wratislaws Bericht vom 29. Januar.

Tage eintrat. Die Wendung erfolgte nicht. Abermals mußte man umkehren.[1])

In Versailles ging das Gerücht um, daß das Schiff, welches den Erzherzog trage, in den St. Georgs-Canal verschlagen sei. Dort sei das Meer immer wild und ungestüm, die Küste klippig. Andere ließen den Erzherzog bereits todt sein, sei es durch Schiffbruch, sei es an den Blattern, sei es an einem hitzigen Fieber.[2]) — Er selber freilich wußte von dem Allem nichts.

Wiederum segelte man ab am 13./24. Februar. Diesmal endlich gelang die Fahrt. Am 7. März traf Carl III. auf der Rhede vor Lissabon ein, und ward am 9. von dem Könige Dom Pedro in die Stadt eingeholt. Fortan gab es auf dem Boden der iberischen Halbinsel zwei Könige von Spanien, feindselig gegen einander.

Ein moderner englischer Historiker hat es vorgezogen, den König Carl III. bis zu seinem Besuche in Windsor als den Titular-König von Spanien und von da an als den Erzherzog Carl zu bezeichnen.[3]) Eine solche Unterscheidung, indem sie die Anschauung, welche durch den Utrechter Frieden des Jahres 1713 geschaffen worden ist, zurückträgt in 1704 und die nächsten Jahre, entspricht nicht der Anschauung der Zeitgenossen, die mitten in den Dingen standen, und zwar am wenigsten in England selbst. Denn die Thatsachen haben uns gezeigt und werden ferner zeigen, daß gerade England damals am kräftigsten und nachdrücklichsten für Carl III. als König von Spanien eintrat, daß es für seine Sache viele tausende von Menschenleben und unzählige Millionen zum Opfer darbrachte. Jahr auf Jahr finden wir fortan in den Thronreden der Königin Anna den Gedanken, daß das Ziel des Krieges sei die Herstellung des Königs Carl III. von Spanien in seinen rechtmäßigen Besitz, und dieser Gedanke, den die Thronreden verkünden, wird mit gleichem Nachdrucke wiederholt in den Adressen beider Häuser des Parlamentes. Bezeichnet man daher den König Carl III. für diese Zeit anders als die Zeitgenossen, und namentlich die Engländer damals selber ihn benennen: so erscheint diese andere Bezeichnung wie

---

1) Hoffmanns Bericht vom 19. und 22. Februar.

2) Dangeau t. IX, p. 424, 432, 436.

3) Lord Stanhope: Reign of Queen Anne, p. 112.

eine indirecte Misbilligung dessen, was Jahre lang in England für recht und zweckmäßig anerkannt wurde, und entspricht daher nicht der geschichtlichen Gerechtigkeit.

Anstatt dessen ist vielmehr hervorzuheben, daß die Königin Anna und ihre damaligen Minister auf die Anerkennung des Königs Carl III. von Spanien einen besonderen Nachdruck legten. Wie Carl III. den kaiserlichen Gesandten Grafen Goes bei der Republik Holland auch zugleich zu seinem Gesandten ernannt hatte, ebenso auch für England den Grafen Wratislaw. Dieser hatte daher seine Creditive zu überreichen. Da seinem Wunsche gemäß der Kaiser ihm die baldige Abberufung bereits in Aussicht gestellt, so glaubte Wratislaw, daß eine Privat-Audienz genügen würde. Die Königin ließ ihm durch den Staats-Secretär Nottingham erwiedern: er möge als spanischer Gesandter um des Eindruckes willen auf die Engländer eine öffentliche Audienz begehren. Der Einwand, daß sein nur noch kurzer Aufenthalt sich vielleicht auf Tage beschränken werde, schlug nicht durch. Auch Marlborough rieth ihm, dem Wunsche der Königin zu willfahren. Der Act der öffentlichen Audienz des spanischen Gesandten werde den Engländern erscheinen wie eine Sanction des bisher Geschehenen, wie eine öffentliche Anerkennung für alle aufgewendeten Unkosten. Andererseits setze sich eben dadurch der König Carl III. in den Besitz des Rechtes einen Gesandten am englischen Hofe zu haben.[1])

Wir werden später, im Jahre 1711, zu ersehen haben, welches sonderbare Verfahren dann die Königin Anna anwendete, um den Besitz dieses Rechtes, dessen Geltendmachung sie im Jahre 1704 mit Nachdruck verlangt hatte, wieder zu eludiren.

Wratislaw fügte sich dem Wunsche. Als er zur bestimmten Stunde erschien, war die Königin mit gerade eingelaufenen schottischen Nachrichten beschäftigt. Sie entsandte den Herzog von Marlborough in das Vorzimmer, wo Wratislaw mit anderen Gesandten harrte, um ihm wegen dieser Verzögerung eine Entschuldigung zu sagen. Diese nicht herkömmliche und geflissentliche Distinction erregte, wie sie sollte, das Erstaunen aller Anwesenden. Dann fand die öffentliche Audienz statt. Nachdem Wratislaw seine Creditive überreicht, sagte er: „Der

---

[1]) Wratislaws Bericht vom 4. März.

König, mein gnädigster Herr, lebt des Vertrauens, daß Ew. Majestät ihn nicht verlassen werden in einem Unternehmen, in welches er sich eingelassen auf den dringenden Wunsch seiner Bundesgenossen, und daß, während er seine Person für die gemeinsame Sache einsetzt, Ew. Majestät immer Ihre weisen Rathschläge mit Ihrer mächtigen Hülfe verbinden werden, um den Ausgang den Wünschen gemäß zu machen." [1]) Die Anrede entsprach der damaligen Gesinnung der Königin Anna.

## Die weiteren Parlaments-Verhandlungen.

Während die Königin und beide Häuser des Parlaments in Betreff der spanischen Angelegenheit einmüthig dachten und handelten, dauerte inzwischen der Hader beider Häuser, der von der Angelegenheit der schottischen Verschwörung und der Untersuchung derselben seinen Ausgang genommen, und in welchem beiderseitig der Eifer um die Prärogative der Krone zur Fahne diente.

Das Unterhaus ließ die lange Adresse, durch welche die Lords sich als die Schutzwehr gegen jeglichen Uebergriff, als das Bollwerk zwischen der Krone und dem Volke, hingestellt hatten, nicht ohne eine entsprechende Erwiederung. Diese ausführliche Adresse des Unterhauses, oder genauer der Tory-Mehrheit im Unterhause, legt hauptsächlichen Nachdruck darauf, daß der Eifer, den sie bewiesen, die Vorwürfe, die von daher über sie gekommen, aus keiner anderen Ursache entspringen als aus der Vertheidigung einer vortrefflichen Königin, in deren Hand der Allmächtige die Executiv-Gewalt der englischen Nation gelegt habe. — Die Adresse wurde, ebenso wie das Oberhaus es bei der seinigen gethan, von der gesammten Körperschaft des Unterhauses überreicht. Die Königin antwortete mit derselben Vorsicht wie früher. Sie sprach ihren Dank aus für den Eifer, den das Unterhaus für die Rechte der Krone beweise. Sie lobte die Raschheit in der Bewilligung der Mittel für den öffentlichen Dienst. Sie nahm mit Genugthuung die Versicherung des Unterhauses entgegen, jeden Anlaß zum

---

[1]) Wratislaws Bericht vom 4. März.

Zwiste mit dem Oberhause vermeiden zu wollen. — Aber auf die Beschwerde des Unterhauses gab sie keine directe Antwort.[1])

Der Zwist beider Häuser, oder richtiger der Parteien, die je in dem einen und dem andern die Mehrheit hatten, blieb darum derselbe wie zuvor. Beide Parteien drängten sich an die Königin: die Tories, um sie auf ihrer Seite zu behalten, die Whigs, um sie für sich zu gewinnen.

Die Königin stand auf der Höhe ihrer Popularität. Am 6./17. Februar 1704 trat sie in ihr vierzigstes Lebensjahr, und feierte diesen ihren Geburtstag durch eine That, welche ihr für lange Zeiten hinaus ein dankbares Andenken gesichert hat.

Die Krone von England bezog bis dahin ein besonderes Einkommen, theils aus den früheren Zehnten, theils aus den erstjährigen Einkünften erledigter Pfründen. Der Betrag wurde in Allem auf etwa 16.000 Pfund Sterling gerechnet. Der Ursprung datirte aus den Zeiten der kirchlichen Einheit der Christenheit, wo die Päpste diese Auflage veranstaltet hatten zum Zwecke der gemeinsamen Abwehr der Türken. Als Heinrich VIII. sich von Rom lossagte und die kirchliche Jurisdiction an die Krone band, ließ er die Auflage fortbestehen und vom Parlamente bestätigen, nicht jedoch für den einstigen Zweck, sondern für seine Casse. Die Einnahme verblieb seinen Nachfolgern, und es wird namentlich bei Carl II. hervorgehoben, daß der Gebrauch, den er davon machte, ein sehr unwürdiger war. Der anglicanische Bischof Burnet, der vermöge seiner Studien über die Zeit der Kirchenspaltung den Ursprung und die Beibehaltung der Auflage am genauesten kannte, hatte wiederholt dem Könige Wilhelm III., der Königin Mary, der Königin Anna nahe gelegt, wie viel zweckmäßiger es sein würde, diesen Betrag für kirchliche Zwecke zu verwenden.[2]) Man hat ihm das breite Sich-Ergehen über diese seine Bemühungen als Eitelkeit angerechnet; aber sein Bericht dürfte doch völlig der Wahrheit entsprechen, zumal da er, was er in seinem Werke nicht erwähnt, durch eine Denkschrift vom Jahre 1703 auch bereits bei der Kur-

---

[1]) Commons Debates t. III, p. 301. Vom 3./14. Februar.

[2]) Burnet's History of his own time, p. 745 (London edition 1857).

fürstin Sophie in Hannover die Angelegenheit im selben Sinne zur Sprache gebracht hatte. [1])

Die Königin Anna ging auf den Gedanken ein. Zu ihrem Geburtstage 1704 überwies sie den gesammten Betrag zur Unterstützung armer Geistlichen der Hochkirche. Sie ließ durch einen der Staats-Secretäre es dem Unterhause kund thun, mit dem Wunsche, daß zur Feststellung der Thatsache für sie und für ihre Nachfolger eine Parlaments-Acte darüber errichtet werden möge. Die Güte und Frömmigkeit der Königin fand volle Anerkennung. [2]) Das Unterhaus als Körperschaft überreichte eine Dankadresse. [3])

Es ging dann noch einen Schritt weiter: es hob in der darüber errichteten Bill die Beschränkungen für Vermächtnisse zur todten Hand hinweg. Es ward behauptet: dies sei in der Absicht geschehen, damit, wenn das Oberhaus Einspruch dagegen erhebe, es den Vorwurf der Vereitelung der Bill auf sich nehmen müsse. In der That ward die Bill im Oberhause lebhaft angefochten, nicht jedoch verworfen. [4])

Die Verleihung erhielt den Namen: Queen Anne's bounty. Es ist in späterer Zeit oft hervorgehoben, wie segensreich sie gewirkt habe. Dagegen dürfte fraglich sein, ob alle diejenigen, welchen die Wohlthat zu gute gekommen, sich darüber klar geworden sind, wie es habe geschehen können, daß die einstige Türkengefahr für die Christenheit diejenigen Mittel hervorgerufen, die um Jahrhunderte später gedient haben, Pfarrhäuser für Geistliche der englischen Hochkirche zu errichten, oder ihnen ein ausreichendes Einkommen zu sichern.

Die Differenzen zwischen den beiden Häusern des Parlamentes oder den beiden politischen Parteien, welche je in einem derselben die Mehrheit hatten, übten keinen nachtheiligen Einfluß, weder auf die Haltung Englands nach außen, noch auf die inneren Angelegenheiten. Wie die Thronrede und die antwortenden Adressen es verkündet: so bewies sich auch ferner der Credit des Staatswesens als gesichert.

---

[1]) A Memorial humbly offered to H. R. H. the Princess Sophia. 1703.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 22. Februar.

[3]) Commons Debates t. III, p. 388.

[4]) Burnet p. 746.

Nachdem die Königin die Subsidien-Bill sanctionirt, wurden die Vorschüsse auf die bewilligten Gelder im Schatzamte gegen die Zusicherungen von zehnperzentigen Leibrenten entgegen genommen. Der Betrag war, nach deutschem Gelde, acht Millionen rheinischer Gulden. Innerhalb zweier Tage ward er in das Schatzamt eingebracht. Es fand dabei ein solcher Wetteifer statt, „daß sich die Leute, um einander mit Geldeinlagen zuvorzukommen, darum geschlagen haben". [1])

Der Berichterstatter setzte hinzu, und sicherlich mit vollem Rechte, daß von keinem anderen Lande der Welt ein Gleiches zu hören sein werde. Es ist das höchste Lob, das er England zollen konnte, und wahrlich nicht bloß finanziell. Denn die Basis alles Credites ist die gegenseitige Ehrlichkeit. Der Kaiser Leopold I. war und blieb arm und daher nach Verhältnis machtlos, weil so viele seiner Diener unehrlich waren.

Die Differenzen beider Häuser, namentlich über die Untersuchung der schottischen Verschwörung, dauerten fort; aber es ward, bei aller Zurückhaltung der Königin, dennoch mehr und mehr ersichtlich, daß sie sich dem Oberhause zuneige. Einige der eingelieferten Schriftstücke waren chiffrirt. Die Königin erließ eine Proclamation, welche demjenigen, der sie aufzulösen verstünde, eine Belohnung von 500 Pfund Sterling zusicherte, und, wenn er mitschuldig, die Straflosigkeit. Dann folgte der Satz: die Auflösung habe zu geschehen vor der Commission des Oberhauses. Das Unterhaus, heftig erregt, erklärte es für beispiellos, daß das Oberhaus allein vorgehe, ohne das Unterhaus mit heranzuziehen. Es überreichte eine Adresse, in welcher sich der merkwürdige Satz fand: die Königin wolle die Ausübung ihrer Prärogative wieder an sich nehmen, und unter ihrer Autorität die Untersuchung des schottischen Complots anstellen. [2])

Aber gerade hier lag der wunde Fleck. Die Commission des Oberhauses machte der Untersuchung, die der Staats-Secretär Nottingham angestellt hatte, den Vorwurf großer Ungenauigkeit. [3]) Eben

[1]) Hoffmanns Bericht vom 11. März. — Man vergleiche die Werke von Leibniz Band IX, S. 75.

[2]) Commons Debates t. III, p. 302: to reassume the just exercise of her Prerogative.

[3]) Lords Debates t. II, p. 73.

dieselbe Ansicht scheint die Königin getheilt zu haben. Und gerade sie nahm die schottische Angelegenheit sehr ernsthaft. Es folgte weiter, daß, wenn das Unterhaus bei der Untersuchung betheiligt würde, die von der Mehrheit desselben zu ernennenden Mitglieder nicht einen regeren Eifer beweisen würden als ihr Freund, der Staats-Secretär Nottingham. „Viele Mitglieder des Unterhauses, meldet Hoffmann, stehen geradezu in dem Verdachte, daß sie diese zu Gunsten des Prinzen in St. Germain angezettelte Verschwörung lieber gelingen sehen als aufdecken würden.“ [1])

Und damit berühren wir den Kern der Sache. Die Königin Anna war zu der Erkenntnis gelangt, daß sie zum Zwecke der Sicherung der Krone auf dem eigenen Haupte der Whig-Partei etwas näher treten müsse: daher ihr Verhalten gegenüber den beiden Häusern des Parlamentes. Sie nahm jene Adresse des Unterhauses mit Dank für die Gesinnung entgegen, und versprach sich die Erhaltung ihrer Prärogative angelegen sein zu lassen. Weiter ging sie nicht ein. Aber thatsächlich erkannte sie an, daß der Eifer des Oberhauses für die Untersuchung der schottischen Sache ihrem Interesse entsprach, und beförderte diesen Eifer.

Dagegen that das Oberhaus einmal selber einen Schritt, aus welchem die Gefahr erwachsen konnte, die entgegen kommende Gesinnung der Königin zu wenden. Es reichte eine Adresse ein in Betreff der Flotte. Darin fand sich die Bemerkung, daß an der Bemannung 5500 Mann fehlten. Dies enthielt einen Angriff auf die Verwaltung der Admiralität, deren Chef der Prinz-Gemahl Georg von Dänemark war. Unparteiische Beobachter wie Wratislaw und Hoffmann hielten den Vorwurf für nicht begründet, weil die Flotte sich im besseren Stande befinde als jemals zuvor bei so früher Jahreszeit. Sie besorgten daher eine nachtheilige Wirkung des Vorwurfes. In der That wies die Königin ihn zurück mit den Worten: „Es ist mir sehr lieb zu vernehmen, daß Ihr bei so früher Jahreszeit nicht eine größere Zahl von Seeleuten als die genannte, auf der Flotte abgängig befindet.“ — Aber die durch diesen Zwischenfall erregte Misstimmung

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 11. März.

war vorüber gehend, und hemmte nicht den Lauf der Dinge, in welchen die Thatsachen hinein drängten.[1])

Am 8./19. März erschien eine Deputation aus Schottland vor der Königin. Die Schotten erhoben Beschwerde über das Gerücht, daß in Folge der Anklage einer Verschwörung in Schottland der Königin der Rath ertheilt worden sei, nicht-schottische Truppen dahin zu legen. Sie baten, die Königin wolle das schottische Parlament einberufen. In dem Hin- und Wiederreden darüber sprach die Königin die Absicht aus, in der nächsten Session die Angelegenheit der Thronfolge zu regeln. Sie verlangte die Ansicht der Deputation über diese Sache. Die Schotten wichen aus. Sie baten, die Lage der Dinge erst ihren Landsleuten berichten zu dürfen.[2])

Der eigentliche Grund des Ausweichens war der Zweifel der Deputation, ob die Königin die Regelung der Thronfolge ernstlich beabsichtige. In kurzer Zeit, meinten sie, werde diese Sache sich klären müssen.

Wenn die Königin die in ihrer Antwort an die Schotten kund gegebene Absicht noch nicht wirklich hatte, so trat bald ein abermaliger moralischer Druck nach dieser Richtung hin auf sie ein.

Das Unterhaus hatte seine Geschäfte im März beendet, nicht das Oberhaus. Es erledigte nicht die letzten vom Unterhause ihm zugestellten Bills, um nicht einer Vertagung ausgesetzt zu werden, bevor es die schottische Untersuchung durchgeführt hätte. Endlich erfolgte der Bericht, dessen Verlesung drei Stunden in Anspruch nahm. Dennoch ergab er kaum irgend Etwas, was nicht schon vorher auch bekannt geworden wäre.[3])

Nicht also die Thatsache der schottischen Verschwörung an sich ist ein erhebliches geschichtliches Moment, sondern sie wurde es durch die Consequenzen.

Auf Grund des Berichtes reichte das Oberhaus der Königin eine Adresse ein, am 22. März/2. April, des Inhalts: das Oberhaus ist der Ansicht, daß eine gefährliche Verschwörung statt gefunden

---

[1]) Die Berichte Wratislaws und Hoffmanns vom 14. März.

[2]) Marchmont Papers vol. III, p. 266.

[3]) Die Berichte Wratislaws und Hoffmanns vom 1. und 4. April.

hat zu dem Zwecke, eine Rebellion in Schottland zu erregen und zugleich eine französische Truppenmacht dort zu landen, um die Regierung der Königin sowohl in England wie in Schottland zu stürzen und den prätendirten Prinzen von Wales einzubringen. Das Oberhaus ist weiter der Ansicht, daß diese Verschwörung durch nichts so sehr angefacht worden ist, als durch die Thatsache, daß die unmittelbare Thronfolge in Schottland nach der Königin und ihren Leibeserben nicht auf die Prinzessin Sophie in Hannover festgestellt ist. Das Oberhaus ersucht daher die Königin, diejenigen Anstalten zu treffen, welche sie für geeignet erachtet dahin zu wirken, daß die Thronfolge in Schottland festgestellt werde auf die Prinzessin Sophie. Im Falle des Erfolges wird das Oberhaus alles aufbieten, um die völlige Union beider Königreiche herbeizuführen, zum Zwecke ihrer gegenseitigen Sicherheit und ihres gegenseitigen Vortheiles.[1])

Erst diese Adresse zeichnete für die Einigung der beiden Königreiche einen bestimmten Weg vor. Es kam also darauf an, wie die betreffenden Factoren sich zu den darin ausgesprochenen Gedanken verhielten.

Die in London anwesenden schottischen Lords hielten mit ihrem Urtheile nicht zurück. Die Adresse war ihnen durchaus nicht genehm. Die Schotten, sagten sie, würden nicht so thöricht sein, die Thronfolge des Hauses Hannover in Schottland festzustellen, ehe und bevor die Union mit England wirklich vollzogen sei. Denn die Erfahrung, die Schottland mit der bereitwilligen Anerkennung des Königs Wilhelm III. gemacht, gebe den Beweis, daß, wenn einmal Schottland zuerst den gewünschten Schritt gethan, England an die wirkliche Union nicht mehr gedenken werde.[2]) Demnach ist der Kern der Gedanken dieser Schotten: für Schottland ist das Eine untrennbar von dem Anderen.

Das Verhalten des anderen Factors, der in Frage kommen könnte, des Hauses Hannover, oder speciell der Prinzessin Sophie, ist in wenigen Strichen darzuthun. Wir haben gesehen, wie Leibniz in ihrem Auftrage das Jahr zuvor dem schottischen Lord Roxburgh ihre

---

[1]) Lords Debates t. II, p. 73.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 4. April.

Gesinnung und Haltung gezeichnet hat.[1]) Es ist diejenige des Wohlwollens für England und für Schottland, der Wünsche für den inneren Frieden der beiden Königreiche, dagegen der Enthaltung von jeder eigenen, diese Länder betreffenden Thätigkeit, oder gar einer Einmischung. In dem Maße, wie es im Laufe der Jahre 1702 und 1703 dem Hause Hannover klarer geworden war, daß es auf irgend welche Zuneigung der Königin Anna nicht zu rechnen habe, sehen wir den Gedanken an die Thronfolge in England zurücktreten. Der Kurprinz Georg August, welchem der König Wilhelm III. im Herbste 1701 zu Loo die Einladung nach England in Aussicht gestellt hatte, ließ, nach dem Tode des Königs, den Gedanken daran so völlig fahren, daß er, damals neunzehnjährig, nicht einmal daran dachte, die Sprache des Königreiches zu erlernen, dessen Krone, wenn die Successions-Acte von 1701 Bestand hatte, einst auf ihn gelangen mußte. In den vertraulichen Briefen der Kurfürstin an Leibniz, so wie an ihre Nichte, die Raugräfin Louise[2]) zu Pfalz, in Frankfurt, mit welcher sie völlig offen redet, wird im Jahre 1703 England kaum noch genannt. Nur Engländer selbst durch Besuche in Hannover, oder durch Briefe dahin, hielten die Erinnerung an die Successions-Acte rege. Bei einem solchen Anlasse kommt auch die Kurfürstin dazu, sich über die Angelegenheit auszusprechen. Der englische Resident Davenant in Frankfurt a/M. hatte ihr brieflich wiederholt seine Affection betheuert. Die Kurfürstin ließ ihm durch ihre Nichte, die Raugräfin, dafür danken, und fügte hinzu: „Die guten Engländer meinen, daß ich an nichts gedenke, als an die Krone England, und sie ist mir noch niemals im Traume vorgekommen. Ich wollte nur, daß es im Reiche besser stünde, und unser gnädigster Herr, der Kaiser, besser bedient würde, und lauter treue Leute hätte.“ So am 18. Januar 1704, gerade drei Jahre, nachdem sie jenen kurzen Brief an Wilhelm III. geschrieben, den er damals ausgelegt hatte wie ein bereitwilliges Eingehen.

Bei dieser Gesinnung nahm die Kurfürstin nicht einen eifrigen Antheil an den Vorgängen in Edinburg oder London, auch selbst dann nicht, wann ihr Name dort in den Vordergrund trat. Zu einer offi-

---

[1]) Die Werke von Leibniz. Band IX, S. 31.

[2]) Die Correspondenz im Gräflich Schonburg-Degenfeld'schen Archive in Eybach.

ciellen Aeußerung dorthin lag für sie kein Anlaß vor; aber auch in der vertraulichsten Correspondenz, welche sie führte, derjenigen mit ihrer Nichte Louise, die zugleich ihre Oberstthofmeisterin war, geschieht nach jenem Danke an Davenant für eine lange Reihe von Monaten des Königreiches England oder eines Engländers keine Erwähnung.

Anders lag die Sache für die wichtigste Persönlichkeit, die Königin Anna. Wenn sie die Krone behalten, und es nicht darauf ankommen lassen wollte, daß sie von Schottland aus gelegentlich ihr entrissen werden könnte: so wurde sie dahin gedrängt, die bisherige Passivität gegenüber Schottland aufzugeben, auch dort dasselbe Gesetz der Thronfolge festzustellen, kraft dessen sie die Krone von England besaß. Denn für Schottland galt im Grunde genau dasselbe was für England. Wenn der Prinz in St. Germain ein Recht auf die Krone von Schottland besaß: so galt dies Recht nicht nach demjenigen der Königin Anna und vor demjenigen des Hauses Hannover, sondern es stand voran als das erste, vor demjenigen auch der Königin Anna. Immerhin war sie thatsächlich Königin auch von Schottland, als solche dort anerkannt. Aber diese Anerkennung basirte nicht auf einem Gesetze über die Thronfolge. Wollte die Königin Anna ein solches schaffen oder schaffen lassen: so konnte sie es nicht anders, als indem sie zugleich dasjenige Recht feststellen ließ, welches, gegenüber dem Anspruche ihres Bruders in St. Germain, mit dem ihrigen aus derselben Wurzel sproßte, das Recht des Hauses Hannover. Wir werden bald erfahren, welche Wirkungen diese Erwägungen bei der Königin nach sich zogen.

Durch die zuletzt eingereichte Adresse hatte auch das Oberhaus seine Geschäfte erledigt. Am 4./15. April erschien die Königin im Oberhause, und ließ das Unterhaus an die Schranken bescheiden. Sie sanctionirte die noch übrigen Bills, und verlas ihre Thronrede. Sie dankte darin für die bewiesene Willigkeit und namentlich für den Eifer des Unterhauses, die gewünschten Mittel für die öffentlichen Ausgaben so rasch zu gewähren, und dabei ohne weitere Belastung des Volkes. Zwar habe ihre Mahnung zur Einigkeit nicht den gewünschten vollen Erfolg gefunden; dennoch lasse sie sich dadurch nicht entmuthigen sie zu wiederholen. [1])

[1]) Commons Debates t. III, p. 392.

Stärker drückt Hoffmann sich aus: „Das Parlament hat für die Königin und die allgemeine Sache allen Fleiß und Eifer gezeigt; in Betreff der inneren Streitigkeit aber ist die Animosität zwischen den beiden Häusern so sehr gestiegen, daß, wenn nicht während des Sommers der Hof ein Mittel findet sie beizulegen, im nächsten Winter schwere Stürme bevorstehen." [1])

Daß Personal-Aenderungen zu erwarten standen, ward von Allen vorausgesehen. Die Persönlichkeit unter den Tories, welche den Angriff der Whig-Partei im Oberhause hauptsächlich auf sich gezogen, war der Staats-Secretär Graf Nottingham. Eben er war es, der auf eine Entscheidung drängte. Er sagte seiner Partei, daß die Königin, bereitwillig den Tories alle Satisfaction zu geben, darin gehindert werde durch Marlborough und Godolphin, welche darauf ausgingen die Verwaltung völlig in die Hände der Whig-Partei zu bringen. Er werde daher von der Königin Aenderungen im Cabinet verlangen, entsprechend dem Wohle der Kirche, und, wenn sie nicht einwillige, selber seine Stellung aufgeben. Nach seiner Meinung sei es das richtige Verfahren, in der nächsten Session die Bill der gelegentlichen Conformität an die Bill der Landschatzung zu binden. Dadurch werde man Marlborough und Godolphin in die Nothwendigkeit setzen, ihren Einfluß im Oberhause für die Bill zu verwenden und demgemäß diese durchzubringen. [2])

Marlborough erhielt die Kunde dieses Planes durch Robert Harley, den Sprecher des Unterhauses. Dieser geschmeidige Mann war zu betrachten wie das Haupt und der Führer der gemäßigten Tories. Die Aeußerungen Marlboroughs thun dar, daß er auf die Verbindung mit Harley großen Werth legte.

Wie Nottingham seiner Partei vorher gesagt, ging der Anstoß zu Aenderungen von ihm aus. Er eröffnete dem Treasurer, daß er nicht vermöge mit dessen neuen Freunden, den Whigs, zusammen zu gehen, und verlangte die völlige Ausschließung der Whigs von den Aemtern. Auf die Weigerung Godolphins begab sich Nottingham zu der Königin, und drängte in sie, zwischen der einen oder der anderen

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 15. April.

[2]) Coxe's Marlborough t. I, p. 229.

Partei zu wählen. Bleibe sie bei den Tories, so verbürge er sich im Namen derselben für die Fortdauer ihrer getreuen Dienste; ziehe sie die Whigs vor, so stelle er ihr die nachdrückliche Opposition der Tories in Aussicht, also der Mehrheit des Unterhauses. Er verlangte die Ausschließung der Herzöge Somerset und Devonshire aus dem geheimen Rathe und bat, für den Fall der Weigerung, um seine Entlassung.[1])

Der Eifer der Tories, bei der Sachlage, wie sie in den letzten Monaten sich gestaltet hatte, eine solche Alternative zu stellen, also die Königin persönlich zu reizen, war weniger im Interesse der eigenen Partei als der Gegner. Daß Nottingham seine Entlassung angeboten, wurde sehr bald bekannt, und unparteiische Beobachter sagten sofort voraus, daß er sie erhalten werde.[2])

Daß die Königin nicht geneigt war sich nach der Tory-Seite hin zu entscheiden, gab sie wenige Tage später zuerst ihrer Freundin Marlborough kund. Sie habe, schrieb sie ihr, dem Oberstkämmerer Lord Jersey und dem Oberstküchenmeister Sir Eduard Seymour eine Meldung zugehen lassen, welche diesen beiden nicht lieb sein werde. Noch Anderes stehe bald bevor, nicht unerfreulich für Missis Freemann.[3])

Man sprach bereits von Lord Sunderland, dem Schwiegersohne Marlboroughs, einem erklärten Whig, als Nachfolger Nottinghams. Es war nicht die Absicht der Königin, so weit zu gehen. Der neue Oberstkämmerer war der Graf Kent, der nicht entschieden einer Partei angehörte. Die Stelle Seymours erhielt der Tory Sir Thomas Mansell. Die Namen Jersey und Seymour sind uns oft genug entgegen getreten als Gegner der Allianz und insbesondere des Kaisers. Hoffmann nennt sie die unwürdigsten Subjecte der englischen Nation.[4])

Zugleich mit jenen beiden, Kent und Mansell, trat noch eine dritte Persönlichkeit in den geheimen Rath ein, Sir Robert Harley, der Sprecher des Unterhauses. Er hatte sich dagegen gesträubt, ja sogar, wie es schien, nur dem Andringen namentlich Marlboroughs sich

---

1) Coxe's Marlborough t. I, p. 229.

2) Hoffmanns Bericht vom 21. April / 2. Mai.

3) Coxe's Marlborough t. I, p. 230.

4) Bericht vom 12. Mai.

gefügt. Aber die Wünsche Marlboroughs gingen weiter. Harley sollte an die Stelle Nottinghams treten. Gerade das Amt des Staats-Secretärs, und zwar, wie es damals hieß, der nordischen Expedition, zu welcher auch das Reich gehörte, war für Harley auffallend, weil er, bei großer Kenntnis und Erfahrung in englischen Angelegenheiten, sich mit den auswärtigen nie befaßt hatte, namentlich keine fremde Sprache verstand. Aber Marlborough beharrte. Er hoffe, meldete er dem Treasurer Godolphin, daß dieser sich auf keine Entschuldigung einlassen werde. Als Sir Robert Harley endlich annahm, meldete ihm Marlborough seine Genugthuung, Jemanden in der Nähe der Königin zu wissen, welcher ihr seine getreuen Bemühungen um ihren Dienst in rechtem Lichte darstellen könne. [1])

Die Whigs dagegen waren nicht zufrieden, freilich im anderen Sinne als die Tories. Jenen genügte Harley nicht. Sie hatten mehr erwartet. Dennoch lagen die Dinge günstig für die Whigs. Hatten die Tories im Unterhause die Mehrheit: so war ihr Zusammenhang gelockert und gespalten: die Whigs dagegen im Oberhause standen geschlossen. [2])

Zugleich mit der Ernennung Harleys erfolgte noch eine andere, diejenige seines Freundes Henry St. John. So jung dieser war, so hatte er durch seine eminente Begabung und Gewandtheit die Aufmerksamkeit Marlboroughs auf sich gezogen. Dieser entfernte Blathwayt aus der Stelle des Kriegs-Secretärs, und brachte den jugendlichen St. John hinein. Es war ihm lieb zu sehen, daß auch Godolphin an der Rührigkeit desselben seine Freude hatte. „Ich setze in ihn das feste Vertrauen, schrieb Marlborough an Godolphin, daß er Sie niemals täuschen wird.“ [3])

Es gab jedoch Eine Persönlichkeit, welche die neue Freundschaft mit Mistrauen betrachtete. Er war Lady Sarah Marlborough. Die Anhänglichkeit und der Eifer, welche Sir Robert Harley zur Schau trug, erschien ihr als die Hülle einer vollendeten Durchtriebenheit. Unter dem Scheine der Aufrichtigkeit und sorglosen Lebhaftigkeit des

---

[1]) Coxe's Marlborough t. I, p. 233.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 30. Mai.

[3]) Coxe's Marlborough t. I, p. 232.

St. John glühte nach ihrer Ansicht ein unersättlicher Ehrgeiz.[1]) Lady Marlborough war unter den drei Persönlichkeiten, welche fortan noch mehr als zuvor für eine Reihe von Jahren den inneren Rath der Königin Anna ausmachten, neben ihrem Gemahle und Godolphin weder die ehrlichste, noch die liebenswürdigste; aber ihr Urtheil über Harley und St. John vom Jahre 1704 beweist, daß sie schärfer als jene beiden in die Menschen blickte.

Wie die Königin Anna nach dem Wunsche ihrer Freundin der Whig-Partei in England nicht mehr, wie im ersten Jahre, ablehnend gegenüber stand: so berücksichtigte sie den Rath des englischen Oberhauses in Betreff Schottlands. Man vernahm von ihr gelegentlich die Rede, daß sie keinen Schotten, welcher im nächsten Parlamente zu Edinburg sich der Feststellung der Thronfolge auf das Haus Hannover widersetze, in einem öffentlichen Amte dulden werde. „Da die schottischen Magnaten, meldet Hoffmann, ohne die hohen Staatsämter nicht nach Wunsch subsistiren können: so darf man sich von dieser Erklärung her eines guten Ausganges der Dinge dort getrösten.“ [2])

Vor allen Dingen aber war es wichtig, wie bei dieser scharfen Stellung der Parteien in England zu einander der Gang der auswärtigen Angelegenheiten, insbesondere des Feldzuges von 1704, auf England zurückwirken würde.

Und damit gelangen wir an eins der wichtigsten Kriegsjahre, welche die europäische Geschichte der letzten Jahrhunderte kennt.

## Der Beginn des Planes zum Feldzuge an der Donau.

Durch den Beitritt von Portugal und Savoyen zu der Allianz wider Ludwig XIV. hatte sich die Zahl der Kriegsschauplätze noch vermehrt. Der König von Frankreich sah sich genöthigt acht Armeen ins Feld zu stellen, fast sämmtlich unter je einem Marschall: Villeroy in Flandern, Tallard am Rheine, Marsin in Bayern, Vendome in Piemont, dessen Bruder, der Großprior, in der Lombardei, La Feuillade

---

[1]) Coxe's Marlborough t. I, p. 233. Leider gibt er nicht die eigenen Worte der Lady Marlborough.

[2]) Bericht vom 30. Mai.

in Savoyen, Villars in den Sevennen, den Herzog von Berwick in Spanien. Dennoch fällt weniger die Zahl der Kriegsschauplätze ins Gewicht, als die Intensität des Kampfes auf einem derselben. Und zwar wurde von beiden Seiten der stärkste Nachdruck entwickelt auf dem Kriegstheater in Deutschland, an der oberen Donau.

Die entscheidenden Thaten, die im Laufe des Sommers 1704 dort geschahen, liegen vor in den eigenen Berichten der handelnden Personen, wie sie damals gleich, oder doch im Laufe der Zeiten fast sämmtlich offenkundig geworden sind. Weniger bekannt ist das Werden der Entschlüsse zu diesen Thaten: ihr Ursprung, ihr Wachsthum, die Einwirkung der fördernden und der hemmenden Momente. Auf diese Seite der Sache, deren Kunde nur durch den Einblick in die authentischen Aeußerungen der in erster Linie handelnden Personen gewonnen werden kann, haben wir zunächst unsere Aufmerksamkeit zu richten.

Von kaiserlicher Seite war im Laufe des Jahres 1703 wiederholt der Wunsch ausgesprochen, daß die englisch-holländische Armee dem Markgrafen Ludwig von Baden in Ober-Deutschland mittelbar eine Erleichterung dadurch verschaffen möge, daß sie eine Diversion die Mosel aufwärts unternehme. Der Vorschlag fand im Haag keinen Anklang. Wir haben vernommen, daß der kaiserliche Gesandte Wratislaw in seinen Unterredungen mit Marlborough bereits im Februar 1703 noch viel weiter ging, daß er die Sendung eines Hülfscorps an die Donau befürwortete, und daß auch Marlborough im Principe nicht dagegen war (Band X., S. 299). Die Republik Holland hatte dann den General Goor mit zwölf Bataillonen zu dem Markgrafen von Baden entsendet, und den Feldzug hindurch dort belassen. Aber nun war dieser unglücklich abgelaufen.

In den Tagen des Aufenthaltes von Carl III. in Düsseldorf, im October 1703, brachte Wratislaw das Bedürfnis einer Hülfesendung an die Donau bei Marlborough abermals zur Sprache. Die Erfahrung, sagte Wratislaw, habe nun doch zur Genüge gezeigt, wie schwierig es sei, in Belgien nennenswerthe Fortschritte zu machen. In Deutschland dagegen thue Hülfe Noth. Wenn der Kurfürst von Bayern dort sich zum Meister mache: so würden nicht blos Kaiser und Reich die schädlichen Folgen zu tragen haben, sondern Alle insgesammt. Marlborough ging nicht weiter darauf ein. Im Haag

wiederholte Wratislaw dieselben Reden vor dem Rathspensionär. Auch Heinsius wich aus. Die Klippe des Gedankens war ja eben die geringe Neigung der Republik.[1])

Inzwischen stiegen aber die Bedrängnisse des Kaisers von Osten und von Westen, und trugen darum bei, den Plan der Hülfeleistung an der Donau zur Reife zu bringen. Bevor wir also dies allmälige Reifen ins Auge fassen, haben wir auf jene doppelte Bedrängnis unsere Blicke zu richten.

## Die Bedrängnis des Kaisers durch die Rebellion in Ungarn.

Zwar schlug am 31. October 1703 der Graf Schlick einen starken Haufen der ungarischen Rebellen bei Lewenz, und es erhob sich damit die Hoffnung, noch in dem Winter dem Unwesen ein Ende zu machen.[2]) Die Hoffnung war trügerisch. Vielmehr drängte dann die Uebermacht der Rebellen unter Bercseny und Karoly die geringe Truppenzahl Schlicks weit zurück. Einen Monat nachdem jene Hoffnung ausgesprochen, im December 1703, meldete der Kaiser dem Markgrafen, daß die Rebellion immer anschwelle, daß — wie der Kaiser sich ausdrückt — das Raubgesindel nicht mehr partieenweise, sondern zu 20.000 Mann stark sich im Felde zeige, mit Schwert und Feuer allen Muthwillen verübe, nicht bloß mehr in Ungarn, sondern bereit stehe die Brandfackel auch in die Erblande zu tragen, und sogar in die Vorstädte von Wien.[3]) Die aufgefangenen Briefe thaten die Verbindung der Rebellen mit dem Könige von Frankreich und dem Kurfürsten Max Emanuel dar. Und freilich kamen ja die Leistungen von der einen Seite denen von der anderen zu statten.

Um sich der näheren Gefahr von Osten her zu erwehren, zog der Kaiser, noch im December 1703, die Truppen aus der Stadt Passau und selbst aus Tyrol heran. Er wußte, daß er dadurch jene Stadt als das Bollwerk für Oberösterreich dem Kurfürsten preis gab. Aber die Noth von Osten her war dringender.[4])

---

[1]) Wratislaws Bericht vom 29. Januar 1704.

[2]) Der Kaiser an den Markgrafen, 6. November, bei Röder, Band I, S. 260.

[3]) A. a. O., S. 276.

[4]) Der Kaiser an den Markgrafen, 10. December 1703, bei Röder, Band I, 276.

Die Kriegeskundigen in Wien waren damals der Ansicht, daß ein Corps von 10—12.000 Mann regelmäßiger Truppen gegen Rakoczy und seine Anhänger leichten Erfolg haben würde. Diese besaßen bis dahin weder Magazine, noch Artillerie, noch einen festen Platz.[1]) Sie waren nicht disciplinirt, noch kriegsgeübt, und das stärkste Motiv für ihre Erhebung, nach Rakoczys eigenen Berichten an den König von Frankreich, war die Beutegier. Man meinte, sie seien so dreist geworden nur durch die ungeheuere Ueberlegenheit ihrer Zahl, welche sie den Verlust einiger hunderte leicht verschmerzen lasse.

Allein auch mit allen den Truppen, welche der Kaiser von Passau und von Tyrol her heranzog, stand jene nach der Ansicht der Kriegeskundigen erforderliche Macht ihm nicht zu Gebote. Daher machten sich im Rathe des Kaisers zwei verschiedene Richtungen geltend: die eine verlangte das Aufgebot aller Kraft, um mit bewaffneter Macht den Aufstand niederzuschlagen, die andere war für den Versuch eines gütlichen Ausgleiches. Die erstere ward hauptsächlich vertreten von dem Prinzen Eugen von Savoyen. Der persönlichen Neigung des Kaisers Leopold entsprach mehr die zweite.

Noch im December 1703 begab sich der Prinz Eugen die Donau hinunter nach Preßburg. Seine Wahrnehmungen dort bestärkten ihn in dem Zweifel, daß den Rebellen gegenüber mit Güte etwas auszurichten sein werde.[2]) Der Prinz forderte vielmehr, und zwar nicht blos in Bezug auf Ungarn, sondern überhaupt und nach allen Seiten das Aufgebot aller Kräfte. Er meldet am 12. Januar seine baldige Rückkehr. „Allein unterdessen, fährt er fort, da es sich handelt um Ew. k. Majestät Krone und Scepter, um Land und Leute, so ist keine Minute länger zu versäumen, sondern Ew. k. Majestät müssen alle äußersten Mittel ergreifen, um augenblicklich namhafte Geldsummen aufzubringen, damit man zur Ausführung dieser oder jener Disposition mit Nachdruck die Hand anlegen könne. Denn im anderen

[1]) Archivum Rakoczianum. II. Osztály. I. Kötet, p. 62. Bericht des Engländers Whitworth aus Wien, vom 25. November 1703: Could a body of 10/m. or 12/m. regular German troops be drawn together, all the officers here are of opinion, they should have an easy success against Rakoczy and his adherents etc. — Anlage I.

[2]) Bericht an den Kaiser vom 6. Januar 1704.

Falle weiß ich keinen Rath, in welcher Weise Dero Monarchie nur noch auf kurze Zeit zu erhalten sein möge. Ew. k. Majestät deuten mir nicht in Ungnaden, daß ich meiner Feder freien Lauf lasse. Ich könnte es bei Gott nicht verantworten, wenn ich es nicht thäte. Denn ich sehe und erkenne die Dinge in einem so betrübenden Zustande, wie sie vielleicht noch niemals gewesen, so lange das glorwürdige Erzhaus regiert. In der äußersten Gefahr werden aber die äußersten Mittel erfordert. Die Länder Ew. k. Majestät, vornehme Fürsten und Herren, auch viele andere vermögende Familien, sind noch nicht so sehr angegriffen und erschöpft, daß nicht von ihnen noch große Beihülfe zu beanspruchen wäre. Auch finde ich in meinem Gewissen nicht, daß die Geistlichkeit sich dieser Bürde entziehen dürfte. Unser Krieg ist ja weltkundig eine gerechte Sache. Er wird nur geführt, um das Recht zu vertheidigen, welches Gott selbst in die Welt gebracht hat. Und daran hangt auch die selbsteigene Erhaltung der geistlichen und weltlichen Vasallen Ew. k. Majestät, so daß also, wo der Allmächtige Ew. k. Majestät als ihren rechtmäßigen Kaiser, König, Landesfürsten und Herrn mit so schweren Bedrängnissen heimsucht, Jeder nach Eid und Pflicht schuldig ist, Hülfe und Beistand zu leisten." [1])

In derselben mahnenden und dringenden Weise schrieb der Prinz zugleich an den römischen König Joseph. „Wollen wir nichts thun, ruft er ihm zu, als den Krieg mit Papier und Wortgefecht führen, so sieht man nun, was erfolgen muß. Es ist Zeit, daß man arbeite und streite, um mit dem Einen zu helfen, mit dem Anderen zu wehren." [2]) Diese Worte, obwohl in Bezug auf die Gesammtlage gesprochen, bezogen sich doch speciell auf die ungarische Rebellion. — Der König Joseph erwiederte sofort: „Ich habe Ihre Mahnung zu Herzen genommen, und werde mir nichts so sehr angelegen sein lassen, als auf Mittel und Wege zu gedenken, wie der obschwebenden Noth so schleunig wie möglich nach allen Kräften abgeholfen werden könne." [3]) Wir haben von den Gesichtspunkten aus, die in der Darstellung des Prinzen Eugen zu Tage treten, die Lage der Dinge für den Kaiser noch weiter ins Auge zu fassen.

---

[1]) Feldzüge des Prinzen Eugen, Band VI, S. H., S. 17.

[2]) A. a. O., S. H. S. 24. Vom 12. Januar.

[3]) A. a. O., S. 762.

Durch den ungarischen Aufstand entgingen dem Kaiser Leopold an Gelde nicht blos die drei oder vier Millionen, auf welche bis dahin der Steuerertrag des Königreiches angeschlagen war, sondern es mußte auch die Steuerkraft der Erblande gegen Ungarn aufgeboten werden. Der Kaiser forderte im Landtage der Stände Niederösterreichs für das Jahr 1704 den Betrag einer halben Million an außerordentlicher Kriegssteuer. Im Namen der Stände sprach der Landtags-Marschall, Graf Traun, die eifrige Bereitwilligkeit aus. Neben dieser Summe kam in Betracht, daß die Stände dazu auch auf eigene Kosten Truppen aufstellten und ausrüsteten, diejenigen von Nieder-Oesterreich sechs Compagnien Dragoner, zu je 100 Mann. Bereits am 9. Januar hielt der Kaiser auf dem Burgplatze die Revue über die zwei ersten dieser Compagnien. [1])

Der Geldmangel in Wien war damals so groß, daß er in späteren Zeiten wie unglaublich erscheinen könnte. Einige der ersten Bankiers versicherten dem englischen Gesandten, daß, auch selbst wenn es sich um die Rettung des Kaiserhauses handeln würde, sie insgesammt nicht vermöchten, einhunderttausend Gulden in baarem Gelde zusammen zu bringen. Vier bis fünf Tage waren erforderlich gewesen, damit für den Prinzen Eugen für seinen Zug nach Preßburg fünftausend Gulden flüssig gemacht werden konnten. Der Graf Czernini, dessen Güter in Böhmen auf zwei Millionen Thaler an Werth geschätzt wurden, suchte vergeblich eine Anleihe von einhunderttausend Thalern darauf zu machen, um diesen Betrag dem Kaiser für die Action der Armee zu übergeben. Er schickte ein Blanket mit diesem Erbieten der Verpfändung an den Markgrafen von Baden, ob vielleicht darauf hin dieser das Geld bei irgend einem Kaufhause im Reiche erheben könne. [2])

In der That fehlte es nicht an anderen freiwilligen Opfern in der Weise, wie der Prinz Eugen sie verlangte. Die Kaiserin Eleonora ging mit dem Beispiele voran, Schmuck und Edelsteine in das Kriegsärar zu senden. Der Kaiser verlangte Gutachten von Geistlichen, ob

---

[1]) Archivum Rakoczianum. II. Osztály. I. Kötet, p. 94. Ich werde fortan kurz citiren: A. R. II. O. I. K.

[2]) A. a. O., S. 108.

er, bei dieser traurigen Lage der Dinge, gegen das Versprechen der Erstattung mit Zinsen, die edlen Metalle aus den Kirchen nehmen dürfe. Unter denen, welche bejaheten, stand voran der Pater Bischof S. J., Beichtvater des römischen Königs Joseph I. Er bat kniefällig den Kaiser es zu thun, und mit den Kirchen des Ordens der Gesellschaft Jesu den Anfang zu machen. Andere Mitglieder des Ordens waren jedoch anderer Meinung, namentlich Menegatti, der Beichtvater des Kaisers. Sie votirten, daß dieses Mittel aufgespart werden müsse bis auf die höchste Noth. Diese werde erst dann eintreten, wenn den ungarischen Rebellen ihr Bemühen gelinge, den Türken mit ins Spiel zu ziehen. Bei den wiederholten Erörterungen der Frage erwiesen sich in den verschiedenen Orden die Meinungen getheilt. Zuletzt drang das Votum eines Augustiner-Paters durch, daß über die Frage der höchsten Noth nur der Kaiser zu entscheiden habe, und daß die Aufforderung des Kaisers von der Bejahung dieser Frage ausgehe. Der Prälat der Abtei Melk trat dieser Ansicht bei.[1])

Demgemäß erfolgte der Beschluß. Der Kaiser verpflichtete sich, nach beendetem Kriege, innerhalb sechs Jahre den Capitalwerth des Genommenen zurück zu zahlen, und ferner so viel obendrein anzuweisen, daß, wie es in dem Protokoll der Minister-Conferenz heißt: die Kirchen „neben dem Macherlohne noch einen absonderlichen Vortheil haben würden".[2])

Die letzten Worte lassen den tiefen Stand erkennen, auf welchem sich die Anschauung der kaiserlichen Minister über die mittelalterlichen Kunstwerke in edelen Metallen befand. Wir haben die entsprechende Anschauung in Frankreich kennen gelernt zum Jahre 1690 (Band V, S. 106).

Der päpstliche Nuntius in Wien erhob Einspruch wider dies Verfahren. Ebenso beschwerte sich Papst Clemens XI. gegenüber dem Botschafter Lamberg. Er behauptete, daß in Frankreich der König gesicherte Hoffnung der Erstattung gegeben habe, daß der Kaiser dagegen formlos nehmen lasse. Lamberg wies ihm nach, daß das Gegentheil sich als Wahrheit erfinde, daß gerade der Kaiser nachdrückliche und bestimmte Verheißung in dieser Beziehung gegeben habe.[3])

---

[1]) A. R. II. O. I. K., S. 112, 168, 286.

[2]) Conferenz-Protokoll vom 29. Mai.

[3]) Lambergs Bericht vom 10. Mai.

Dem Charakter des Kaisers Leopold I. gegenüber durfte es am wenigsten berechtigt sein, den guten Willen für die Erstattung in Zweifel ziehen zu wollen. Aber von dem gegebenen Versprechen an bis zu dem Ende des Krieges verflossen noch volle zehn Jahre. War es dann noch möglich, das Versprechen zu erfüllen?

Demnach wanderte, im Laufe des Kriegsjahres 1704, ein großer Theil der Kirchengeräthe der Monarchie in die Münze. Der Ertrag blieb dann freilich, gemäß der Erfahrung, die sich bei solchen Anlässen jederzeit und überall wiederholt, weit unter der davon gehegten Erwartung. Die gesammten, aus den Kirchen Nieder-Oesterreichs entnommenen Gegenstände von Edel-Metall und Steinen lieferten nur 240.000 Gulden aus.[1]) Dieser Betrag ward noch sehr dadurch verringert, daß von dem daraus geprägten Gelde sofort 100.000 Reichsthaler den ungarischen Rebellen in die Hände fielen.[2])

Die Darlegung der Bedrängnis des Kaisers Leopold im Beginne des Jahres 1704 hat uns in dasselbe tiefer hinein geführt. Kehren wir zurück zu dem Beginne, so ergibt sich, daß bei dieser Lage der Dinge vielfach der Wunsch sich regen mußte, mit den aufständischen Ungarn friedlich abzukommen. Die nächst berufene Persönlichkeit zum Versuche einer Vermittelung war der Palatin Paul Eßterhazy, dessen Amt ihm die Vertheidigung der nationalen Gesetze zur Pflicht machte. Aber gerade gegen ihn erhoben die Aufständischen den Vorwurf, daß er dieser seiner Pflicht nicht genügt, sondern sich für die Wiener Regierung allzu willig erwiesen habe.[3])

Aus der Umgebung des Kaisers erging daher vertraulich an einen anderen Magyar die Aufforderung, den Ursprung und den Anlaß des Aufstandes anzugeben und Mittel zur Beruhigung vorzuschlagen. Es war der Erzbischof von Kalocsa, Paul Szecheny, dessen Ruf als Patriot in Ungarn außer Zweifel stand. Der Erzbischof erwiederte, noch im December 1703, daß er nicht vermöge, über den Ursprung des Aufstandes genaue Nachricht zu geben. Es fehle ihm an derjenigen Verbindung und dem Einverständnisse mit

---

[1]) Stepneys Bericht vom 4. Juni.

[2]) Wagner t. II, p. 751. — Mencken, S. 854.

[3]) (Brenner) Histoire des révolutions d'Hongrie, p. 181. Auch für das zunächst Folgende.

den Aufständischen, die erforderlich seien deren Absichten zu kennen. Dann aber benützte der Erzbischof die durch die Aufforderung ihm gebotene Gelegenheit, auf diesem Wege dem Kaiser alle Beschwerden der Ungarn über seine Regierung vorzutragen. Szecheny hielt ein gewaltsames Erdrücken des Aufstandes nicht für möglich und bot daher seine Vermittelung an.[1])

Der Erzbischof Szecheny hat in diesem ersten Schreiben sich selber charakterisirt, zwar als eifrigen Patrioten, aber als Mann von geringem Scharfblicke. Er selber sagt, daß er die Absichten der Aufständischen nicht kenne, und dennoch erbietet er sich zur Vermittelung mit ihnen!

Der Kaiser nahm das Erbieten der Vermittelung des Erzbischofs an. Es entspann sich zwischen diesem und Franz Rakoczy eine Correspondenz über die Zugeständnisse, welche der Kaiser zu machen sich bereit erklärte. Der Kaiser Leopold legte namentlich großes Gewicht auf das Erbieten, seinen Sohn, den römischen König Joseph, als Vermittler zwischen ihm und den Ungarn anzuerkennen.

Jedenfalls war die Friedensvermittelung, die der Kaiser auf diese Weise zu erlangen hoffte, eine einheimische, diejenige eines in seiner Heimat angesehenen, nach eigener Meinung dem Kaiser treu ergebenen Ungarn. Dazu jedoch trat bald von außen her das Angebot einer anderen Vermittelung, die der Kaiser nicht gewünscht hatte und nicht wünschen konnte, derjenigen der Seemächte.

Denn in der That ward das Unglück, welches der Kaiser Leopold und die ihm getreuen Unterthanen durch die Rebellion in Ungarn erfuhren, gesteigert durch die Wahrnehmung der Geneigtheit bei seinen Verbündeten, England und der Republik der Niederlande und noch Anderen, zu Gunsten der Aufständischen zu reden und bald auch sich einzumischen. Wenn das Erstere, wie zu Anfang oft, vom Standpunkte der Religion aus geschah: so machten die Gesandten Wratislaw und Goes mit Nachdruck dagegen geltend, daß die Häupter des Aufstandes, Rakoczy und Bercseny, selber katholisch seien. Sie konnten ferner vom Beginne des Jahres 1704 an darauf hinweisen, daß Rakoczy in notorischer Verbindung mit Ludwig XIV. und Max

[1]) Horn, Franz Rakoczy, S. 155 u. f.

Emanuel stünde, die ihrerseits, wenn sie es vermocht, am liebsten die Fahne des Religionskrieges erhoben hätten. Es gelang den Gesandten dadurch hier und da den Eifer zu mäßigen, nicht den Führer jener Mächte umzustimmen.[1]) Rakoczy wußte um diese Neigung in London und im Haag für seine Sache, und diese Kenntnis seinerseits ist ein wichtiger Factor seines Thuns.

Diese Neigung ward nicht hervorgerufen, aber genährt, durch die Berichte der Gesandten in Wien, namentlich des Engländers George Stepney. Wir haben diesen Mann kennen gelernt in Anlaß des Schreibens, welches er im Auftrage Wilhelms III. nach dem Tode des Herzogs von Glocester, im Sommer 1700, über die englische Thronfolge an die Kurfürstin Sophie in Hannover richtete (Band VIII, S. 561). Auf dem heimatlichen Boden war Stepney unzweifelhaft ein klar blickender Staatsmann. Allein wie so oft die Engländer, nahm er als Gesandter alle Vorurtheile der eigenen Heimat mit sich in die Fremde, und war daher geneigt an die ungarischen Zustände den Maßstab der englischen zu legen. Bereits im Winter 1703/4, wo Stepney auf kurze Zeit sich heim begeben, redete er in London und im Haag zu Gunsten der Aufständischen. Darüber erhob Wratislaw bei Marlborough nachdrückliche Beschwerde. Diese blieb fruchtlos, weil Marlborough in der Hauptsache die Meinungen Stepneys theilte, und zog daher nur die Feindschaft jener zwei Männer nach sich, nicht zum Vortheile des Friedens für Ungarn.

Indessen Stepney beförderte nur, was an sich schon da war, nämlich eine der ungarischen Erhebung geneigte Stimmung. Sie fand sich nicht blos in England, sondern auch in Holland. Der Rathspensionär Heinsius, der aus seinen geheimen Correspondenzen von Anfang an um die Verbindung Rakoczys mit Ludwig XIV. wußte und dies dem kaiserlichen Gesandten Goes nicht verhehlte, zeigte sich nicht in gleicher Weise voreingenommen wie Stepney. Und doch fügte auch er sich der Strömung der Parteilichkeit bei den Seemächten für Rakoczy.

---

[1]) Viele Berichte der Grafen Wratislaw und Goes in den ersten Monaten des Jahres 1704.

## Beginn der Vermittelung der Seemächte.

Die erste Mahnung in diesem Sinne erfolgte von England aus noch vor dem Ende des Jahres 1703. Es sei zweckmäßiger, hieß es darin, daß der Kaiser zur Zeit in einige Dinge connivire und günstige Bedingungen verstatte, als daß er es auf die Gefahr der Einmischung der Türken ankommen lasse. Wenn der Kaiser dazu geneigt, so sei die Königin bereit die Garantie der Vorschläge zu übernehmen, und wünsche zu wissen, welche Form der Betheiligung an diesem inneren Zwiespalt dem Kaiser genehm sein werde.[1])

In diesem Erbieten liegt die Verschiedenheit der Anschauung bereits klar genug vor. Der Kaiser konnte von seinem Standpunkte aus den Aufstand in Ungarn nicht anders ansehen als eine Rebellion; das Erbieten der Königin von England kam einer Anerkennung dieser Rebellen als einer kriegführenden Macht ziemlich nahe. Es konnte daher, der Natur der Sache nach, den Kaiser nicht angenehm berühren. Allein in den Tagen, wo dasselbe an ihn gelangte, in der Mitte Januar, standen die Aussichten für ihn sehr trübe. Max Emanuel war, nach der Einnahme von Passau, vorgerückt bis vor Linz, und brandschatzte Ober-Oesterreich. Ein Brief des Marschalls Marsin an Rakoczy, vom 17. Januar, aus Augsburg, stellte diesem die Lage der Dinge als günstig dar, um durch das Zusammen-Wirken der drei Armeen, der französischen, der bayerischen, der ungarischen, den Kaiser in die äußerste Noth zu bringen.[2]) Dieser Brief gelangte damals nicht an Rakoczy; aber man wußte in Wien, daß die bayerische Armee 40 Kanonen und 20 Mörser mit sich führte. Zwischen dem gering befestigten Linz und der Hauptstadt Wien lag kein Ort, gegen den ein solcher Aufwand von Geschütz in denkbarer Weise erforderlich war. Daher stieg die Besorgnis einer neuen Belagerung von Wien drohend empor. Der Gedanke der Flucht der kaiserlichen Familie ward erwogen. Aber wohin sich wenden? Vielen erschien die Gefahr größer als im

---

[1]) A. R. II. O. I. K., p. 72.

[2]) A. a. O., p. 340: Elles seraient en état de réduire l'Empereur à la dernière extrêmité.

Jahre 1683. Denn damals hatte man nach dem Westen hin freie Bahn, die Fürsten des Reiches zu Freunden. Nun nahete gerade von Westen her die größte Gefahr. Dazu kam die Besorgnis, daß die Bürger und das Landvolk den Abzug nicht ruhig geschehen lassen würden. Auch so schon war es schwer sie im Zaume zu halten, und es wurden Schmähreden gegen die Regierung laut. [1])

Welchen Plan indessen man auch entwerfen oder erörtern mochte: die Ausführung eines jeden erlahmte an dem vorerwähnten Mangel an Gelde. Dazu kam die in den letzten Jahren immer noch gestiegene Unschlüssigkeit des Kaisers, der Hader der Minister, die einander die Schuld dieser Wirren beimaßen. Die Lage der Dinge war derart, daß vielfach die Frage erörtert ward, ob die Monarchie diese Krisis überstehen werde.

Die Gefahr, in welcher man sich befand, erklärt, weshalb der Kaiser Leopold die angebotene Einmischung der fremden Mächte in die inneren Angelegenheiten seiner Monarchie nicht principiell zurückwies. Er ließ erwidern, daß er eine formelle Mediation nicht wolle, jedoch eine eindringliche Mahnung der Königin, wenn dieselbe mit dem allen Souveränen gemeinsamen Rechte vereinbar bleibe und die Unterthanen nicht in gewisser Weise mit dem Souverän auf gleiche Stufe stelle, mit Dank annehme. [2])

Wir haben die Ansicht des Prinzen Eugen kennen gelernt, der, nicht bloß in Bezug auf den Aufstand des Franz Rakoczy, sondern zugleich auf die allgemeine Lage, das Aufgebot aller Kräfte anempfahl. Wir haben ferner gesehen, daß der Kaiser Leopold, unter dem auf ihm lastenden Drucke der Gefahr, die Vermittelung eines Ungarn suchte, und dann auch die angebotene Einwirkung Englands nicht zurückweisen konnte. Aber die erste Frage, über die man von dieser Seite nicht zur völligen Klarheit kam, war doch die, ob überhaupt ein friedlicher Ausgleich mit Franz Rakoczy möglich war.

---

[1]) A. R. II. O. I. K., p. 108: It is to be feared the burghers and country would mutiny, if the Imperial family should withdraw; they can scarce be kept in bounds as it is, and their discourses are very outrageous against the present government.

[2]) A. a. O., p. 98, 103.

## Franz Rakoczy.

Diese Persönlichkeit muß hier vorangestellt werden, weil an ihren Namen sich die ganze Erhebung band. Nicht irgend welche Vertretung, irgend welche Corporation der Ungarn hatte das bekannte Manifest: Recrudescunt u. s. w. erlassen, sondern Franz Rakoczy, im Juni 1703. Der Phrasenschwall, in den dieses Manifest sich kleidet, ist von späteren Ungarn oft mehr als billig bewundert worden; aber jedenfalls enthielt es auch viele berechtigte Klagen, und namentlich lag die Thatsache vor Augen, daß seit dem Preßburger Landtage von 1687 keiner wieder berufen war. Man hätte denken sollen: dies Manifest müßte bei der Erörterung der ungarischen Angelegenheit in Wien zu Grunde gelegt sein; aber statt dessen haben wir gesehen, daß der Kaiser Leopold I., im December 1703, den Erzbischof von Kalocsa beauftragt, über den Ursprung und die Absicht der Erhebung Nachricht zu geben, und daß weder der Kaiser noch der Erzbischof des Manifestes Erwähnung thun. Die Aufständischen hatten auf dies Manifest eine Antwort von kaiserlicher Seite erwartet; denn Bercseny sprach dies, im März, dem Holländer Bruininx ausdrücklich aus, und deutete das Schweigen als ein Eingeständnis der Schwäche.[1] Es ist möglich, daß von kaiserlicher Seite man dies Manifest nicht hat kennen wollen. Aber eben so möglich ist, daß man es für längere Zeit wirklich nicht gekannt und darum nicht gleich zu Anfang einer Erörterung unterzogen hat. Denn erst im März 1704 kam das Manifest zur Kunde des englischen Gesandten Stepney.[2] Auch aus dem angeführten Berichte des Holländers Bruininx, dem damals Bercseny ein Exemplar überreichte, läßt sich nicht entnehmen, daß er es bereits gekannt habe.

Dies Manifest enthält nicht blos Anklagen über Misgriffe und Willkür der Regierung, erhebt nicht bloß die Forderung der Herstellung eines verletzten Rechtes, sondern verkündet im letzten Artikel, von Seiten des Franz Rakoczy persönlich, noch etwas mehr. Es heißt dort: „Wir

---

[1] A. R. II. O. I. K., p. 197.

[2] Sein Bericht vom 15. März, p. 175.

weihen freudigen Herzens unser Leben, unser Vermögen, und den letzten Tropfen unseres Blutes der Befreiung des über alles theueren Vaterlandes vom österreichischen Joche."

Der Engländer Stepney faßte sein Urtheil über diesen Schluß des Manifestes in die Worte seines Berichtes: „Der letzte Artikel ist so gehalten, daß er mehr den Zorn über erlittenes Unrecht an den Tag legt, als eine Neigung zu irgend welchen Feststellungen eines Ausgleiches zu kommen." In der Wirklichkeit enthält jener Satz Rakoczys doch wohl noch etwas mehr: er ist sein Absagebrief an das Haus Oesterreich.

Aber auch sogar von jenem Gedanken aus mußte Stepney zu der weiteren Erwägung kommen, daß Rakoczy ein eigenes Ziel für sich im Auge habe. Bereits einige Monate später sprach der Gesandte sich in seinen Berichten nach England darüber aus mit den Worten: „Ich habe immer gedacht, daß von Anfang dieser Bewegungen an das Ziel das Franz Rakoczy gewesen ist, sich zum souveränen Herrn von Siebenbürgen zu machen." [1])

Wenn aber Stepney, wie er selber sagt, von Anfang an dies erkannte und wenn durch ihn auch seine Regierung dies wußte: so war es doch für diese bei ihrem Andringen auf den Kaiser zu einem Ausgleiche die nächste Frage, zu erwägen, ob jenes Trachten des Rakoczy die Möglichkeit eines Ausgleiches zuließ. Diese Erwägung, die von Seiten der Engländer nicht angestellt wurde, machte an ihrer Statt damals ein unparteiischer Augenzeuge, der venetianische Botschafter in Wien, Dolfin. „Wenn nicht Rakoczy, sagt er, mit Gewalt bezwungen wird, so wird er nicht sich dazu verstehen, die Waffen niederzulegen, es sei denn, daß man ihm das Fürstenthum Siebenbürgen übergebe. Um dieses bemüht er sich wie um ein stattliches Asyl für ihn und für seine Anhänger, und es ist sicher, daß dann Siebenbürgen die Zuflucht aller Misvergnügten Ungarns und die Brücke zur Einmischung der Türken sein würde." [2])

Es kommt also darauf an, aus den Worten des Franz Rakoczy selber zu erfahren, wie er sich die Sache dachte.

---

[1]) A. R. II. O. I. K., p. 240, vom 16. April; p. 301, vom 7. Juni.

[2]) Arneth, Die Relationen der Botschafter Venedigs im 18. Jahrhundert, S. 18.

Als er später von seinem Exile in Rodosto am Marmara-Meere zurückblickte auf seinen Lebenslauf, gebraucht er die Worte: „Ich war ein Blinder, der Blinde führte.“ [1]) Aber wir haben zu unterscheiden zwischen Rakoczy und den Ungarn und wiederum zwischen diesen unter einander. Ein großer Theil derselben betheiligte sich an dem Aufstande gar nicht, sondern ließ über sich ergehen, was er nicht abwenden konnte. Als diesen Theil der Ungarn bezeichnet Rakoczy selber in seinen Berichten an Ludwig XIV. die katholische Geistlichkeit. [2]) Sie war dem Kaiserhause völlig ergeben. Von den Ungarn, welche zu Rakoczy hielten, waren sicherlich viele von einem patriotischen Eifer beseelt, und meinten die harten Bedrückungen, die sie unter der Verwaltung kaiserlicher Beamten erlitten, für die Zukunft abwehren zu können durch Waffengewalt. Der eigentlich thätige Theil der ungarischen Nation jedoch waren die Calvinisten. Aus diesen bestanden die sogenannten Truppen, kaum den zehnten Theil ausgenommen. [3]) In den Denkwürdigkeiten Rakoczys sowie in seinen Briefen an Ludwig XIV. findet sich wiederholt als das eigentliche Motiv dieser Schaaren angegeben — die Beutegier. [4])

Allein von allen diesen Ungarn, mochten sie aus vermeintlichem Patriotismus oder aus Beutegier den Fahnen Rakoczys folgen, blickte keiner ein in die eigentlichen Plane des Rakoczy, in seine Verbindungen mit den auswärtigen Mächten. In seinen Denkwürdigkeiten sagt er, daß Bercseny an seinen Geheimnissen Antheil genommen. [5]) Aber die Correspondenz mit seinen Agenten bei den auswärtigen Mächten führte Rakoczy selber und allein. Bei der Abfassung seiner Denkwürdigkeiten in Rodosto mag ihm diese Correspondenz nicht mehr völlig gegenwärtig gewesen sein, oder mag er sich gedacht haben, daß diese Correspondenz für immer vergessen in den Archiven beruhen werde. Aber sehr Vieles davon ist an das Tageslicht getreten, und bestätigt nicht

---

[1]) Mémoires du prince Fr. Rakoczy, p. 44.

[2]) Fiedler, II, 443: Le clergé se trouve entièrement dévoué à la maison d'Autriche.

[3]) Mémoires etc., p. 40: Toutes les trouppes (à peine la dixième partie exceptée) étaient des Calvinistes.

[4]) A. a. O., p. 59: Mes trouppes se débandaient avec le moindre butin.

[5]) A. a. O., p. 41: qui participoit à mes secrets.

immer die Anschauungen und Urtheile, die Rakoczy in seinen Denkwürdigkeiten niedergelegt hat. Aus dieser Correspondenz ergibt sich, daß Rakoczy dennoch sehr bestimmte Ziele ins Auge faßte, weit über die Bestrebungen seiner Landsleute hinaus. Diese wollten die Herstellung ihrer Verfassung, ihrer Gesetze unter ihrem Könige aus dem Hause Habsburg. Rakoczy wollte die Losreißung nicht blos Siebenbürgens, sondern auch Ungarns von dem Hause Habsburg.

In seiner Correspondenz mit Ludwig XIV. stellt Rakoczy sich dar als den unbedingten Diener des Königs.[1]) Aber darum hatten sie noch nicht dasselbe Ziel vor Augen. Rakoczy wollte ein Fürstenthum, oder lieber noch eine Königskrone. Ludwig XIV. bemaß alles, was sich zwischen Himmel und Erde befand, nur mit dem einen Maßstab: verwendbar oder nicht verwendbar für die Zwecke seiner Politik. Rakoczy war verwendbar. Darum zahlte Ludwig XIV. für ihn zu Anfang regelmäßig monatlich 30,000 Livres, später 50,000 Livres, mit der oft wiederholten Mahnung, daß Rakoczy beharren, nicht einen Frieden schließen möge.[2]) Die Frage, ob Rakoczy dabei Scepter und Krone erwarb, war für Ludwig XIV. eine Nebensache, oder kam auch gar nicht auf. Der Magyar Vetes, der für eine Reihe von Jahren als Agent für Rakoczy bei Ludwig XIV. und Max Emanuel diente, legte ihm mehr als einmal dar, daß Ludwig XIV. bei dem ungarischen Aufstande nicht ein positives Ziel verfolge, sondern lediglich das negative, die Flammen desselben brennend zu erhalten, unbekümmert darum, was sie weiter versengten, wenn nur der Kaiser auch versengt werde. Zu diesem Zwecke trieb Ludwig XIV. den Rakoczy immer vorwärts, und zwar durch seine regelmäßige Bezahlung. Denn Rakoczy hatte keine Mittel. Er sah sich daher, wie er berichtet, von Anfang an genöthigt, zu Kupfergeld seine Zuflucht zu nehmen. „Ich bat, sagt er weiter, dafür um die Einwilligung aller Comitate und königlichen Städte, und ließ, nachdem ich sie erhalten, Kupfermünzen mit dem Gepräge der Abzeichen der öffentlichen Freiheit

[1]) Rakoczy an Ludwig XIV., 24. Februar 1704: De quelle manière qu'il vous plaise de disposer de moi, j'ai une confiance si ferme dans la personne sacrée de V. M. qu'en remettant tous mes intérêts à la bénigne disposition etc.

[2]) Man vergleiche Fiedler, Bd. II, S. 559.

ausgehen." [1]) Es dürfte die Frage sein, ob die Abzeichen der öffentlichen Freiheit, deren sich die Häupter erfreuten, die besitzenden Classen getröstet und entschädigt haben für die unberechenbare Einbuße, die sie durch diese geringwerthige Münze an Hab und Gut erlitten. Aber der Zwangs-Curs dieses Kupfergeldes endete an der Grenze der Furcht vor den Waffen Rakoczys. Jenseit derselben bedurfte er des gangbaren Geldes, welches er nur durch die französischen Subsidien besaß. An der Zahlung derselben hing die Sache Rakoczys. Daher mußte er, um den Fortbezug zu sichern, dem Willen des Königs von Frankreich dienen: er konnte nicht einen friedlichen Ausgleich mit dem Kaiser wollen.

Es war also mittelbar die Sache auch der Seemächte, daß der unselige Aufruhr, welcher den ihnen verbündeten Kaiser im Osten lähmte, so bald wie möglich niedergeschlagen wurde. Die Seemächte gelangten nicht zu dieser Erkenntnis. Anstatt dem Kaiser für diesen Zweck eine Hülfe zu leisten, verlangen sie von ihm einen Ausgleich mit Rakoczy, der im Dienste Ludwigs XIV. keinen Ausgleich will. Indem die Seemächte immer wieder aufs Neue diese Forderung stellen, schwächen sie moralisch die Position des Kaisers, als sei er im Unrechte, und stärken diejenige des Rakoczy. Mit anderen Worten: die Seemächte arbeiten in Ungarn mittelbar für den gemeinsamen Feind, für Ludwig XIV., und lockern dadurch die Kraft der Allianz, mithin die eigene.

Aber gibt es einen Grund für diese fast unglaubliche Thorheit der Mächte England und Holland?

In Betreff dieser Gunst, die Rakoczy von den Seemächten her erfuhr, sprach er sich in späteren Schriftstücken, zu dem Czaren Peter und zu Anderen, dahin aus, daß die Seemächte gern sehen würden, wenn er als Souverän das Großfürstenthum Siebenbürgen behielte. — Die Seemächte, sagt er ein anderes Mal, wünschten zwar für die spanische Monarchie einen König aus dem Hause Habsburg, aber die österreichische Linie desselben würden sie lieber schwächer als stärker sehen. „Diesem Verhältnisse allein, sagt weiter Rakoczy, schreiben wir die besondere Zuneigung des Königs von Preußen für uns zu, so wie

[1]) Mémoires du prince Fr. Rakoczy, p. 44.

die wiederholte Zusicherung von England und Holland, uns im Besitze des Fürstenthumes Siebenbürgen zu erhalten." [1])

Diese Worte des Franz Rakoczy vom Jahre 1709 geben nicht ein urkundliches Zeugnis für die Thatsache solcher Bestrebungen ab, sondern legen das Urtheil dar, welches Franz Rakoczy aus seiner Erfahrung der Dinge abnahm.

Die hauptsächliche Concession, welche dafür Rakoczy dem protestantischen Eifer der Engländer und Holländer brachte, war sein abgeneigtes Verhalten gegenüber derjenigen Genossenschaft, die seit reichlich dreihundert Jahren das Vorrecht besitzt, dem Hasse des Unverstandes bei dem großen Haufen, so wie den Anklagen derer, welche die Thorheit des großen Haufens für ihre besonderen Zwecke auszubeuten wissen, vor Anderen ausgesetzt zu sein — dem Orden der Jesuiten.

Franz Rakoczy erhielt für sein Unternehmen direct die Unterstützung Ludwigs XIV. und erfreute sich dabei der Connivenz der Seemächte. Dazu hebt er selbst, wie wir vernommen, die besondere Zuneigung des Königs von Preußen hervor. [2]) Diese gab sich von Anfang an in eigenthümlicher Weise kund. Rakoczy entsendete nach Berlin als seine Agenten Radai und Ocolicsany. Der Rath des preußischen Ministers Fuchs ging dahin: man möge trachten durch die Umgebung des römischen Königs Joseph zwischen diesem und seinem Vater, dem Kaiser Leopold, irgend ein Misverständnis zu erregen, und dadurch Jenen zu bewegen, sich in die Arme des Rakoczy zu werfen. Das würde den Frieden nach sich ziehen. — Nach der Angabe des Berichterstatters dauerten die Versuche in dieser Richtung fort bis zum Tode des Kaisers Leopold, im Mai 1705. [3])

Einigermaßen verwandt mit dieser Nachricht scheint eine andere zu sein. Im Sommer des Jahres 1704 lief der Graf Simon Forgacs zu Rakoczy über. Nicht damals, sondern lange Jahre nachher, im Exile in der Türkei, erzählte er dem Rakoczy, daß er übergelaufen sei mit der Einwilligung des Königs Joseph, und mit dem Auftrage desselben, die Ungarn auf jede Weise von dem Gedanken einer neuen

---

[1]) A. R. II. O. I. K., p. 577.

[2]) Particularem affectum regis Borussiae.

[3]) Fiedler, Bd. II, S. 2. Bericht des Clement.

Königswahl abzubringen, dagegen sie aufzufordern zu dem Gesuche an den Kaiser Leopold, bei Lebzeiten die Krone Ungarn dem Könige Joseph abzutreten. [1])

Es dürfte fraglich bleiben, welcher Werth auf eine solche Nachricht aus dritter Hand zu legen sei, und noch dazu unter den angegebenen Umständen.

Als der Kern des Ganzen erscheint die Thatsache, daß der römische König Joseph, am 11. Februar 1704, an den Erzbischof von Kalocsa das Erbieten richtete, als Vermittler einzutreten, wenn die Ungarn in positiver Weise darum bitten würden. Die Antwort des Erzbischofs an den Kaiser, vom 2. April, beweist, daß er das Erbieten des Königs Joseph als mit Vorwissen und Zustimmung des Kaisers Leopold geschehen ansieht. [2]) Diese Ansicht des Erzbischofs entsprach so sehr der Wahrheit, daß wir den Kaiser auch später noch wieder auf dies Erbieten zurückkommen sehen werden.

Fand Rakoczy Hülfe von Frankreich und Wohlwollen bei anderen Mächten, welche durch ihr Vertrags-Verhältnis mit dem Kaiser dazu nicht berechtigt waren: so fand er sie nicht an mehreren Stellen, wo er sie suchte.

Es war von Anfang an eine der wichtigsten Fragen, wie die Türken sich zu dem Aufstande des Rakoczy verhalten würden, und mit nicht geringer Spannung richteten sich namentlich im Beginne des Jahres 1704 die Blicke nach Constantinopel. Wenn etwas zur Entschuldigung des Verhaltens der Seemächte gegenüber dem Kaiser gereichen kann, so ist es die Besorgnis vor einer Einmischung der Türken, um welche sich Ludwig XIV. und Rakoczy durch ihre Agenten in Constantinopel eifrigst bemüheten. Es war ein günstiges Zeichen, daß die Pforte schon zuvor dem Könige von Frankreich die Bitte um die Heimkehr des in Nicomedien internirten Tököly abgeschlagen hatte. Im Beginne des Jahres 1704 erachtete das Cabinet der Königin Anna es für zweckmäßig, daß sie für die Erhaltung des Friedens ein Handschreiben an den Sultan richtete. Aber die Meldungen von Constantinopel aus lauteten nicht bedrohlich. Die Gesandten, der Oester-

---

[1]) Mémoires du prince Fr. Rakoczy, p. 49.

[2]) (Brenner), Histoire des révolutions de Hongrie, p. 197, 199.

reicher Talmann, der Engländer Sutton, der Holländer Colyer, meldeten wiederholt die friedliche Stimmung der Pforte, ihren Entschluß, bei dem Frieden von Carlowitz zu beharren. Zu Ende Februar 1704 konnte der Engländer Sutton berichten, daß der nach Wien ernannte türkische Botschafter, Ibrahim Effendi, den Auftrag habe, dem Kaiser Leopold das Beileid des Sultans über die ungarische Rebellion auszusprechen. [1])

Es kamen dennoch viele Fälle vor, in denen von türkischer Seite den ungarischen Rebellen Vorschub geleistet wurde. Der Glanz des französischen Goldes leuchtete mit gleicher Wirkung in die Augen türkischer Paschas wie in diejenigen christlicher Machthaber im Westen. Aber im Ganzen und Großen hielt die Pforte den Frieden von Carlowitz. Wie während des dreißigjährigen Krieges keine Lockung von Seiten der Feinde des Kaisers die Pforte hatte bewegen können, den Frieden mit dem Kaiser zu brechen: so blieben auch während der Dauer der von Franz Rakoczy erregten Unruhen alle Bemühungen desselben, so wie diejenigen Ludwigs XIV. zu diesem Zwecke, vergeblich. Und darum konnte — Dank dieser Fügung — die österreichische Monarchie beide Male sich erhalten.

Eben so wenig wie bei der Pforte fand Franz Rakoczy eine Ermunterung bei dem Könige Carl XII. von Schweden. Im Beginne des Jahres 1704 verbreitete sich das Gerücht, daß Carl XII. mit Wohlgefallen dieser Rebellion zuschaue. Er benutzte daher die erste Gelegenheit, um durch seinen Minister Piper dem kaiserlichen Gesandten Sinzendorf seine Ansicht aussprechen zu lassen, am 9. Februar. „Wie der König, heißt es in diesem Schreiben, mit Bedauern den in Ungarn erhobenen Tumult ansieht: so hat er mit Unwillen vernommen, daß es Leute gibt, die seinen Namen mit diesem Frevel in Verbindung bringen, ihm ein heimliches Einverständnis mit den Aufrührern und Hülfeleistung für sie zutrauen. Der König ruft Gott zum Zeugen, daß dies mit seinen Grundsätzen unvereinbar, daß er seinen bisher reinen und makellosen Ruf durch eine solche Anklage nicht beflecken lassen will. Er hat in seinem Rathe noch nicht die Kunstgriffe derer zugelassen, welche göttliches und menschliches Recht für nichts achten,

---

[1]) A. R. II. O. I. K., p. 37, 113, 134, 137, 147.

welche es für eine besondere Klugheit ansehen sich auf Alles einzulassen, was ihnen die Aussicht auf einen Vortheil eröffnet." [1])

Welche Aussichten demnach auch Andere damals, wie Rakoczy in seinen Denkwürdigkeiten berichtet, [2]) ihm auf die Krone von Polen gemacht haben mögen: daß die entscheidende Persönlichkeit, Carl XII., damit einverstanden gewesen sein solle, ist nicht anzunehmen.

Eben dies geht aus der Behandlung hervor, welche die Gesandten Rakoczys bei Carl XII. erfahren. Es waren dieselben, die auch nach Berlin bestimmt waren, Radai und Ocolicsany. Im März 1704 erschienen sie im Hauptquartiere Carls XII. bei Heilsberg. Sie hatten, nach schwedischen Berichten, den Auftrag zu bitten, daß, im Falle eines Ausgleiches mit dem Kaiser, die Könige von Schweden und Preußen die Garantie der protestantischen Religion in Ungarn übernehmen möchten. Carl XII. wollte diese Emissäre nicht vorlassen. Durch einen Zufall indessen gelang es ihnen, in der Wohnung des Grafen Piper Zutritt zu erlangen. So wohl berechnet die Bitte war in Bezug auf die persönliche Neigung Carls XII: so verhielt er sich auf dieselbe durchaus ablehnend. [3])

Wir haben gesehen, daß die Aufnahme jener beiden Gesandten in Berlin anders ausfiel. Es ist nicht anzunehmen, daß die Worte, welche damals Carl XII. an den kaiserlichen Minister Sinzendorf hatte richten lassen, unbekannt geblieben seien. Im Sinne Carls XII. mochten sie sich auf Ludwig XIV. beziehen sollen; aber sie konnten, nach Maßgabe der Dinge, auch auf andere Souveräne Anwendung finden.

Sobald die Absicht Englands und demgemäß auch Hollands auf eine Vermittelung verlautete, deutete im Haag auch der preußische Gesandte Schmettau dem englischen an, daß auch sein König einen Antheil an diesem guten Werke zu haben wünsche. [4]) Wie die Bethäti-

---

[1]) Piper an Sinzendorf, 9. Februar 1704: Quemadmodum autem S. R. M. excitatos in Hungaria tumultus dolenter fert, ita indignabunda comperit, huic facinori suum praeferri nomen, et a nonnullis vulgatum esse, secreta sibi cum seditiosis agitari consilia atque auxilia clanculum submissa. Deum contestatur S. R. M. hoc ab instituto suo procul abhorrere etc.

[2]) Mémoires du prince Fr. Rakoczy, p. 32.

[3]) Nordberg, Carl XII., Bd. I, S. 506.

[4]) A. R. II. O. I. K., p. 123: that the king of Prussia has a desire of having a share likewise in this good work.

gung dieses Wohlmeinens ausgefallen sein würde, ist nach dem Rathe des Ministers Fuchs an Radai und Ocolicsany zu vermuthen. Der Kaiser jedoch hatte zur Genüge an der Vermittelung der Seemächte, und entzog sich auch dem ebenfalls gemachten schwedischen Antrage, dem aufrichtigsten vielleicht von allen.

## Die ersten Vermittelungsversuche.

Wie der Engländer Stepney, so erhielt auch der Holländer Hamel Bruininx im Februar seine Vollmachten zur Vermittelung, der Letztere mit der Bitte an den Kaiser sie zuzulassen. Am 23. Februar ward in einer großen Minister-Conferenz beschlossen, den Holländer Bruininx zu entsenden, und zwar an Bercseny. Der leitende Gedanke dabei war, durch die Aussicht auf persönliche Vortheile den Letzteren von Rakoczy zu trennen. Indem nunmehr diese Vermittelung der Seemächte öffentlich anerkannt wurde, trat diejenige des Erzbischofs von Kalocsa in den Hintergrund. Auf die Anfrage des Holländers Bruininx darüber erfolgte vom Kaiserhofe die Antwort, daß der Auftrag an den Erzbischof nur dahin laute, im Geheimen zu verhandeln, daß er jedoch zugleich Befehl habe dem Gesandten alles mitzutheilen. [1]) Bruininx, vom Kaiser huldvoll entlassen, machte sich auf den Weg. Von Preßburg aus meldete er, am 6. März, seinem Collegen Stepney: „Es gilt hier Ehre zu erwerben." Damals also erschienen die Aussichten ihm günstig. Auch Stepney erbat dann eine Audienz. Der Kaiser sprach ihm die Befriedigung aus, die er empfinde über die Bemühung der Königin für den Frieden seiner Unterthanen, fügte aber dann mit Nachdruck hinzu: „vorausgesetzt, daß dies geschehe mit der erforderlichen Rücksicht für seine souveräne Autorität und Würde". [2])

Die Gefahr, wie wir sie im Monate Januar kennen gelernt, dauerte unterdessen an. Der Kaiser hatte den General Heister von der Belagerung Kuefsteins abberufen und ihm das Commando in Ungarn übergeben, obwohl bei dem harten und herrischen Wesen des neuen Feldmarschalls der Prinz Eugen damit wenig einverstanden

---

[1]) A. R. II. O. I. K., p. 181.

[2]) A. a. O., p. 147, 161, 163, 168.

war. Heister erhielt alle verfügbaren Truppen zugewiesen, die man auf nahe an 10.000 Mann schätzte; aber es vergingen noch Wochen, bis sie alle zur Stelle waren. Die aufgefangenen Briefe dagegen thaten wiederholt die Gemeinschaft zwischen Rakoczy und Max Emanuel kund. Die Rakoczianer ergingen sich in hochfahrenden Reden über den Plan einer abermaligen Belagerung von Wien. In der That umschwärmten die Haufen, im Februar, bereits die Vorstädte. Ludwig XIV. erzählte seiner Umgebung in Versailles, daß man von den Wällen von Wien aus die Feuer der Ungarn an beiden Stromufern der Donau erblicke, daß alle Posten in der Umgebung von ihnen besetzt und keine Truppen zur Abwehr da seien. [1]) Dies entsprach für längere Zeit der Wahrheit. Demgemäß war die Bestürzung, die Furcht in Wien unbeschreiblich. Es klingt auffallend, daß in einer solchen Zeit die Frauen der Rebellenhäupter, Bercseny, Rakoczy, so wie die Schwester des Letzteren, die Gräfin Aspremont, sich in Wien mit völliger Freiheit bewegten, die Gesellschaften besuchten, wie wenn da draußen nichts geschähe, was sie anginge. „Man darf sich daher nicht verwundern, setzt der dänische Gesandte seinem Berichte hinzu, wenn die Rebellen es sich zur Aufgabe machen, die Schwäche dieses Hofes auszunützen." [2])

Die Stadt Wien befand sich im Jahre 1704 nicht mehr in dem Zustande wie zwanzig Jahre zuvor, als Kara Mustapha sie bedrängte. Damals hatte man die Vorstädte abgebrannt, um desto besser den festen Kern zu sichern. Seitdem waren die Vorstädte wieder erstanden, weiter noch hinaus greifend als damals. Da man nicht geneigt war, diese abermals preis zu geben, so erwuchs die Aufgabe sie zu schützen. Die kaiserliche Regierung und die Stände von Niederösterreich kamen überein, die Vorstädte mit einem Linienwalle zu umgeben. Die Kundmachung begann, daß bei der allgemeinen Gefahr, „wo uns die Brandasche in die Augen geweht wird", keine Exemtion von der Arbeit an den Walllinien statt haben solle. Innerhalb derselben wurden alle Personen zwischen achtzehn und sechzig Jahren, ohne Unterschied des Geschlechtes, des Standes, zu einer bestimmten Arbeits-

---

[1]) Dangeau t. IX, p. 453 et 463. Vom Februar und März.

[2]) Die Berichte des dänischen Gesandten bei Lamberty t. XIII, p. 441 et suiv.

zeit verpflichtet, auch die Klosterfrauen nicht ausgenommen, nur mit der Erlaubniß für diese sich vertreten zu lassen.[1])

So erhob sich um Wien mit seinen Vorstädten der Linienwall, nicht ausreichend gegen einen regelrechten, militärischen Angriff, aber genügend zur Abwehr der wilden Schaaren Rakoczys. Der Wall, später untermauert, erhielt in den folgenden Zeiten die Bestimmung, als Mauthschranke für die Stadt Wien zu dienen, und ist so, und zugleich als Monument der Noth des Jahres 1704, verblieben bis auf unsere Tage.[2])

So lange jedoch die Walllinien um die Vorstädte von Wien nicht vollendet waren, brachte jede Annäherung einer Schaar der Rakoczy'schen Armee der Freiheit unsägliche Bestürzung über die Bewohner derselben. In der Morgenfrühe des ersten Ostertages, am 22. März, sah man südlich von Wien die Flammen weit hinaus leuchten über das Land. Es waren die Oerter Schwechat, Mannswörth, Himberg. Sofort erfolgte die Flucht von tausenden der Bewohner der südlichen Vororte mit ihrer tragbaren Habe in die Stadt. Ein Augenzeuge, der Engländer Stepney, vergleicht den traurigen Aufzug mit der Flucht der Juden aus Egypten. „Sie nahmen ihren Weg, schreibt Stepney, um Mittag am Palaste des Kaisers her (der Favorita, dem späteren Theresianum), als wenn es ihre Absicht wäre, ihn zum Zeugen ihres Jammers zu machen. Der Kaiser stand gerade bereit, mit seinem ganzen Hofe in großer Gala sich zum Stephansdome zu begeben, wo sie ihre Andacht zu halten pflegen. Die Kaiserin bemühete sich ihm abzurathen, daß er sich in einer solchen Zeit der Verwirrung hinaus wage. Aber er wollte von dem alten Herkommen nicht lassen. Demnach setzte er sich aus, auf dem Wege hin und zurück einige unangenehme Wahrheiten zu hören. Er ist jedoch der Gemüthsart, daß er sie leicht hinunter schluckt, und dann, nachdem der Lärm vorüber, sie vergißt wie einen Traum."[3])

Es liegt nahe, daß eine Regierung, die einen solchen Berichterstatter hatte, leicht geneigt sein konnte, nicht den Franz Rakoczy

---

[1]) Das Decret in: Feldzüge des Prinzen Eugen, Band VI, S. 751.

[2]) Man vgl.: Wagner t. II, p. 750.

[3]) Stepneys Bericht vom 25. März.

und seine Armee der Freiheit, sondern den Kaiser Leopold als den Uebelthäter anzusehen.

Die Thaten des Ostersonntages waren das Werk einer vereinzelten Schaar von 800 Mann. Am selben Tage überschritt der Feldmarschall Heister weiter südwärts die Leitha. Bei seinem Anmarsche gab Karoly die Stadt Eisenstadt auf, und suchte mit mehreren hundert beutebeladenen Wagen zu entkommen. Aber Heister ereilte ihn bei Göls. Die Reiter Karolys, deren Zahl auf 10.000 angegeben wird, flohen nach geringem Widerstande davon. Die Fußgänger, 3000 Tolpatschen, hielten sich besser. Die Hälfte derselben fiel oder wurde in den Neusiedlersee gedrängt. Die Kaiserlichen gaben kein Quartier, so daß nur zwei Officiere gefangen eingebracht wurden. [1])

Auch fernerhin war der Sieg mit Heister. Wochenlang hindurch endete jedes Treffen seiner Truppen mit den Insurgenten zum Nachtheile der Letzteren. [2])

Unterdessen jedoch entsprachen die Erfolge der Vermittelungsversuche des Holländers Bruininx nicht seinen anfänglichen Hoffnungen. Er traf mit Bercseny zusammen in Schinta. Der eigene Bericht des Holländers zeigt uns, daß im Fortgange der Unterredung nicht der Gesandte der mächtigen Republik, sondern der schlauere und gewandtere Ungar die Oberhand gewann. Anstatt für sich persönlich auf etwas einzugehen, verwies Bercseny dem Gesandten, daß man an ihn sich wende, anstatt an den Chef, den Fürsten Rakoczy. Er legte ein Schreiben des Letzteren vor, welches als die Basis jeglicher Unterhandlung forderte, daß der Kaiser und die vermittelnden Mächte die Ungarn nicht mehr als Unterthanen betrachteten, sondern als eine Nation, die nach eigenem Ermessen frei über sich verfüge. Rakoczy stellte darin sich auf gleiche Stufe mit Wilhelm I. von Oranien, dem Schweiger, dem Begründer der Unabhängigkeit der Republik der Niederlande, oder mit dem Hause Braganza in Portugal. Bercseny führte dies weiter aus. Dennoch seien sie um der Seemächte

[1]) Stepneys Bericht vom 25. März.

[2]) Lamberty t. XIII, p. 446. Bericht des dänischen Gesandten: Il continue d'étriller les rébelles partout où il les attrape.

willen bereit zu unterhandeln. Aber die erste Bedingung sei Sicherheit und ausreichende Garantie. Auf die Frage des Bruininx, was darunter zu verstehen sei, erwiederte Bercseny, daß die Vorschläge dafür von derjenigen Seite kommen müßten, welche einen Ausgleich suche, nicht von ihnen her, die sich im Stande glaubten, sich ihre volle Freiheit zu verschaffen. [1])

Wenn es den Seemächten um eine Vermittelung zu Gunsten ihres Verbündeten, des Kaisers, zu thun gewesen wäre: so war hier der Punkt gegeben zu erklären, daß die Feinde ihres Freundes auch ihre Feinde seien. Statt dessen bot Bruininx Gründe auf, die keinen Eingang fanden. Er bat. Er beschwor den Bercseny zu wiederholten Malen für einen Ausgleich thätig zu sein. [2]) Es war vergeblich. Die Zusammenkunft endete ohne jedes positive Ergebnis.

Dagegen machte Bruininx wichtige Beobachtungen über die Bevölkerung der Gegenden, die er durchreiste. Nach seinem Berichte wünschte sie sehnlich den Frieden. Zum Zeichen dessen begrüßte man ihn überall mit dem Ausstecken weißer Fahnen. Er bemerkte weiter, daß die Miliz des Rakoczy, schlecht disciplinirt und schlecht bezahlt, dem Lande zur schweren Last gereiche, daß die Häupter des Aufstandes nur den niederen Adel für sich hätten, daß dagegen die Geistlichkeit, die Magnaten und fast das gesammte Volk, namentlich die Protestanten (Lutheraner), innerlich dem Kaiser geneigt waren, und lieber einen baldigen Frieden unter guten Bedingungen sehen würden als die Fortdauer eines so verderblichen und gewagten Krieges. [3])

Von der Zeit an, wo Bruininx diesen Bericht niederschrieb, dauerte dieser unglückselige Krieg noch sieben volle Jahre.

Ueberhaupt aber regt dieser Bericht manche Zweifel an, ob damals die Ungarn die Sache des Rakoczy als diejenige der Nation angesehen haben. „Ich habe bei ihnen, meldet Bruininx, und besonders bei den Protestanten, eine sehr starke Abneigung gegen jegliche Verbindung mit Frankreich beobachtet.“ Bruininx sagt weiter, daß während seiner Anwesenheit bei Bercseny vornehme Ungarn in diesen

---

[1]) A. R. II. O. I. K., p. 196. Relation secrète.

[2]) A. a. O.: le conjurant encore une fois de vouloir faciliter etc.

[3]) A. a. O., p. 203.

gedrängt hätten, die angebotene Vermittelung der Seemächte anzunehmen, ferner offen auszusprechen, wie weit die Verbindungen mit Frankreich und Bayern sich erstreckten; denn sie würden nicht leiden, daß ohne ihr Vorwissen und ohne ihre Zustimmung die Häupter sich mit fremden Mächten einließen und Verpflichtungen nach außen eingingen. Bercseny schob alles auf Rakoczy ab.[1])

Der Holländer zog daraus den Schluß, daß, obwohl auf die Friedensneigung der Häupter nicht viel zu bauen, weil sie schlau und die Sache für sie sehr delicat sei, doch die Rücksicht auf die allgemeine Neigung zum Frieden einen Druck auf sie ausüben würde. Denn die Häupter würden es nicht wagen, diejenigen übel zu behandeln, die sich nicht blindlings ihrer Führung überlassen wollten.

Der holländische Staatsmann blickte demnach nicht klarer als jene ungarischen Magnaten, deren Drängen auf Bercseny er berichtet. Das Drängen jener Magnaten übte nicht eine entscheidende Wirkung auf Bercseny oder gar auf Rakoczy, sondern dieser übte seinen Druck auf sie, und mit Erfolg. Es war die Consequenz der Dinge, daß derjenige, der die Sache angefangen und die hauptsächlichen Mittel in den Händen hatte, nämlich das Gold des Königs von Frankreich, auch die Führung behielt. Rakoczy gab dem Erzbischof von Kalocsa, der sich zu ihm nach Gyöngyös begeben, wesentlich dieselbe Antwort wie Bercseny dem Holländer Bruininx: die Vorbedingung jeglicher Unterhandlung sei die Garantie fremder Mächte, am 2. April.

Der Bericht von Rakoczy über diese Unterredung von Gyöngyös an Ludwig XIV. enthält die merkwürdigen Worte: „Ich fand bei dem Erzbischofe diejenigen Gesinnungen, auf die bei ihm ich mir Hoffnung gemacht hatte, daß er nämlich dem Interesse des Wiener Hofes nur in so weit sich anhänglich bewies, wie es vereinbar war mit dem unsrigen, ohne daß sich mir eine Schwierigkeit ergeben hätte, mich dieses Kirchenfürsten in der mir zweckmäßig erscheinenden Weise zu bedienen. Auf diese Sicherheit hin, Sire, habe ich mir die Freiheit genommen, Ew. Majestät diesen des Purpurs so würdigen Prälaten zu empfehlen, der eben so sehr hervorragt durch seine Einsicht und seine Gelehrsamkeit, wie durch die wahre Anhänglichkeit an die

[1]) A. R. II. O. I. K., p. 205.

Interessen seines Vaterlandes." [1]) Der Bericht läßt nicht ersehen, ob der Erzbischof Szecheny um diese Empfehlung seiner an Ludwig XIV. für die Verwendung um einen Cardinalshut wußte.

Das von dem Erzbischofe hier bei Rakoczy wiederholte Erbieten des Kaisers Leopold, den Ungarn seinen Sohn, den König Joseph, als Vermittler zu stellen, gab, wie Rakoczy weiter dem Könige von Frankreich berichtet, ihm den scheinbarsten Vorwand die Sache in die Länge zu ziehen, und den Erzbischof nach Wien zurück zu senden, beladen mit einer Fülle von Klagen über die begangenen Ungerechtigkeiten, so wie über die dadurch hervorgerufene Erbitterung, die durch das Mistrauen in solche Angebote der Vermittelung nur noch gesteigert werde.

Rakoczy selber hat durch diesen Bericht seine Haltung bei diesen Verhandlungen zur Genüge gekennzeichnet.

Nach längeren Berathungen in Wien erließen die Gesandten der Seemächte, Stepney und Hamel Bruininx, am 23. April ein gemeinsames Schreiben an Rakoczy. Sie erhielten dieselbe Antwort, daß die Vorbedingung aller Verhandlung sei die Garantie fremder Mächte. Auch werde man sich nicht begnügen mit der Garantie der Seemächte allein, sondern auch diejenige von Polen und Schweden dazu verlangen. [2]) In einen Stillstand der Waffen könne er nicht willigen, weil derselbe nur den von ihm bedroheten Festungen der Gegner zu gute kommen würde.

Es ist charakteristisch für diese Vermittler, daß sie nicht alle ihre Beobachtungen dem Kaiserhofe mittheilten. Was sie verschwiegen, betraf namentlich die Erörterung der Frage, ob Rakoczy, wenn er Protestant würde, Aussicht habe von den Protestanten zum Könige von Ungarn gewählt zu werden. Zur Begründung dieses Verschweigens fügt Stepney seinem Berichte hinzu: „Dieser Hof ist nicht gewöhnt so unangenehme Wahrheiten zu hören." [3]) Ein anderes Mal, wo Stepney einen in seine Hände gefallenen Brief von Rakoczy an Max

[1]) Fiedler, Bd. II, S. 442. Bericht vom 15. Juni. — Es ist zu bemerken, daß Rakoczy hier, wie auch in den Mémoires, p. 48 et suiv., die Sendung des Holländers Bruininx nicht berührt.

[2]) A. R. II. O. I. K., p. 227.

[3]) A. a. O., p. 223.

Emanuel über die Absicht der Belagerung von Wien verschweigt, fügt er als Grund seine Besorgnis hinzu, dadurch zu erbittern. Er meldet weiter, daß Rakoczy genügende Provocation erfahren habe, jegliche Feindseligkeit zu verüben; denn zu dem früher von ihm Erlittenen füge sich nun noch die Entdeckung Rakoczys, daß Personen gedungen seien, ihn zu morden oder zu vergiften. Bei der nachdrücklichen Versicherung des Gesandten, der sich persönlich für seinen Bericht verantwortlich macht,[1]) konnte die englische Regierung nicht umhin, denselben für wahr zu halten und danach ihr Urtheil zu bemessen.

Dagegen muß bemerkt werden, daß Franz Rakoczy, der doch in seinen Denkwürdigkeiten nichts verschweigt, was etwa zur Entschuldigung seines Thuns gereichen könnte, von derartigen Dingen zum Jahre 1704 nichts berichtet.[2]) Auffallend dagegen ist, daß er in diesen Denkwürdigkeiten die Versuche einer holländisch-englischen Vermittelung, die mittelbar ihm doch so sehr zum Vortheile gereichten, für die ersten Jahre kaum erwähnt.

Der wirkliche Grund, weshalb der Engländer Stepney und der Holländer Bruininx einen Theil ihrer Kunde über Ungarn den kaiserlichen Räthen verschwiegen, war nicht ihre Besorgnis noch mehr zu erbittern, sondern ihr Wunsch zu verhindern, daß im Rathe des Kaisers diejenige Partei die Oberhand gewönne, welche mit allem Nachdrucke die Unterdrückung des Aufstandes erstrebte. An der Spitze dieser Partei stand der Prinz Eugen. Diejenigen Ungarn, welche, wie der Erzbischof von Kalocsa, in ihrer Unkenntnis der Ziele Rakoczys, an die Möglichkeit eines friedlichen Ausgleiches glaubten, hatten mit dem Engländer Stepney daher den Prinzen Eugen im Verdachte, daß er aus Privat-Absichten den Krieg verlängern wollte.[3]) Es war ein folgenschwerer Irrthum: der Prinz Eugen wollte vielmehr den Krieg möglichst schnell beenden: jene aber trugen durch ihre Thorheit bei, daß er sich in die Länge zog.

---

[1]) A. R. II. O. I. K., p. 236: I myself can prove it to be true in both kinds by the confession of parties concerned.

[2]) Mémoires du prince Fr. Rakoczy, p. 36 et suiv.

[3]) A. R. II. O. I. K., p. 247.

## Erfolge Heisters und die Unkenntnis der Sachlage.

Während dieser Verhandlungen, oder vielmehr der fruchtlosen Versuche zu denselben, dauerten die Kämpfe fort. In Oberungarn ward der kaiserliche General Ritschan, nach verschiedenen Erfolgen, geschlagen und gefangen: Heister dagegen war Herr am rechten Donauufer. Dennoch meinte Forgacs mit 18.000 Insurgenten die Truppen Heisters, 7000 Mann, bei Gyarmat zwischen Raab und Papa, am 13. Juni, überwältigen zu können. Es gelang ihm nicht. Vielmehr sprengte ein nachdrücklicher Ansturm Heisters selbst, an der Spitze der Schlick'schen Dragoner, die Gegner völlig aus einander, und zwar in anderthalb Stunden. Die Verlust-Liste ist lehrreich. Die Kaiserlichen büßten ein an Todten und Verwundeten 150 Mann, die Armee der Freiheit 3000. [1])

Damals hätte es in der Hand der Kaiserlichen gelegen, den traurigen Krieg zu beenden; aber sie wußten es nicht. Diese Erkenntnis, die damals den Augen der Kaiserlichen verborgen blieb, ist erst in unseren Tagen aus den Archiven empor gestiegen, und zwar in dem Zeugnisse der maßgebenden Persönlichkeit selbst. Franz Rakoczy zeichnete nämlich einige Wochen später dem Könige von Frankreich die Schwäche seiner Kriegesmacht. „Meine gesammte Armee, meldet er am 6. August, besteht nur aus 5000 Mann, und nur der Gnade Gottes ist es beizumessen, daß die Kaiserlichen die Früchte ihres Sieges nicht weiter verfolgt haben, da es nur an ihnen lag, das ganze Land wieder zu gewinnen." [2])

Daß der Feldmarschall Heister selber die Lage der Dinge nicht so günstig für ihn erkannte, ergibt sich aus seiner Meldung nach Wien, daß er nicht weiter vorgehen könne, wenn er nicht 3000 bis 4000 Mann Cavallerie nachgeschickt erhalte. [3])

Zu dieser folgenschweren Unkenntnis auch in Wien selber mochte beitragen der Eindruck der Dreistigkeit eines Zuges, den wenige Tage zuvor der Insurgenten-Führer Karoly ausgeführt hatte. Er kam mit

---

[1]) A. R. II. O. I. K., p. 312. Stepneys Bericht vom 18. Juni. — In: Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VI, S. 162.

[2]) Fiedler, Bd. II, S. 449. Vom 6. August.

[3]) Stepney im Berichte vom 18. Juni, p. 319.

einer geringen Schaar bis nach Schwechat, am 9. Juni, dem Geburtstage des Kaisers Leopold. Nach dem Berichte des Engländers Stepney ließ er nur Ein Haus anzünden; nach einem anderen überwies er die umliegenden Dörfer dem Brande, mit den Worten: er wolle zu Ehren des kaiserlichen Geburtstages ein Freudenfeuer anstellen. Jedenfalls war auf die persönliche Kränkung des Kaisers berechnet, daß die Tiger und Leoparden der kaiserlichen Menagerie in dem stattlichen Neugebäude von den Schaaren Karolys getödtet wurden. [1])

Demnach war es in Wien schwer sich den Stand der Angelegenheiten der Rebellen so tief hinabgebracht zu denken, wie er nach dem Berichte Rakoczys an Ludwig XIV. wirklich war. Dazu wirkten auch die Gesandten der Seemächte günstig für Rakoczy ein. Sie stellten dem kaiserlichen Minister Kaunitz vor, sich durch den erhaltenen Vortheil nicht von den Friedensvorschlägen abwendig machen zu lassen. Denn ein Verlust von 3000 bis 4000 Mann Landvolk entscheide nicht eine Streitfrage, bei welcher sich das ganze Königreich Ungarn betheilige. Auch sei ja der Ausgang eines Krieges immer zweifelhaft, u. s. w. [2])

Aber betheiligte sich denn wirklich das ganze Königreich? Nach dem Berichte des Holländers Bruininx über seine Reise durch Oberungarn nach Schinta war dies ja keineswegs der Fall. Aber von einem Einwande des kaiserlichen Ministers gegen die kühne Behauptung Stepneys erfahren wir nichts.

Stepney für sich ging noch einen Schritt weiter. Der Kaiser hatte, am 3. Juni, dem Prinzen Eugen, der sich bereits am Rheine befand, die Weisung nachgeschickt, mit dem Markgrafen Ludwig zu erwägen, ob und welche Anzahl Truppen von dort her nach Ungarn geschickt werden könne. [3]) Der Engländer Stepney arbeitete entgegen. Er habe, sagte er zu Kaunitz, das Gerücht vernommen, daß, im Falle der Niederwerfung des Kurfürsten von Bayern, der Prinz Eugen mit einer starken Macht kaiserlicher Truppen nach Ungarn entsendet werden

[1]) Stepneys Bericht vom 11. Juni, p. 304. — Theatrum Europaeum XVII, p. 64.

[2]) Stepneys Bericht vom 18. Juni: since the destruction of 3/m. or 4/m. country people would not decide this quarrel, in which the whole kingdom of Hungary is engaged.

[3]) Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VI, S. 770.

solle, um dasselbe mit Gewalt zu unterwerfen, ohne ferner einer Verhandlung zu gedenken. „Ich bin völlig überzeugt, schloß Stepney seine Rede, daß solche Plane weder den Neigungen des Kaisers entsprechen, noch seinem wahren Interesse. Dieses verlangt vielmehr zu einem schleunigen Abschlusse mit seinen Unterthanen zu kommen. Im Falle der Niederwerfung des Kurfürsten von Bayern müssen dagegen alle verfügbaren Truppen nach Italien gewendet werden."

Die Rede des Stepney war wohl berechnet. Er wußte, daß der Minister, dem er gegenüber stand, um seiner Güter willen, die dem Bereiche der Rebellen nicht fern lagen, vor Anderen einen friedlichen Ausgleich ersehnte. Andererseits fühlte Stepney sich sicher, daß seine Rede der Intention seiner Regierung entsprach. Er setzte auch Marlborough sofort davon in Kenntnis. Er wußte, daß der Prinz Eugen, den der Kaiser Leopold eben damals zu dem Markgrafen Ludwig von Baden und Marlborough gegen die bayerisch-französische Macht entsendet hatte, vor Anderen den Gedanken vertrat, die ungarische Rebellion mit den Waffen niederzuschlagen. Stepney mahnt daher Marlborough, ein — wie er sich ausdrückt — wachsames Auge auf den Prinzen Eugen zu haben, der eher zu Gewalt gegen Ungarn neige als zu friedlichen Mitteln. [1]) Gleicher Gesinnung seien einige Minister in Wien und die Jesuiten. Ueberhaupt findet dieser Engländer Stepney in Wien überall die Jesuiten als den letzten Kern der Dinge; [2]) aber er hofft, Marlborough werde anders gesinnt sein und lieber mit allem Nachdrucke den Krieg gegen Frankreich fortsetzen, als die protestantische Religion in Ungarn und Siebenbürgen austilgen lassen. Denn das, versichert Stepney, sei, bei allem Vorgeben die Rebellion unterdrücken zu wollen, der letzte Zweck dieser Eiferer. Der Vortheil, den über Erwarten der General Heister davon getragen, erhöhe nicht wenig ihren Muth, obwohl in der Wirklichkeit der Verlusttragende Niemand anders sei als der Kaiser.

---

[1]) Bericht vom 18. Juni: to have a careful eye on Prince Eugene, who always seemed disposed to reduce the Malcontents by force of arms rather than by fair means.

[2]) Bericht vom 2. Juli: p. 335: the Jesuits are at the bottom of all. Cf. p. 307.

Die Worte zeigen, daß Stepney den letzten Sieg Heisters bei Gyarmat in Bezug auf England eher für einen Nachtheil als einen Vortheil ansieht, und, vor allen Dingen, daß er der hauptsächliche Träger des Gedankens ist: auch nach einem Siege über Bayern dürfe der Kaiser keine Truppen von dort her gegen die Rebellen in Ungarn wenden. Wie Stepney nach England hinein rief, so schallte es von da aus zurück. Der Staats-Secretär Harley erwiederte, daß die Ansicht Stepneys ganz die richtige sei.[1]) Entsprechend urtheilte und handelte Marlborough im Felde. Bei den Generalstaaten brachte die Nachricht von dem letzten Siege Heisters dieselbe Wirkung hervor. Sie beauftragten ihren Gesandten Bruininx mehr als jemals zuvor in den Kaiser zu dringen, daß es zu einem Ausgleiche mit Ungarn komme, und ihn zu hindern, Truppen aus dem Reiche oder aus Italien nach Ungarn hin zu ziehen.[2])

Auf das Andringen Stepneys in der vorberührten Unterredung versprach der kaiserliche Minister Kaunitz alles zu thun, was in seinem Vermögen stehe. Bereits sei eine Antwort auf die von den ungarischen Deputirten gebrachten Vorschläge entworfen, und liege nun dem Kaiser vor.

### Rakoczys Stellung zu den Vermittelungs-Versuchen.

Stepney und Kaunitz übersahen dabei, daß, wie immer die Antwort des Kaisers ausfallen mochte, jene von den Gehülfen des Erzbischofs von Kalocsa, Visa und Okolicsany, eingereichten Vorschläge nicht im Namen des Hauptes, Rakoczy, gestellt waren und darum ihn nicht banden. Von ihm her befand sich vielmehr damals bereits ein anderes Schreiben, vom 15. Juni, an den König von Frankreich auf dem Wege. Darin gibt Rakoczy Bericht über seine Stellung zu den Versuchen der Vermittelung und der Friedensstiftung überhaupt. Er erwähnt darin nicht die Bemühungen von Stepney und Bruininx, sondern nur diejenigen des Erzbischofs von Kalocsa für einen Stillstand und einen Ort zur Verhandlung. „Der Wiener Hof, fährt er

---

1) Bericht vom 2. Juli, p. 348.
2) A. a. O., p. 348.

dann fort, schien nach seiner gewöhnlichen Weise zu handeln: aufgebläht durch die Vortheile seiner Waffen, glaubte er mich durch die erlittenen Nachtheile williger zu finden, mit ihm zu einem Ausgleiche zu gelangen. Ich habe indessen auf meine Pflicht gegen Ew. Majestät mehr Gewicht gelegt als auf alles, was mir widerfahren konnte. Ich habe die Gemüther dahin gestimmt mit mir überein zu kommen, daß es besser sei, uns dem Aeußersten auszusetzen, als es an Festigkeit mangeln zu lassen, wie Andere gethan, welche Europa mit falschen Vorstellungen über unsere Nation erfüllt haben." [1])

Rakoczy behauptet weiter in diesem Schreiben, daß er ermuthigt worden sei durch die Nachricht, die ihm eben damals ein Secretär des französischen Gesandten in Constantinopel, Ferriol, von der günstigen Disposition der Pforte für ihn überbracht habe. Diese Nachricht war irrig, stand vielmehr so sehr im Widerspruche mit der wahren Lage der Dinge in Constantinopel, wie damals die anderen Gesandten von dort aus berichteten, und wie der Verlauf der Dinge es bestätigt hat, daß hier die Vermuthung einer französischen Fiction nahe liegt, die den Zweck hatte, Rakoczy weiter zu treiben.

Ein Einblick in diese Correspondenz von Rakoczy mit Ludwig XIV. hätte den Kaiser, aber auch diejenigen Ungarn, welche mit Rakoczy gingen, so wie die englischen und holländischen Staatsmänner, überzeugen können, daß die Hoffnung auf einen Frieden mit Rakoczy aussichtslos war. Der Einblick ward ihnen nicht. In dieser Unkunde der Sachlage erließ der Kaiser, am 20. Juni, jene von Kaunitz dem Gesandten Stepney in Aussicht gestellte Resolution auf die von dem Erzbischofe von Kalocsa eingereichten Punkte.

„Ich hätte wohl manche Ursache, schrieb dabei der Kaiser an den Erzbischof, gar keine Antwort zu geben, oder doch sie bis dahin zu verschieben, daß solche Unterthanen, die ihr eigenes Vaterland und meine anderen Erblande verwüsten, in Wort und That ein aufrichtiges Verlangen nach dem Frieden beweisen. Dennoch antworte ich aus väterlicher Neigung für die ungarische Nation, und aus Sehnsucht, Frieden und Einigkeit sofort wieder herzustellen." Diese Antwort des Kaisers bestand in einer ausführlichen Resolution.

---

[1]) Fiedler, Bd. II, S. 445. Vom 15. Juni.

Derselben voran geht die Versicherung, daß der Kaiser und sein Erzhaus niemals lassen werden von dem Erbrechte auf das Königreich Ungarn, welches als das Bollwerk der Christenheit mit dem Blute seiner Erbländer, so wie des gesammten Deutschland wieder befestigt, ja aus der türkischen Knechtschaft losgekauft sei. [1]) Es folgt die Ankündigung einer völligen Amnestie für alle diejenigen, die zur Treue zurückkehren, so wie eine lange Reihe weiterer Concessionen.

Der Natur der Sache nach konnten diese nicht anders als allgemein gehalten sein. Dennoch mahnte auch selbst der Engländer Stepney die Deputirten des Erzbischofs von Kalocsa zur Annahme, mit dem Hinweise darauf, daß der Kaiser damit einen wirklichen Schritt zum Frieden thue, während doch, wie er dann hinzufügte, die Malcontenten auch noch nicht einen einzigen Beweis gegeben, daß sie geneigt seien über den Frieden zu unterhandeln. [2])

Die letzten Worte Stepneys entsprachen der Wahrheit. Die Seemächte hatten ihre Vermittelung dem Kaiser angeboten, oder richtiger, aufgedrängt. Der Kaiser, in seiner von allen Seiten her bedroheten Lage, hatte in sie gewilligt. Die Thatsache dieser Einwilligung gereichte an sich schon zum Vortheile der Rebellen. Noch mehr war für sie von der Vermittelung selber zu erwarten, vorausgesetzt, daß sie einen Frieden auf der Basis des staatsrechtlichen Bestandes wollten, nämlich der Anerkennung der erblichen Monarchie in Ungarn. Aber die Häupter der Rebellen hatten die Vermittelung der Seemächte nicht einmal angenommen, waren ihr ausgewichen. Indem Stepney selber diese Erwägungen macht, schließt er ab: „Nach Allem werden dennoch Herr Bruininx nnd ich fortfahren zu handeln, als wenn wir als Vermittler angenommen wären, und beabsichtigen an den Erzbischof von Kalocsa zu schreiben, wenn nicht an Rakoczy.“ [3])

---

[1]) Das Schriftstück lateinisch in: Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VI, S. 770; darin die Worte: Hungariae regnum sanguine etc. firmatum, quin verius redemtum. — A. R. II. O. I. K., p. 324.

[2]) Stepneys Bericht vom 21. Juni, p. 322.

[3]) Bericht vom 21. Juni, p. 323: Yet after all Mr. Bruininx and I shall continue to act as if we were received for mediators, and intend to write to the Archbishop of Kalocsa, if not to Rakoczy.

Die Lenker der Politik der Seemächte mochten immerhin meinen, daß ein solches Verfahren ihrem Interesse entspräche; die andere Frage, ob dies Verfahren mit der Ehre und Würde der Seemächte vereinbar war, finden wir nicht erörtert.

Da die Vermittler sich der Meinung hingaben, daß die Declaration des Kaisers vom 20. Juni die Brücke zum Frieden bauen werde: so ist um so eher anzunehmen, daß der Kaiser und seine Berather in dieser Angelegenheit, die Minister Kaunitz, Palffy und Seilern, so wie sein in Wien anwesender Schwager, der Kurfürst von der Pfalz, sich dieser Hoffnung hingegeben haben.

Andere dagegen, auch ohne in die Beziehungen Rakoczys mit Ludwig XIV. tiefer einzublicken, sprachen gleich damals ihre Ansicht dahin aus, daß das Königreich Ungarn, auch wenn es gern wollte, die Erbietungen des Kaisers anzunehmen nicht im Stande sei, weil es von den Häuptern der Rebellen gewaltthätig unterdrückt und davon abgehalten werde. „So lange also die kaiserlichen Waffen nicht vermögen dem Lande eine genugsame Sicherheit zu verschaffen, werden diese Häupter, die nicht mehr sich darein fügen wollen, als Unterthanen zu leben, mit Leichtigkeit jegliche Unterhandlung durchkreuzen, werden nicht sich darum kümmern, ob auch alles in Trümmer zerfalle, sondern dann mit wohlgespicktem eigenem Beutel das Weite suchen." [1])

In dieser Weise entwickelte der Hofkriegsrath Tiell seine Ansichten dem Prinzen Eugen, der damals im Feldlager am Ober-Rheine sich befand. Der Prinz stimmte zu und sprach sich noch stärker aus, mit den Worten: „Es wird auf solche Weise Niemand mehr als der Hof gefoppt werden. Ja ich will meinen Kopf dafür zum Pfande setzen, daß in Ungarn kein Friede erfolgt, wenn man nicht andere Mittel ergreift und Truppen und Festungen in Stand setzt. Um etlicher hunderttausend Gulden willen läßt man mit den Truppen das Königreich, Land und Leute zu Grunde und verloren gehen. Denn es ist ganz gewis, daß die Häupter, nachdem sie einmal revoltirt haben, suchen werden, sich bis zum Aeußersten zu wehren und die Rebellion im Gange zu halten, weil sie ja wohl erkennen, daß im anderen Falle

[1]) Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VI, Beilagen, S. 774.

es um sie selber gethan und daß sie verlorene Leute sein werden. Ich schreibe zwar deshalb wiederum an den Kaiser klar und stark, und möchte wünschen, daß ich damit durchdringe. Aber ich habe Grund zu zweifeln." [1])

Diese Worte der beiden kundigen Persönlichkeiten, von 1704, haben durch den Gang der Thatsachen ihre Bestätigung erfahren. Sie enthalten im voraus den Kern der Leiden des unglücklichen Ungarn für die acht Jahre dieses jammervollen Krieges. Welches Unrecht und welche Bedrückung immer die Ungarn unter der willkürlichen und aussaugenden Verwaltung von kaiserlichen Beamten erduldet haben mochten: das Heilmittel der Rebellion, das sie über sich hatten kommen lassen, war schlimmer als das Uebel. Sie waren in der Hand der Häupter der Rebellion und mußten folgen, wohin diese geboten. Auf der anderen Seite war die Truppenmacht des Kaisers in Ungarn zu schwach, diejenigen zu schützen, welche etwa sich hätten lossagen wollen. Sie mußten gehen, die Einen mit den Anderen, bis die Rebellion, die nur dem Könige von Frankreich zum Vortheile, allen Anderen zum Schaden gereichte, nach völliger Entkräftung in sich zusammen brach.

Auf das Kundwerden jener Declaration des Kaisers erklärten sich hundert begüterte Edelleute aus den Comitaten Oedenburg und Eisenstadt bereit sich mit dem Erzbischofe von Kalocsa zu Rakoczy zu begeben, um für die Annahme der kaiserlichen Resolution zu reden. [2]) Aber schon am 1. August wußte Stepney, daß auf die Annahme der Resolution bei den Häuptern keine Aussicht sei. Am 9. August hatte der Erzbischof noch keinen Paß von Rakoczy erhalten. [3])

Die Hoffnung Rakoczys war zu Anfang gerichtet auf eine günstige Wendung der Dinge in Bayern. In seinen späteren Denkwürdigkeiten sagt er sogar, daß die Hoffnung auf die Vereinigung mit dem Kurfürsten Max Emanuel die einzige Grundlage gewesen sei, auf welche hin er seine Sache unternommen habe. [4])

---

[1]) Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VI, S. H., p. 123. Vom 30. Juli.

[2]) Stepneys Bericht vom 9. Juli, p. 346.

[3]) Stepneys Berichte vom 1. und 9. August, p. 369 und 374.

[4]) Mémoires du prince Fr. Rakoczy, p. 58.

Inzwischen gelang es ihm eben damals, einen scheinbaren Rechtstitel für sich persönlich zu gewinnen, nämlich an Siebenbürgen. Im Einverständnisse mit einigen der Rebellen dort, unter denen Rakoczy selber einen Grafen Pekry hervorhebt, berief er einen Landtag der Stände von Siebenbürgen nach Karlstadt.[1]) Die Mehrzahl der zum Landtage Berechtigten folgte nicht, namentlich nicht die Magnaten. Aber der Feldmarschall Rabutin, der, gestützt besonders auf den treuen Sachsenstamm, die Sache des Kaisers in Siebenbürgen aufrecht hielt, vermochte dennoch nicht zu hindern, daß eine in solcher Art berufene Versammlung in Karlsburg zusammen trat. Sie erwählte Franz Rakoczy zum Fürsten von Siebenbürgen. Beim Herannahen Rabutins floh der nicht-berechtigte Landtag auseinander. Aber das Unheil jener Wahl war geschehen.

Rakoczy hatte auch vorher schon immer sich als Fürst unterschrieben, obwohl der kaiserliche Hof diesen Titel nicht anerkannte. Von dieser Wahl an fügte er in den Briefen, die nach Wien gelangen sollten, seinem Namen die Buchstaben T. P. (Transilvaniae Princeps) bei, und zwar, nach der Deutung des Engländers Stepney, um dadurch anzuzeigen, daß er seinen Anspruch aufrecht halten und geltend machen wollte. Dagegen schrieb er die Worte nicht aus, um nicht der kaiserlichen Regierung einen gerechten Anlaß zu geben, von den Gesandten zu verlangen, daß Briefe in dieser Form nicht angenommen werden dürften.[2])

Nach Frankreich hin finden wir jedoch schon bald den vollen Titel: Franciscus II. Rakoczy Dei gratia Transilvaniae princeps electus, partis regni Hungariae dominus etc.[3])

Rakoczy versucht in seinen Denkwürdigkeiten die Nachwelt zu überreden, daß die Sache der Wahl zum Fürsten nicht von ihm ausgegangen sei; aber wir haben gesehen, daß der ihm mehr als recht und billig wohlgesinnte Engländer Stepney Monate lang zuvor seiner Regierung meldete: er habe von Anfang an erkannt, daß das eigentliche Ziel des Rakoczy sei der souveräne Besitz von Siebenbürgen.

---

[1]) Mémoires du prince Fr. Rakoczy, p. 56.

[2]) Stepneys Bericht vom 20. September, p. 439.

[3]) Fiedler, Bd. II, S. 458.

Wir haben ferner das Urtheil des Venetianers Dolfin vernommen, daß der Kaiser zu eigener Sicherheit gegen die Türken diesen Besitz dem Franz Rakoczy nicht verstatten könne. Desgleichen meldete der dänische Gesandte in Wien: „Der Kaiser wird ihm niemals auch nur den Titel zugestehen." [1]) Dagegen war fortan der Kern des Bestrebens von Rakoczy, diesen angemaßten Titel zur Wahrheit zu machen, und zwar so, daß er zunächst Ungarn für diesen seinen Zweck verwendete, und seine Hoffnung auf Ludwig XIV. setzte, der jenen Titel anerkannte. Das Verhältnis drängt sich zusammen in die wenigen Worte: Ludwig XIV. benutzte Rakoczy für seine Zwecke, und Rakoczy benutzte die Ungarn für die seinigen.

Aber Rakoczy erkannte an, daß mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln sein Ziel unerreichbar sei. Er ergeht sich, im Sommer 1704, in wiederholten Berichten an Ludwig XIV. und an den Staats-Secretär Torcy über die Nicht-Disciplin seiner sogenannten Truppen und über ihre moralische Qualität. [2]) Dem Ersteren schreibt er: „Ich habe kein anwendbares Mittel versäumt, um die sich auflösenden Haufen zusammen zu halten, und da gegenüber den Truppen, die eine allzu weite Idee der Freiheit oder eine besondere Anhänglichkeit an meine Person beseelt, die Anwendung scharfer Strenge mir hätte nachtheilig werden können: so habe ich mein Verfahren mit Drohungen, Verheißungen, Freundlichkeiten gemischt, um nichts zu unterlassen, was zum Dienste meines Vaterlandes und Ew. Majestät gereicht."

Offener noch spricht Rakoczy seine Wünsche dem Staats-Secretär Torcy aus. „Möchte es Gott gefallen, sagt er, daß Sie die gegenwärtige Lage der Dinge hier von Grund aus wüßten: vielleicht würden Sie der erste sein, anzuerkennen, daß das Geld des Königs nicht besser angelegt werden kann als hier. Alle Erblande stehen uns offen, die Völker sind der Tyrannei müde, ohne daß wir davon Nutzen ziehen können. Wenn man mit einer Armee, wie wir sie haben, eindringt um zu plündern, so bringen wir sie zur Verzweiflung; untersagen wir dagegen den Soldaten diese Annehmlichkeit, [3]) so desertirt Alles, und

---

[1]) Lamberty t. XIII, p. 453.

[2]) Die Actenstücke bei Fiedler, Bd. II, S. 439 u. f. Vom 15. Juni.

[3]) Si nous empêchons cette douceur du soldat.

mir bleibt dann nur die Besorgnis eines schimpflichen Rückzuges. Ich beschwöre Eure Excellenz bei Ihrer Treue und Anhänglichkeit für den Dienst Ihres Königs, eine Unternehmung zu fördern, die niemals zuvor so viele Aussichten hatte. Die bayerische Hülfe wäre allerdings der türkischen vorzuziehen; aber nach allen Anzeichen muß ich besorgen, daß der Kurfürst sich in unsere wichtige Angelegenheit nur einläßt, um sie seinen eigenen Absichten dienstbar zu machen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß er so gesinnt ist, wie es nöthig wäre."

„Die Schwierigkeiten die ungarische Nation zu überzeugen, daß die türkische Hülfe uns keinen Schaden bringt, wird sehr groß sein, wenn nicht der König uns eine formelle Versicherung dagegen ausstellt, die man vorzeigen könnte, besonders der Geistlichkeit, die, dem Hause Oesterreich völlig ergeben, im anderen Falle alles gegen jene gefährliche Hülfe aufbieten würde." [1])

Die letzten Worte dienen nur die Gesinnung zu zeichnen. Ludwig XIV. verfügte nicht über eine türkische Hülfe für Rakoczy.

Zu der Schilderung, welche der letztere von seiner Kriegführung entwirft, fügt sich die Thatsache, daß die Anzahl der von den Rebellen verbrannten Dörfer allein in der Steiermark im Jahre 1704 betrug einhundert und dreißig. [2]) Der Feldmarschall Heister suchte vergeblich die Erbländer gegen diese schnell ausgeführten Raubzüge zu schützen. „Wir hielten ihn zum Besten, erzählt Rakoczy; denn, wenn er uns in Nieder-Ungarn aufsuchte, verwüsteten wir Mähren, und, wenn er dann wieder dahin eilte, plünderten wir Steiermark und einen Theil Oesterreichs." [3]) Daher kam auf Heister der Vorwurf, daß er durch maßlose Märsche die Armee zu Grunde richte, insbesondere die Cavallerie. Aber auch seinerseits vergalt er auf ungarischem Boden Gleiches mit Gleichem, so sehr, daß er auch die Güter des Erzbischofes von Kalocsa in Veßprim der Plünderung preis gab. Auf beiden Seiten litten die Länder unsäglich, und die verschiedenen Völkerstämme wurden an einander gehetzt zu Blut und Mord.

---

[1]) Fiedler, Bd. II, S. 448.

[2]) Lamberty t. XIII, p. 452. Bericht des dänischen Gesandten in Wien.

[3]) Mémoires du prince Fr. Rakoczy, p. 58.

Um so mehr also hätte nicht blos das politische Interesse, sondern auch das menschliche Erbarmen auffordern sollen, gemäß dem Rathe des Prinzen Eugen zu handeln und der barbarischen Kriegführung mit Einem wuchtigen Schlage ein Ende zu machen. Wir haben gesehen, daß die Seemächte, bei ihrer geringen Kenntnis der Sachlage und besonders des engen Verbandes von Rakoczy mit Ludwig XIV., so wie aus anderen Motiven, dies zu hindern suchten.

Franz Rakoczy wußte darüber ziemlich genauen Bescheid. Im Anfange des Monats August, wo die Dinge in Bayern bereits der Entscheidung entgegen reiften, entsendete er von seinem Feldlager vor Szegedin aus nach Versailles den ihm zugekommenen Secretär der französischen Botschaft von Constantinopel mit einem umfassenden Berichte über seine Lage.[1])

Voran geht die Versicherung seines Eifers und seiner Anhänglichkeit für den Dienst des Königs, sowie seiner unerschütterlichen Festigkeit.

Aber seine Milizen, die, wie er sagt, in der Hoffnung auf (französische) Hülfe sich erhoben, haben nun in Ermangelung derselben der Mehrzahl nach mit der gemachten Beute sich heim begeben. Es fehlt für eine abermalige Erhebung an Geld, an Waffen, an Officieren. Nur die Unkenntnis, in welcher der Feind durch die falschen Nachrichten des Landvolkes gehalten wird,[2]) hat bisher die Sache des Aufstandes gehalten. Nach dem letzten Siege Heisters will, aus Furcht vor ihm, am rechten Donauufer Niemand mehr zu den Waffen greifen. Dann folgt die bereits erwähnte sehr bemerkenswerthe Aeußerung Rakoczys: „Meine ganze Armee besteht daher nur in 5000 Mann, und man kann es nur der Gnade Gottes beimessen, daß die Deutschen die Frucht ihres Sieges (bei Gyarmat) nicht weiter verfolgt haben, wo es nur an ihnen lag das ganze Land wieder zu nehmen."

---

[1]) Fiedler, Bd. II, S. 449. Vom 9. August.

[2]) Wagner t. II, p. 752. Er bestätigt dies für den ganzen Krieg mit den Worten: Plebs agrestis compellata protervis mendaciis quaesitoribus illudebant; nec ab volentibus dicere verum, nec severitate a contumacibus extundendi ratio erat. Quae rumorum fallacia mirum quot occasiones eripuerit, quas clades accersierit etc.

Rakoczy hat Szegedin belagert, aber die Sache aufgeben müssen wegen des allgemeinen Entlaufens der Truppen. Dazu naht die Zeit der Ernte und der Weinlese. Der Gesandte soll daher dem Könige unterthänigst die Nothwendigkeit eines Stillstandes vorstellen, mit der Hoffnung, inzwischen die gnädige Gesinnung des Königs und die oft gegebenen Versicherungen seines Schutzes verwirklicht zu sehen. Die Sache in Ungarn kann hergestellt werden nur durch beträchtliche Geldmittel, ausreichend für 15.000 bis 16.000 Mann regelmäßig bezahlter Soldaten, denen man Officiere geben muß, welche Disciplin einführen. Rakoczy hofft durch Vermittelung Ludwigs XIV. von der Pforte 8000 Arnauten zu erlangen.

„In dieser Art, sagt weiter Rakoczy, erwarten wir unterthänigst die Hülfe Sr. Majestät. Wenn nicht, so wird dies Land, seinen unvermeidlichen Untergang vor Augen sehend, gezwungen sein den Frieden zu schließen, der ihm nicht dienen wird sein Joch abzuschütteln, sondern nur einen Aufschub zu erlangen."

„Ich werde inzwischen mein Mögliches thun, die Sache ein halbes Jahr hinzuziehen. Nur möge man die Güte haben, auch eher schon Geld zu schicken, damit ich noch vor dem Waffenstillstande Truppen anwerben kann."

„Der Gesandte wird ferner berichten, daß der größte Theil des Adels nur den Frieden ersehnt, daß jedoch, wenn er augenscheinlich französische Hülfe erblickt, er wieder Muth fassen wird. Er wird ferner melden, daß die Engländer und die Holländer dem Kaiser erklärt haben, lieber ihre Truppen zurückrufen als gestatten zu wollen, daß sie gegen uns geführt würden, so lange noch eine Hoffnung auf Frieden bleibe."

Demnach erklärt Rakoczy, daß er, wenn nur Ludwig XIV. das nöthige Geld schicke, keinen Frieden wolle. Aber er stellt Unterhandlungen in Aussicht, um die Sache hinzuziehen. Diese Unterhandlungen hatten für ihn einen dreifachen Zweck: sie sollten die Kaiserlichen hindern, die für sie günstige Lage der Dinge auszunutzen; sie sollten auf Ludwig XIV. drücken, damit er sich den nützlichen Diener zu erhalten trachte; sie sollten den Seemächten die Handhabe bieten, in ihrer Thorheit zu beharren. Es ist anzunehmen, daß diese letzte Stelle des Berichtes für Ludwig XIV. die erfreulichste, oder, nach Maßgabe der

Dinge, die tröstlichste gewesen ist. Denn dieser Bericht vom 9. August konnte, der Entfernung gemäß, erst an ihn gelangen, nachdem die Kunde von dem Tage bei Höchstädt, dem 13. August, die unheilvollste, die er bis dahin erlebt, ihm vorher zugekommen war.

## Die französisch-bayerische Machtstellung.

Gefährlicher als die zuchtlosen ungarischen Rebellenhaufen im Osten war für den Kaiser im Jahre 1704 die bayerisch-französische Macht von Westen her.

Am 6. Januar 1704 trat der Markgraf Ludwig von Baden als General-Lieutenant des Kaisers mit den beiden Kurfürsten von Mainz und Pfalz zu Frankfurt zusammen, und legte ihrem Wunsche gemäß die Lage der Dinge dar.

Er entwickelte, wie günstig der Krieg im Jahre 1702 begonnen, wie man durch die Einnahme von Landau bereits die sichere Aussicht gehabt, den Krieg auf französischem Boden zu beenden, und wie dann durch den Einbruch des Kurfürsten von Bayern in den schwäbischen Kreis die Dinge sich so sehr gewandt, daß nun französische Truppen im Herzen des Reiches stünden. „Und zwar haben die Bayern und Franzosen dort, sagt der Markgraf, durch die Wegnahme der festen Plätze an der Donau und der Iller eine solche Position inne, daß sie von ihren Magazinen aus den Krieg führen, daß ihnen die Stromläufe der Donau, der Iller, des Lech und des Inn zu jeglichem Transporte dienen, uns dagegen kein Fluß nutzen kann. Sie können vorbrechen nach allen Seiten: wir vermögen es nicht. Dazu haben wir von der Tyroler Grenze bis nach Böhmen keinen Vorrath, auch nicht den Anfang eines Magazins. Die Gefahr steigt, wenn Frankreich ein neues Corps von 10.000 oder 12.000 Mann durch den offen stehenden Schwarzwald nach Osten entsendet. Dann ist zu befürchten, daß die auch jetzt bereits eingeschüchterten Stände des schwäbischen Kreises sich zur Neutralität verstehen würden.“ [1])

---

[1]) Röder, Bd. II. S. 5.

Es ist merkwürdig, daß in denselben Tagen, wo der Markgraf diese Gedanken als Besorgnis aussprach, sie in Versailles als Hoffnung verwerthet wurden. Ludwig XIV. erwog dort nicht mehr die Frage, ob dem Kurfürsten von Bayern eine neue Hülfe zu senden sei, sondern begann damit den Befehl dieser Sendung auszusprechen, und nur über die Ausführung das Gutachten seiner Marschälle zu verlangen. Die Antwort derselben rieth, einstweilen die Absicht noch in tiefem Geheimnisse zu halten.[1]) Und eben so ward derselbe Plan eifrigst erwogen von dem Kurfürsten Max Emanuel und dem Marschall Marsin. „Die Feinde, meint Marsin, betrachten eine solche Verstärkung als den schlimmsten Streich, den man ihnen versetzen könnte, und mit Recht.“[2])

Auch ohne die Kunde des Entschlusses in Versailles kam der Markgraf Ludwig von seiner Besorgnis vor demselben aus zu dem Rathe, daß auf jegliche Bedingung hin ein Vergleich mit dem Kurfürsten von Bayern angestrebt werden möge. „Ich verkenne nicht, sagte er, daß der Kurfürst von Bayern durch den unheilvollen Streich, den er auf sein Vaterland geführt, sich um Kaiser und Reich kein Verdienst erworben hat, das man zu belohnen hätte; aber ich betrachte die Noth. Schon streifen die ungarischen Rebellen über die March nordwestwärts von Wien. Wenn der Kurfürst, der sich bereits dem Innstrome nähern soll, die Donau hinab sich mit ihnen vereinigt: so vermögen sie zusammen die Stadt Wien zu belagern; wir aber, mit unseren schwächeren Kräften und bei der Entfernung, sind nicht im Stande einen Entsatz zu bringen.“

Als der Markgraf diese Worte in Frankfurt niederschrieb, am 6. Januar 1704, konnte er noch nicht wissen, was allerdings voraus zu sehen war,[3]) und worüber der Kaiser selber sich kein Hehl gemacht, daß Max Emanuel auch die Stadt Passau besetzen würde. Es geschah am 9. Januar 1704.

Gelinge es aber nicht, mit dem Kurfürsten sich gütlich zu vergleichen, schloß der Markgraf: so sehe er für den kommenden Feldzug kein anderes Mittel übrig als die Defensive.

---

[1]) Pelet t. IV, p. 376, 11. Januar 1704.

[2]) A. a. O., p. 397, 9. Februar.

[3]) Sein Schreiben vom 9. Januar bei Röder, Bd. II, S. 8.

Namentlich von England aus suchte man damals auf verschiedenen Wegen den Kurfürsten Max Emanuel zu einem Vergleiche zu bestimmen. Eine dieser Unterhandlungen ward geführt durch den König Friedrich I. von Preußen.[1]) Andere Eröffnungen gelangten nach München durch den Herzog Victor Amadeus. Der Staats-Secretär Nottingham ließ dem Kurfürsten die Alternative vorhalten: entweder unterliege Ludwig XIV. — dann könne er seine Versprechungen nicht halten; oder er erlange die Oberhand — dann werde er sie nicht halten wollen, und der Kurfürst sei nicht vermögend ihn zu zwingen. England dagegen und die Republik würden nicht blos gute Subsidien bewilligen, sondern auch für die Forderungen des Kurfürsten an den Kaiser in so weit eintreten, als sie raisonnabel erschienen. — Aber man verhehlte sich dabei nicht, daß der Wahrscheinlichkeit nach Max Emanuel seine Hände ausstrecken werde nach der Kaiserkrone selbst.[2])

Eben damals, im Beginne des Jahres 1704, während man sich vielfach noch mit der Hoffnung eines gütlichen Ausgleiches trug, erschien ein Manifest des Kurfürsten von Bayern, welches alles Andere eher athmet als eine friedliche, ausgleichsfreundliche Gesinnung.[3]) Das weitläufige Schriftstück beschränkt sich nicht auf die damalige Lage der Dinge. Es erscheint wie eine Sammelgrube aller Anklagen und Vorwürfe, welche jemals von dem Hause Wittelsbach gegen das Haus Habsburg erhoben worden sind, namentlich aber derjenigen, die Max Emanuel selber gegen den Kaiser Leopold vorbringen zu dürfen meinte. Und zwar sind diese die kränkendsten, die denkbar sind. Max Emanuel behauptet vor aller Welt: der Kaiser habe durch seine väterliche Autorität seine Tochter, die Erzherzogin Maria Antonia, die als Gemahlin des Kurfürsten Max Emanuel in Wien starb, zu einem Testamente genöthigt, dessen der Gemahl sie aus sich selber nicht fähig halten könne. Max Emanuel bringt ferner den Tod seines Sohnes, des Kurprinzen Joseph Ferdinand, zu Brüssel im Februar 1699, in Verbindung mit dem Unsterne aller derer, welche der Größe des Hauses Oesterreich entgegen stehen. — Wir haben diese Anschuldigung damals

[1]) Murray t. I, p. 234, 236.
[2]) Hill's Correspondence t. I, p. 70.
[3]) Abgedruckt bei Lamberty t. III, p. 26 et suiv.

bereits erörtert (Band VIII. S. 305[1]). Sein eigenes Ziel dagegen läßt Max Emanuel durchschimmern bei der Aufzählung seiner Verdienste um das Haus Habsburg. Er habe, sagte er, im Jahre 1690 seine Stimme gegeben für die Wahl des Erzherzogs Joseph zum römischen Könige. „Meine Anhänglichkeit für das Haus des Kaisers, fügt er hinzu, war die einzige Ursache eines Schrittes, den wenige Personen von mir vermutheten, und den ich, wie es schien, nicht thun konnte, ohne mich selbst zu vergessen.“

Als Max Emanuel diese Worte niederschrieb oder unterzeichnete, besaß er allerdings den Vertrag, in welchem Ludwig XIV. ihm den Glanz der Kaiserkrone in die Augen schimmern ließ. Aber es war ein starker Irrthum von Max Emanuel die Lage der Dinge, wie sie ihm im Beginne des Jahres 1704 erschien, ähnlich auffassen zu wollen wie diejenige von 1690. Damals hatte er gar keine Aussicht auf die Wahl gehabt; dagegen hatte er sie im Jahre 1704 nur durch Frankreich. Es ist sehr merkwürdig, daß das von dem einstigen Kaiser Ludwig dem Bayer an häufig wiederholte Trachten von Mitgliedern des Hauses Wittelsbach nach der Kaiserkrone immer zum Unheile ausgeschlagen ist, sowohl für das Gemeinwohl, wie für sie selber, bei Keinem jedoch mehr als bei Max Emanuel, und zwar darum, weil er, außer Stande die Krone durch sich selber zu erringen, sie hätte erlangen können nur als Vasall und Diener Ludwigs XIV.

Diesen Dienst nahm der unwürdige Mann in vollem Maße auf sich, so sehr, daß er sich von dem französischen Könige gebrauchen ließ, zuerst mit seiner Namensunterschrift vor der Welt in Betreff des Testamentes von Carl II. die große Lüge zu verkünden, deren Ludwig XIV. vor seinem Volke zu bedürfen glaubte, um den ungeheueren Krieg von seiner Seite zu rechtfertigen, und die doch er selber nicht zuerst öffentlich auszubringen wagte, um sich nicht der Gefahr eines Widerspruches auszusetzen. Es war die Behauptung, daß das

---

[1]) In einer Flugschrift von 1703, abgedruckt bei Lamberty t. XII, p. 431, wird der Verdacht gegen die französische Politik geradezu ausgesprochen: Elle (la France) sut bientôt renverser cet obstacle; du moins la mort prématurée de ce jeune prince, arrivée à point nommé, et avec des symptômes suspects, semble donner de la force au soupçon.

Testament Carls II. von Spanien zu Gunsten des Herzogs von Anjou sich stütze auf den Rath des Papstes Innocenz XII.

Ludwig XIV. hatte diese Fiction zuerst allerdings selber ausgesprochen, jedoch nur in dem geschlossenen kleinen Kreise seines Hofes zu Marly, wo ein fremder Gesandter keinen Zutritt hatte, am 8. December 1700 (Band IX, S. 33). Reichlich ein Jahr später ging die Behauptung öffentlich aus in dem Manifeste, welches der Cardinal Janson Forbin bei der Anwesenheit Philipps in Italien ausstreuete, im Jahre 1702. Auf die Anfrage des kaiserlichen Botschafters Lamberg ward damals die Behauptung von dem Papste Clemens XI. nachdrücklich verneint (Band X, S. 163). Damit war für damals der Versuch zurückgeschlagen. Im Beginne des Jahres 1704 machte Ludwig XIV. einen neuen, und zwar so, daß er nicht zunächst den Kurfürsten Max Emanuel, sondern den Papst Clemens XI. mit herein zu ziehen trachtete.

Am 4. Januar 1704 richtete Ludwig XIV. an den Papst Clemens XI. ein sehr langes Schreiben über das Verhalten des Herzogs Victor Amadeus von Savoyen.[1]) In der Wirklichkeit jedoch ist das Schreiben, welches sofort in die Oeffentlichkeit kam, weniger an den Papst gerichtet, als an die französische Nation. Für diese waren darin die Grundstriche angegeben, nach welchen sie nicht blos das Verhalten des Herzogs Victor Amadeus, sondern die gesammte damalige Verwicklung in Westeuropa betrachten sollte. Das Schriftstück enthält daher eine unentwirrbare Mischung von Wahrem und Falschem. Und zwar dies Letztere namentlich auch in Bezug des Testamentes von Carl II. Es ist wichtig hier zunächst die Rede Ludwigs XIV. darüber an den Papst Clemens XI. im Wortlaute zu vernehmen. Ludwig XIV. sagt: „Le roi Charles II mourut. Il avait confié, quelque temps auparavant, au feu pape la disposition qu'il avait dessein de faire en faveur de ses légitimes héritiers. Votre Sainteté en était informée. Nous apprîmes les dernières volontés de ce prince par la régence qu'il avait établie. Nous acceptâmes son testament."

---

1) Abgedruckt bei Lamberty t. III, p. 134 et suiv.

Da Ludwig XIV. sehr wohl wußte, daß Carl II. dem Papste Innocenz XII. eine solche Absicht nicht kund gegeben, sondern vielmehr daß der todtkranke Mann sich widerstrebend in das abgedrungene Unterschreiben des Testamentes gefügt hatte: so redete er hier öffentlich die Unwahrheit. Und dennoch geschah es nicht in einer so ausgeprägten Weise, daß dadurch an den Papst Clemens XI. die Nothwendigkeit herantrat, berichtigend gegen die Aeußerung aufzutreten. Aber Ludwig XIV. ging noch einen Schritt weiter. Er verlangte von dem Papste Clemens XI. ein positives Zeugnis zu Gunsten des Testamentes. Der Papst sollte erklären: es sei ihm bekannt, daß das Testament Carls II. legitim und mit seiner königlichen Zustimmung ausgefertigt sei. — Der Papst weigerte sich ein solches Zeugnis auszustellen, weil ihm die positive Gewisheit und die Kenntnis des in Spanien darüber Vorgefallenen mangele.[1])

Wenn auch der Papst die Forderung eines positiven Zeugnisses von sich abwehrte: so ist doch unverkennbar, daß Ludwig XIV. auch schon durch jene aus dem Schreiben vom 4. Januar 1704 angeführten Worte einen erheblichen Vortheil erreichte. Denn, indem für den Papst nicht die Nothwendigkeit vorlag, jene Worte öffentlich zu verneinen, bereitete Ludwig XIV. dadurch die Gemüther vor, die eigentliche Erfindung, die er selber nicht aussprach, sondern von anderer Seite her aussprechen ließ, um so williger aufzunehmen.

Die Persönlichkeit, die er zu diesem Dienste verwandte, war der bayerische Kurfürst Max Emanuel. Die Frage, ob dieser selbst wußte, daß das was er sagte, der Wahrheit nicht entsprach, mag dahin gestellt bleiben. Wenn auch Max Emanuel in Betreff des spanischen Testamentes vielleicht aufrichtig glaubte, was er vorbrachte: so erhielt doch die Unwahrheit, zu deren Träger er sich machte, bei ihm noch

---

[1]) Relazione del conte di Lamberg, 19 Aprile 1704: Di Francia scrivono come l'ultimo corriere del Cabinetto mandato al Cardinale Giansone sia colà tornato, il quale doveva portare un attestato del Papa, che gli consti, come il Testamento di Carlo II di g. m. per il Smo Duca d'Angiò sia legittimo e spedito col consenso suo regio, e che il Papa havesse negato a poter darlo, mentre gli mancava la positiva certezza e notizia di quello fu operato toccante questo punto in Spagna. Della quale negativa il Re restò assai mortificato.

eine besondere Färbung durch die Verquickung mit seinem bösen Willen wider den Kaiser Leopold I. Max Emanuel bringt in seinem Manifeste die Sache vor wie folgt: „Der Kaiser, der es sich zum Ruhme anrechnete, in Anlaß der Belagerung von Wien sein Geschick der göttlichen Waltung anheimzustellen, hielt in Betreff der spanischen Angelegenheit eine solche Unterwerfung nicht für eine Tugend. Und doch konnte er sich nicht verhehlen, daß das Testament des Königs Carl II. von Spanien, so zu sagen, das Werk des Himmels war. Dieser König hatte den Entschluß aus sich gefaßt, lange bevor er ihn ausführte, ungeachtet der den Prinzen des Hauses Oesterreich natürlichen Leidenschaft für die Größe ihres Namens. Er war durch den Papst Innocenz XII., den er mehrere Monate vor seinem Tode über seine beabsichtigte Disposition befragte, in diesem Entschlusse bestärkt worden. Aber die Frömmigkeit des Kaisers hinderte ihn nicht, sich einer so klar ausgesprochenen göttlichen Fügung zu widersetzen." [1])

Wir erblicken hier die Lüge völlig geformt, wie sie seitdem in der französischen Geschichts-Literatur auftritt, und von derselben aus auch in derjenigen anderer Nationen ihren Widerhall gefunden hat. Aber es ist zu wiederholen, daß Max Emanuel dabei lediglich als Werkzeug fungirte. Fassen wir die Genesis nochmals kurz zusammen.

Als den Urheber der Sage von dem Rathe des Papstes Innocenz XII. an Carl II. kennen wir Ludwig XIV. selbst, am 8. December 1700. Das hauptsächliche Werkzeug der Verbreitung ist dann der Cardinal Janson Forbin. Wir haben seinen misglückten Versuch vom Jahre 1702 kennen gelernt (Band X, S. 161 u. f.). Wie aber, wenn auch dies Mal wieder wir hinter dem Kurfürsten Max Emanuel als den eigentlichen Acteur erblicken denselben Cardinal Janson Forbin? Der kaiserliche Botschafter Lamberg in Rom erhob bei dem Papste Clemens XI. die Beschwerde, daß das infame Manifest, wie er sich ausdrückte, welches den Namen des Kurfürsten von Bayern trage, aus der päpstlichen Druckerei in Rom hervorgegangen sei. Clemens XI. war überrascht. Er verneinte nicht die Unwürdigkeit jenes Schriftstückes, und meinte: eben darum sei es nicht glaublich, daß der Kurfürst Max Emanuel das gesunde Urtheil so sehr verloren

[1]) Lamberty t. III, p. 29.

habe, eine so schändliche Schrift unter seinem Namen in die Welt zu senden. Der Papst versprach, wenn die Anklage sich bestätige, den Drucker in Haft zu nehmen. „Die Ausführung wird ihm schwer werden, fügt Lamberg hinzu, weil der Cardinal Janson Forbin dabei betheiligt ist.“ [1])

Was immer die Nachforschung des Papstes Clemens XI. ergeben haben mag: die nachträgliche Verhaftung eines Buchdruckers befreit die Welt nicht wieder von der Lüge, für welche er gedient hat. Die eigentlichen Thäter waren ja doch dem irdischen Arme unerreichbar. Ist Janson Forbin der hauptsächliche Agent dieser Lüge nach auswärts hin, so beweisen die Denkwürdigkeiten von St. Simon, [2]) daß am französischen Hofe die Fassung der Sage gänzlich derjenigen entsprach, die man zum Exporte ins Ausland verwendete. Durch diese Anstrengungen nach allen Richtungen hin wurde die unwahre Tradition in Frankreich und über Europa verbreitet.

Es dürfte indessen nicht überflüssig sein, noch hinzuzufügen, daß für die Willigkeit, die durch Ludwig XIV. und den Cardinal Janson Forbin geschaffene Fiction über das spanische Testament von 1700 als geschichtliche Thatsache aufzunehmen, bei den verschiedenen Nationen sehr verschiedene Motive mitwirkten. Diejenigen Franzosen, die nicht zu erkennen vermögen, daß Ludwig XIV. für sein eigenes Volk nicht minder eine Geißel war, als für die übrigen Völker Europas, und die darum sich erfreuen an seiner vermeintlichen Größe, finden eine Genugthuung darin, daß zu Gunsten des spanischen Testamentes, dessen Annahme durch Ludwig XIV. die unendliche Kette namenloser Leiden über Frankreich gebracht hat, vorher eine moralische Kraft eingetreten sein soll, der Papst Innocenz XII. [3]) Andere dagegen, dem päpstlichen Stuhle und der Kirche feindlich Gesinnte, sind geneigt eine Tradition aufzunehmen, die ein Oberhaupt der Kirche mitwirken läßt an einem notorischen Unrechte. Die eine Richtung wie die andere hat sich zu beugen vor der Wahrheit, und hat die Tradition anzuerkennen als das was sie ist, das Werk der Lüge des Königs Ludwig XIV. und des Cardinals Janson Forbin.

[1]) Bericht vom 20. December 1704.

[2]) Mémoires de St. Simon, t. II, p. 133.

[3]) Der Vorgänger dieser Richtung ist St. Simon, an der genannten Stelle.

## Das Werden des Planes zu dem Zuge an die Donau.

Das Uebermaß der persönlichen Kränkungen und Beleidigungen, welche der Kurfürst Max Emanuel in seinem Manifeste auf den Kaiser zu häufen suchte, deutet an, daß er sich auf dem Wege zu seinem Ziele für sicher hielt, ein Umschlagen der Dinge kaum noch besorgte. Wir haben aus dem Berichte des Markgrafen Ludwig von Baden an die beiden Kurfürsten von Mainz und Pfalz in Frankfurt vernommen, daß seine Besorgnis durchaus der Hoffnung des Kurfürsten Max Emanuel entsprach. Wenn auch der Wille Ludwigs XIV., dem Kurfürsten neue Hülfe zuzusenden, noch nicht bekannt war, so gab doch der Markgraf deutlich zu verstehen, daß er nicht die Macht besitze, eine solche Sendung zu verhindern. Für den Kaiser dagegen schien eine Hülfe nicht zu erwarten zu sein. Ludwig von Baden ersuchte von Frankfurt aus die Generalstaaten nicht um eine Verstärkung der Truppen, die sie nur halbwillig ihm belassen hatten, sondern um das Darlehen einer Viertel-Million Spezies-Thaler von Seiten der Seemächte für den Kaiser.[1] Denn ohne eine solche Summe baaren Geldes werde es ihm unmöglich sein die Reichsarmee ins Feld zu bringen. Dagegen beharrte er bei seinem Vorschlage vom Jahre zuvor, daß die Armee der Seemächte eine Diversion die Mosel hinauf unternehmen möge. Der holländische Gesandte Almelo, der in Frankfurt anwesend war, übernahm es, bei den Generalstaaten diesen Wunsch vorzubringen.

Zugleich mit dieser Bitte erhielt der kaiserliche Gesandte Wratislaw in London von Wien her positive Nachrichten über das Einverständnis zwischen Frankreich, Bayern und den Rebellen in Ungarn. Er trat damit zu Marlborough, um hinzuweisen auf die Gefahr für den Kaiser. Marlborough war geneigter als im Jahre zuvor. Die Generalstaaten hatten damals ihn ersucht, sich nach dem Haag zu begeben, damit dort der Feldzugsplan noch im Winter festgestellt werde. Im Begriffe dahin aufzubrechen, erwiederte Marlborough dem Gesandten: „Meine Absicht ist, die Generalstaaten zu einer Be-

[1]) Röder, Bd. II, S. 8. Vom 9. Januar 1704.

lagerung von Landau oder zu einer Diversion die Mosel aufwärts zu bestimmen. Ich selbst würde gern dahin marschiren. Aber weil es schwer ist die Holländer zu einer Defensive zu bewegen, die zugleich Offensive wäre: so würde ich höchstens 45 Bataillone und etwa 60 Schwadronen zu diesem Zwecke erlangen können. Gelingt es mir Landau zu nehmen, so würde ich dem Markgrafen von Baden so viele Truppen abgeben, wie mir möglich, um ihn in den Stand zu setzen, den Kurfürsten von Bayern zu überwältigen." [1])

So am 18./29. Januar 1704. Wir sehen, der Plan eines eigenen Zuges an die Donau tritt in den Gedankenkreis Marlboroughs noch nicht ein. Er gestattete dem Gesandten, jene Absicht in Betreff Landaus dem Markgrafen von Baden und dem Prinzen Eugen in Wien mitzutheilen. Wratislaw berichtete direct an den Kaiser Leopold auf besonderem Wege. Die Antwort des Kaisers, vom 13. Februar, ging ebenfalls über den Plan einer Diversion am Oberrhein oder an der Mosel nicht hinaus, und befahl dem Gesandten, diesen Plan bei Marlborough mit Nachdruck zu betreiben. [2]) Der Letztere verlangte jedoch strenges Geheimnis gegenüber den Staatsmännern der Republik.

Alsdann schiffte Marlborough zu Ende Januar hinüber nach Holland. Er fand dort eine sehr bekümmerte Stimmung über die Gefahr, in welcher der Kaiser und das Reich sich befänden. Zugleich aber seufzte die Republik in sich selber schwer unter der drückenden Last der Kriegsausgaben, zumal da von zweien unter den sieben Provinzen gar nichts einkam, so daß die Kosten für den Feldzug des Jahres zum größeren Theile durch Anleihen aufgebracht werden mußten. [3])

So berichtete Marlborough nach England. Allein es gab in der Republik noch eine besondere Ursache der Schwäche, nämlich die Parteiung. Die oligarchische Partei war seit dem Tode des Königs Wilhelm III. mächtig wieder empor gewachsen. Man unterschied in den Städten die alten und die neuen Regierungen, jene, die noch von der

[1]) Wratislaws Bericht vom 29. Januar 1704.

[2]) Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VI, S. 726.

[3]) Marlborough an den Staats-Secretär Hedges, 1./12. Februar, bei Murray t. I, p. 226.

Zeit des Königs herrührten und die darum auch geradezu als Royalisten bezeichnet wurden, diese, welche nach und nach an die Stelle traten und sich mit Nachdruck Republikaner nannten. In der einen Provinz hatte diese Partei die Oberhand, in der anderen jene. Die Republikaner wollten weder einen Erbstatthalter, noch einen General-Capitän. Sie hielten ihre Gegner im Verdachte, daß sie nicht bloß die Wiederbesetzung dieser Stellen wünschten, sondern auch darauf ausgingen die Dinge dahin zu treiben, und zwar in ähnlicher Weise wie es im Jahre 1672 geschehen war, nämlich, daß die Stimmung des Volkes die Besetzung der Stellen erzwinge. Daher war die Partei der Republikaner abgeneigt sowohl gegen eine Verminderung der Streitkräfte, als gegen eine Entsendung eines Theiles derselben zum Zwecke einer Diversion. Die Erhaltung des Bestandes der Republik, wie sie war, erschien dieser Partei als das erste Gebot der Staatsweisheit. Der Hinweis, daß in Brabant und Flandern keine nachhaltigen Erfolge wider Frankreich zu erringen, daß dagegen eine Expedition an die Mosel diese Aussicht eröffne, schlug nicht durch gegen die Besorgnis, daß die Entfernung der Truppen eine Volkserhebung nach sich ziehen werde. Marlborough selber trug Bedenken sich vor den Holländern mit Nachdruck für eine Expedition an die Mosel auszusprechen.[1])

Dennoch that er vom Haag aus in dieser Beziehung wichtige Schritte. Er erließ an die Generale der hannöverschen und cellischen Truppen im Dienste der Seemächte, Bülow und Sommerfeld, die weit vorgeschoben in Franken standen, die Befehle sich nach der Mosel zu ziehen.[2]) Er beharrte dabei ungeachtet der Einwendungen des Grafen Goes, daß diese Truppen dort erforderlich seien zum Schutze der von Bayern aus bedroheten Reichsstadt Nürnberg. Marlborough zuckte die Achseln und erwiederte: „Aber man hat von kaiserlicher Seite die Diversion an der Mosel verlangt, und, wie Sie mir sagen, verlangt man sie noch jetzt. Aller Orten zugleich zum Löschen zu laufen, ist nicht möglich. Kaiser und Reich müssen selber alle Kräfte aufbieten, sonst sehe ich kein Durchkommen.“ [3])

---

[1]) Bericht des Grafen Goes vom 12. Februar.

[2]) Murray t. I, p. 228, 233.

[3]) Bericht des Grafen Goes vom 22. Februar.

So Marlborough am 11./22. Februar im Haag. Eine Geneigtheit zu einer Expedition weiter ostwärts in das Reich war demnach augenscheinlich noch nicht da. In den nächsten Tagen kehrte er nach England zurück.

Eben damals sendete der Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz den Grafen Lecheraine an Marlborough. Der Kurfürst, der im völligen Einverständnisse mit dem Markgrafen von Baden war, kannte den Vorschlag Marlboroughs, bis nach Landau hinauf zu marschiren. Er selbst hielt mehr von einer Expedition die Mosel hinauf, und instruirte seinen Gesandten Lecheraine in diesem Sinne auf Marlborough zu wirken.[1]) Lecheraine begab sich zuerst nach dem Haag. Er schlug vor, daß ein aus den Truppen der Seemächte combinirtes Corps sich den Rhein hinauf oder an die Mosel ziehen und mit der Reichsarmee vereinigen möge. Das Commando werde getheilt werden, wie einst in Ungarn zwischen dem Herzog von Lothringen und dem Kurfürsten Max Emanuel. Die Parole werde vom kaiserlichen General gegeben; immerhin auch könne damit gewechselt werden. — Der Rathspensionär verlangte, daß Lecheraine diese Vorschläge den Deputirten für die geheimen Sachen vorlege. Es geschah. Man redete darüber viel hin und her; aber eine Geneigtheit der Holländer gab sich nicht kund.[2]) Vielmehr waren Viele der Ansicht, auch den General Goor mit seinen 12 Bataillonen aus Ober-Deutschland zurückzurufen, und lediglich dieses Corps zu der Diversion die Mosel hinauf zu verwenden.[3])

Lecheraine begab sich mit den Vorschlägen des Kurfürsten Johann Wilhelm nach England, im Anfange März. Er war wie ein Zuwachs an Hülfe für Wratislaw bei Marlborough. Es kam dazu noch eine andere. Gleichzeitig mit den Befehlen Marlboroughs für die hannöverschen und cellischen Truppen an die Mosel zu marschiren, war von Seiten des Kaisers an die Generale derselben die Aufforderung ergangen, Acht zu haben auf die bedrohete Reichsstadt Nürnberg, so wie

---

1) Röder, Bd. II, S. 13. Der Kurfürst an den Markgrafen, 13. Februar.

2) Bericht des Grafen Goes vom 4. März.

3) Man vergleiche Röder, Bd. II, S. 19. Bericht des Gesandten Almaso (oder Rechteren) vom 30. März.

an die Königin von England die Bitte, jene in ihrem Solde stehenden Truppen dort zu belassen. Auf die Frage Wratislaws an den Gesandten Schütz, wie die Höfe von Hannover und Celle darüber dächten, erwiederte dieser: es sei dort der Wunsch, daß der Markgraf alle erreichbaren Truppen des Kaisers und des Reiches zusammen ziehe, um offensiv gegen Kurbayern vorzugehen. In diesem Falle seien Hannover und Celle bereit, ihre Truppen am Ober-Rheine zu belassen, und zweifelten nicht, daß der Landgraf von Hessen-Cassel entsprechend denke. Darüber erfreut, bat Wratislaw den Gesandten Schütz, diese Sachlage dem Herzoge von Marlborough auszusprechen, nur jedoch jeden Schein einer Verabredung zu vermeiden. [1])

Wratislaw trat also zu Marlborough mit der Bitte, daß er die hannöverschen und cellischen Trupen in Franken belassen möge. Marlborough erwiederte: er habe die Befehle zum Marsche an die Mosel bereits gegeben. Auf die Einwendungen Wratislaws hielt Marlborough sich allgemein und dunkel. „Ich schlage nicht ab, erwiederte er. Die Zeit wird das Weitere ergeben." So am 18./29. Februar. [2])

Von da an erneuerte Wratislaw fast täglich sein Andringen auf Marlborough. Sein Plan, weit verschieden von demjenigen des Markgrafen von Baden oder des Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz, bezweckte eine directe Offensive wider den Kurfürsten Max Emanuel, einen Marsch Marlboroughs an die Donau. [3]) Im Laufe des Monates März verhielt Marlborough sich nicht mehr völlig ablehnend. — Es ist von hohem Interesse zu beobachten, wie die Sache sich entwickelte.

Die Vorschläge, die von Seiten des Kurfürsten Johann Wilhelm und des Markgrafen Ludwig der Graf Lecheraine überbracht, namentlich derjenige einer Operation an der Mosel, kamen vor der Königin und einigen Mitgliedern des Cabinets zur Berathung. Die Königin erklärte sich bereit beizutragen zu Allem, was die Generalstaaten dem Gemeinwohle entsprechend erachten würden, und ertheilte

---

[1]) Wratislaws Bericht vom 27. Februar.

[2]) Wratislaws Bericht vom 29. Februar.

[3]) In seinem Hauptberichte über die Sache, vom 4. April, sagt der Graf Wratislaw: Seit mehr denn einem Monate stelle ich dem Marlborough vor u. s. w.

an Marlborough die Vollmacht die erforderlichen Verabredungen zu treffen. Die Expedition an der Mosel erschien ihr nothwendig. Zugleich jedoch ward der Vorschlag von Hannover und Celle in Betracht genommen, daß ihre Truppen einstweilen noch im Kreise Franken zu verbleiben hätten, bevor sie an die Mosel rückten. Die Königin gestattete es, in so weit die Kriegsregel es gestatte. Marlborough beeilte sich, den schriftlichen Befehl darüber an ihn im Original an Heinsius einzusenden. So am 25. Februar/7. März.[1])

Dies war erforderlich, weil jene Truppen im Solde beider Seemächte standen, und daher die Königin nicht allein verfügen konnte. Aber diese Angelegenheit ward bald dringend. Die Generale jener Truppen, Bülow und Sommerfeld, zweifelhaft geworden durch die widersprechenden Anforderungen an sie, baten um neue Befehle. Marlborough sprach sich am 7./18. März zu Wratislaw aus, daß England das Verweilen der Truppen in ihren bisherigen Standorten gestatte.[2])

Und daran gibt sich ein erheblicher Fortschritt der Sache kund. Denn, wenn die Expedition die Mosel hinauf in den Entwürfen Marlboroughs damals noch voran stand: so hätte er bei jenem anderen Befehle des Marsches der Truppen an die Mosel beharren müssen. Indem er dies nicht that, ist daran die aufkeimende Geneigtheit für den Plan Wratislaws zu erkennen.

Eben aber dies allmähliche Werden des Gedankens bei Marlborough widerlegt die in späteren Zeiten aufgebrachte Meinung, als habe Marlborough von England aus den ganzen Plan des Feldzuges von 1704 mit dem Prinzen Eugen in Wien festgestellt.[3])

Vielmehr kam auch in Wien noch für lange Zeit der kühne Gedanke eines Zuges von Marlborough an die Donau nicht auf. Die Minister-Conferenz berieth dort, am 12. April, den von dem Markgrafen Ludwig eingesendeten Feldzugsplan, welcher die Wahl ließ zwischen einer Operation am Ober-Rhein oder an der Mosel, so daß

---

[1]) Murray t. I, p. 242.

[2]) Wratislaws Bericht vom 18. März.

[3]) Coxe's Marlborough t. I, p. 234. Der Wortlaut der Actenstücke bei Coxe ist höchst schätzenswerth, aber auch nur dieser Wortlaut.

entweder der Markgraf oder Marlborough die etwaige Belagerung leiten oder die Beobachtungs-Armee commandiren würde. Zugleich jedoch verlangte der Markgraf, daß eine oder auch zwei Armeen an der Donau gegen den Kurfürsten von Bayern stünden, und zwar unter dem Befehle des Prinzen Eugen. Die Conferenz befürwortete nachdrücklich den letzten Vorschlag. Der Kaiser stimmte bei, mit dem Zusatze, daß der Prinz Eugen so bald wie möglich hinaufgehen solle.[1])

Wie in Wien bis tief in den Monat April hinein noch Niemand, auch nicht der Prinz Eugen selber, an einen Zug Marlboroughs an die Donau dachte: so war bis zur selben Zeit in London nicht Marlborough, sondern Wratislaw der eigentliche Urheber und Träger dieses Gedankens. Aber unter den Hindernissen, die ein solcher weit reichender Entwurf finden würde, stand oben an der voraussichtliche Widerspruch der Generalstaaten. Die Gedanken derselben bewegten sich damals fast in entgegengesetzter Richtung.

Indem nämlich die leitenden Staatsmänner im Haag einer Diversion an der Mosel nicht mehr abgeneigt waren, faßten sie den ausdrücklichen Beschluß, dem Markgrafen von Baden nicht bloß keine Truppen weiter zuzusenden, sondern zu jenem Zwecke auch die 12 Bataillone unter dem General Goor von dort abzuberufen. Goor erhielt den Befehl seinen Marsch so einzurichten, daß er am 15. April in Coblenz einträfe.[2])

Dieser Beschluß der Generalstaaten, so wenig er dem Interesse des Kaisers entsprach, wurde der Anlaß dasselbe entscheidend zu fördern.

Auf die Nachricht des Beschlusses eilte Wratislaw in London zu Marlborough. „Die Ausführung dieses Befehles, begann er, würde dem Marschall Tallard es völlig frei stellen, einen neuen großen Succurs nach Bayern zu werfen. Ich bitte Sie, einen Einspruch zu thun, damit doch nicht die Generalstaaten die Existenz des Reiches

---

[1]) Das Protokoll in: Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VI, S. 727 u. f.

[2]) Röder, Bd. II, S. 19. Bericht des holländischen Gesandten Almelo (Rechteren) an den Markgrafen, 30. März.

ohne alle Noth aufs Spiel setzen.“ Marlborough betheuerte seinen guten Willen. „Aber, fuhr er fort, ich vermag dort nur mündlich etwas auszurichten. Ich ersuche Sie mit mir hinüber zu gehen.“ Wratislaw sagte zu, und zwar, wie er dem Kaiser berichtet, „um zu sehen, ob es denn nicht möglich, den Marlborough bei seiner Resolution standhaft zu erhalten und durch ihn auch die Generalstaaten zur Rettung des bedrängten deutschen Vaterlandes zu disponiren. Ich hoffe, Eure kaiserliche Majestät werden meine Schritte genehmigen. Ich weiche nicht von Marlborough, bis eine endliche Resolution festgestellt worden ist.“ [1])

So am 21. März/1. April. Am selben oder nächsten Tage entschloß sich der Graf Wratislaw zu einem weiteren Schritte. Die oft kund gegebene Willigkeit Marlboroughs für die Wünsche der Holländer erweckte in ihm die Besorgnis, daß, nach der Ankunft im Haag, nicht Marlborough die Führer der Republik umstimmen werde, sondern sie ihn. Wratislaw hatte in seinen Unterredungen mit Marlborough bereits wiederholt angedeutet, daß, wenn die Dinge im Reiche sich zum Nachtheile wendeten, das Parlament ihn zur Verantwortung ziehen könne. Nun, nach jenem Beschlusse der Republik, machte er das Druckmittel dieser Besorgnis in ausgiebigster Weise geltend. Er legte dem Feldherrn die Frage vor, ob England auf die Dauer zulassen werde, daß seine starke Landmacht nur dazu diene, die holländische Grenze zu bewahren, während der Kaiser als treuer Verbündeter Englands von überlegener Macht zu Boden gerannt werde. Wenn dies Unglück eintrete, so falle nicht blos die Sache des Kaisers, sondern ziehe in ihrem Sturze das Ganze mit sich. Es stehe in der Hand Marlboroughs, durch die Verwendung der englischen Armee für den Kaiser dies Unglück zu verhindern. Wenn aber dies nicht geschehe: so werde England gegen Marlborough die Anklage erheben, daß er aus Nachgiebigkeit für die in den engen Kreis ihres vermeintlichen Patriotismus eingebannten Holländer das Erforderliche unterlassen und dadurch die Gesammtheit preis gegeben habe. Fasse dagegen Marlborough den Entschluß mit der englischen Armee ins Reich zu gehen: so dürfe

---

[1]) Bericht Wratislaws vom 1. April.

er sicher sein, daß in Betreff des Commandos der Kaiser allen seinen Wünschen entsprechen werde. [1])

Der Gedanke einer solchen Trennung der englischen Armee von der großen holländischen, welcher nach der Ausführung als so leicht und so nahe liegend erscheint, war damals neu und auffallend. Man stand im Jahre 1704 noch in der Gewöhnung des vorigen Krieges, der Zeiten des Königs Wilhelm III. Auch damals war von Wien aus, namentlich durch den kaiserlichen Gesandten Windischgrätz wiederholt darauf hingewiesen, daß der in den Niederlanden zu erringende Erfolg, der Gewinn dieser oder jener Stadt, die Mühen, Kosten, Opfer eines Feldzuges nicht verlohne, daß dagegen eine nachdrückliche Offensive vom Rheine aus, durch die Unterstützung des Markgrafen von Baden, bessere Wirkung in Aussicht stelle. Wilhelm III. war niemals darauf eingegangen. Mehr als einmal hatte er Truppen vom Oberrheine her an sich gezogen, niemals ein Hülfscorps dahin abgegeben. Es dürfte nicht richtig sein zu sagen, daß er aus persönlichen Rücksichten so handelte. Er fühlte und dachte als Holländer. Auf den Schutz, die Sicherheit der Heimat zunächst kam ihm Alles an. Die deutschen Fürsten dagegen hatten nicht das Interesse, die Bitten oder Mahnungen des Kaisers Leopold bei Wilhelm III. zu unterstützen. Sie hatten bloß das Interesse sich für ihre Truppen von den Seemächten bezahlen zu lassen, und schickten sie dahin, wo diese sie verlangten.

Dieser Zustand der Dinge, daß die Armee der Seemächte, sowohl ihre National-Truppen, wie die deutschen, die in ihrem Solde standen, in den Niederlanden zu kämpfen hatten, war daher durch die Gewöhnung langer Jahre wie besiegelt, so sehr, daß auch in dem Engländer Marlborough der Gedanke, die Armee zu trennen, selbständig nicht aufkam. Aber er gab dem wiederholten Andringen Wratislaws nach. Und in diesem Nachgeben liegt der Beginn der ungeheuren Wendung der Dinge, in Betreff der Seemächte zunächst

---

[1]) Wratislaws Berichte vom 4. April. Es sind im k. k. Archive zwei Berichte dieses Datums, von denen der eine, aus welchem hauptsächlich das Obige entnommen, ausdrücklich nur für den Kaiser persönlich bestimmt war.

die, daß die Führerschaft, welche unter Wilhelm III. die Republik besessen, sich durch Marlborough auf England übertrug.

Wratislaw ging so weit seinen Vorschlag in die Worte zu fassen, daß lediglich die Trennung der englischen Armee von der holländischen das Reich retten könne. Als Marlborough nicht widersprach, war es die Aufgabe Wratislaws ihn dabei festzuhalten, ihm durch einen officiellen Act den Rücktritt davon unmöglich zu machen. Er erbot sich sofort eine Denkschrift an die Königin abzufassen, so jedoch, daß er sie vor der Ueberreichung dem Urtheile Marlboroughs und Godolphins unterwürfe. Marlborough stimmte zu. Diese Denkschrift ist die Basis des Feldzuges 1704 von verbündeter Seite, und darum ein wichtiges europäisches Actenstück. Deshalb möge sie ganz hier folgen.[1])

„Der unterzeichnete kaiserliche Gesandte hat zu wiederholten Malen den Ministern Ew. Majestät die schwere Bedrängnis des Reiches dargestellt, einerseits in Folge des Einmarsches einer zahlreichen französischen Armee in Bayern, andererseits in Folge der Rebellion in Ungarn. Beide Angriffe zugleich von Westen und von Osten haben über die Erbländer des Kaisers eine unglaubliche Verwirrung gebracht, so daß, wenn nicht eine schnelle und der gegenwärtigen Gefahr entsprechende Hülfe heran kommt, eine völlige Umwälzung und Vernichtung des Rechtszustandes von Deutschland in Aussicht steht. Nun hat allerdings der unterzeichnete Gesandte den Eifer der Minister Ew. Majestät für die gemeinsame Sache, sowie die Aufmerksamkeit, mit welcher sie seine Vorstellungen aufgenommen, mit vollem Lobe anzuerkennen. Allein da, auch bei bereits vorgerückter Jahreszeit, bis zur Stunde kein Beschluß gefaßt ist, dagegen mehrere Entwürfe vorliegen, über welche die Entscheidung erst nach der Ankunft des Herzogs Marlborough im Haag getroffen werden soll: so hält sich der unterzeichnete Minister verpflichtet, vor seiner Abreise noch einen letzten Versuch zu machen, indem er, wie er wiederholt mündlich gethan, nun auch schriftlich die große Gefahr darstellt, in welcher Kaiser und Reich sich befinden, damit Ew. Majestät durch die Bethätigung des Eifers für die Erhaltung der Freiheit Europas, durch welchen Sie unter den verbündeten Mächten so hoch dastehen, geruhen mögen, Ihrem General-

[1]) Abgedruckt bei Lamberty t. III, p. 64.

Capitän, dem Herzog von Marlborough, anzubefehlen, mit den Generalstaaten nachdrücklich die wirksamste Hülfe für Kaiser und Reich zu vereinbaren, oder wenigstens diejenigen Truppen, welche Ew. Majestät jenseit des Meeres unterhalten, zu verwenden, um Deutschland vor einem allgemeinen Umsturze zu bewahren. Denn es ist weder in sich gerecht, noch dem Gemeinwohle zuträglich, wenn die Truppen Ew. Majestät an den holländischen Grenzen verweilen, die vom Feinde nicht bedroht, andererseits gedeckt werden durch große Ströme und feste Plätze, während die französischen Truppen im Reiche schalten und walten mit Schwert und Feuer."

„Die dringenden Bitten, welche der Unterzeichnete vor Ew. Majestät zu erheben wagt, gründen sich auf die Allianz vom 7. September 1701, zwischen dem Kaiser, England und der Republik, auf die hier beigelegten Artikel desselben 4, 7 und besonders auf den 11. Daher schmeichelt er sich mit der Hoffnung, daß Ew. Majestät Ihre Befehle in Betreff der Hülfe für Deutschland geben werden gemäß diesen Artikeln der Allianz. Denn, wenn nicht, so sieht der unterzeichnete Gesandte gefährliche Folgen für die allgemeine Sache vorher, besonders, wenn die Befehle der Generalstaaten zur Rückkehr ihrer Truppen, die sich noch im Reiche befinden, ausgeführt werden zu einer Zeit, wo Frankreich darauf ausgeht, seine Armee in Bayern noch durch ein mächtiges Corps zu verstärken. Dann wird der Gesandte des Kaisers wenigstens den traurigen Trost haben, für die angedeuteten Folgen nicht verantwortlich gemacht werden zu können, weil er ja nicht unterlassen, zur rechten Zeit und am rechten Orte diejenigen Vorstellungen zu erheben, welche ihm obliegen kraft seiner Pflicht, der Befehle seines Herrn und der Augenscheinlichkeit der Gefahr."

Die drei Staatsmänner erwogen den Entwurf der Denkschrift. Daß die darin verlangte Trennung der englischen Truppen von den holländischen die Gemüther der Führer der Republik lebhaft erregen werde, lag nahe. Man erörterte also als die Consequenzen die Zaghaftigkeit und den Kleinmuth in der Republik. Es war die Frage, wie weit dieselbe gehen würde, ob bis zur Lossagung von der Allianz und einem Sonderfrieden. Wratislaw vertrat die Ansicht, daß bei dem Zustande der Republik, bei ihren inneren Wirren, sie sich von der Allianz nicht lossagen könne, wenigstens nicht sogleich, nicht im Laufe des

Sommers. Für Deutschland sei aber eine andere Hülfe nicht möglich als durch das vorgeschlagene Mittel des Marsches der englischen Armee in das Reich, und dadurch werde die Entscheidung fallen im Laufe des Sommers. Sei sie günstig, so werde Alles sich wohl fügen; falle sie dagegen ungünstig aus, so werde überhaupt nicht viel mehr zu verlieren sein.

Marlborough und Godolphin stimmten zu, und hießen die Denkschrift gut. Sie kamen weiter überein, daß demgemäß Wratislaw der Königin die Denkschrift überreichen, und die beiden Engländer für die Vorlage der Schrift vor den Cabinetsrath Sorge tragen würden.

Wratislaw erbat also und erhielt eine Abschieds-Audienz. Nachdem er der Königin die dankbare Gesinnung des Kaisers betheuert, bat er seine Denkschrift überreichen und zugleich den Inhalt derselben kurz angeben zu dürfen. Es geschah. Die Königin nahm die Denkschrift an sich und versprach sie mit besonderer Aufmerksamkeit zu lesen. Sie hoffte, sagte sie, man werde anerkennen, daß sie immer dem Wohle der gemeinen Sache entsprechend gehandelt. Sie bedauere, schloß sie, daß zwischen den Ansichten des Kaisers und denen der Generalstaaten über die vorzunehmenden Operationen eine Verschiedenheit obwalte: sie jedoch werde dem Herzog von Marlborough befehlen nichts zu unterlassen, was er zur Rettung des Reiches und der kaiserlichen Erblande für zweckmäßig erachte. [1])

Dem Wesen nach war durch diese Antwort der Königin auf ein Schriftstück, welches der Graf Wratislaw mit ihren beiden ersten Räthen vereinbart hatte, die Sache bereits entschieden. Die drei Staatsmänner traten abermals zusammen, um die Ausführung festzustellen. Sie kamen überein, daß Marlborough den Generalstaaten die Denkschrift zusenden solle, mit dem Bemerken, daß die Vorstellungen Wratislaws im Rathe der Königin großen Eindruck gemacht, und daß Marlborough dagegen nur so viel habe durchsetzen können, daß man die Art und Weise, in welcher dem Reiche geholfen werden könne, seiner Vereinbarung mit den Generalstaaten überlasse. Ferner gab Wratislaw zu, daß Marlborough über ihn bei den Generalstaaten die Klage führe, daß Wratislaw die Denkschrift auch den Führern der

---

[1]) Wratislaws Bericht vom 4. April.

Parteien im Parlamente mitgetheilt habe. Dies lade ihm, Marlborough, eine schwere Verantwortlichkeit auf, während andererseits der Befehl der Königin ihm zur Pflicht mache, auf nichts Anderes zu gedenken als auf die Rettung von Deutschland. Weiter solle Marlborough sich bei den Generalstaaten zunächst erbieten, an der Mosel zu verbleiben, und erst dann, wenn Frankreich ein Corps aus Belgien hinauf sende, davon den Anlaß nehmen, weiter in Deutschland einzumarschiren.

Marlborough hatte sich inzwischen so sehr in den Gedanken hinein gelebt, daß er versicherte: er werde die Sache unternehmen, auch wenn er nur mit 30 Bataillonen ausziehen könne. Dies werde ihm lieber sein, als in der großen holländischen Armee zu commandiren. Es ist möglich und wahrscheinlich, daß von Anfang an diese Verschiedenheit bei Marlborough für die Vorschläge Wratislaws sprach. Bei einem Marsche mit der englischen Armee in das Reich hatte er die Aussicht, unabhängig von den Bedenklichkeiten holländischer Felddeputirten und lediglich nach eigenem Ermessen handeln zu können. Das einzige Bedenken, das er habe, sagte er, betreffe die Artillerie im Falle einer Belagerung. Wratislaw erwiederte, daß nach seiner Ansicht die Holländer ihm dieselbe nicht abschlagen könnten. Aber selbst auch wenn dies geschehe, so übernehme er, Wratislaw, bei den Fürsten und Städten des Reiches die Geschütze zu erwirken, wenn nur Marlborough von der Republik her sich des Pulvers versichere.

„Dies ist, schloß Wratislaw seine besondere Meldung an den Kaiser persönlich, die geheime Abrede zwischen Marlborough und mir, von welcher ich aus den Ew. k. Majestät bekannten Ursachen in meinem heutigen ordentlichen Berichte nichts erwähne. Ueberhaupt ja muß die Sache in höchster Verschwiegenheit gehalten werden, damit man in Holland keine Andeutung davon erhalte. Denn dann wäre alle Mühe und Arbeit umsonst. Ich hoffe, Gott der Allmächtige wird mir die Gnade geben, den Marlborough bei seinen guten Gedanken zu erhalten, aus welchen Ew. k. Majestät und Dero Erzhause ein unaussprechlicher Nutzen entspringen wird."

Durch diese Kunde des geheimen Verständnisses zwischen Wratislaw und Marlborough, um welches außer ihnen beiden bis über den Monat April hinaus in England nur Godolphin und vielleicht die

Königin Anna, in Deutschland nur der Kaiser wußten, erschließt sich erst völlig die Tragweite der officiellen schriftlichen Antwort von Seiten der Königin auf die Denkschrift Wratislaws. Sie ward dem Gesandten noch am selben Tage, dem 24. März / 4. April, übergeben, so daß er sie seinem ordentlichen Berichte beifügen konnte. Sie trägt die Unterschrift des Staats-Secretärs Hedges, ist aber, dem Zusammenhange der Dinge gemäß, unzweifelhaft von Marlborough selber fertig in das Conseil mitgebracht. Sie lautet wie folgt:

„Ihre Majestät die Königin hat befohlen auf die Denkschrift des Grafen Wratislaw vom 22. März/2. April die folgende Antwort zu geben. Ihre Majestät die Königin hat dem Herzog von Marlborough, General-Capitän ihrer Streitkräfte, anbefohlen, mit den Generalstaaten der Republik der Niederlande die wirksamsten Mittel zu vereinbaren, um von Seiten der Verbündeten dem Kaiser und dem Reiche schnelle Hülfe zu leisten, indem für die zu treffenden Maßregeln die Mitwirkung der Generalstaaten nothwendig erscheint. Der Herzog von Marlborough wird den Generalstaaten die dringende Nothwendigkeit vorstellen, welche alle möglichen Anstrengungen erforderlich macht, um den Kaiser von der äußersten ihn bedrohenden Gefahr zu befreien."

## Marlboroughs und Wratislaws Thätigkeit im Haag für den Plan des Marsches an die Donau.

Marlborough und Wratislaw schickten sich zum Aufbruche an. Der Resident Hoffmann fügt seiner Meldung dessen hinzu: „Durch die Abreise Marlboroughs werden die auswärtigen Angelegenheiten von London nach dem Haag übertragen." [1])

In der That darf man sagen, daß Marlborough durch das Vertrauen und die Vollmachten der Königin Anna eine ähnliche Stellung im Haag einnahm, wie früher der König Wilhelm III., nur mit dem großen Unterschiede, daß Wilhelm III. den Engländer in sich dem Holländer unterordnete, Marlborough, bei aller Deferenz für die Generalstaaten, sich zuerst als Engländer fühlte.

[1]) Hoffmanns Bericht vom 16. April.

Bevor jedoch noch Marlborough und Wratislaw im Haag eintrafen, wurden dort von anderer Seite her Gedanken ausgesprochen, die den Entwürfen der Beiden nahe verwandt waren.

Nur von England her war den hannöverschen und cellischen Truppen im Dienste der Seemächte gestattet, in Süddeutschland zu verbleiben. Die Generalstaaten waren darauf nicht eingegangen. Sie hatten am 27. März an die Generale Bülow und Sommerfeld die Befehle zum Marsche auf die Mosel abgesandt. Dagegen hatten der Kurfürst Georg Ludwig in Hannover und der Herzog Georg Wilhelm in Celle diese Truppen auf die Befehle des Markgrafen von Baden angewiesen. Auf die Mittheilung der Generalstaaten, daß die Ordre des Marsches an die Mosel ergangen sei, legte der Kurfürst in einem ausführlichen Schreiben, vom 4. April, den Generalstaaten seine Ansichten dar.[1] Er hob hervor, daß nach allen Nachrichten Frankreich sich zur ersten Aufgabe stellen werde, den Kurfürsten von Bayern zu verstärken, und daß es darum von Seiten der Verbündeten wesentlich darauf ankomme, auch den Markgrafen von Baden zu stützen. Er berief sich darauf, daß die Königin von England diese Vorstellung als bündig anerkannt und ihre Zustimmung gegeben habe. Da nun seitdem über das Vorhaben des Marschalls Tallard, vom Elsaß aus über den Rhein durch das Kinziger Thal zur Hülfe des Kurfürsten Max Emanuel zu marschiren, noch bestimmtere Nachrichten eingekommen: so ersuchte der Kurfürst Georg Ludwig die Generalstaaten, der englischen Ansicht beizutreten und die Truppen dort zur Verfügung des Markgrafen zu belassen. Er wies darauf hin, daß, wenn der Markgraf unterläge, wenn in Folge dessen Mainz, Frankfurt und die ganze Gegend dort in französische Gewalt geriethe, der in dem Subsidien-Vertrage vorgesehene Fall eintreten würde, daß sowohl der Landgraf von Hessen-Cassel, als auch er, der Kurfürst selber, ihre Truppen zum Schutze des eigenen Landes zurücknehmen müßten. Der Hauptzweck der Allianzen sei ja doch das gemeinsame Interesse aller Verbündeten, und darum müsse die Hülfe dort geleistet werden, wo die Noth am stärksten andringe, also zur Zeit am Oberrheine.

---

[1]) In Abschrift bei dem Berichte des Grafen Goes vom 15. April.

Es ist merkwürdig, daß der Kurfürst diese Vorstellung in Hannover an demselben Tage zeichnete, dem 4. April, an welchem Wratislaw in London jene zusagende Antwort der Königin auf seine wichtige Denkschrift erhielt.

Im Haag jedoch fand die Darlegung des Kurfürsten Georg Ludwig keine willfährige Aufnahme. Mehrere Mitglieder der Generalstaaten führten darüber nachdrückliche Beschwerde bei dem kaiserlichen Gesandten, dem Grafen Goes, der seinerseits die Denkschrift des Kurfürsten vertrat. Es gelang ihm nicht etwas zu erreichen. Noch am 12. April erließen die Generalstaaten ein Schreiben an den Markgrafen von Baden, in welchen sie die sämmtlichen in ihrem Solde stehenden Truppen vom Oberrheine zurück forderten. [1])

Unterdessen trafen Marlborough und Wratislaw im Haag ein, am 21. April. Sie fanden dort die Ansicht vorherrschend, daß die Hauptmacht in Flandern stehen müsse, um sich eines etwaigen Vortheils zu bedienen, und daß zugleich an der Mosel etwa 15.000 Mann operiren sollten. [2]) Es war also eine schwere Aufgabe, langsam und allmählich einen von dieser Ansicht völlig verschiedenen Plan durchblicken zu lassen und zur Geltung zu bringen.

In wiederholten Conferenzen mit den Geheim-Deputirten hob Marlborough die Gefahr für das Reich hervor. Der Ausgangspunkt für ihn war die Besorgnis, daß Ludwig XIV. abermals ein Corps nach Bayern sende, um den Kurfürsten zu verstärken. Darum müsse man die im Solde der Seemächte stehenden Truppen dort oben belassen. Die Deputirten für Geldern, Groningen, Seeland, Utrecht, vertheidigten die Abberufung an die Mosel. Aber es gelang Marlborough, diejenigen von Friesland und Overyssel, und namentlich denjenigen der wichtigsten Provinz, Holland, für seine Ansicht zu gewinnen. Es ward beschlossen, die Truppen einstweilen dort zu belassen. Damit war der erste Erfolg errungen. [3])

Am selben Tage entwickelte Marlborough in einem Schreiben an Godolphin seinen ferneren Plan im Haag, entsprechend der Ver-

---

[1]) Bericht des Grafen Goes vom 15. April.

[2]) Coxe's Marlborough t. I, p. 235. Vom 22. April. Eben so der Bericht des Grafen Goes vom 25. April.

[3]) Bericht des Grafen Goes vom 29. April.

abredung mit Wratislaw vom 2. April. „Ich beabsichtige, sagte er, hier zu erklären, daß ich an der Mosel commandiren, und zu diesem Zwecke mit allen englischen Truppen nach Coblenz marschiren werde. Von dort aus werde ich den Generalstaaten schreiben, daß ich, zur Rettung des Reiches, es durchaus erforderlich finde, weiter hinauf zu gehen, dort alle Truppen im Solde der Seemächte an mich zu ziehen, und mit dem Markgrafen von Baden die Maßregeln zu vereinbaren, um den Kurfürsten von Bayern auf das schleunigste zu bezwingen. Die Armee zu meiner Verfügung dort wird aus reichlich 40.000 Mann bestehen. Wenn ich anders verführe, so würde mein Plan sofort den Franzosen bekannt werden, und andererseits würden die Leute hier eine solche Entfernung ihrer Truppen niemals gestatten. Was ich Ihnen hier schreibe, darf Niemand wissen als die Königin und der Prinz." In der That ergibt ein anderer Brief an die Herzogin Marlborough, daß auch sie in dem Glauben bleiben sollte, der Gemahl werde von Coblenz aus nach Trier marschiren.[1])

Marlborough ging in seinen Eröffnungen täglich einen Schritt weiter. Er ließ fallen, daß er, wenn die Gelegenheit sich biete, ohne weitere Anfrage bei den Generalstaaten oder den Felddeputirten, mit dem Feinde schlagen werde. Dies erregte Murren. Auch der verstorbene König selbst, sagten die Seeländer, habe eine solche Vollmacht nicht gehabt.[2])

Den Hauptschlag führte Marlborough am 2. Mai:[3]) Nachdem er sich den Generalen Ouwerkerke, Dopf und Goor vorher ausgesprochen, ersuchte er um eine Conferenz mit den Mitgliedern der Regierung. Sie fand statt bei dem Rathspensionär Heinsius. Marlborough eröffnete, daß er mit den sämmtlichen englischen National-Truppen auf Coblenz marschiren werde. So laute der bestimmte Befehl der Königin, und darum dürfe er sich auf einen Einwand dagegen nicht einlassen. Er verlangte, daß die Deputirten dies den Generalstaaten kund thun möchten. Es geschah. Am nächsten Tage ward eine neue Conferenz angesetzt. Marlborough ward ersucht, sich über seinen Plan bestimmter aus-

---

1) Beide Schreiben in Coxe's Marlborough t. I, p. 236.

2) Bericht des Grafen Goes vom 2. Mai.

3) Bericht des Grafen Goes vom 6. Mai. — Coxe's Marlborough t. I, p. 236. Murray t. I, p. 252.

zusprechen. Er lehnte ab mit der Erwiederung, daß dieser Plan der Vereinbarung mit dem Markgrafen von Baden vorbehalten bleiben müsse. Nur möge man für das erforderliche Pulver Sorge tragen. [1]) Die Entschiedenheit, mit welcher er sprach, schlug durch. Die Holländer erwiederten, daß sie genehm halten würden, was Marlborough für den Dienst des gemeinen Wesens gut finde, und daß sie ihrem Gesandten Almelo in Frankfurt die Weisung ertheilen würden, ihn in Allem zu unterstützen. [2])

Dieser allgemein gehaltenen Zustimmung sicher gab Marlborough nach England hin an Godolphin bereits schärfere Umrisse seines Planes kund. „Ich rechne darauf, schrieb er, am 6. Juni in Mainz zu sein. Die Hessen und die Braunschweig-Lüneburger werde ich bei Philippsburg treffen. Dann habe ich die 12 holländischen Bataillone dort an mich zu ziehen. Ferner steht es bei mir, 7000 Pfälzer und 4000 Württemberger zu haben, die im holländischen Solde stehen. — Bevor ich Coblenz erreiche, gedenke ich mich mit dem Markgrafen von Baden verständigt zu haben." [3])

Auf die Bitte Marlboroughs, der am 5. Mai nach Nymegen aufbrechen wollte, meldete Wratislaw vom Haag aus zuvor dem Kaiser und in etwas anderer Weise auch dem Markgrafen von Baden diesen Stand der Dinge. Zuerst dem Kaiser. [4]) Marlborough hatte noch das Bedenken geäußert, ob es den kaiserlichen Räthen und Generalen wirklicher Ernst sei, den Kurfürsten von Bayern niederzuschlagen. Als Wratislaw dafür sein Ehrenwort zum Pfande setzte, eröffnete ihm Marlborough den nunmehr fertigen Entschluß, mit 45 Bataillonen und mehr als 60 Schwadronen an die Donau zu ziehen. Wratislaw seinerseits versprach dem Kaiser, sich Tag und Nacht bemühen zu wollen, damit alle Schwierigkeiten überwunden würden. Er verhehlte nicht, daß er einiges Mistrauen setze nicht in die Person des Markgrafen Ludwig, sondern in dessen Umgebung. Er ersuchte daher den Kaiser sofort einen Courier an den Markgrafen zu senden, mit dem

[1]) Bericht des Grafen Goes vom 6. Mai.

[2]) Coxe's Marlborough t. I, p. 238.

[3]) A. a. O., p. 237.

[4]) Das Schreiben ist abgedruckt in dem Werke: Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VI, S. 735.

eigenhändigen Befehle des Kaisers oder des römischen Königs, alle anderen Plane bei Seite zu setzen und vereint mit Marlborough gegen den Kurfürsten zu wirken. Wratislaw bat ferner den Kaiser, sofort den Prinzen Eugen in das Reich zu senden, „da ich — lauten seine Worte — eines Secundanten von seinem Eifer und seiner Erfahrung unumgänglich von Nöthen habe.“ Zugleich auch müsse der Prinz Eugen mit der erforderlichen Instruction für den Fall versehen sein, daß man den Markgrafen wanken sähe.

In dem Vollbewußtsein der Wichtigkeit seiner Meldung faßt dann Wratislaw allen Nachdruck zusammen in die Worte: „Ich bitte Ew. k. Majestät nochmals, um Gottes willen keinen Augenblick Zeit zu versäumen; denn an der Zeit hangt die Ausführung dieses Vorhabens, und an der Ausführung die Größe und die Erhaltung des Allerdurchlauchtigsten Erzhauses. Marlborough, welcher zu mir gekommen, indem ich diese Zeilen schreibe, hat verlangt, ich solle seine Person Ew. k. Majestät zu Füßen legen und versichern, daß er und seine ganze Armee in das Reich marschiren mit dem Entschlusse, entweder Alle ihr Leben zu opfern oder den Kurfürsten zu bezwingen. Denn, wenn dies nicht geschehen sollte, so wäre er in England und Holland auf allezeit verloren. Jedoch erklärt er, daß, wenn er sehen würde, daß es von Seiten Ew. k. Majestät nicht Ernst wäre, den Kurfürsten zu dämpfen, so würde er gezwungen sein sich sogleich mit seinen Truppen zurückzuziehen.“

Es ist von Interesse, die Antwort des Kaisers auf dies wichtige Schreiben folgen zu lassen. Sie ist vom 15. Mai. [1])

„Nachdem ich, beginnt der Kaiser, Euer Schreiben vom 5. d. M. überlesen und dessen Inhalt reiflich überlegt, so finde ich Euere Treue und Thätigkeit, so wie Eueren Eifer für meinen Dienst so groß, daß ich bei jedem Anlasse gnädigst darauf bedacht sein, namentlich aber die Schritte, die Ihr unter den gegenwärtigen Umständen gethan, mit kaiserlichen Gnaden zu belohnen suchen werde. Vor Allem ist gar wohl geschehen, daß Ihr dem Mylord Marlborough alle mögliche Versicherung gethan, daß ich nunmehr nicht anders kann als auf alle Weise und mit Ernst dahin zu sehen, wie der Kurfürst von Bayern

---

[1]) Abgedruckt in dem Werke: Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VI, S. 823.

dahin zu bringen, daß er mit seinem Schaden seine Fehler erkenne. Bisher habe ich nicht unterlassen, alle Clemenz gegen ihn zu gebrauchen, nur damit er vermittelst derselben die Vermessenheit und Ungerechtigkeit, die er wider mich verübt, verbessern könne. Allein es ist nicht bloß keine Umkehr erfolgt, sondern er hat sogar Misbrauch damit getrieben. Demnach ist nun endlich die Zeit, daß er die Gerechtigkeit und deren Wirkungen in der That erfahre."

Indem dann der Kaiser die Aussendung des Prinzen Eugen in wenigen Tagen verspricht, fügt er hinzu: „Aus diesem meinem Entschlusse ist wohl abzunehmen, mit welchem Eifer ich mich bei dieser Sache betheilige und wie sehr ich auf einen guten Ausgang hoffe, indem ich bei dem jetzigen Stande der Dinge eine Persönlichkeit, die ich so hoch schätze, von mir und meinem Hofkriegsrathe entferne."

In Betreff des Markgrafen erwiederte der Kaiser, daß er an dessen Eifer in die Sache einzutreten, keinen Zweifel hege.

Der Kaiser Leopold I. konnte dies mit um so größerem Rechte sagen, da in der That ihm der Markgraf bereits Vorschläge in derselben Richtung gemacht hatte. Es ist wichtig, dies hervorzuheben, weil englische Historiker, denen die Kundgebungen des Markgrafen nicht vorgelegen haben, geneigt gewesen sind, ihm einen Mangel an Willigkeit beizumessen. Bereits im Beginne des Monats April hatte nämlich der Markgraf dem Kaiser vorgeschlagen, zwei Armeen an der Donau aufzustellen, eine an der oberen, eine an der unteren Donau. Der Kaiser stimmte zu, und zwar bereits am 16. April, mit dem ausdrücklichen Hervorheben, daß der Markgraf, wie er überhaupt den Oberbefehl über die Kriegsmacht des Reiches führe, so auch das Commando der einen dieser zwei Armeen auf sich nehmen, und über dasjenige der anderen nach seiner Einsicht verfügen wolle. Denn die baldige Reduction von Bayern sei die Hauptsache, ohne welche der Krieg wider Frankreich nicht mit Nachdruck und Frucht zu führen sein werde. [1])

Im Besitze dieser kaiserlichen Zustimmung that der Markgraf noch einen Schritt weiter, und zwar gleichzeitig mit dem entsprechenden von Wratislaw und Marlborough. Es ist von Wichtigkeit diese Sache zur Evidenz zu bringen.

---

[1]) Röder, Bd. II, S. 25.

Wie an den Kaiser, so schrieb Wratislaw, nachdem er schon vorher dem Markgrafen einige Andeutungen gemacht, diesem vom Haag aus am 6. Mai Bestimmteres über den Plan Marlboroughs. Er theilte mit, daß Marlborough auch über Coblenz hinaus südwärts marschiren werde. „Ich versichere Eure Durchlaucht, sagt weiter Wratislaw, daß Marlborough mit dem festen Entschlusse abreist, zu jeder kraftvollen Unternehmung die Hand zu bieten. Seine eigenen Worte sind: Es gilt in dieser Sache zu siegen oder zu sterben. - Kurz es geht bisher alles nach Wunsch, und ich zweifele nicht, daß durch die Sorgfalt, welche Eure Durchlaucht für die Verständigung beweisen, dieser Feldzug ruhmvoll und entscheidend sein werde.“ [1])

Wratislaw dachte sich nicht, daß bei der Absendung dieses seines Schreibens ein entgegen kommendes von Seiten des Markgrafen bereits unterwegs war.

Sobald nämlich der Markgraf die Ankunft Marlboroughs und Wratislaws im Haag vernahm, legte er im Anfange des Monates Mai dem Letzteren seine Ansicht dar. Er beklagt zuerst den bisherigen Mangel bestimmter Entschlüsse, zumal da bei der frühzeitig eingetretenen warmen Witterung die Vegetation des Grases und Kornes gegen andere Jahre um vierzehn Tage voraus sei. Nun aber dränge die Sache. Der kaiserliche Hof sehe völlig ab von einer Operation an der Mosel, und schwanke nur noch zwischen einer Belagerung von Landau und der Reduction des Kurfürsten von Bayern. „Bei der Lage nun, schreibt weiter der Markgraf, in der wir uns zur Zeit befinden, können wir nach meiner Ansicht nicht etwas Besseres und Nützlicheres unternehmen, als den Kurfürsten von Baiern nieder zu schlagen. Sobald man den Entschluß faßt, die Truppen zu vereinigen und ihn somit durch die Ueberlegenheit der Macht zu erdrücken, ist dies eine Sache von zwei Monaten. Wenn nicht, so bleiben wir immer in derselben Unruhe.“

„Nach meiner Ansicht wäre es daher erforderlich, daß man, unter dem Vorwande, nur bis an die Mosel zu ziehen, ohne Zeit-

---

[1]) Abgedruckt bei Röder, Bd. II, S. 21. Das Datum ist jedoch nicht der 6. April, sondern der 6. Mai. Man sehe dort S. 24 das Schreiben Wratislaws vom 13. Mai.

verlust englische und holländische Truppen herauf marschiren ließe, sie mit denjenigen am Oberrheine vereinigte, dadurch eine Armee von etwa 50 Bataillonen und mindestens 60 Schwadronen bildete, und dann unversehens mit dieser gesammten Macht, so wie derjenigen, welche der Kaiser in Franken hat, sich auf den Kurfürsten von Bayern würfe. Er würde, wie ich glaube, nur kurze Zeit widerstehen können, und in diesem Falle wäre die Vernichtung des bayerischen Heeres und dessen, was dort von dem französischen noch übrig, unvermeidlich."

„Ich weiß nicht, ob dieser mein Gedanke dort Zustimmung finden wird; aber es würde nicht eine verlorene Mühe sein, ihn dem Herzog von Marlborough und den Generalstaaten mitzutheilen. Ich füge dem allgemeinen Plane die Gründe der Ausführbarkeit hinzu." [1])

Demnach erblicken wir in der Hauptsache nicht eine Differenz, sondern von vornherein eine principielle Uebereinstimmung. Die beiderseitigen Schreiben aus den ersten Tagen des Monates Mai, des Markgrafen und Wratislaws, die unterwegs einander kreuzten, mußten den Einen wie den Anderen angenehm berühren, namentlich aber den Grafen Wratislaw. Denn daß Marlborough den Entschluß entgegen trug, den der Markgraf von ihm wünschte, war ja das Werk Wratislaws. In der Meinung der Mitwelt wuchsen dann freilich die im Vordergrunde stehenden und handelnden Persönlichkeiten, namentlich nach dem Gelingen ihres Thuns, hinaus über den stillen Urheber des Gedankens, und um so mehr dann bei der Nachwelt. Daß es jedoch auch Zeitgenossen gab, welche das stille Verdienst vollauf zu würdigen wußten, wird der Fortgang der Dinge uns zeigen. Um so lohnender aber ist in einem solchen Falle die Arbeit des Geschichtsforschers, dem es verstattet ist, nach fast zweihundert Jahren aus den urkundlichen Zeugnissen den Beweis zu führen, wem in erster Linie das Verdienst gebührt, den Plan der weltgeschichtlichen Wendung des Jahres 1704 entworfen und vertreten zu haben.

Ungeachtet der Bereitwilligkeit, die der Markgraf schon im April kund gegeben, unterließ dennoch auch der Kaiser nicht, gemäß der Bitte Wratislaws vom 5. Mai, seine Aufforderung an den Markgrafen in

---

[1]) Röder, Bd. II, S. 23.

klar bestimmte Form zu kleiden. Es geschah am 14. Mai. „An dem glücklichen Ausgange dieses Anschlages, sagt der Kaiser, hangt das ganze Heil und der erwünschte Zweck dieses Krieges. Aus reichsväterlicher Fürsorge und gemäß der Obliegenheit der Allianz kann und will ich daher eine andere Operation zum Beginne dieses Feldzuges nicht zugeben." [1])

Bevor Marlborough vom Haag aufbrach, ließ er auch mehreren deutschen Fürsten gegenüber seinen Plan schon bestimmter durchblicken. Bemerkenswerth ist namentlich sein Schreiben an den Kurfürsten Georg Ludwig in Hannover. „Ich werde, schreibt er, mit den englischen Truppen und einigen Regimentern der Republik an die Mosel marschiren, oder höher hinauf, je nachdem die Sachlage und die Sorge für das Gemeinwohl es erfordert. Ich sage dabei ganz offen, daß ich mich nicht leicht einlassen werde auf alle Maximen des Markgrafen von Baden, die ihm in dem letzten Feldzuge so übel ausgeschlagen sind." [2])

Wir erblicken hier ein scharfes Urtheil über den Feldzug des Markgrafen von 1703. Wir erinnern uns aber auch, daß ein competenter Augenzeuge, der General Schulenburg, schon vor der unglücklichen Schlacht bei Höchstädt die Störrigkeit des Grafen Limburg-Styrum beklagte, welcher nachher der Markgraf von Baden hauptsächlich die Schuld beimaß.

Das Bedenken, welches Marlborough gegen den Markgrafen von Baden hatte, tritt uns klarer entgegen aus einem Schreiben an den letzteren selbst. Von Gennep aus, am 9. Mai, theilte auch er, wie einige Tage zuvor Wratislaw, dem Markgrafen seinen Plan gegen Bayern mit, fügte jedoch hinzu, daß ihm die Verpflichtung obliege, gegen Ende Juli mit der Armee zurück zu kehren, daß daher kein Augenblick verloren werden dürfe. Auf die Bitte Marlboroughs machte sich der Graf Wratislaw mit diesem Schreiben auf den Weg zu dem Markgrafen, um das Nähere mündlich anzugeben. [3]) Jene Stellung einer Frist, für welche sachlich ein Gebot nicht vorlag, deutet an, daß Marlborough dem

---

[1]) Röder, Bd. II, S. 27.

[2]) Murray t. I, p. 255. Vom 5. Mai.

[3]) A. a. O., p. 257.

Markgrafen Langsamkeit und Zauderhaftigkeit zum Vorwurfe machte. Andererseits aber ergibt sich aus dem Schreiben Marlboroughs, daß er von der entgegen kommenden Willigkeit, die der Markgraf einige Tage zuvor in dem Schreiben an Wratislaw ausgesprochen, am 9. Mai noch keine Kunde besaß.

In jedem Falle freilich bleibt die Thatsache zu constatiren, daß Marlborough dem Markgrafen nicht mit einer durchaus günstigen Meinung entgegen trat. Diese Meinung hat in der englischen Geschichtsschreibung ihren Widerhall gefunden, in einer Weise, die dem Markgrafen nicht immer Gerechtigkeit widerfahren läßt. Es erwächst daher die Pflicht, nicht etwa gegen Irrthümer zu polemisiren, sondern positiv das Verhalten des Markgrafen in klares Licht zu stellen.

Wratislaw traf den Markgrafen zu Oettlingen, am 17. Mai. Die Unterredung dauerte fünf Stunden. Wratislaw meldete darüber dem Kaiser: „Gemäß seiner Betheuerung Ew. k. Majestät in dieser schweren Noth zu helfen, hat der Markgraf in Wahrheit alles aufgeboten, was dem großen Unternehmen dienen kann, wie er denn mit größter Resignation für seine Person gar nichts verlangt, sondern alle Ehre und allen Vortheil dem Marlborough überlassen will, wenn nur dadurch Ew. k. Majestät Dienst gefördert wird." [1])

Der Markgraf verlangte namentlich die Beschleunigung des Marsches der Engländer. Er ersuchte, daß Marlborough gegen Ende Mai in Mainz eintreffe. Wenn es dem Markgrafen nicht möglich auch seinerseits dahin zu kommen, so werde er seinen General-Quartiermeister senden, der durch seinen Rath zur Beförderung des Marsches dienen werde. — Sie erörterten dann den Bestand der Armeen. Diejenige des Markgrafen betrug 36 Bataillone Infanterie, und ungefähr 10.000 bis 11.000 Mann Cavallerie. Diejenige Marlboroughs würde nach der Vereinigung, die bei Philippsburg geschehen sollte, bestehen aus

| | | |
|---|---|---|
| 14 | Bataillonen | Engländer, |
| 13 | " | Hannoveraner und Cellenser, |
| 11 | " | Holländer, |
| 7 | " | Hessen. |
| 45 | Bataillone. | |

[1]) Bericht Wratislaws aus Frankfurt a. M., 22. Mai.

An Cavallerie aus

| | | |
|---|---|---|
| 13 | Schwadronen | Engländer, |
| 21 | „ | Hannoveraner und Cellenser, |
| 15 | „ | Holländer, |
| 12 | „ | Hessen. |
| 61 | Schwadronen. | |

Demnach machten den an Zahl stärksten Bestandtheil der Armee Marlboroughs die Hannoveraner und Cellenser aus.

Der Markgraf gab seine Vorschläge für die Dispositionen an. „Jedoch bemerkte er, meldet Wratislaw dem Kaiser, daß er dabei nicht beharre, sondern bereit sei alles zu ändern und alles zu thun, was Marlborough oder die Kriegsregel erfordern werde.“ Der Markgraf ersuchte ihn dann die Linien von Stollhofen zu besichtigen, damit er nach eigenem Augenschein bei Marlborough darüber berichten könne. Wratislaw fand sie in gutem Stande.

Die erste Nachricht, die demnach Marlborough von jener Zusammenkunft Wratislaws mit dem Markgrafen erhielt, war ein Drängen auf ihn selber um Eile, weil ein abermaliger Rheinübergang von französischer Seite bereits statt gefunden hatte. [1])

## Die französische Verstärkung für den Kurfürsten Max Emanuel.

Als Marlborough am 9. Mai dem Markgrafen jene Frist von zwei Monaten stellte, ging er augenscheinlich von der Voraussetzung aus, daß man nur mit derjenigen französisch-bayerischen Macht zu thun haben werde, die unter dem Kurfürsten Max Emanuel und dem Marschall Marsin damals in Bayern und Schwaben stand. Nicht freilich bloß Marlborough, sondern auch Wratislaw und der Markgraf theilten bis dahin diese Ansicht. Allein wir erinnern uns, daß wie Max Emanuel und Marsin auf eine französische Verstärkung hofften, eben so Ludwig XIV. den entsprechenden Beschluß bereits im Januar gefaßt hatte (S. 84). Auf das Anrathen Tallards ward der Plan im tiefsten Geheimnisse gehalten. Der Kurfürst und Marsin in Augs-

[1]) Murray t. I, p. 267.

burg, so wie Ludwig XIV. mit Chamlay und Chamillart in Versailles, erwogen, was mit der verstärkten französisch-bayerischen Macht zu geschehen habe. Die Gutachten in Versailles gingen dahin, daß man nach der Bezwingung der beiden Kreise Schwaben und Franken sich auf das Erzherzogthum Oesterreich oder Böhmen stürzen solle. Marsin erkannte den Plan als gut an, aber weit aussehend. Der Kurfürst werde handeln nach den Umständen.[1]) Und diese kamen freilich anders.

Die Verabredung für den Zweck der Vereinigung ward so getroffen, daß der Kurfürst und Marsin von ihrer Seite mit gesammter Macht von Augsburg bis in die Gegend von Villingen zu marschiren hatten, um dort die Verstärkung aufzunehmen, welche Tallard vom Elsaß aus ihnen bis dahin entgegen führen würde. Ueber den Betrag dieser Verstärkung änderte jedoch Ludwig XIV. im Laufe des Monates April seine Ansicht in sehr bemerkenswerther Weise. In seinem Auftrage schrieb Chamillart an Tallard, am 16. April: „Der König will nichts dem Zufalle überlassen. Es soll daher im Königreiche eine bedeutende Armee bleiben, und die Verstärkung nach Bayern hin nur in 10.000 Rekruten bestehen.“[2])

Da der Kurfürst und Marsin den längeren Marsch zu machen hatten: so weilte Tallard so lange ruhig in Straßburg, bis jene, die an dem bestimmten Tage, dem 1. Mai, aufgebrochen waren, nach Villingen nur noch die gleiche Entfernung zurückzulegen hatten, wie diejenige vom Rheine dahin. Erst dann wollte auch Tallard bei Breisach den Strom überschreiten und ostwärts marschiren.

Wie aber diese Bewegungen von Ost und West im Beginne des Monates Mai, den bis dahin wohl vermutheten, nicht jedoch als sicher erkannten Plan einer abermaligen Verstärkung des Kurfürsten Max Emanuel durch französische Truppen den Augen der Welt offen legten: so tauchten in denselben Tagen an verschiedenen Orten Gerüchte über den Plan Marlboroughs auf. Bereits am 8. Mai meldete Tallard, noch aus Straßburg, nach Versailles: er vernehme von verschiedenen Orten, daß Marlborough und die Holländer Truppen in das Reich rücken lassen wollen, um den Kurfürsten von Bayern zu erdrücken.

---

[1]) Pelet t. IV, p. 408. Vom 31. März.

[2]) A. a. O., p. 425.

Bestehe wirklich diese Absicht: so sei dagegen das einzige wirksame Mittel, die Holländer zur Rückberufung ihrer Truppen zu nöthigen. Zu diesem Zwecke möge der Marschall Villeroy die Belagerung von Jülich unternehmen. Dann würden die Holländer sofort fürchten für Köln und Bonn, und dieser Besorgnis gemäß handeln.[1])

Weniger geneigt dem Gerüchte zu glauben war der Marschall Villeroy, der die Armee in Flandern commandirte. Indessen beobachtete er den Marsch Marlboroughs. „Die Richtung desselben auf Mastricht, meldet er am 11. Mai, stimmt nicht zu einem Plane an der Mosel."[2]) Am andern Tage erhielt er jenen Rath Tallards in Betreff der Stadt Jülich. Er war damit nicht einverstanden. Selbst wenn Marlborough den Plan habe, den man ihm zuschreibe, meinte Villeroy, so würde er mit seinen Engländern ja doch zu spät kommen, um noch die Vereinigung Tallards mit Max Emanuel hindern zu können.[3]) Ludwig XIV. dagegen gebot dem Villeroy mit seiner Armee den Bewegungen Marlboroughs zu folgen, am 16. Mai.[4]) Eine Reihe von Denkschriften aus den nächsten Tagen beweist, daß eben so wie bei den Heerführern Tallard und Villeroy, so auch in Versailles bei Ludwig XIV. und seinen Berathern Chamillart und Chamlay über die eigentliche Absicht Marlboroughs völlige Unklarheit herrschte, jedenfalls noch bis zu Ende des Monates Mai.[5])

Marlborough dagegen benutzte sowohl die Mahnungen des Markgrafen und Wratislaws, die durch die Bewegungen Tallards hervorgerufen waren, als den Marsch Villeroys, der in Folge der Befehle Ludwigs XIV. bereits die Maas bei Namur überschritten hatte, um den Generalstaaten gegenüber seine eigentliche Absicht in schärferen Umrissen durchblicken zu lassen. Aus der Nähe von Bonn schrieb er am 21. Mai nach dem Haag, daß die Vorbereitungen an der Mosel nicht in wünschenswerther Weise getroffen seien. Er werde daher zunächst mit der Cavallerie weiter hinauf gehen, nach Mainz, und dann die übrige Armee erwarten, um von dort aus je nach Bedarf den etwa

---

[1]) Pelet t. IV, p. 868.

[2]) A. a. O., p. 25.

[3]) A. a. O., p. 27.

[4]) A. a. O., p. 31.

[5]) A. a. O., p. 451 et suiv., und p. 871 et suiv.

bedroheten Orten Hülfe zu bringen. Aber er wisse, daß Villeroy Befehl habe ihm überall hin zu folgen. Dies beweise, daß Frankreich sich in Brabant lediglich in der Defensive halten wolle. Er ersuchte die Generalstaaten dies reiflich zu erwägen, und danach zu entscheiden, ob er nicht des Nachschubs bedürfe. Im gleichen Sinne schrieb er an den in Brabant commandirenden holländischen General Ouwerkerke. [1])

Anstatt also daß, wie Tallard wollte, ein französischer Offensivstoß die Republik nöthigen sollte, ihre Truppen zurückzurufen, gab der Befehl Ludwigs XIV. an Villeroy für Marlborough den Anlaß, von der Republik noch mehr Truppen zu verlangen.

Der Verdruß im Haag über das entschiedene Auftreten Marlboroughs im Anfange Mai hatte sich bald gelegt. Man gab sich darein, daß er an die Mosel ziehen wolle, und erfüllte seine Wünsche für diesen Zug. Aber weiter hinauf noch, fragten die Holländer einander sorgenvoll, werde er nun doch nicht gehen wollen.[2])

Ludwig XIV. machte unterdessen einen anderen Versuch. Durch die Vermittelung des Spaniers Quiros wurde ein Faden bei dem Amsterdamer Kaufmann Molo angesponnen, den wir kennen aus dem Kriege zuvor. Molo ersuchte die Generalstaaten um einen Paß nach Antwerpen, zum Zwecke einer Privat-Unterredung mit Callieres, dem einstigen Friedensboten von Ryswyck. Die Generalstaaten beschlossen, den Paß nicht zu bewilligen. [3])

Nachdem die Führer der Republik durch diese Abweisung ihre bundestreue Gesinnung dargethan, erhielten sie jene Erklärung Marlboroughs und seine Bitte um Nachschub. Bereits zwei Tage später erneuerte Marlborough von Bonn aus diese Bitte in dringender Weise. Er hatte nämlich dort die Nachricht erhalten, daß die Vereinigung des neuen französischen Hülfscorps mit der bayerisch-französischen Armee unweit Villingen gelungen war. Noch dazu war die ihm zugebrachte Nachricht sehr übertrieben. Sie redete von einer Verstärkung von 26.000 Mann. Die Rede Marlboroughs an die Leiter der Republik war daher sehr bestimmt und nachdrücklich. „Ohne eine

---

1) Murray t. I, p. 270.

2) Bericht des Grafen Goes vom 9. Mai.

3) Bericht des Grafen Goes vom 20. Mai.

schleunige und nachdrückliche Hülfe, schrieb er, steht das Reich in der Gefahr des völligen Unterganges." [1])

Bevor wir also die Wirkung dieser Mahnung Marlboroughs an die Staatsmänner der Republik weiter verfolgen, haben wir zunächst jene Vereinigung ins Auge zu fassen.

Nachdem der Marschall Tallard in möglichster Stille seine Vorbereitungen getroffen, überschritt er am 13. Mai bei Breisach den Rhein. Der Marsch ging über St. Georg nahe an den Wällen von Freiburg vorüber. Er gelang. Bei Rietheim, unweit Villingen, fand am 19. Mai die Vereinigung statt. Die Zahl der Mannschaft, welche Tallard dem Kurfürsten übergab, betrug in Allem 12,600 Mann. [2])

Tallard meldete die besondere Dankbarkeit des Kurfürsten Max Emanuel, die sich kund gegeben in außerordentlicher Höflichkeit für seine Person. Die drei Heerführer, der Kurfürst, Tallard und Marsin, erörterten dann die Aussichten des Feldzuges. Der nächste Plan des Kurfürsten war die Belagerung der Reichsstadt Nördlingen; denn nur der Besitz derselben sichere den gesammten Stromlauf der Donau. Ueber die genannte Belagerung hinaus ward ein Plan nicht festgestellt. Marlborough und seine Armee standen für die drei Heerführer nur erst am Rande des Gesichtskreises: sein Name scheint in der Berathung kaum genannt worden zu sein. Tallard wiederholte in seinem Berichte vom 23. Mai seine früher schon ausgesprochene Ansicht. „Wenn Marlborough über den Rhein geht und weiter in das Reich vordringt, um mitzuhelfen wider den Kurfürsten — was alles mir doch nicht recht in den Sinn will —: so ist das einzige Mittel dagegen, die Holländer zu nöthigen, daß sie ihre Truppen zurückziehen." [3])

Nachdem Tallard die Verstärkung übergeben, trat er mit den Geleitstruppen den Rückmarsch an. Denn es war der Wille Ludwigs XIV., daß die Armeen gesondert operiren sollten. Der Kurfürst und Marsin ihrerseits wollten, vor dem Aufbruche nach Osten, den ermüdeten französischen Truppen einige Tage der Ruhe gönnen.

---

[1]) Murray t. I, p. 274.
[2]) Pelet t. IV, p. 441, n. 1.
[3]) A. a. O., p. 452.

Jedoch noch am Tage der Vereinigung erschien der Markgraf von Baden, welcher, wie er zwei Tage zuvor dem Gesandten Wratislaw versichert,[1]) die feste Absicht hatte zu schlagen, mit seiner Macht auf den gegenüber liegenden Höhen. Er war, wie er an Marlborough berichtet,[2]) irre geführt durch unkundige Wegweiser, um einige Stunden zu spät gekommen. Dennoch war, wenn der Kurfürst länger weilte, ein Kampf unvermeidlich. Max Emanuel und Marsin wollten ihn nicht. Daher brachen sie am 20. auf, um in Eilmärschen in ihr Lager bei Ulm zurückzukehren.

Es sind damals gleich, so wie später gegen den Markgrafen Ludwig schwere Vorwürfe erhoben, daß er diese Vereinigung habe geschehen lassen, überhaupt nicht ein Treffen erzwungen habe.[3]) Ein Urtheil eines unparteiischen und sachkundigen Augenzeugen, daß unter den gegebenen Verhältnissen dies möglich war, und daß daher den Markgrafen mit Recht ein Vorwurf trifft — würde schwerer wiegen als alle Combinationen von Nicht-Anwesenden oder Späteren. Denn auch die scharfsinnigste Combination des erfahrensten Militärs, der nicht die Vorgänge mit eigenen Augen sieht, sondern sie nach fremden Berichten in sich reproducirt, ob sogleich damals, ob in späterer Zeit, schwebt immer in der Gefahr, die Dinge doch nicht vollständig zu erfassen, scheinbar untergeordnete Momente nicht genügend zu würdigen, und daher irrig zu urtheilen. Ein Urtheil aber eines unparteiischen und sachkundigen Augenzeugen liegt nicht vor. Wir haben daher uns zu halten an die Worte des Markgrafen selbst, daß er die Absicht hatte zu schlagen, und daß er verhindert wurde durch Umstände, die abzuwenden nicht in seiner Macht lag.

Es fragt sich dann aber auch, ob das Nicht-Schlagen wirklich ein großer Nachtheil war, ob der Markgraf nicht auch so dem Feinde erhebliche Verluste beibrachte.

Während der Kurfürst und Marsin auf dem rechten Donauufer in Eilmärschen ostwärts zogen, war der Markgraf auf dem linken Donauufer ihnen stets auf den Fersen. Der eilige Marsch dauerte

---

[1]) Wratislaws Bericht vom 22. Mai.

[2]) Murray t. I, p. 292.

[3]) Die Anklagen sind neuerdings ausführlich erhoben in dem Werke: Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VI, S. 351 u. f.

vierzehn Tage. Es gelang dem Kurfürsten und Marsin das Lager von Ehingen zu erreichen; aber die Nachwirkung auf die neuen französischen Truppen, die fast nur aus Rekruten bestanden, war sehr schwer. Nach der Ankunft beschrieb der Marschall Marsin dem Minister Chamillart den Zustand dieser Truppen mit den Worten: „Von der erhaltenen Verstärkung sind 2000 Pferde gut, die Reiter sehr mittelmäßig. Auf die übrige Mannschaft ist nicht zu rechnen. Bevor sie zu uns stießen, waren sie sechs Tage bei ungenügender Nahrung marschirt. Dazu kamen dann die Eilmärsche vierzehn Tage hindurch im Angesichte des Feindes. Die Folge ist, daß die Mehrzahl nur geeignet ist, die Spitäler der von uns besetzten Städte zu füllen. Die Anderen im Lager sind eher eine Last als eine Hülfe, so daß die uns gesendete Verstärkung unsere Armee weder stärker noch besser macht." [1]) Bereits in der ersten Hälfte des Monates Juni wußte man im Hauptquartier des Markgrafen, daß die dem Kurfürsten zur Hülfe gesendeten Rekruten haufenweise hinstarben. [2])

So der Thatbestand, wie einerseits Marsin, andererseits der Markgraf von Baden ihn kannten. Denjenigen dagegen, welchen er nicht offen lag, erschien die Verstärkung des französisch-bayerischen Heeres wie ein unheilvoller Schlag für die Sache der Allianz, und zwar besonders im Haag. [3]) Und dies führt uns zurück zu der Mahnung, die Marlborough um Verstärkung dahin gesandt hatte. Der Staatsrath und die Generalstaaten zogen die Sache in Erwägung. Die Verstärkung ward nachdrücklich befürwortet durch das Gutachten des in Brabant commandirenden Generals Ouwerkerke. Nach dreitägiger Berathung erfolgte daher im Haag der Beschluß, die dänische Cavallerie im Solde der Republik hinzusenden, 20 Schwadronen. Aber der dänische Gesandte erhob den Einspruch, daß dem Subsidien-Vertrage gemäß die dänischen Truppen nicht getrennt werden dürften. Es erfolgte daher eine neue Berathung. Der Ausgang derselben war der Beschluß, von den 11 Bataillonen Dänen im Solde der Republik

---

[1]) Pelet t. IV, p. 886. Vom 7. Juni.

[2]) Röder, Bd. II, S. 36.

[3]) **Fatalis ille ictus conjunctionis** — lautet der Eingang einer Denkschrift des holländischen Gesandten Hamel Bruininx an den Kaiser, vom 13. Juni.

8 marschiren zu lassen, zugleich mit jener Cavallerie.[1]) Es kam jedoch noch auf die Bestätigung des Beschlusses durch die Stände der souveränen Provinz Holland an. Zur Ueberraschung Aller erhob sich in denselben gar kein Widerspruch. Nur ward von einigen Deputirten geltend gemacht: es sei zu bedauern, daß das Reich selber so wenig für die eigene Rettung leiste und von der Republik aus gestützt werden müsse. Ein solcher Zustand sei auf die Dauer unhaltbar. — Aber die Bestätigung ward ausgesprochen, und sofort erhielten die Dänen den Marschbefehl.[2])

Marlborough selber maß die Erfüllung seiner Bitte vor Allem der Befürwortung derselben durch Ouwerkerke bei.[3])

## Die Entwickelung des Planes zum Feldzuge an der Donau, im Juni.

Der Graf Wratislaw war auf die dringende Bitte Marlboroughs wieder zu ihm zurückgekehrt. „Denn da ich Ihnen mein Herz eröffnet habe, schreibt Marlborough am 20. Mai, und da Sie daher von meinen Entwürfen für die gemeinsame Sache völlig unterrichtet sind: so verlasse ich mich für den guten Erfolg viel auf Ihren Eifer und die Mühe, die Sie aufbieten, um Alles zu fördern, sowie andererseits auf Ihre Sorgfalt dasjenige abzuwenden, was unseren Plan durchkreuzen könnte."[4])

Nach der Rückkehr Wratislaws zu ihm, in Mainz, ging Marlborough noch den Schritt weiter zu verlangen, daß Wratislaw den ganzen Feldzug mitmache. Er sagte ihm, daß er durch den englischen Gesandten Stepney in Wien dem Kaiser diese Bitte habe vortragen lassen. Wratislaw hatte ein besonderes Bedenken, welches er in seinem Berichte an den Kaiser offen aussprach, nämlich daß, im Falle eines Misverständnisses zwischen den beiden Feldherren, man beiderseitig die Schuld auf ihn abwälzen werde.[5]) Marlborough jedoch hielt ihm entgegen, welche schwere Verantwortlichkeit er auf sich lade, wenn er

---

[1]) Bericht des Grafen Goes vom 30. Mai.

[2]) Bericht des Grafen Goes vom 3. Juni.

[3]) Murray t. I, p. 292.

[4]) A. a. O., p. 268. — Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VI, S. 738.

[5]) Wratislaws Bericht vom 1. Juni.

da, wo es sich um die Rettung des Kaisers und des Reiches handele, nicht einmal sich gedulden wolle, die Rückkehr des Couriers von Wien abzuwarten. Zu den Vorstellungen Marlboroughs fügte die seinigen der Kurfürst von Mainz, Franz Lothar von Metternich, dessen Patriotismus für Kaiser und Reich der Graf Wratislaw selber in den wärmsten Ausdrücken schildert. Wratislaw gab nach und versprach die kaiserliche Entscheidung abzuwarten. Die Vorstellungen, welche Marlborough dem Stepney aufgetragen hatte, [1]) waren so eindringlich, daß die Entscheidung seinen Wünschen entsprach. Wratislaw blieb als die vermittelnde Persönlichkeit zwischen den Feldherren, und zugleich, darf man hinzusetzen, um das Unternehmen, welches seinem Feuereifer den Ursprung verdankte, auch selber glücklich mit zu vollenden. Denn gerade dies ist in der Resolution des Kaisers, daß Wratislaw bei Marlborough verbleiben solle, das durchschlagende Motiv. „Wratislaw", sagt der Kaiser, „soll darob sein, daß Marlborough die resolvirten Operationen mit Kraft vornehme und vollziehe." [2])

Am 26. Mai zog Marlborough mit der Cavallerie bei Mainz über den Rhein; am nächsten Tage die Infanterie. Der Marsch ging unaufhaltsam vorwärts. Am 31. Mai überschritt die Cavallerie den Main. Der Marsch ward gerichtet auf Philippsburg, wo die Hannoveraner, Hessen, Holländer sich mit dem Hauptcorps vereinigen sollten.

Erst dieser Uebergang über beide Ströme nach einander hob jeden Zweifel über das eigentliche Ziel des Marsches. Namentlich der Kurfürst Max Emanuel von Bayern machte sich kein Hehl mehr darüber, daß das Unternehmen ihm gelte. Denn inzwischen war auch noch der Prinz Eugen von Savoyen, den der Markgraf von Baden für seinen ersten Plan von zwei Armeen gegen Bayern, im April, vom Kaiser ausgebeten, beim Heere des Markgrafen eingetroffen. Der Kurfürst erkannte, daß der Prinz Eugen zu keinem anderen Zwecke gekommen sein könne, als um das Commando einer Armee zu übernehmen. [3])

---

[1]) **Murray** t. I, p. 288.

[2]) Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VI, S. 739.

[3]) Pelet t. IV, p. 883.

Unter dem Eindrucke dieser Nachrichten erließ der Kurfürst Max Emanuel, am 5. Juni, aus dem Lager von Ehingen einen Nothruf an Ludwig XIV. Er erkannte, daß die Verbündeten an allen anderen Orten auf der Defensive bleiben wollten, um zunächst ihn zu erdrücken. Er bat dringend, daß Frankreich alle Anstrengungen aufwende, die Linien von Bühl und Stollhofen zu nehmen, und dann den Marschall Tallard mit seiner Armee auf den Neckar vorrücken lasse.[1])

So der Kurfürst an den König. Eine genauere Darlegung des Sachverhaltes erfolgte zwei Tage später, am 7. Juni, vom Marschall Marsin für Chamillart.[2]) Marsin wies nach, daß die durch Tallard erlangte Mannschaft nicht als eine Verstärkung betrachtet werden dürfe, daß dagegen, wie die Dinge sich gestaltet, es sich handele um den Verlust des Kurfürstenthumes Bayern und der Armee des Königs dort. Der Kurfürst erkenne dies vollkommen, und habe nur aus Respect vor dem Könige in seinem Briefe nicht Alles gesagt. „Gestern, sagt Marsin, schlug er mir als sein letztes Auskunftsmittel vor: wenn der König ihm nicht eine neue Armee zur Hülfe sende, seine Feinde dagegen eine solche erhielten: so werde er seine Frau, seine Kinder und die Kostbarkeiten auf der Donau einschiffen, und seine Sicherheit suchen durch die Flucht zu den Rebellen in Ungarn. Danach ist der Gemüthszustand dieses Fürsten zu beurtheilen. Wenn daher, wie alle Nachrichten melden, eine neue Armee unter dem Befehle Marlboroughs heranrückt: so ist das einzige Mittel der Rettung für uns der Entschluß des Königs, noch eine entsprechende Armee hieher zu senden. Unsere jetzige ist kaum oder nicht den Streitkräften des Markgrafen und des Prinzen Eugen gewachsen. Kommt noch eine andere Armee dazu, so ist dies der klare Beweis der Absicht, überall anderswo auf der Defensive zu bleiben, um zuerst den Kurfürsten zu erdrücken. Und dies kann einer Uebermacht in diesem durch Festungen fast gar nicht gedeckten, überall offenen Lande nicht schwer werden.“

Auch bevor diese Hülferufe des Kurfürsten und des Marschalls Marsin in Versailles eintrafen, hatten dort die Nachrichten aus

---

1) Pelet t. IV, p. 883.

2) A. a. O., p. 885.

Deutschland eine lebhafte Unruhe erregt. Nach dem Uebergange Marlboroughs über den Rhein und den Main ertheilte Ludwig XIV. den Marschällen Villeroy und Tallard wiederholt die Weisung, für den Fall der Vereinigung der Truppen Marlboroughs mit den Kaiserlichen gegen den Kurfürsten, einen Plan zur wirksamen Hülfe für den Letzteren zu vereinbaren und ihm vorzulegen.[1])

Villeroy war unterdessen mit seiner Armee bis in das Elsaß hinauf gerückt. Bereits am selben Tage, an welchem Marsin jenen Hülferuf ausstieß, am 7. Juni, traten die beiden Marschälle in Oberwaidenthal zur Berathung zusammen. Das Ergebnis war nicht blos Ein Entwurf, sondern vier, mit je einer erläuternden Denkschrift. Und zwar begann diejenige Tallards mit den gewichtigen Worten: „Bei der Ueberlegenheit der feindlichen Streitkräfte zwischen Rhein und Donau ist eine Hülfe für Bayern so schwierig, daß sie fast wie eine Unmöglichkeit erscheint." Unter den vier Vorschlägen ist allerdings auch derjenige einer neuen directen Hülfe für den Kurfürsten Max Emanuel, aber nicht mit einer Armee, sondern mit einer Elite von 3000 Mann.[2])

Es wäre überflüssig diese Vorschläge und die Gründe für und wider zu berichten. In ihnen allen dominirt der Gedanke, daß, da Marlborough bereits zwischen dem Maine und der Donau stehe und mit starken Schritten dem letzteren Strome zueile, direct für den Kurfürsten von Bayern nichts geschehen könne, sondern nur durch eine Diversion. Die Vorschläge machen alle einen und denselben Eindruck, denjenigen der Rathlosigkeit der beiden Marschälle. Sie schoben die Entscheidung auf den König zurück, am 8. Juni.

Ludwig verwarf jenen Vorschlag der Sendung eines neuen kleinen Elite-Corps nach Bayern. Er wählte einen der anderen drei, und verbreitete sich darüber ausführlich, am 12. Juni. Die Marschälle traten darüber zusammen am 15. Juni. Inzwischen war indessen bereits einer der Klagerufe des Kurfürsten Max Emanuel eingelaufen. Die Marschälle machten abermals zwei Vorschläge, und Ludwig XIV. antwortete. Sie kamen zum dritten Male zusammen in Langenkandel.

---

[1]) Pelet t. IV, p. 465.
[2]) A. a. O., p. 466.

Das Ergebnis war abermals, daß sie sich die Befehle des Königs erbaten. Villeroy leitet sein Schreiben vom 19. Juni, aus Steinweiler, ein mit den Worten: „Ew. Majestät, die den Krieg besser verstehen als diejenigen, welche die Ehre haben Ihnen zu dienen" u. s. w.[1])

Die Dinge trieben dahin, daß allerdings nur ein Machtgebot des Königs diese zwei Marschälle aus ihrer Verlegenheit und Rathlosigkeit reißen konnte. Bereits ward dieses Machtgebot vorbereitet, ihnen beiden und namentlich dem Marschall Tallard nicht nach Wunsch.

Allein bevor wir dahin gelangen, haben wir das gleichzeitige Verhalten der drei Feldherren der Verbündeten am rechten Rheinufer ins Auge zu fassen.

Ludwig von Baden sowohl wie Marlborough trauten den französischen Marschällen Tallard und Villeroy eine größere Entschlossenheit zu als diese besaßen. Der Anzug des letzteren mit seiner Macht bis in das Elsaß herauf, dann die Zusammenkunft der beiden Marschälle, schien zu deuten auf den Plan eines Rheinüberganges dort, und dann eines Angriffes auf die Linien von Bühl und Stollhofen. Marlborough, der sich bereits in Wiesloch am Neckar befand, bat daher, am 6. Juni, den Grafen Wratislaw, sich zu dem Markgrafen zu begeben. Das Schreiben Marlboroughs an den Markgrafen, welches Wratislaw mitnahm, läßt durchblicken, daß Marlborough es gern sehen würde, wenn der Markgraf nicht an die Donau zu gehen gedächte, sondern die Sicherheit des Rheines auf sich nähme.[2])

Die Angelegenheit dieser Wahl des Commandos ist später oft irrig erzählt worden. Wir haben nach den Berichten Wratislaws klar zu stellen, wie sie thatsächlich verlief.

Marlborough sprach sich über seinen Wunsch mündlich bestimmter zu Wratislaw aus. „Die Armee am Oberrheine, sagte er, muß verstärkt werden, und entweder der Markgraf oder der Prinz Eugen den Befehl dort übernehmen. Ein General von großer Erfahrung und Wachsamkeit ist erforderlich, weil unzweifelhaft, daß wir dort schwächer, die Feinde stärker sein werden, wobei wir jedoch den Vortheil des

---

[1]) Pelet t. IV, p. 488.
[2]) Murray t. I, p. 298.

Rheines haben. Ich würde gern sehen, wenn der Markgraf als der Kundigste das Commando dort übernähme." [1])

Wir haben bereits früher wahrgenommen, daß Marlborough dem Markgrafen nicht ein volles Vertrauen entgegen brachte. Eben dies war der hauptsächliche Grund, weshalb er die Fortdauer der Anwesenheit Wratislaws bei ihm verlangte. Er kannte dagegen persönlich bis dahin weder den Markgrafen noch den Prinzen Eugen. Aber es waltete noch ein anderes Motiv ob, aus welchem Marlborough wünschte, daß lieber der Markgraf als der Prinz Eugen am Rheine verbliebe.

Marlborough fühlte sich nämlich vor der Ankunft der Dänen, die zu ihm stoßen sollten, nicht stark genug allein zu operiren. Er wollte daher, wie wir nachher bestimmter vernehmen werden, einstweilen eine Vereinigung der Armeen vorschlagen. Nun war der Markgraf erster Feldherr des Kaisers, der Prinz Eugen zweiter; Marlborough dagegen erster oder alleiniger der Königin von England. Wenn er seine Armee mit der kaiserlichen unter der Führung des Markgrafen vereinigte: so stand dem letzteren der Oberbefehl zu, vermöge des höheren Ranges des römischen Kaisers über die Königin von England. Ein Nachlassen darin konnte nur geschehen bei persönlicher Willigkeit des Markgrafen. Daß der Markgraf diese Willigkeit besaß, hatte er schon früher zu Wratislaw ausgesprochen, und gerade damals wieder durch den Grafen Friesen. Marlborough selber deutet das ganze Verhältnis an durch seine Worte an Godolphin: „Ginge es nach meinen Wünschen, so würde der Prinz Eugen an die Donau gehen, obwohl der Markgraf Ludwig mir durch den Grafen Friesen hat versichern lassen, daß er mit seiner Armee nicht die geringste Bewegung vornehmen werde als nach Vereinbarung mit mir." [2]) Sicherer aber war für Marlborough der andere Weg. Als erster Feldherr der Königin von England hatte er zu dem zweiten Feldherrn des Kaisers, dem Prinzen Eugen, eine ähnliche Stellung, wie der Markgraf zu ihm. Wenn also Marlborough seine Armee vereinigte mit der kaiserlichen unter dem Prinzen Eugen: so hatte der Engländer den

---

[1]) Bericht des Grafen Wratislaw vom 13. Juni.

[2]) Schreiben vom 8. Juni bei Coxe t. I, p. 249.

höheren Rang und demgemäß die Ansprüche desselben. Darum wünschte Marlborough, daß der Markgraf das Commando am Rheine übernehme.

Von Seiten des Markgrafen befand sich der Graf Friesen im Hauptquartiere Marlboroughs. Bevor Wratislaw aufbrach, tastete er bei jenem an, ob der Markgraf von Baden sich geneigt finden werde, am Rheine zu verbleiben. Friesen verneinte. Der Markgraf werde das Commando der Expedition gegen Bayern vorziehen.

Wir Spätere haben dabei uns gegenwärtig zu halten, daß der Markgraf den Plan einer Unternehmung mit aller Macht gegen Bayern selbständig gefaßt, und zu diesem Zwecke sich vom Kaiser den Prinzen Eugen als zweiten Befehlshaber erbeten hatte, bevor er wußte, daß auch Marlborough auf den Vorschlag Wratislaws gegen Bayern eingegangen war.

Wratislaw gelangte am 8. Juni in das Hauptquartier des Markgrafen zu Aermingen, wo vor ihm der Prinz Eugen bereits eingetroffen war. Der Markgraf nahm die Ansicht Marlboroughs über die Verstärkung der Armee am Oberrheine beifällig auf. Dann äußerte er sich in Betreff des Commandos derselben: „Aber Sie werden große Mühe haben, den Prinzen von Savoyen zur Uebernahme des Commandos zu bewegen.“ Dadurch mochte der Markgraf glauben in Betreff seiner Person abgeschnitten zu haben. Unterdessen trat der Prinz Eugen ins Zimmer. Wratislaw wiederholte: es sei die Ansicht Marlboroughs, daß die Armee am Oberrheine verstärkt werden müsse, sowie, daß einer von ihnen beiden, der Markgraf oder der Prinz Eugen, das Commando derselben zu übernehmen habe. Der Markgraf fiel ihm in die Rede mit den Worten: „Suchen Sie den Prinzen dahin zu bestimmen. Denn bei der Armee ist Niemand als er, dem ein so schweres und so vielen Zufällen unterworfenes Commando anvertraut werden könnte.“ Der Prinz entgegnete: „Der Kaiser hat mich in das Reich geschickt unter dem Commando seines General-Lieutenants zu stehen, und wie ich niemals Schwierigkeiten gemacht habe dahin zu gehen, wohin der Dienst mich fordert, so bin ich auch jetzt bereit dem Befehle des Herrn General-Lieutenants Folge zu leisten. Allein ich muß erinnern, daß, weil ja doch unsere Schwäche und des Feindes Stärke dort bekannt, man mir so viele

Truppen belassen muß, daß ich im Stande bin, dem Feinde entgegen zu treten."

Der Markgraf erkannte die Berechtigung dieses Verlangens an. Er überwies dem Prinzen zunächst die im holländischen Solde stehenden Württemberger, so wie die Besatzung von Freiburg und den anderen kleinen Plätzen am Schwarzwalde. Dann bot er ihm das gesammte brandenburgisch-preußische Hülfscorps an, zu 11 Bataillonen und 20 Schwadronen. Aber es war die Schwierigkeit, ob dies an die Donau bestimmte Corps sich in die Aenderung fügen würde. Der Markgraf ließ daher dem General Fürsten von Anhalt die Wahl frei stellen, ob er dienen wolle unter ihm oder dem Prinzen von Savoyen, mit dem Bemerken jedoch, daß im ersteren Falle der Marsch in solche Gegenden gerichtet werden könne, in denen der Markgraf die täglich sichere Lieferung des Brotes nicht zu verbürgen vermöge. In diesem Falle werde er keine Klagen darüber annehmen. — Nach einer Berathung mit seinen Generalen erklärte der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, daß sie willig seien unter dem Commando des Prinzen Eugen von Savoyen an den Oberrhein zu marschiren.[1])

Der Kaiser Leopold war über die Nachricht der Vertheilung des Commandos nicht erfreut. Seine erste Regung war, die Entscheidung über diese Frage dem Prinzen selbst anheim zu stellen. Hernach jedoch kamen ihm Bedenken. Er sprach sie in einem Rescripte an Wratislaw aus mit den Worten: „Hernach habe ich erwogen, daß die Sache meinem Dienste höchst schädlich werden könnte. Denn die Treue, der Eifer und die große Tapferkeit des Prinzen würden ihn allezeit veranlassen dahin zu gehen, wo die größeste Gefahr. Dies will ich aber keineswegs. Ich will nicht das Leben eines solchen Mannes, der so befähigt und der aus so vielen Gründen meine und meines ganzen Erzhauses Achtung und Zuneigung gar wohl verdient, einer Gefahr ausgesetzt sehen."[2]) Dennoch stellte dann der Kaiser die Sache wieder der Erwägung der Feldherren anheim.

Bei diesen jedoch war sie durch die positive Erklärung des Prinzen Eugen bereits erledigt. Marlborough erhielt davon Nach-

[1]) Bericht des Grafen Wratislaw vom 13. Juni.

[2]) Vom 20. Juni. Abgedruckt in: Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VI, S. 738 u. f.

richt, noch bevor die Feldherren einander persönlich trafen, und theilte sie sofort brieflich anderen Generalen mit, namentlich dem Herzog von Württemberg, dem Erbprinzen von Hessen, dem dänischen General Scholten,[1]) so wie den Ministern in England. Demnach sah er die Entscheidung als definitiv an, und es ist sehr wenig glaublich, wie auch jeder thatsächliche Anhaltspunkt dafür fehlt, daß er später dem Markgrafen gegenüber die Sache noch als eine offene Frage behandelt haben solle. Eben so wenig würde eine solche Annahme vereinbar sein mit der Meldung des Prinzen Eugen über die Sache. Er bezieht sich vor dem Kaiser über den Hergang auf den Bericht des Grafen Wratislaw, aus welchem unsere Darstellung entnommen ist. Dann fährt er fort: „Ich habe mich also entschließen müssen, das Commando am Oberrheine zu übernehmen, obwohl auch nicht Ein Regiment kaiserlicher Truppen sich dort befindet, sondern nur ein bis zwei Bataillone. Auch im Uebrigen ist der Stand der Dinge gefährlich, weil nach allen Nachrichten die Feinde in diesen Tagen einen Rheinübergang versuchen werden. Wenn Tallard und Villeroy zusammen stoßen, so haben sie eine Armee von etwa 50.000 Mann. Die Truppen dagegen, die ich zu führen habe, bestehen in Brandenburgern, Kurpfälzern, einigen oberrheinischen und westfälischen, und zwar können die Brandenburger, die bis jetzt bei der Armee des Markgrafen von Baden sich befinden, unter 9 bis 10 Tagen nicht an den Rhein gelangen. Passirt inzwischen der Feind den Rhein: so dürfte es schwer sein ihn zu hindern, weil er dann an Quantität und Qualität der Truppen überlegen sein würde. Gibt er aber so lange Zeit, bis ich an den Linien (von Stollhofen) das Eine und das Andere in Augenschein genommen und danach meine Maßregeln getroffen habe: so werde ich alle Mühe anwenden, um ihm den Uebergang nach äußersten Kräften zu verwehren.“ [2])

Während hier der Prinz Eugen seine Besorgnis vor einem nachdrücklichen Zusammen-Wirken der vereinigten Macht der Marschälle Tallard und Villeroy darlegt, haben wir gesehen, daß sie zur selben

---

[1]) Murray t. I, p. 303.

[2]) Bericht des Prinzen Eugen vom 14. Juni. — Man vergleiche sein Schreiben an Oberg, vom 27. Juni, in Hellers Milit. Correspondenz des Prinzen Eugen, Bd. II, S. 139.

Zeit lange Denkschriften abfaßten über das was zu thun sei, und die Entscheidung darüber dem Könige in Versailles zuschoben. Der Prinz Eugen bemerkte bald mit Freuden, daß, wie er sagt, „die Franzosen die Zeit verlieren". [1])

Es ist von hohem Interesse sich die umfassende Thätigkeit dieses Mannes in jenen Tagen zu vergegenwärtigen. Seine nächste Aufgabe ist als Feldherr den Rhein zu verwahren. Aber er ist nicht bloß Feldherr, sondern auch Präsident des Hofkriegsrathes von Wien. Er hat als solcher die Geschäfte mitgenommen in sein Hauptquartier. Er überwacht die drei Kriegsschauplätze in Ungarn, am Gardasee, in Piemont. Er gibt Rath oder Entscheidung nach allen drei Seiten. Und näher noch liegt ihm der Feldzug gegen Bayern, dessen Führung der Markgraf und Marlborough übernommen. Wir werden mehr als einmal Gelegenheit haben zu ersehen, wie der rastlose Feuereifer des Prinzen Eugen Beiden gegenüber sich bethätigt.

Diesen Eifer schien damals nicht in gleicher Weise zu theilen der Markgraf Ludwig von Baden.

Nachdem die Angelegenheit des Commandos in der Zusammenkunft zu Aermingen, am 8. Juni, erledigt war, redete der Markgraf zu dem Prinzen Eugen und dem Grafen Wratislaw über neue Erbietungen, die der Kurfürst Max Emanuel an ihn habe gelangen lassen. Die Beiden horchten hoch auf. Wratislaw machte Einwürfe. Der Prinz Eugen verhielt sich beobachtend. Der Markgraf fuhr fort: es würde sich zunächst um eine persönliche Zusammenkunft handeln; der Kurfürst habe melden lassen, daß ihm auch die Anwesenheit des Prinzen Eugen dabei recht sein würde. — Der Markgraf verlangte darüber die Ansichten der Beiden. Sie erhoben Einwände. Wenn der Kurfürst einen Ausgleich wünsche, so müsse er zunächst sich positiv erklären. Im anderen Falle dürfe man ihm nicht trauen. Der Markgraf stimmte bei.

Als jedoch darauf der Prinz Eugen und Wratislaw ihn aufforderten, sich mit ihnen ins Hauptquartier Marlboroughs zu begeben, lehnte er ab. Er habe, sagte er, noch erst einige Maßregeln der Sicherheit zu treffen. [2])

[1]) Heller, Bd. II, S. 133.

[2]) Bericht Wratislaws vom 14. Juni, abgedruckt in: Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VI, S. 825 u. f.

„Es liegt in diesem Verhalten etwas, meldet Wratislaw, was uns nicht gefällt. Da wir nichts Positives in Erfahrung bringen können, fassen wir den Schluß, daß der Markgraf ungern daran geht, den Kurfürsten rechtschaffen anzugreifen oder ihm wehe zu thun. Jedoch wollen wir hoffen, daß er, wenn er zur Sache wird thun müssen, nicht säumig sein werde, seine Schuldigkeit zu leisten."

Wie der Verdacht der Beiden gegen den Markgrafen, nach Wratislaws eigenen Worten, keinen positiven Anhalt hatte: so dürfte er auch überhaupt nicht begründet sein. Der Markgraf berichtete den Antrag des Kurfürsten auch dem Kaiser. Leopold erwiederte: da eine Zusammenkunft solcher Art nicht statt finden könne ohne Kenntnis des Marschalls Marsin, der Kurfürst sich aber bei diesem nicht vor der Zeit werde verdächtig machen wollen: so sei die Vermuthung gerechtfertigt, daß der Vorschlag zwischen jenen Beiden verabredet sei und nur bezwecke, Zeit zu gewinnen.[1]) Bevor der Markgraf diese Antwort erhielt, hatte er derselben Ansicht entsprechend und im Sinne des Prinzen Eugen und Wratislaws bereits gehandelt. Er erwiederte dem Kurfürsten: er besorge, daß eine solche Zusammenkunft zwischen beiden Armeen den Verdacht der Franzosen gegen den Kurfürsten zu früh erregen würde. Darum sei es besser, wenn der Kurfürst sich vorher durch ein Schreiben bestimmter erklären wolle, so daß man eine sichere Vorlage zu einer Besprechung habe. Der Kurfürst erwiederte: auch er erkenne an, daß eine solche Zusammenkunft nicht ohne Eclat geschehen könne, und stehe darum davon ab. Dagegen betheuerte er seine Neigung zum Frieden.[2]) — Das rasche Zurückziehen spricht für die Unaufrichtigkeit des Vorschlages. Demnach war die plumpe List gescheitert an dem Einwande, welcher den Vorschlag für ehrlich gemeint ansah oder anzusehen schien.

So der Verlauf der Angelegenheit. Aber bei dem Prinzen Eugen und Wratislaw, welche diesen Verlauf nicht im voraus kennen konnten, haftete für einige Tage ein Verdacht gegen den Markgrafen. Sie begaben sich zu Marlborough, den sie am Abende des 10. Juni in Mündelheim trafen. Sie berichteten die Unterredung mit dem

---

[1]) Röder, Bd. II, S. 43. Der Kaiser an den Markgrafen, 26. Juni.

[2]) Die Schreiben bei Röder, Bd. II, S. 37.

Markgrafen. Marlborough seinerseits sprach gegen den Letzteren einen starken Argwohn aus. Der Prinz Eugen suchte auf alle Weise ihm denselben zu benehmen, versicherte jedoch auch, daß, wenn der Markgraf nicht dem Dienste des Kaisers entsprechend handele, der Kaiser entschlossen sei, mit allem Nachdrucke dem Uebel zu steuern. [1])

Diese Aeußerung des Prinzen Eugen beläßt keinen Zweifel, daß vorher zwischen dem Kaiser Leopold und ihm die Eventualität einer solchen Wendung zur Sprache gekommen ist.

Indessen waren auch jene drei Männer nicht principiell gegen einen Ausgleich mit dem Kurfürsten Max Emanuel. Marlborough gab sogar an, welche Subsidien die Seemächte ihm für die Ueberlassung seiner Truppen gewähren würden. Aber sie trauten den verschiedenen Unterhandlungen nicht, eben so wenig der neu angebotenen, wie der seit Monaten durch den König von Preußen geführten. Dem Letzteren persönlich mistraute Marlborough, weil er, unter dem nichtigen Vorwande einer Gefahr für Danzig, trotz aller Anmahnungen seine noch rückständigen Truppen nicht sende. Der Prinz Eugen stimmte zu. Sie sprachen den Wunsch aus, daß der Kaiser Jemanden an Ort und Stelle bevollmächtige. Wenn der König von Preußen es mit seiner Vermittelung ehrlich meine, so könne er dies nicht übel nehmen. [2])

Am 11. Juni zog die Armee Marlboroughs weiter nach Groß-Heppach. Dort hielt Marlborough, im Beisein des Prinzen Eugen, Heerschau über die Cavallerie. Der Prinz drückte sein Erstaunen aus über die vortreffliche Haltung der Reiter nach einem ermüdenden Marsche. „Ich habe viel von der englischen Cavallerie gehört, sagte er, und finde sie in der That als die best ausgerüstete und schönste, die mir je zu Gesichte gekommen. Sie haben in England keinen Mangel an Geld, also die Mittel zur Ausrüstung; aber die Begeisterung, die ich aus den Augen Ihrer Leute leuchten sehe, kauft man nicht für Geld. Sie ist ein Vorbote des Sieges.“ — Marlborough erwiederte: „Meine Truppen sind immer von Eifer beseelt: heute jedoch sind sie noch mehr

---

[1]) Der genannte Bericht Wratislaws, S. 827.

[2]) A. a. O., S. 828.

belebt durch Ihre Gegenwart. Ihnen verdanken wir die gehobene Stimmung, die Ihre Bewunderung hervorruft."[1])

So der Bericht eines anwesenden Engländers. Es darf jedoch daran erinnert werden, daß von den 61 Schwadronen Cavallerie, die Marlborough damals führte, nur 13 aus National-Engländern bestanden. Die Worte Marlboroughs dagegen entsprechen derjenigen Stimmung der Engländer, die sich kund gegeben in ihrem Jubel über den Sieger von Carpi und Chiari im Jahre 1701 (Bd. IX, S. 313), und von Luzzara im Jahre 1702 (Bd. X, S. 185).

Wratislaw hatte sofort nach seiner Ankunft dem Herzog von Marlborough den Entschluß des Markgrafen kund gethan. Marlborough erwiederte, daß er, wenn das brandenburgisch-preußische Corps dem Prinzen Eugen überwiesen würde, das gesammte dänische Corps an sich ziehen müsse, weil er sonst, namentlich an Cavallerie, sich zu schwach befinde, dem Kurfürsten von Bayern gesondert entgegen zu treten. Am folgenden Tage, dem 11. Juni, eröffnete er, daß er gesonnen sei, sich bis zur Ankunft der Dänen mit dem Markgrafen zu vereinigen. Der Prinz Eugen fiel dieser Ansicht bei, und man kam überein, daß diese Vereinigung bereits am 22. Juni erfolgen könne. Es fragte sich also, ob der Markgraf von Baden damit einverstanden sein würde. Man harrte stündlich seiner Ankunft.[2])

Am Nachmittage des 12. Juni traf er in Groß-Heppach ein. Nach einem englischen Berichte trat er zu Marlborough mit den Worten: „Ich bin gekommen den Befreier des Reiches zu begrüßen. Sie werden mir beistehen, meine Ehre herzustellen, die in der öffentlichen Meinung gelitten hat." — Marlborough: „Ich bin gekommen von Ew. Durchlaucht zu lernen, wie wir das Reich retten können. Niemand als wer des Urtheils ermangelt, wird die Verdienste des Markgrafen von Baden geringschätzen, welcher nicht allein das Reich geschützt, sondern auch dessen Grenzen erweitert hat."[3]) Dann trat auch der Prinz Eugen hinzu. Noch heute zeigt man dort bei dem Gasthause zum „Lamm" den Baum,

---

[1]) Coxe's Marlborough t. I, p. 250. Er bezieht sich auf das Tagebuch des Caplans Hare. Ich wiederhole, daß bei Coxe nur der unmittelbare Bericht aus Actenstücken schätzenswerth ist.

[2]) Bericht des Grafen Wratislaw vom 12. Juni.

[3]) Coxe's Marlborough t. I, p. 250.

unter welchem die drei Kriegesfürsten einander bewillkommnet haben.[1]) Daß das Zusammen-Wirken dieser drei Feldherren auf die Macht Ludwigs XIV. den ersten schweren Streich führen würde, von welchem sie fortan nicht wieder genas, mochten Manche hoffen, konnte Keiner voraussehen. Einstweilen stand in Bayern nur erst die geringe französische Macht unter der Führung Marsins.

Von den drei Feldherren war an Jahren Marlborough der älteste, 54 Jahre alt. Ludwig von Baden zählte 50, der Prinz Eugen noch nicht volle 41. Demnach standen alle drei in der Vollkraft des männlichen Alters. An Kriegesruhm ragten bis dahin die beiden jüngeren Männer hinaus über den älteren. An den Namen Ludwigs von Baden knüpften sich die Türkensiege von Nissa und Salankemen, zu einer Zeit, wo der Name Marlboroughs über England hinaus kaum anders bekannt war als durch seinen Verrath an Jacob II., und dann durch den Verdacht und die Maßregeln Wilhelms III. wider ihn. Den Namen des Prinzen Eugen verkündete seit dem Tage von Zenta Sieg auf Sieg. Marlborough dagegen hatte bis zum Jahre 1704 noch nicht die Gelegenheit gehabt, in offener Feldschlacht seine außerordentliche Befähigung darzuthun. Dem militärischen Range nach war der Markgraf der erste, Marlborough der zweite, der Prinz Eugen der dritte.

Die vertraulichen Briefe Marlboroughs nach England hin lassen ersehen, daß er sich persönlich zu dem Prinzen Eugen hingezogen fühlte. Das Verhalten desselben erinnerte ihn an den Herzog von Shrewsbury, dessen Aeußeres, wie wir früher erfahren haben (Band VI, S. 301), einen ungemein günstigen Eindruck übte. Der Prinz habe jedoch über Shrewsbury den Vortheil, daß er offener und freier erscheine. „Mit dem Markgrafen, fügt Marlborough hinzu, werde ich nach dem, was mir der Prinz Eugen über seinen Charakter mitgetheilt, viel mehr auf meiner Hut sein müssen, als wenn ich gemeinsam mit dem Prinzen zu agiren hätte." So Marlborough an seine Frau.[2])

Wir haben aus verschiedenen Aeußerungen Marlboroughs früher vernommen, daß er von Anfang an dem Markgrafen nicht ein volles

---

[1]) So Arneth im Prinzen Eugen, Bd. I, S. 246.

[2]) Coxe's Marlborough t. I, p. 252.

Vertrauen entgegen trug. Das Verhalten des Markgrafen in Groß-Heppach dagegen schien fortan ein gutes Verhältnis einzuleiten. „Marlborough hat nichts vorgeschlagen, meldet Wratislaw, was nicht der Markgraf sofort auch angenommen hätte.“ Der Prinz Eugen und Wratislaw ließen ihre Bedenken fahren. „Alle Willfährigkeiten des Markgrafen, meldet Wratislaw, so wie unsere anderen Beobachtungen bestärkten uns in unserem Urtheile, daß der Markgraf zwar den Kurfürsten gern aus der Gefahr sehen möchte, jedoch, wenn es zur Sache kommt, nicht ermangeln wird, das Seinige zu thun.“ [1])

Wir werden dagegen das Urtheil des Prinzen Eugen über Marlborough um einige Wochen später vernehmen, in Anlaß der Umstände, unter denen es niedergeschrieben wurde.

Marlborough hatte, wie wir vernommen haben, bereits vor der Ankunft des Markgrafen in Groß-Heppach, sich zu dem Prinzen Eugen dahin ausgesprochen, daß er, bis das dänische Corps eintreffe, die Vereinigung seiner Truppen mit denjenigen des Markgrafen für zweckmäßig halte. Wie der Prinz Eugen zugestimmt hatte, so der Markgraf. Er seinerseits trug die Concession entgegen, daß der Oberbefehl von einem Tage zum anderen wechseln solle, so daß, nach geschehener Vereinigung, der Markgraf am ersten Tage commandiren würde, Marlborough am zweiten u. s. w. Als der Tag der Vereinigung ward der 22. Juni angesetzt. Alsdann wolle man sofort mit vereinten Kräften auf den Kurfürsten von Bayern anziehen. [2])

Die Feldherren kamen in Groß-Heppach ferner überein, kein Angebot einer Unterhandlung außer Acht zu lassen, aber zugleich in den Operationen darauf keine Rücksicht zu nehmen. Der Kaiser gab dem Beschlusse seine volle Zustimmung. [3]) Der Kurfürst Max Emanuel machte in den nächsten Tagen abermalige Versuche, mit nachdrücklicher Betheuerung seiner Friedensliebe. Er hemmte die Waffen der Verbündeten dadurch nicht um Einen Schritt. [4])

---

[1]) Wratislaws Bericht vom 14. Juni, in: Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VI, S. 828.

[2]) Wratislaws Bericht vom 14. Juni, aus Groß-Heppach.

[3]) Röder, Bd. II, S. 44.

[4]) A. a. O., S. 39.

Am 14. Juni trennten sich die Feldherren in Groß-Heppach, der Prinz Eugen, um westwärts zu eilen, der Markgraf und Marlborough, um nach einigen Tagen ihre Truppen zusammen zu führen.

Inzwischen jedoch drohete eine neue Besorgnis der Holländer störend einzuwirken.

Nach wiederholt gehaltenem Kriegsrathe beschloß der Feldmarschall Ouwerkerke, Commandant der holländischen Armee in Brabant, einen Versuch auf die französischen Linien bei Wasseige. Der Marsch begann am 1. Juni. Der General Dopft führte die Vorhut. Es erfolgten dann gar seltsame Kriegeshändel. Die Franzosen hielten nicht Stand. Dopft und seine Mannschaft bahnten sich mit Hacke und Schaufel, ohne Verlust Eines Mannes, ihren Weg bis innerhalb der Linien, die wie ein Festungswall von der Demer bis zur Schelde reichten. Die Linien wurden durchbrochen, Dopft rückte ein. Der Weg nach Antwerpen, nach Brüssel, nach Namur schien eröffnet. Dopft bat um Nachschub. Aber dann ward von holländischer Seite das Verhalten von französischer überboten. Der holländische Kriegsrath erwog und beschloß, ungeachtet des Flehens von Dopft, den Befehl zum Rückzuge aus den Linien. Die Truppen marschirten zurück. [1])

Der Grund dieses auffallenden Verhaltens dürfte nicht bei dem General Ouwerkerke zu suchen sein, sondern im Haag. Er hatte den stricten geheimen Befehl, sich auf der Defensive zu halten, ein Treffen zu vermeiden. Demgemäß hatte er gehandelt. [2])

Aber die zur Unzeit einmal wieder emporgewachsene Furcht der Führer der Republik hielt nicht bloß Ouwerkerke zurück, sondern drohte auch nach einer anderen Seite hemmend zu wirken. Ein Gerücht meldete ihnen, daß der Marschall Villeroy mit seinen Truppen aus dem Elsaß nach Flandern zurückkehren werde. Sie glaubten es. Sie meinten sich gefährdet. Sie entsendeten daher an Marlborough die dringende Bitte die Bewegungen des Marschalls Villeroy zu überwachen, und ein Corps bereit zu halten, damit es im Falle der Noth

[1]) Der Bericht Dopfts bei Lamberty t. III, p. 70.

[2]) A. a. O., p. 73.

sofort rheinabwärts fahren könne. Marlborough erwiederte, daß er dies Gerücht für sehr unwahrscheinlich halte. In der That zeigt die Correspondenz der Marschälle mit Versailles im Juni keine Spur einer solchen Absicht. Ihnen lag ja die Gefahr für Bayern ungleich näher. Aber Marlborough wußte, daß die einmal erregte Furcht der Staatsmänner im Haag nicht durch bloße Gründe zu beschwichtigen war. Er ersuchte den holländischen Bevollmächtigten Almelo in Frankfurt für die erforderlichen Fahrzeuge Sorge zu haben, damit im Falle der Noth die Gewässer des Rheines ein Corps stromabwärts tragen könnten. Er meldete seine Anstalten den Generalstaaten. „Ich schmeichele mir, sagt er, Ew. Hochmögenden werden mir die Gerechtigkeit erweisen, zu glauben, daß ich mit aller möglichen Wachsamkeit die Schritte der Feinde beobachte, um sofort Hülfe zu senden, wenn dort sich eine Bewegung kund gäbe." [1])

Unterdessen ging der Marsch weiter zur Vereinigung mit dem Markgrafen, nur daß beide Armeen durch Regenwetter aufgehalten wurden. Als Marlborough am 21. Juni in Launsheim eintraf, erwartete ihn dort der Markgraf persönlich, um ihm zu melden, daß seine Armee nur noch eine halbe Stunde von da entfernt stehe, und daß er das Lager für die Truppen unter Marlborough bereits habe abstecken lassen. Am 22. rückten sie dort ein, bei Launsheim. An diesem Tage als dem ersten der Vereinigung führte der Markgraf das Commando und gab die Parole. Es ist nicht unwichtig festzuhalten, daß demnach die geraden Zahlen der Daten im Juni und Juli auf den Markgrafen fallen, die ungeraden auf Marlborough. [2])

Dann geschah die völlige Vertheilung der Truppen, und zwar, wie der Graf Wratislaw in seinem Berichte an den Kaiser hervorhebt, mit allseitiger Zufriedenheit. Die gesammte Macht der beiden Armeen betrug 96 Bataillone und 202 Schwadronen. [3])

---

[1]) Murray t. I, p. 313, 317.

[2]) Bericht des Grafen Wratislaw vom 23. Juni. Er sagt: den 22. sind unsere Truppen in des G.-L. Lager wirklich eingerückt u. s. w., an welchem Tage als dem ersten der Conjunction der Markgraf die Parole ausgetheilt.

[3]) Coxe's Marlborough t. I, p. 297.

Auf die Kunde des Anmarsches der Verbündeten rückte der Kurfürst Max Emanuel wieder in sein altes Lager zwischen Lauingen und Dillingen. Es war der Wunsch des Markgrafen direct auf den Feind loszugehen. „Denn ich will mich aufs äußerste befleißen, meldet er aus Elchingen dem Kaiser, am 25. Juni, den guten Willen der Verbündeten auszunutzen, damit diesem beschwerlichen Kriege einmal ein Ende gemacht werde.“ Der Vorschlag fand jedoch nicht die Zustimmung Marlboroughs, welcher erst die Ankunft der dänischen Cavallerie abwarten wollte, um alsdann zu sehen, was man weiter thun könne. Der Markgraf warf deshalb auf ihn keinen Tadel. Er fügt in seinem Berichte an den Kaiser hinzu: „Der Herzog von Marlborough ist beständig guten Willens; allein ich glaube meinerseits nicht, daß man zu einer entscheidenden Operation kommen wird, bevor wir uns wieder getrennt haben. Denn so lange alles auf Einem Haufen bleibt, wird es in diesem zum Kriege unbequemen und beschwerlichen Lande dem Feinde jederzeit leicht fallen, die eine oder die andere Stellung zu wählen, in welcher er mit Sicherheit und geringerer Macht diese Armee wird aufhalten können. Ich hoffe, Mylord Duke wird bei der Ankunft der noch ausstehenden Truppen diesem Gedanken Beifall geben, weil auch er die Nothwendigkeit anzuerkennen scheint. Alsdann glaube ich, daß man auf die eine oder die andere Weise den Kurfürsten zur Vernunft bringen werde. So lange man ihn aber nicht in Bayern selbst drückt, dürfte er bei der jetzigen Sachlage auf alle unsere Bewegungen geringe Acht haben.“ [1])

So der Markgraf am 25. Juni. Wir werden bald von französisch-bayerischer Seite erfahren, daß man dort gerade dasjenige fürchtete, was der Markgraf hier vorschlug. Erhält dadurch sein Plan die Bestätigung der Zweckmäßigkeit, so ergibt sich aus der Haltung seines Berichtes an den Kaiser, daß er sich als den zur That Drängenden betrachtet.

Weniger günstig war das Urtheil Marlboroughs und — man muß hinzusetzen — auch Wratislaws über den Markgrafen. Sein wiederholt ausgesprochener Wunsch die Armeen wieder zu trennen, erregte ihren Verdacht. Marlborough glaubte an eine heimliche Correspondenz des Markgrafen mit dem Kurfürsten. In wenigen Tagen,

---

[1]) Röder, Bd. II, S. 43. Vom 25. Juni.

meinte er, müsse die Sache sich ausweisen: im Falle der Bestätigung habe man nur zwischen zwei Mitteln die Wahl: der Verhaftung des Markgrafen oder seiner Entfernung durch ausdrücklichen kaiserlichen Befehl und Berufung des Prinzen Eugen. Wratislaw erwiederte: das erste Mittel würde das sicherste sein, aber unbillig; denn es liege nichts Positives vor.[1])

Dieser letzte Einwand wiegt schwer. Es lag nicht bloß jenen zwei Männern nichts Positives dieser Art vor, sondern war überhaupt nicht vorhanden. Wie Marlborough von Anfang an mit Vorurtheil dem Markgrafen entgegen getreten war: so wuchs dasselbe bei jedem Anlasse neu wieder empor. Es ward genährt durch den holländischen General Goor, der, in Betreff der früheren Zwistigkeiten mit dem Markgrafen nur äußerlich ausgesöhnt, mit Marlborough sehr vertraulich stand. Die Reden Beider scheinen auch Wratislaw dahin gebracht zu haben, einem Argwohne bei sich Raum zu lassen, für den er einen positiven Grund nicht beibringen konnte.

Es war ein Glück für die Sache des Kaisers und der gesammten Allianz, daß der nicht begründete Verdacht ein strenges Geheimnis jener drei Personen blieb. Wratislaw allerdings berichtete ihn dem Kaiser persönlich, aber mit dem Zusatze der Bitte um strenges Geheimnis, weil jegliches Verlauten der Sache sein Leben in Gefahr bringen würde.[2]) — Es scheint, daß der Markgraf selber von dem ungerechtfertigten Verdachte wider ihn keine Ahnung gehabt habe.

Entgegen den verschiedenen Vorschlägen des Markgrafen hielt Marlborough fest an dem seinigen, mit gesammter Macht auf Donauwörth zu ziehen und dasselbe zu nehmen. Der Markgraf wandte ein, daß die Bayern den höher liegenden Schellenberg befestigten. Sogar dieser Einwand gestaltete sich bei Marlborough zu dem Verdachtsgrunde, daß der Kurfürst Max Emanuel Nachricht erhalte von allem, was in den geheimen Conferenzen beschlossen werde.[3]) Er erwiederte: man müsse den Ort nehmen, und wenn man auch 10.000 oder 12.000 Mann davor liegen lasse. Der Markgraf willigte ein.

---

[1]) Bericht Wratislaws vom 29. Juni. Abgedruckt in: Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VI, S. 832.

[2]) Bericht vom 29. Juni, S. 833.

[3]) Derselbe Bericht, S. 831.

Am Abend des 25. Juni schlug die verbündete Armee ihr Lager bei Giengen an der Brenz. In den nächsten Tagen rückte die noch ausstehende englische Infanterie ein. Am 29. Juni hielt man Rasttag. Es galt sich vorzubereiten für die Anstrengungen der nächsten Tage.

### Die zweite französische Verstärkung unter Tallard.

Damals, gegen das Ende des Monates Juni, glaubte man noch auf verbündeter Seite, daß man nur zu thun haben werde mit der bis dahin vorhandenen bayerisch-französischen Macht. Indessen schon vom 25. Juni an meldeten Gerüchte, daß auch der Marschall Tallard mit seiner ganzen Armee durch den Schwarzwald heranmarschiren werde. Der Markgraf vernahm es mit Unglauben. Er könne sich nicht denken, schreibt er, daß der König von Frankreich sich entschließen werde, fast alle, und zwar die besten Truppen nach Bayern zu schicken. [1])

Und dennoch war dies Gerücht, obwohl es am 25. Juni sich nur erst stützte auf die Hoffnungen des Kurfürsten und des Marschalls Marsin, in der Wahrheit begründet. Der Entschluß war am 23. Juni in Versailles gefaßt. Wir haben also dem Ursprunge desselben nachzugehen.

Der erste Nothruf des Kurfürsten und Marsins nach Versailles hin war erhoben am 7. Juni. Am 12. Juni entschloß sich der Kurfürst zu einer neuen dringenden Mahnung durch die Person des französischen Generals Legall. Dieser traf am 22. Juni in Versailles ein und erstattete bei Ludwig XIV. zuerst mündlichen Bericht. Die Meldung Ludwigs XIV. darüber an Villeroy läßt ersehen, daß es dem Könige nicht leicht geworden ist, auf die Vorschläge Legalls einzugehen.[2]) Er verlangte eine schriftliche Darlegung der Gründe. Dieselbe lautet in den Grundzügen wie folgt. [3])

„Das bayerische Land liegt weit ausgestreckt und ohne einen festen Platz, so daß, im Falle eines Angriffes mit starker Macht, man durch nur Eine Armee es nicht decken könnte."

---

[1]) Röder, Bd. II, S. 42.

[2]) Pelet t. IV, p. 496.

[3]) A. a. O., p. 490 et suiv.

„Marlborough zieht nicht heran, um die Armee am Oberrheine zu verstärken, sondern gegen Bayern. Bei der Beschaffenheit des Landes kann die eine der feindlichen Armeen von der Seite der Iller und des Lech einbrechen, die andere abwärts der Donau.[1]) Sie würden in sehr kurzer Zeit das vertheidigungslose Land überwältigen, und dies würde unvermeidlich den Untergang der Armee des Königs hier nach sich ziehen."

„Bringen die Gegner den Kurfürsten zu einer erzwungenen Unterwerfung, so erlangen sie dadurch zur Verstärkung ihrer Armeen 35 Bataillone und 45 Schwadronen. Dies würde auch die ungarischen Rebellen zum Nachdenken bringen."

„Das einzige Mittel zur Hülfe für den Kurfürsten ist die Sendung einer neuen Armee nach Schwaben, am zweckmäßigsten durch das Thal der Kinzig."

„Ein besonderer Grund für diese Sendung ist noch die nicht feste Gesundheit des Kurfürsten. Wenn er hinweg fiele, so wäre für die Armee des Königs hier keine Aussicht auf Rettung. Denn die Truppen des Kurfürsten würden am nächsten Tage zu dem Feinde übergehen."

„Denken wir uns die eine Armee des Königs bis Villingen vorgerückt, die andere bei Offenburg stehend: so ist man einander nahe genug, sich nach Osten oder Westen die Hand zu bieten, und den Feind immer so zu bedrohen, daß er fürchten muß zwischen zwei Feuer zu gerathen."

„Es kommen dazu endlich die gewichtigen Gründe für den König, mit allem Nachdrucke einen ihm so sehr ergebenen Fürsten aufrecht zu halten, welcher entschlossen scheint, sein Land und seine Familie zu opfern, um seinem gegebenen Worte treu zu bleiben."

Ludwig XIV. gab diesem schriftlichen Berichte seine Zustimmung, ohne vorher den Rath eines der Marschälle eingeholt zu haben. Seine Mittheilung darüber an Villeroy, am 23. Juni, erfolgte als Befehl. „Es ist also mein Wille, schrieb er, daß Sie mit dem Marschall Tallard und dem General Coigny meine sämmtlichen Truppen im Elsaß in drei Corps eintheilen. Dasjenige des Marschalls Tallard,

[1]) Dies war der Plan des Markgrafen von Baden.

welches bis jenseit der Berge nach Schwaben vorzurücken hat, soll bestehen aus 40 Bataillonen und 50 Schwadronen, die ich ausgewählt habe gemäß der hier beigefügten Liste. Die zweite Armee, unter Ihrem Befehle, soll vorgehen bis Offenburg, von dort aus die Feinde beobachten, diejenigen in den Linien von Stollhofen zurückhalten, und je nach Bedarf dem Marschall Tallard die Hand bieten, oder sich nach dem Elsaß zurückwenden, wenn die Feinde dort einen Versuch machen. Diese Armee soll bestehen aus 40 Bataillonen und 70 Schwadronen. — Das Corps endlich unter Coigny, bestehend aus 12 Bataillonen und eben so vielen Schwadronen, soll sich an der Lauter halten, um das Elsaß zu schützen. Es sind dafür die Schweizer in meinem Dienste zu verwenden, weil sie keine Neigung haben über den Rhein zu gehen."

„Sie werden diesen Plan so geheim wie möglich halten, und nach Besprechung mit dem Marschall Tallard darüber mir Ihre weiteren Beschlüsse melden."

Villeroy und Tallard traten am 27. Juni zu Langenkandel zusammen, um die Ausführung des ihnen gewordenen Befehls [1]) zu berathen. Villeroy wagte nur leise seine Bedenken anzudeuten. Auch er und Tallard, schrieb er dem Könige, seien der Ansicht gewesen, daß das beste Mittel zur Hülfe für den Kurfürsten bestehe in dem Uebergange über den Schwarzwald. Legall schlage dasselbe Mittel vor, nur in einer anderen Weise, die ihre Unzuträglichkeiten haben könne. — In der Wirklichkeit bestand ja die Verschiedenheit darin, daß einer der vier Vorschläge der beiden Marschälle war, dem Kurfürsten noch einige tausend Mann zu schicken, daß dagegen Legall die Sendung einer neuen Armee als das einzige Rettungsmittel bezeichnete. Dann jedoch wies Villeroy auf den Nachtheil hin, daß die Feinde in dem kürzeren Raume, der sie von einander trenne, leichter und schneller sich vereinigen könnten, als die französischen Truppen. In der That darf man sagen, daß die Linie der Entfernung, welche den Prinzen Eugen von der Armee des Markgrafen und Marlboroughs trennte, sich zu derjenigen von Langenkandel bis zur bayerischen Armee verhielt, wie die Sehne zum Bogen.

---

[1]) Pour exécuter ce qui nous est ordonné, sagt Villeroy bei Pelett. IV, p. 499.

Klarer als Villeroy läßt Tallard in der Antwort an den König seinen Unmuth über den Befehl durchblicken. Er erörtert die ihm etwa möglich scheinenden Fälle des Verlaufes der Dinge. Dann jedoch drängt er seine Bedenken zusammen in die Worte: „Ich darf sagen, daß, bei der Lage der Umstände, Ew. Majestät gar keinen Entschluß fassen können, der nicht seine außerordentlichen Schwierigkeiten hätte, in Betracht der zahlreichen feindlichen Streitkräfte zwischen Rhein und Donau, die, bei der Communication, die sie mit einander haben, immer im Stande sind sich zu vereinigen, während die Truppen Ew. Majestät und des Kurfürsten, immer getrennt und ohne Communication, wie in der Luft schweben. Ich werde daher durchaus von dem Willen der Feinde abhangen, um so mehr, da ich, nach Bayern hin ohne Fühlung, von dort her keine Hülfe erwarten darf." [1])

Schärfer noch wird dann der Einwand Tallards gegen die von dem Könige angeordnete Vertheilung der Truppen, namentlich in Betreff der geringern Zahl der ihm beigegebenen Cavallerie. „Wenn die Armee, sagt er, die Ew. Majestät mir zuweisen, sich durch sich selbst behaupten könnte, d. h. wenn ich 50 Schwadronen Cavallerie mehr hätte, und dann zugleich im Rheinthale eine Armee stünde, ausreichend, um den Prinzen Eugen vom Elsaß abzuhalten oder ihm zu folgen, wenn er sich ostwärts zieht, so wäre das Reich verloren; aber, da Ew. Majestät sie nicht geben können, so ist es überflüssig davon zu reden. Nur das darf ich sagen, daß man mit 50 Schwadronen Cavallerie, wie ich sie haben soll, nicht einen Feldkrieg führen kann. Meine Infanterie ist ausreichend, und von daher habe ich keine Besorgnis."

Wir sehen demnach, daß der Marschall Tallard keineswegs mit dem gehobenen Gefühle des Vertrauens die ihm zugefallene Aufgabe übernahm. Aber er setzte sich sofort in Marsch, so daß er bereits am 1. Juli bei Kehl den Rhein überschritt. [2]) Dann marschirte er südwärts auf Waldkirch. Der Marsch zeigt den weiten Bogen, den Tallard zurückzulegen hatte. Am 7. Juli, wo er in Waldkirch eintraf, überschritt seinerseits auch Villeroy bei Kehl den Rhein. Tallard

---

[1]) Pelet t. IV, p. 507.
[2]) A. a. O., p. 510.

meldete von Waldkirch aus, daß er am 15. Juli in Villingen eintreffen werde. Der damalige Plan entsprach also durchaus den Vorschlägen Legalls: Tallard sollte stehen in Villingen, Villeroy in Offenburg.

Inzwischen hatten sich ostwärts an der Donau andere Dinge zugetragen.

## Die Schlacht am Schellenberge, 2. Juli.

Nach der Rast am 29. Juni marschirten die vereinigten Armeen weiter ostwärts, und schlugen das Lager bei Palmershofen, etwa eine Stunde weit von den Schanzen von Dillingen.

Einen Angriff auf diese Schanzen zu machen, lag nicht im Sinne der Verbündeten. Aber auch der Kurfürst Max Emanuel hatte aus der Richtung des Marsches erkannt, daß nicht ihm zunächst der Zug gelte, sondern seiner Stadt Donauwörth. Er entsendete dahin den General Arco mit 16 bayerischen, 5 französischen Bataillonen und der entsprechenden Cavallerie. Die Aufgabe Arcos war, den die Stadt schützenden Schellenberg zu vertheidigen.

Am 1. Juli, an welchem Marlborough das Commando hatte, marschirte er mit dem linken Flügel der Armee in der Nähe des bayerischen Lagers vorbei. Niemand von dort her zeigte sich. Der Markgraf folgte mit dem rechten Flügel. Auf den Wunsch Marlboroughs ließ der Markgraf in der Morgenfrühe des 2. Juli wieder aufbrechen.[1] Der Marsch des Tages war lang und beschwerlich, so daß man erst um 4 Uhr Nachmittags bei Obermörgen eintraf, noch eine Stunde weit von Donauwörth. Dort wurde die schon vorher vernommene Nachricht bestätigt, daß der Feind auf dem Schellenberge oberhalb Donauwörth eine starke Verschanzung angelegt habe und wohl besetzt halte. Die Generale ritten voraus bis in die Nähe und nahmen die Schanzen in Augenschein. Der holländische General Goor machte bei Marlborough geltend, daß, wenn man mit einem Angriffe auf diese Schanzen warten wolle bis zum nächsten Morgen, die Bayern

[1] Ich folge hier wesentlich dem Berichte des Grafen Wratislaw an den Kaiser, vom 4. Juli, ohne mich auf eine Polemik gegen andere Darstellungen einzulassen. Wratislaw war in seiner Stellung als kaiserlicher Bevollmächtigter in der Lage alles genau zu wissen, und verpflichtet alles genau zu berichten.

während der Nacht sie vollenden und dann der Sturm die Hälfte der Infanterie kosten würde. Marlborough trat dieser Ansicht bei.[1]) Obwohl die Infanterie von dem langen Marsche sehr ermüdet war, so schlug doch Marlborough vor und der Markgraf willigte ein, daß der Sturm auf die Schanzen noch am selben Abende unternommen werden solle.[2]) Noch vor dem Beginne des Sturmes traf ein Courier des Prinzen Eugen ein mit der Meldung, daß die Marschälle Villeroy und Tallard sich in Straßburg befänden und beabsichtigten, dem Kurfürsten ein neues Corps durch den Schwarzwald zu Hülfe zu senden. Am nächsten Tage wußte Marlborough bereits die Stärke des Corps von Tallard,[3]) also um zehn Tage nach dem Beschlusse Ludwigs XIV. in Versailles, so wie nach seinem Befehle des Geheimnisses dieser Sache für die beiden Marschälle.

Die Feldherren führten wie bisher, der Markgraf den rechten Flügel der verbündeten Armee, Marlborough den linken. Der Markgraf schickte seine sämmtlichen Grenadiere voran, unter dem Commando des Feldmarschalls Thüngen, so wie dann der Feldzeugmeister Friesen und Bibra. Das Corps wurde gestützt von der Infanterie des ersten Treffens, so wie der gesammten kaiserlichen Cavallerie unter dem Feldmarschall Limburg-Styrum, und den Generalen der Cavallerie, dem Fürsten von Zollern und dem Herzoge von Württemberg.

Auf dem linken Flügel war das Terrain allerdings weiter, aber der Anmarsch beschwerlicher, wegen des jähen Ansteigens des Berges und der besser vollendeten Verschanzungen. Marlborough schickte 6000 dazu Commandirte voran, die gestützt wurden erst von 8, dann von 10 Bataillonen. Das erste Corps führte der Holländer Goor, die Reserve der Württemberger Graf Horn, die Cavallerie der Erbprinz von Hessen-Cassel, der Holländer Hompesch und der Engländer Lumley.

Der eigentliche Angriff begann erst nach halb sieben Uhr Abends, und zwar so, daß beide Feldherren je auf ihrer Seite persönlich die

---

[1]) Schreiben des Prinzen Eugen an den Herzog Victor Amadeus von Savoyen in Heller: Milit. Correspondenz des Prinzen Eugen, Bd. II, S. 183.

[2]) Wratislaw: So hat doch der duke von M. proponirt, und Ew. k. Majestät General-Lieutenant eingewilligt.

[3]) Murray t. I, p. 331.

Oberleitung hatten. Wratislaw beobachtete den Gang der Dinge, mit der Uhr in der Hand. Da der linke Flügel näher an den Schanzen stand, und die Beschaffenheit des Bodens erforderte, daß der rechte Flügel unter dem Markgrafen sich höher hinauf ziehen mußte: so begann der Angriff auf dem linken Flügel um reichlich eine Viertelstunde früher. „Es ist nicht zu beschreiben, meldet Wratislaw, mit welchem Nachdrucke der linke Flügel angegriffen und welches stäte Feuer er dagegen hat aushalten müssen. Auf dem rechten Flügel war das Feuer bei weitem nicht so stark. Nachdem man dort bis an den Graben gerückt, ohne einen Schuß zu thun, dann die Faschinen eingelegt, auch die Cavallerie zur Stütze angerückt war, ist man von Seiten des Markgrafen nach einem scharfen Gefechte von reichlich einer Viertelstunde in die Verschanzung eingedrungen, und hat sich dort behaupten können. Nachdem man dann die abermals anrückende feindliche Reserve zurück gedrängt, und die Cavallerie sie in den Rücken genommen, erhielt auch der linke Flügel Raum und drang aller Orten in die Verschanzungen ein."

Dann ward die Niederlage furchtbar. Denn da der Rückzug sowohl durch den Wald nach Ingolstadt, wie hinab auf die Stadt Donauwörth abgeschnitten war, so blieb denen, die dem Schwerte der Verfolger entrinnen wollten, nur die Flucht über die Donaubrücke, und, als diese bald zerbrach, in den Strom selbst. Das Gewehrfeuer hatte unaufhörlich mit gleicher Kraft eine Stunde und zwanzig Minuten gedauert. Erfahrene Officiere von beiden Flügeln versicherten, daß sie niemals ein so starkes, gleichmäßig andauerndes Feuer vernommen, niemals einen so kühnen Angriff, noch auch eine so nachdrückliche Vertheidigung gesehen. Dem entsprachen die furchtbaren Verluste auf beiden Seiten. Im Lager der Verbündeten war man der Ansicht, daß von den Bayern und Franzosen, reichlich 12.000 Mann, die den Schellenberg besetzt gehalten, nicht über 3000 entkommen sein könnten; aber auch sie zählten 1500 Todte und 4000 Verwundete. [1]) Unter den Ersteren war der holländische General Goor, der den Sturm angerathen, unter den Letzteren auch der Markgraf von Baden.

---

[1]) Coxe's Marlborough t. I, p. 275. — Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VI, S. 423, haben 951 todt, 2527 verwundet.

Die Verwundung war nicht schwer; dennoch ward sie nicht völlig drei Jahre später die nächste Ursache seines Todes.

Als die commandirenden Generale einander auf der Wahlstatt trafen, rief der Markgraf dem Marlborough entgegen: „Ich freue mich, daß Ihr Vorschlag so wohl gelungen ist.“ Marlborough erwiederte: „Ich bedanke mich, daß Sie mit Ihren Truppen mich so wohl unterstützt und mir Luft gemacht haben.“ [1])

Scheint es danach, als sei Marlborough willig gewesen das Verdienst des Markgrafen anzuerkennen, so muß nach einer anderen Seite hin dies verneint werden. Marlborough schrieb am anderen Tage einen kurzen Bericht an die Königin. Der Name des Markgrafen kommt darin nicht vor. Er verfaßte einen längeren an den Staats-Secretär Harley. [2]) Auch darin ist von dem Markgrafen nicht die Rede, außer daß nach vielen anderen Verwundeten auch der Markgraf von Baden als solcher genannt wird. Marlborough dagegen erscheint in dem Berichte als der alleinige Feldherr, der beschließt und ausführt.

Der Markgraf verfaßte keinen eigenen Bericht an den Kaiser: er verließ sich auf denjenigen des Grafen Wratislaw. [3]) Und in der That, der Kaiser Leopold wußte das Verdienst zu würdigen, und wußte zu unterscheiden. Er erließ ein Handschreiben des warmen Dankes an Marlborough. An den Markgrafen dagegen, der selber ihm den Sieg nicht gemeldet, schrieb er: „Weil der vorsichtigen und tapferen Führung Eurer Liebden der Ruhm des glücklichen, dem Feinde versetzten siegreichen Streiches zuvörderst gebührt: so will ich Denselben hiermit meinen freundvetterlichen und gnädigsten Dank abstatten, und können Euere Liebden denselben meiner übrigen Generalität und den anderen betheiligten Officieren aussprechen.“ [4])

Ja die Urtheile waren gar nicht durchweg günstig für Marlborough. Auf dem linken Flügel unter ihm hatten auch die Hannoveraner gekämpft, und zwar mit besonders schwerem Verluste an

---

1) Bericht des Grafen Wratislaw vom 4. Juli.

2) Beide Berichte bei Murray t. I, p. 330.

3) Röder, Bd. II, S. 52. Schreiben des Markgrafen vom 17. Juli.

4) A. a. O., S. 55.

Menschenleben. Sie allein hatten 300 Todte, 864 Verwundete.[1]) Der Kurfürst Georg Ludwig in Hannover erhielt einen genauen Bericht über den Verlauf des Treffens durch einen Officier, den sein General Bülow zu diesem Zwecke absandte.[2]) Die Kurfürstin Sophie meldet die Stimmung ihres Sohnes an Leibniz mit den Worten: „Der Kurfürst ist traurig, so viele brave Leute verloren zu haben, in Folge der Fehler des großen Generals Marlborough. Er sagt, daß der Markgraf von Baden sich viel besser benommen hat, und daß ohne ihn, weil man auf der anderen Seite die Maßregeln nicht richtig getroffen, alles gescheitert sein würde.“[3])

Der officielle Dank der Häupter gebührte den Feldherren. Die Wenigen jedoch, die den Einblick in den Gang der Dinge vom Beginne des Feldzuges an besaßen, wußten auch den eigentlichen Urheber zu finden. Unter diesen Wenigen war der Mainzer Kurfürst Lothar Franz von Metternich. Er schrieb dem Grafen Wratislaw: „Man hat wohl Ursache Gott dem Allmächtigen zu danken, aber dabei auch Ihrer nicht zu vergessen. Denn dieser Sieg ist ja die Frucht der Bemühungen in England und bei den Generalstaaten, für deren Gelingen das europäische Gemeinwesen Ihnen stets verbunden bleibt.“[4])

Der Kurfürst Max Emanuel, im Lager von Dillingen, erhielt die Kunde von Schellenberg noch vor dem Tagesanbruche des 3. Juli. Er ließ sogleich die ganze Armee auf das rechte Ufer der Donau übergehen, und marschirte stromabwärts in der Richtung von Donauwörth, in welchem die bayerische Besatzung noch verblieben war.[5]) Während des Marsches jedoch müssen ihm andere Gedanken gekommen sein; denn in der Nacht vom 3./4. Juli zog die Besatzung aus Donauwörth ab. Marlborough war der Ansicht, daß die Stadt sich noch zehn Tage hätte halten können.[6]) Die kaiserlichen Truppen, als die nächst stehenden, rückten in der Morgenfrühe des 4. Juli sofort in die Stadt ein. Dann begann man zwei Brücken zu schlagen. Zugleich

---

[1]) Diese Zahl in dem Werke: Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VI, S. 423.

[2]) Murray t. I, p. 365.

[3]) Die Werke von Leibniz Bd. IX, S. 91.

[4]) Handschreiben des Kurfürsten Franz Lothar, vom 8. Juli, unter den Berichten Wratislaws im k. k. Archive.

[5]) Pelet t. IV, p. 516.

[6]) Coxe's Marlborough t. I, p. 271.

erging an die Generale Herbeville und Guttenstein in Tyrol der Befehl des Markgrafen sich zu nähern. Denn es war die Absicht des Letzteren über den Lech zu gehen, und man hoffte, daß der Kurfürst Max Emanuel, zugleich von Süden her gedrängt, nicht im Stande sein werde, es zu hindern. [1]) Am 5. Juli zog die ganze Armee hinüber auf das rechte Donauufer. Der Kurfürst Max Emanuel war unterdessen auf die Stadt Augsburg zurückgewichen, bei welcher er sich verschanzte. In der That wagte er auch den Brückenschlag über den Lech nicht zu hindern, zog vielmehr auf die Nachricht desselben seine Besatzung aus Neuburg zurück. Dagegen blieb diejenige in Rain, auch nachdem die Verbündeten den Lech überschritten hatten. So gering die Besatzung war, etwa 1000 Mann, wollte man sie bei dem beabsichtigten Eindringen in Bayern nicht im Rücken lassen. Um aber Rain zu nehmen, mußte zuvor Belagerungsgeschütz herbeigeschafft werden. „Nach dem Falle von Rain, meldet Marlborough, werden wir vorrücken, um das Land zu verwüsten und zu verheeren, falls nicht der Kurfürst der Vernunft Raum gibt. Es ist jedoch dafür einige Hoffnung.“ [2])

So Marlborough am 13. Juli. Der Verlauf der Angelegenheit, auf welche diese Hoffnung sich bezog, fordert daher unsere Aufmerksamkeit.

## Unterhandlung mit dem Kurfürsten Max Emanuel, im Juli.

Max Emanuel hatte die Verhandlungen über einen Ausgleich nie durch eine Weigerung völlig abgebrochen. Einer seiner Fäden ging nach Berlin, den anderen suchte er immer wieder neu im Hauptquartier der Verbündeten anzuknüpfen. Dort war Wratislaw persönlich gegen eine Unterhandlung. „Ich weiß aus Erfahrung, meldet er dem Kaiser am 4. Juli, daß der Kurfürst nichts Anderes sucht, als Ew. k. Majestät zu betrügen, und Sie unfehlbar betrügen wird, wenn er nur die Gelegenheit dazu finden kann. Allein Marlborough, dem ich alle Gründe mitgetheilt, ist dadurch nicht überzeugt.“ [3]) Demnach

---

[1]) Wratislaws Bericht vom 4. Juli.

[2]) Murray t. I, p. 353.

[3]) Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VI, S. 839.

erneuerte Wratislaw die ihm früher nicht gewährte Bitte um eine Vollmacht.

Es ist von Wichtigkeit diese Thatsache des Verhaltens von Marlborough zu constatiren. Sie läßt sich in anderer Weise so fassen, daß die Seemächte, vertreten von Marlborough, durch eine Unterhandlung die Sache zu Ende bringen wollen. Nicht jedoch durch diejenige des Königs von Preußen. Nicht bloß der Agent desselben, ein Herr von Berlepsch, erschien dem Marlborough verdächtig, sondern der König Friedrich selbst. Marlborough vermuthete ein geheimes Einverständnis, nach welchem Friedrich I. die Begehrlichkeit von Max Emanuel nach Schwaben unterstützen würde, um für die seinige nach Franken eine Bahn zu eröffnen. Aehnliche Ansichten über Friedrich I. wurden anderswo getheilt. Er hatte ein stärkeres Hülfscorps für Franken angeboten als die 8000 Mann, die er durch den Vertrag über die neue Krone dem Kaiser schuldig war; aber der fränkische Kreis hatte diese Hülfe verbeten, und der Kaiser, dessen Mistrauen erregt war durch die preußische Forderung eines selbständigen Commando über diese Mannschaft, hatte nach Berlin hin erwiedert, daß die Stellung der schuldigen 8000 Mann genüge.[1]) — Vom Haag aus warnte Heinsius im ähnlichen Sinne vor Friedrich I. Unter den Gesandten in Regensburg war der Verdacht rege, daß Friedrich I., unter dem Angebote seiner Vermittelung bei Max Emanuel, durch diesen die Anerkennung seines Königthumes in Versailles betreibe.[2]) Demnach finden wir auf allen Seiten Mistrauen gegen die preußische Vermittelung. Es war daher das Bestreben Marlboroughs den Berlepsch auf die Seite zu drängen, die Unterhandlung dagegen, von der er einen Erfolg hoffte, lediglich dem Grafen Wratislaw zu überweisen.[3])

Am 6. Juli erschien von bayerischer Seite der Baron Zirkenstein mit einem Schreiben des kurfürstlichen Secretärs Reichard, des Inhalts, daß die Zeit gekommen sei, die Sache nun zu beenden. Der Markgraf und Marlborough redeten dem Grafen Wratislaw zu, auch ohne ausdrückliche Vollmacht die Verhandlung auf sich zu nehmen.

---

[1]) Lamberty t. XIII, p. 460.
[2]) A. a. O., p. 460.
[3]) Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VI, S. 843.

Nach einigem Zögern willigte er ein. Es vergingen dann mit den Vorbereitungen mehrere Tage.

Inzwischen trat eine neue Thatsache ein. Bis zum 9. Juli war Max Emanuel ohne officielle Nachricht von Westen her, wußte daher nicht sicher, ob die Sendung Legalls nach Versailles dort irgend eine Wirkung gethan hatte. Erst am 9. Juli erhielt Marsin in Augsburg durch ein Schreiben Tallards die Kunde der neuen Beschlüsse Ludwigs XIV. zur Hülfe für den Kurfürsten. [1])

Aber am 8. Juli hatten die Verbündeten den Lech überschritten, standen sie auf bayerischem Boden. Max Emanuel wußte was seinem Lande bevorstand. Marlborough hatte die Drohung ausgesprochen, es bis auf den Grund zu verwüsten.

Am Abende des 10. Juli traf Zirkenstein im Hauptquartiere der Verbündeten wieder ein. Der Kurfürst, meldete er, sei Willens zu unterhandeln, in der Hoffnung, der Kaiser werde ihn nicht mit einem Stücke Brots abfertigen, noch weniger zulassen, daß sein Land bis in den Grund verdorben werde. Er schicke seinen Secretär Reichard nach Aichach, mit der Bitte an Wratislaw sich auch dahin zu begeben. Er bat um Entschuldigung, daß er nicht selber komme. Er hoffe jedoch, ließ er sagen, daß innerhalb drei Tagen die ganze Sache zu Ende gebracht werde. [2])

Mit diesem Nicht-Kommen des Kurfürsten hatte es eine besondere Bewandtnis, die wir von französischer Seite erfahren.

Es lag dem Kurfürsten Max Emanuel namentlich daran, zu erreichen, daß, im Falle eines Vergleiches, der französischen Armee der freie Abzug gestattet würde. Er hoffte dies persönlich bei Wratislaw durchzusetzen. Marsin dagegen, indem er einerseits ein solches Zugeständnis bezweifeln mochte, indem er andererseits erkannte, daß nach einer persönlichen Verhandlung des Kurfürsten mit Wratislaw ein Zurücktreten schwerer war, suchte vor allen Dingen dies zu verhindern. Er warnte den Kurfürsten vor der Gefahr, daß die Feinde sich seiner Person bemächtigen würden. Nachdrücklicher als diese innerhalb des

---

[1]) Pelet t. IV, p. 517.

[2]) Wratislaws Bericht vom 10. Juli. — Summarisch berichtet Marlborough dem Kurfürsten Georg Ludwig den ganzen Verlauf, bei Murray t. I, p. 365.

Bereiches der bayerischen Macht lächerliche Warnung mochte die Drohung Marsins wirken, daß er im selben Augenblicke, wo der Kurfürst sich zur Conferenz begäbe, zum Aufbruche blasen, das Gepäck verbrennen und nach Frankreich zurückkehren werde. Der Kurfürst gab nach.[1])

Wratislaw und Marlborough vereinbarten einen Entwurf. Derselbe bot dem Kurfürsten nicht bloß völlige Amnestie, sondern auch Vergrößerungen, nämlich Pfalz-Neuburg und Burgau, unter der Garantie der Königin von England. Es lag also dem Kaiser ob, die rechtmäßigen Eigenthümer auf andere Weise zu entschädigen. Für den Uebertritt zur großen Allianz und die Bethätigung für dieselbe solle der Kurfürst 600,000 Thaler jährliche Subsidien haben. Doch solle der Kurfürst nicht verpflichtet sein, gegen die zur Zeit bei ihm stehenden Franzosen feindlich zu verfahren.

Mit diesem Entwurfe begab sich Wratislaw nach Aichach, um dort mit Reichard zu verhandeln. Die Zusage des völlig freien Abzuges der Franzosen, welche der Letztere forderte, durfte Wratislaw nicht gewähren. Dennoch einigten sich die Beiden zu einem Vertrage.

Reichard kehrte damit zurück zu dem Kurfürsten, und berichtete am Morgen des 12. Juli. Max Emanuel berief Marsin zu sich, eröffnete den Stand der Dinge und verlangte das Gutachten des französischen Kriegsrathes. Die Antworten, welche die französischen Generale, Jeder für sich, schriftlich abgaben, lassen jedoch nicht ersehen, daß sie die Vorschläge im Einzelnen gekannt haben, sondern beschäftigen sich fast nur mit der Frage der Neutralität des Kurfürsten.[2]) Der erste dieser Generale, Blainville, faßt sein Gutachten in folgender Weise: „Bei der Ungewisheit über die Ankunft des Marschalls Tallard, von dem wir seit seinem Schreiben vom 27. Juni keine Nachricht haben; bei der Ueberlegenheit der Macht der Feinde, die mit 80 Bataillonen und 153 Schwadronen unseren 46 Bataillonen und 91 Schwadronen gegenüber stehen; in Ermangelung der Hoffnung, uns noch zu verstärken durch die im Lande verstreuten baye-

---

[1]) Ueber diese Vorgänge der Bericht Tallards an den König Ludwig XIV., bei Pelet t. IV, p. 527.

[2]) Sämmtlich bei Pelet t. IV, p. 904 et suiv.

rischen Truppen, die durch den Feind bereits von uns abgeschnitten sind; endlich bei den geringen Mitteln für unsere Subsistenz, die schwierig sein wird gegen den Herbst und unmöglich im Winter, wenn nicht ein unvorhergesehener Vortheil eintritt —: bei dieser gesammten Sachlage glaube ich, daß der beste Rath für den Kurfürsten und der vortheilhafteste für den König ist, entweder die Sache in die Länge zu ziehen, oder, wenn der Kurfürst zum Abschlusse gedrängt wird, in den vorgeschlagenen Vertrag einzugehen, dessen erste Grundlagen sein müssen die Sicherheit der Armee des Königs und die Neutralität des Kurfürsten."

Die anderen Gutachten waren theils für die Neutralität des Kurfürsten, theils für ein Aushalten im Kampfe, theils für einen Marsch dem Tallard entgegen. Der Kurfürst Max Emanuel machte sich die zustimmenden Antworten zu nutze, und ließ noch am selben Tage, dem 12. Juli, durch Reichard an Wratislaw in Aichach schreiben wie folgt.

„Sr. kurfürstlichen Durchlaucht, meinem gnädigsten Herrn, habe ich heute Morgen über die Conferenz mit Ew. Excellenz Bericht erstattet und dargelegt, was Se. kaiserliche Majestät, bevor es zu weiteren Feindseligkeiten gegen die bayerischen Lande kommt, zur Herstellung des Friedens und der seit einiger Zeit unterbrochenen Einigkeit zwischen beiden hohen Häusern, Sr. kurfürstlichen Durchlaucht durch Ew. Excellenz anbieten lassen."

„Obwohl nun Se. kurfürstliche Durchlaucht von Sr. kaiserlichen Majestät eine mehr zulängliche Satisfaction erwartet hatten, weil zwischen dem, was der Kurfürst nach der einen Seite hin sowohl für jetzt als für die Zukunft verliert, und dem, was durch die angebotenen Bedingungen dem Kurfürsten zugehen soll, gar kein Verhältnis besteht: so ziehen dennoch Se. kurfürstliche Durchlaucht die Herstellung des Friedens und die Erhaltung der getreuen unschuldigen Unterthanen vor. Deshalb werden Se. kurfürstliche Durchlaucht sich in Person übermorgen, am 14. d. M., nach dem Kloster Fürstenfeld begeben, und ersuchen Ew. Excellenz sich unter dem Geleite des kurfürstlichen Trompeters dort einzufinden." [1])

---

[1]) Das Schreiben in den Anglicis des k. k. Archivs.

Mit diesem Schreiben kehrte der Graf Wratislaw von Aichach aus zunächst zurück ins Hauptquartier, um den beiden Feldherren die Sache vorzulegen. Er sprach seinen Entschluß aus, sich am nächsten Tage nach dem Kloster Fürstenfeld zu begeben, so wie die Hoffnung, daß dann die Sache mit dem Kurfürsten zu Ende kommen werde. Marlborough erwiederte: er sei so mistrauisch gegen die Aufrichtigkeit des Kurfürsten, daß er auch auf diese schriftliche Versicherung noch nicht baue. [1])

Am Abende des 13. Juli brach Wratislaw wieder auf nach dem Kloster Fürstenfeld.

In Augsburg war unterdessen auch die Kurfürstin Theresa eingetroffen, die Tochter des Polenkönigs Johann Sobieski. Sie hatte den verderblichen Ehrgeiz des Gemahles nie getheilt: sie bat und flehete ihn auch jetzt an um den Frieden mit dem Kaiser und für das unglückliche bayerische Land. [2]) Marsin fürchtete die Kurfürstin. Er glaubte zu wissen, daß nur die Besorgnis sein Land verheert und verbrannt zu sehen, den Kurfürsten bewogen habe zu unterhandeln. „Denn, unter uns gesagt, meldet Marsin an Tallard, dieser Fürst hat die Schwäche, dem Gedanken an den Ruin seines Landes nicht widerstehen zu können.“ [3]) Marsin wußte von anderer Seite, daß Tallard bereits am 12. Juli auf Villingen anrückte. Aber von Tallard selber war nach jenem Schreiben vom 27. Juni keine neue Meldung eingetroffen. Marsin, nachdem er den 13. Juli hindurch den in sich schwankenden Kurfürsten beobachtet hatte, ließ noch um Mitternacht einen Courier an Tallard abgehen mit der erneuten Mahnung, in aller Eile vorzurücken. „Denn, so weit ich die Sache durchschauen kann, meldet er, ist noch nichts abgeschlossen. Nur Ihre Ankunft mit der Armee kann verhindern, daß es dahin kommt. Eilen Sie daher so schnell wie möglich.“

Der Morgen des 14. Juli brach an. Die Ankunft Wratislaws im Kloster Fürstenfeld ward gemeldet. Der Kurfürst hatte sich zu entscheiden. Allein zugleich erhielt Marsin ein längst gehofftes Schreiben

---

[1]) Man vergleiche Murray t. I, p. 352, Note.

[2]) Pelet t. IV, p. 528.

[3]) A. a. O., p. 324 et suiv. Auch für das Folgende.

des Marschalls Tallard, datirt vom 8. Juli, mit der Meldung, daß er auf Villingen marschire. Er eilte zu dem Kurfürsten. Und abermals leuchtete dann in der Seele des wankelmüthigen Mannes der Glanz der erträumten Krone von Frankreichs Gnaden heller als der zunächst ihm in Aussicht stehende Brand seines armen Bayerlandes. Der Kurfürst entschloß sich den vereinbarten Vertrag nicht zu ratificiren. Statt seiner trat abermals sein Secretär Reichard zu dem im Kloster Fürstenfeld harrenden kaiserlichen Gesandten Wratislaw und meldete: da der Marschall Tallard mit 35.000 Mann zur Hülfe heranziehe, so stehe es nicht mehr in der Macht des Kurfürsten den Vertrag abzuschließen. Auch gestatte ihm seine Ehre nicht, die französische Partei zu verlassen. [1])

Mit dieser Antwort traf Wratislaw am 15. Juli im Hauptquartier wieder ein. Am nächsten Tage capitulirte die kleine Stadt Rain. Der Markgraf hätte sich von da aus lieber zur Linken gegen die bayerischen Besatzungen in Neuburg und Ingolstadt gewendet; [2]) aber es überwog der Gedanke, auf den Kurfürsten Max Emanuel einen besonderen Druck auszuüben durch den Schrecken und die Furcht. Der Weg ins bayerische Land lag offen und frei. „Der Kurfürst, meldet Marlborough nach England, hat für seine Halsstarrigkeit und den Bruch seines Versprechens gegenüber dem Grafen Wratislaw nichts Anderes zu erwarten als das Verderben seines Landes.“ [3]) Das furchtbare Wort ward zur Wahrheit. Reiterschaaren gingen aus zu beiden Seiten der großen Heerstraße nach München. Sie hatten den Befehl alles Erreichbare in Brand zu stecken, und das arme, treue Volk büßen zu lassen für das Unrecht des Fürsten, welcher seinen Hochmuth und seine Untreue gegen sein eigenes Vaterland vor sich selber verhüllte mit dem Mantel der Bundestreue für einen fremden König.

Daß der Marschall Tallard bei Villingen stand, wußten der Markgraf von Baden und Marlborough auch aus anderen Nachrichten. Nur hielten sie die Angabe des Kurfürsten für übertrieben, und

---

[1]) Man vergleiche die Nachricht Marlboroughs bei Murray t. I, p. 366.
[2]) Röder, Bd. II, S. 65.
[3]) Murray t. I, p. 384.

schätzten ihn nur auf 25,000 Mann. Den etwaigen Anzug dieser Macht konnten sie nicht hindern, noch konnte es auch, nach ihrer Ansicht, der Prinz Eugen, nachdem Tallard einmal Villingen erreicht hatte. Jedoch sendeten sie dem Prinzen die von ihm verlangte Verstärkung, nämlich 30 Schwadronen. Indem Marlborough diesen Stand der Dinge am 16. Juli nach England berichtet, fügt er hinzu: „Wenn Tallard sich mit dem Kurfürsten vereinigt, so wird dadurch der Krieg hier für einige Zeit hinausgezogen: vor anderen Consequenzen dieser Vereinigung hegen wir keine Besorgnis." [1])

Es kommt also zunächst darauf an, die Bewegungen des Marschalls Tallard ins Auge zu fassen.

## Der Anzug des Marschalls Tallard und derjenige des Prinzen Eugen.

Tallard traf am 15. Juli in der Nähe von Villingen ein. Die Nachricht, daß der Kurfürst von Bayern sich in Unterhandlung mit dem Kaiser befinde, brachte ihn zu dem Entschlusse die Stadt Villingen zu seinem Sicherheitsplatze zu machen. [2]) Aber zu diesem Zwecke mußte die von kaiserlichen Truppen besetzte Stadt erst genommen werden. Der Commandant derselben, Oberst Willstorf, hatte von dem Prinzen Eugen den Befehl, die Stadt bis aufs äußerste zu halten. „Das heißt, fügte der Prinz hinzu, bis auf den letzten Mann, widrigenfalls ich keine Entschuldigung annehmen werde." [3]) Willstorf war der Mann, der gestellten Aufgabe zu entsprechen, zumal er in der Bürgerschaft den vollen Eifer der Unterstützung fand, so sehr, daß auch der Versuch Tallards sie durch glühende Kugeln einzuschüchtern, keine Wirkung that. Am dritten Tage der Belagerung, am 18. Juli, meldet Tallard dem Könige: Villingen sei fester als alle Nachrichten darüber angeben; der Commandant vertheidige sich meisterhaft; die Sache dauere länger

---

[1]) Murray t. I, p. 359.

[2]) Pelet t. IV, p. 532. Tallard an den König: Un autre contretemps encore est l'apparence d'accommodement, qui a fait attaquer Villingen.

[3]) Heller: Milit. Correspondenz des Prinzen Eugen, Bd. II, S. 150.

als er geglaubt; doch würden hoffentlich zwei Tage ausreichen.[1]) Sie reichten nicht.

Auf die Nachrichten der Bewegungen der Marschälle Tallard und Villeroy hatte der Markgraf von Baden dem Prinzen Eugen die Weisung ertheilt, von den Stollhofener Linien aus aufzubrechen und seinen Marsch gegen Rotweil zu richten.[2]) Die von dem Prinzen verlangte Verstärkung an Cavallerie, 30 Schwadronen unter dem Prinzen Maximilian von Hannover, wurde, wie bereits erwähnt, ihm entgegen gesendet. Am 20. Juli brach der Prinz Eugen von Rastadt auf. Er führte mit sich 20 Bataillone und 30 Schwadronen, die andere Macht beließ er unter dem Grafen von Nassau in den Linien von Stollhofen. Sein Marsch richtete sich zunächst auf Horb am oberen Neckar. Es ist merkwürdig zu sehen, wie klar er durchschauete, daß auf Seiten der Gegner nicht ein fester Plan vorlag. Das Verhalten derselben konnte sowohl eine Vereinigung von Tallard und Villeroy zum Einbruche in Württemberg bezwecken, als den Weitermarsch des Ersteren nach Bayern. Für den Zug nach Bayern sprach, daß Tallard in Tuttlingen viel Brot backen ließ. „Ist das seine Absicht, meldet der Prinz Eugen, so werde ich ihm folgen und mich anhängen, wenn ich die Zeit habe. Ich kann aber dabei versichern, daß der Feind, das ist der Tallard, diesen Marsch wider seinen Willen nimmt und vom Königе scharfe Befehle dafür haben muß. Dies beweist sein verschiedenes Zaudern. Wenn es ihm Ernst wäre, so sehe ich nicht, was ihn hätte verhindern können, und warum er den Marsch nicht längst fortgesetzt hat.“[3])

Die Briefe sowohl des Marschalls Villeroy wie des Marschalls Tallard beweisen, daß keiner von ihnen einen festen Plan hatte. Der Erstere in Offenburg hielt an dem Glauben, daß der Kurfürst von Bayern zu einem Ausgleiche kommen werde, und betrachtete eine solche Wendung eher als einen Vortheil denn als einen Nachtheil. Er erklärte, am 17. Juli, daß er auf seinem Posten verharren werde, bis das Geschick Tallards und Marsins sich entschieden habe. Er werde

---

[1]) Pelet t. IV, p. 531.
[2]) Röder, Bd. II, S. 51.
[3]) A. a. O., S. 56.

das Thal der Kinzig sorgfältig bewachen. Dann hoffte er, wenn der bayerische Ausgleich sich bestätige, mit Marsin und Tallard zusammen die Linien von Stollhofen anzugreifen, die, wie er durch den Augenschein sich überzeugt, immer fester und schöner würden.[1])

Wir sehen, Villeroy hatte aus sich nicht die Absicht sich zu rühren. Anders dachte darüber Tallard. Er schrieb zur selben Zeit an den König: „Wenn der Prinz Eugen aufbricht, um sich mit dem Markgrafen zu vereinigen, so müßte der Marschall Villeroy, mit Hülfe seiner Kähne auf dem Rheine, einen Angriff auf die Linien von Stollhofen machen. Wenn dies nicht geschieht, wenn der Prinz Eugen seine Truppen verwendet, diejenigen des Marschalls dagegen unthätig bleiben: so folgt daraus, daß die Feinde uns immer um eine Armee überlegen sind.“[2])

Diese Worte Tallards entsprachen der Sachlage, und zwar wirkten dafür verschiedene Umstände mit. Wir haben schon oft Gelegenheit gehabt zu beobachten, daß die französischen Marschälle nicht immer, wie die kaiserlichen Feldherren, nach eigenem Ermessen handeln durften, sondern daß der Oberfeldherr in Versailles saß und von dort aus häufig ihre Schritte lenkte. Im Juni hatte er den Marschällen Villeroy und Tallard ihre Armeen zugetheilt. Im Juli erschien es ihm, daß Bedmar in den Niederlanden der Verstärkung bedürfte. Es erging daher an Villeroy der Befehl, unverzüglich 12 Bataillone und 10 Schwadronen nach den Niederlanden zu entsenden. Nach der Meinung des Königs blieb Villeroy dann noch stark genug, nicht blos dem Prinzen Eugen Stand zu halten, sondern auch ihn in den Linien von Stollhofen anzugreifen.[3])

Villeroy war nicht dieser Ansicht. Er hielt den Prinzen Eugen innerhalb der Linien für zu stark. Er blieb bei diesem Glauben, auch nachdem der Prinz bereits den Marsch gegen Tallard angetreten hatte. Der König in Versailles erfuhr den Aufbruch des Prinzen eher als Villeroy in Offenburg. Ludwig XIV. schickte dem Marschall sofort den Befehl dem Prinzen in der Richtung nach Villingen hin

---

[1]) Schreiben Villeroys vom 17. Juli, bei Pelet t. IV, p. 912.

[2]) Pelet t. IV, p. 531.

[3]) A. a. O., p. 541.

zu folgen. Aber nach der Kundschaft, die Villeroy einzog, befand sich der Prinz noch in Rastadt. Eben darum blieb Villeroy in Offenburg. Erst am 26. Juli erhielt er die sichere Kunde, daß der Prinz Eugen bereits am 21. Rastadt verlassen hatte. Er erfuhr auch die Märsche der ersteren Tage. Aber dann hörte die Spur auf. Die Couriere zwischen Offenburg und Versailles eilten hin und her, mit der Anfrage oder dem Befehle, was Villeroy thun solle. Aber Villeroy wußte nicht, wo der Prinz Eugen sich befand, und das Ergebnis war, daß er in Offenburg blieb, ohne etwas zu thun. [1])

Aber auch Tallard, der, wie Prinz Eugen so richtig erkannt hatte, nur auf Befehl agirte, blieb ungewis und schwankend. „Niemals, schrieb er klagend dem Könige, hat es einen Krieg solcher Art gegeben, und es ist gewis, daß man dem einen Uebelstande nicht abhelfen kann, ohne zugleich einen anderen hervorzurufen. Aber weil man einmal die Sache in dieser Weise angefangen hat, so muß man, wenigstens für diesen Feldzug, sie durchführen. Verzeihen mir Ew. Majestät, daß ich die Freiheit nehme so mich auszusprechen; aber die Bewegungen der Feinde zwischen Donau und Rhein sind so eng mit einander verknüpft, und die Feinde fügen den Vortheilen, die ihnen der ungehinderte Verkehr gestattet, eine solche Uebereinstimmung des Handelns hinzu, daß die Besorgnis nicht abzuweisen ist, es werde daraus bald oder spät uns ein erheblicher Unfall zustoßen, um so mehr da es fast unmöglich ist über ihre Schritte genau unterrichtet zu sein.“ [2])

So Tallard am 18. Juli, während er die Stadt Villingen vergeblich beschoß. Bereits aber gelangten an ihn täglich die dringenden Bitten Marsins um den Aufbruch nach Augsburg. Um den Tallard dahin zu bewegen, wandte Marsin jegliches Mittel an. Er erzählte ihm, daß das Treffen am Schellenberge den Feinden den vierfachen Menschenverlust gekostet habe, gegenüber demjenigen der Bayern und Franzosen, den Feinden 6000, diesen 1500. [3])

Am 21. Juli erhielt Tallard vor Villingen eine neue dringende Mahnung Marsins, die dies Mal ein wahrer Nothruf war. Die

---

[1]) Pelet t. IV, p. 546.

[2]) A. a. O., p. 531.

[3]) A. a. O., p. 526.

Mahnung, datirt vom 18. Juli, meldete, daß die Feinde, nach der Einnahme von Rain, sich bereits in Aichach befänden, auf dem Wege nach München. Man fürchte, die Kurfürstin dort werde die Stadt überliefern. Der Kurfürst habe bereits seinen Kurprinzen und seine Kostbarkeiten in Sicherheit bringen lassen. Marsin malte die Leiden aus, die bereits über Bayern gekommen, und denen nur durch überlegene Macht Einhalt gethan werden könne. Er bat, daß Tallard nicht zaudere. Er gab den Weg an, den Tallard von Villingen nach Augsburg zu nehmen habe, und versprach für Lebensmittel auf dem Marsche zu sorgen. [1])

Nach dieser dringenden Mahnung blieb für Tallard, wenn er den ihm bekannten Intentionen Ludwigs XIV. entsprechen wollte, nichts Anderes übrig als sich zu dem Marsche zu entschließen.

Für uns Spätere dürfte es die Frage sein, ob bei Marsin, der früher die Leiden des Bayerlandes nicht sehr hoch angeschlagen, diese nun auf einmal so wichtig geworden waren. Es gab noch ein anderes Motiv, welches er dem Tallard nicht aussprach, welches aber, den Umständen nach, für ihn das dringendste war: der Kurfürst Max Emanuel suchte, bei dem Zaudern Tallards, abermals Unterhandlungen anzuknüpfen.

Ein Schreiben, das er durch Reichard an den Grafen Wratislaw richten ließ, läßt uns einen tieferen Blick thun in die innere Unklarheit dieses unheilvollen Fürsten. [2])

„Se. kurfürstliche Durchlaucht empfinden es tief, daß man Ihre so aufrichtig gehegte Intention und gemachte sincere Erklärung für ein Amusement auslegen will, da Sie sich doch von Herzen mit Ihrer kaiserlichen Majestät versöhnt hätten, und es noch auf eben dieselben Bedingungen hin thun würden, wenn es nur salvo honore et sine perfidia ausgeführt werden, und Se. Durchlaucht der Prinz Eugen den herannahenden Succurs aufhalten kann. Denn hierauf kommt alles an, weil Se. kurfürstliche Durchlaucht sich in anderer Weise von der hiesigen französischen Armee nicht losmachen, noch weniger

---

[1]) Pelet t. IV, p. 553.

[2]) Aus den Anglicis des k. k. Archivs. Das Schreiben ist sehr zerlesen, ein Beweis, daß es damals durch viele Hände gegangen sein muß.

ihr den Abzug vorschlagen können. Denn Sie würden sich damit nur prostituiren und in große Gefahr bringen. Was man von Sr. kurfürstlichen Durchlaucht wünschen kann, ist, daß Sie Ihrerseits die Herankunft des Succurses nicht erleichtern helfen. Der Zwang wird nichts fruchten."

Am Schlusse wird dem Grafen Wratislaw der Vorwurf gemacht, daß er vor seinem Aufbruche von Fürstenfeld nicht erst noch mit dem Kurfürsten geredet habe, wie Reichard es vorgeschlagen. [1])

In so weit die Feldherren bei der Unterhandlung in Frage kommen, versicherte der Markgraf, am 22. Juli, dem Kaiser: „Obwohl zu wünschen wäre, daß dieser verderbliche Krieg quovis modo zu Ende gebracht würde: so werde ich mich doch nie unterstehen, ohne Ew. k. Majestät Befehl, den Feind einige Zeit gewinnen zu lassen, sondern lediglich als Militär handeln und die Sorge aller Tractaten, die kommen können, dem bei uns befindlichen kaiserlichen Minister überlassen, auf den ich mich beziehe." [2]) — Marlborough seinerseits machte über den neuen Versuch des Kurfürsten Andeutungen nach verschiedenen Seiten, jedes Mal mit dem Ausdrucke seines entschiedenen Mistrauens, namentlich gegenüber dem englischen Staats-Secretär Harley: „Der Kurfürst wird nicht anders nachgeben als im Falle der äußersten Noth." [3])

Entsprechend lautete die Ansicht des zunächst Betheiligten, des Grafen Wratislaw. Der Versuch des Kurfürsten blieb daher fruchtlos. Daß er auch dies Mal den Marschall Marsin in die Einzelnheiten eingeweiht habe, wie im Lager der Verbündeten vielfach angenommen wurde, ist nach dem Inhalte jenes Schreibens schwer zu glauben. Aber die Thatsache des Versuches selbst konnte dem Marschall Marsin nicht unbekannt bleiben, und daher sein inständiges Drängen in Tallard, nicht bloß zu Gunsten des Kurfürsten, sondern um seiner selbst willen.

---

[1]) Die Worte des Schlusses sind zum Theile durchlöchert: das Obige jedoch ist der Sinn.

[2]) Röder, Bd. II, S. 59.

[3]) Murray t. I, p. 373.

Der Marschall Tallard gab der Mahnung Gehör. Er hob am 22. Juli die Belagerung von Villingen auf, und trat den Marsch an, zunächst nach Tuttlingen.

Der Prinz Eugen gelangte nach raschen Märschen am selben Tage bis Döhringen unweit Rotweil. Nach der Ansicht Marlboroughs hatte die Nachricht dieses Herannahens bei Tallard mitgewirkt, jenen Entschluß zu fassen.[1]) Dem Prinzen Eugen selber, dem an Ort und Stelle eine ähnliche Ansicht ausgesprochen wurde, erschien dies kaum glaublich, da er nur 20 Bataillone und 60 Schwadronen führte, die 30 eingerechnet, die der Markgraf und Marlborough ihm entgegen gesendet. Aber es dürfte sich fragen, ob Tallard genau wußte, daß er an Truppenzahl dem Prinzen Eugen überlegen war. Der Letztere zeichnet dann in seinem Berichte an den Markgrafen seinen weiteren Marsch vor. Er werde dem Feinde, trotz des Vorsprunges, den dieser gewonnen, folgen so nahe wie möglich. Einen formellen Angriff dürfe er nicht wagen wegen der Schwäche seiner Infanterie. Nur könne er nicht auf die Iller marschiren, weil die ihm untergebenen Generale, aus Besorgnis vor dem Mangel an Brot dort, ihm dahin nicht folgen würden. Er wolle seinen Marsch die Donau hinab auf Dillingen und Donauwörth richten.[2])

So zogen auf beiden Ufern der oberen Donau, wenn auch geschieden durch den Strom, doch zu Anfang nicht sehr fern von einander, im letzten Drittel des Monates Juli, die Verstärkungen zu den Hauptarmeen in der Nähe von Augsburg, der Prinz Eugen am linken Ufer, Tallard am rechten. Allmälig erweiterten sich die Distanzen, so sehr daß bereits am 1. August der Marschall Tallard alle Fühlung zur Linken hin verloren hatte. „Ich habe keine Nachricht von dem Corps des Prinzen Eugen, meldet er. Sicherlich existirt es noch, es handelt sich nur darum wo.“ [3])

Während dieser Zeit des Anmarsches jener beiden standen die Hauptarmeen nahe am unteren Lech einander gegenüber, ohne etwas Nachdrückliches zu unternehmen. Der Kurfürst und Marsin lagen

---

[1]) Murray t. I, p. 375. Stärker noch p. 377, an den dänischen General Scholten.

[2]) Röder, Bd. II, S. 60.

[3]) Pelet t. IV, p. 916.

bei Augsburg verschanzt: die Verbündeten schlugen am 23. Juli ein Lager bei Friedberg. Der Vortheil für sie bestand darin, dem Kurfürsten jede Zufuhr aus Bayern abzuschneiden und ihn zu beschränken auf die Vorräthe in Augsburg.[1]) Seine Hand lag schwer auf der unglücklichen Stadt, wie diejenige der Verbündeten auf Bayern. Doch ward das Brennen und Verwüsten eingestellt, und zwar, weil der Markgraf von Baden sich dagegen erklärte.[2])

Es war indessen zwischen den Verstärkungen, die auf den beiden Donauufern ostwärts eilten, ein erheblicher Unterschied. Das Corps des Marschalls Tallard war demjenigen des Prinzen Eugen an Zahl weit überlegen. Der Letztere dagegen brachte in seiner Person die stärkere moralische Kraft, den Willen der That.

Von dem Tage von Donauwörth an hatte der Prinz Eugen von Rastadt aus die Schritte der beiden Feldherren an der unteren Donau mit steigender Ungeduld beobachtet. Vor seinem Aufbruche von dort sprach er sich darüber aus in einem Schreiben an Victor Amadeus. Das Schreiben ergießt ein helles Licht über die Sachlage und Personen. Es lautet wie folgt.[3])

„Ew. Königliche Hoheit dürfen überzeugt sein, daß ich mit meiner Anwesenheit hier lediglich bezwecke die Operationen zu beschleunigen und dann mit neuer Truppenhülfe nach Italien zurückzukehren. Denn dies entspricht dem Befehle des Kaisers, welcher durch mich den Stand der Dinge hier kennen lernen will, und besonders verlangt, daß ich beitragen soll zu einem guten Einverständnisse zwischen dem Markgrafen und Lord Marlborough. Bis zur Stunde ist dies ziemlich gut gegangen; aber ich fürchte sehr, daß dies auf die Dauer nicht anhält. Und um die Wahrheit zu sagen, bin ich seit dem Treffen von Donauwörth mit ihrem Verhalten durchaus nicht zufrieden. Ich habe dies auch dem Grafen Wratislaw gemeldet, der sich mit ähnlichen Befehlen beim Lord Marlborough befindet.

---

[1]) Murray t. I, p. 370. Marlborough an Harley.

[2]) Man sehe das Schreiben des Kaisers bei Röder, Bd. II, S. 64. Der weitere Verlauf im Texte oben.

[3]) Heller: Milit. Correspondenz des Prinzen Eugen, Bd. II, S. 183. — Auch in: Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VI, S. H. S. 131.

Um den Letzteren richtig zu zeichnen, bemerke ich, daß er sehr befähigt erscheint, durchaus wohl gesinnt, muthvoll, beseelt von Eifer etwas zu vollbringen, dies um so mehr, da er, wenn er unverrichteter Sache zurückkehrte, sich in England als verloren betrachten muß. Mit allen diesen Eigenschaften begabt, erkennt er doch, daß man nicht in Einem Tage General wird, und hegt Mistrauen gegen sich selbst. Der General Goor, der in jenem Treffen gefallen ist, war derjenige, nach dessen Rath Marlborough sich richtete. Der Tod desselben ist daher unter diesen Umständen ein schwerer Verlust; denn er war ein Mann von Bravour und Befähigung, der, wie es heißt, dort den Angriff noch am Abende der Ankunft durchgesetzt hat, in der Ueberzeugung, daß, wenn man bis zum nächsten Morgen wartete, wie die Mehrzahl verlangte, man die Hälfte der Infanterie nutzlos hingeopfert haben würde. Seit dem Tode dieses Mannes nehme ich nach den Meldungen, die mir zugehen, bei Marlborough eine nicht geringe Unschlüssigkeit wahr. Man hat sich der Hoffnung auf einen gütlichen Ausgleich mit dem Kurfürsten hingegeben. Freilich behaupten sie darum keine Zeit verloren zu haben. Allein seit jener Affaire ist nichts geschehen, obwohl die Feinde ihnen bisher alle erwünschte Zeit gelassen haben. Sie haben sich dabei aufgehalten das Städtchen Rain zu belagern und einige Dörfer zu verbrennen. Anstatt dessen hätten sie nach meiner Ansicht, die ich ihnen klar genug ausgesprochen, gerade auf den Feind marschiren, sich, wenn sie ihn nicht angreifen konnten, eine halbe Stunde von ihm lagern, durch ihre Ueberlegenheit an Cavallerie im offenen Lande ihm die Verbindung mit Ulm und Bayern abschneiden und alle Zufuhr verhindern sollen. Da in Augsburg keine ausreichenden Magazine, so wäre dann der Feind genöthigt gewesen seine Stellung aufzugeben. Dann war es die Zeit den Rückzug auszunutzen und dem Feinde so sehr auf den Fersen zu sein, daß es ihm nicht möglich gewesen wäre auszuweichen. Man konnte dann auch die Vereinigung mit Tallard verhindern, der zur Zeit schon bei Villingen steht und aus mir unbekannten Ursachen zaudert."

„Ich werde nun mit der Verstärkung, die man mir sendet, ein Corps bilden von 20 Bataillonen und 60 Schwadronen. Wenn der Feind noch so lange wartet, was ich allerdings nicht glaube, werde ich mit diesem Corps ihm den Durchzug streitig machen. Im anderen

Falle werde ich ihm so nahe wie möglich folgen, und im Nothfalle die Armee an der Donau verstärken."

„Allein, um offen zu reden, die Langsamkeit von unserer Seite gefällt mir nicht. Man läßt den Feinden die Zeit Magazine zu errichten und zu füllen, und dadurch für uns alles zu erschweren."

Nachdem dann gar der ganze Monat Juli ohne eine weitere That der vereinigten Armee an der Donau verflossen war, sprach sich der Prinz Eugen auf seinem Marsche in Groß-Süßen, am 31. Juli, in derselben Richtung, aber noch ungleich stärker zu dem Kaiser aus.

Er wiederholt zuerst die verschiedenen Vorschläge, die er gemacht. „Allein, fährt er dann fort, es ist nichts geschehen, und ich weiß zuverlässig, daß man gegen alle Vorschläge Einwände und Schwierigkeiten erhebt." Er meldet, daß er, nach Marlboroughs Wunsch, schon persönlich seinen Truppen habe vorauseilen wollen; allein er habe keinen General, dem er die Führung des Corps nach Donauwörth anvertrauen könne, zumal da Tallard bereits bei Ulm stehe und Brücken über die Donau habe schlagen lassen. „Dennoch ist es gewis, fährt der Prinz fort, daß wir noch wie vorher die Uebermacht haben. Wenn man daher nur recht zur Sache thäte, so kann der Kurfürst sich nicht salviren. Allein ich fürchte unsere Langsamkeit. Ich besorge, daß man die Zeit unnütz verliert, bis die Engländer und Holländer wieder an den Rückmarsch denken. Es ist für uns nichts so schädlich, für den Feind nichts so vortheilhaft, wie das Trachten, die Zeit verlieren zu machen, besonders wenn die Intentionen nicht sind wie sie sein sollten, was ich doch nicht glauben will." [1])

Auf das Drängen des Prinzen Eugen hatte der Markgraf erwiedert: er werde nicht nach Husaren-Art Krieg führen, sondern als erfahrener General. Der Prinz erkennt vor dem Kaiser das Princip an, fügt jedoch hinzu: „Wenn der Markgraf nur wenigstens eine einzige Operation vorgeschlagen und seine Gründe dafür angegeben hätte: so wäre ich fast sicher, daß Marlborough keinen Einwand erhoben hätte. Bis zur Stunde aber ist wie nichts beschlossen, so auch, wie ich glaube, nichts proponirt worden."

---

[1]) Heller: Milit. Correspondenz des Prinzen Eugen, Bd. II, S. 185. Auch für das Folgende.

Der Vergleich beider Schreiben, an den Herzog Victor Amadeus und an den Kaiser, thut dar, daß die Vorwürfe des Prinzen Eugen die beiden Mitfeldherren treffen, den Markgrafen jedoch schwerer als Marlborough. Dies tritt ganz besonders in den folgenden Worten hervor: „Ich will mich sobald nur immer möglich zu ihnen verfügen und persönlich mit ihnen klar reden. Ich werde keinen leeren Argwohn berichten. Wenn ich hingegen einen rechten Grund spüre, so werde ich gewiß dasjenige vorkehren, was Ew. k. Majestät Dienst und Interesse fordern, so wie meine Pflicht, wenn es auch, so zu sagen, wider meinen eigenen Vater geschehen müßte."

Bevor der Kaiser dies Schreiben des Prinzen Eugen vom 31. Juli erhielt, that er selber, am 2. August, dem Markgrafen seine Ansicht in derselben Richtung kund, so jedoch, daß wir hier den Vorwurf auf das gerechte Maß beschränkt sehen.

Beachten wir jedoch hier zunächst, daß die Stimmung in Wien in der ersten Hälfte des Monates August tief hinab gedrückt war. Es verlautete, daß Frankreich an die Republik Venedig drohend die Forderung gestellt, fortan nicht mehr kaiserliche Truppen durch ihr Gebiet ziehen zu lassen: im anderen Falle werde man die Republik feindlich behandeln. Eine solche Forderung, hieß es in Wien, könne Frankreich nur stellen, wenn es sich einer Diversion von Seiten der Türken sicher wisse. Es kam weiter die Nachricht ein von der Wahl des Stanislaus Lescinski in Polen. Man verhehlte sich nicht, daß eben so wie Carl XII. von Schweden, auch Rakoczy, Frankreich, der Kurfürst von Bayern, für Stanislaus sein würden. [1]) Die Folgen eines solchen Zusammenwirkens schwebten dem Kaiser Leopold vor Augen, als er am 2. August sich dem Markgrafen aussprach.

Der Letztere war der Ansicht gewesen, auch die kaiserlichen Streitkräfte aus Tyrol heranzuziehen. Der Kaiser stimmte nicht zu: er dürfe dies nicht thun, aus Rücksicht für den Herzog von Savoyen. Dagegen hange die Entscheidung auf allen Kriegsschauplätzen ab von derjenigen in Bayern. Und für diese sei es erforderlich, daß dem Feinde keine Zeit gelassen, sondern daß die Operationen wider ihn,

---

[1]) Bericht des dänischen Gesandten vom 2. August, bei Lamberty t. XIII, p. 451.

wie immer möglich, beschleunigt und seine Streitkräfte mit eben dem Eifer, wie zu Anfang geschehen, mit göttlichem Beistande zu Grunde gerichtet werden. Dann werde man auch alle anderen Unternehmungen wider Frankreich zum erwünschten Ende führen können. — Das Schreiben hält sich indessen fern von jeglichem Vorwurfe, und schließt, nachdem der Kaiser seine Ansichten entwickelt, mit den Worten: „Ich überlasse aber alles Ihren vernünftigen Rathschlägen und bekanntem patriotischem Eifer.“ — Dagegen zollt der Kaiser dem Markgrafen seine Anerkennung für das Aufhören der Verwüstung in Bayern, mit den Worten: „Es gereicht mir zu besonders gnädigstem Gefallen, aus den Berichten Euer Liebden zu ersehen, daß Sie den Brand, Raub, und die Plünderung, welche der Muthwille des Trosses bisher in Bayern ausgeübt, mit Ernst eingestellt und die Verfügungen dahin getroffen haben, daß das Land zum Nutzen der Armee dienen könne.“ [1])

Nach der Ansicht des Markgrafen jedoch konnte ihn wegen der bisherigen Führung ein Vorwurf nicht treffen. Denn er hatte, nach dem Falle des Städtchens Rain, vorgeschlagen, sich links gegen Ingolstadt und Neuburg und das offene Land dort zu wenden, und nur um des guten Einverständnisses willen in den Plan des Zuges gewilligt, der dahin führte bei Friedberg ein Lager zu schlagen. [2])

Dorthin war man gekommen am 23. Juli. Dann verfloß thatlos ein Tag nach dem anderen. Dem fragenden Wratislaw erwiederte Marlborough: dem Markgrafen als Landeskundigen komme es zu Vorschläge zu machen. Die Umgebung des Markgrafen dagegen ließ sich verlauten: er sei dahin geführt worden und erwarte nun das Weitere. [3])

Auf Ansuchen von Marlborough entwarf Wratislaw einige Vorschläge, die, wie er wußte, der Zustimmung des Prinzen Eugen sicher waren. Einer derselben beantragte, sich gegen die bayerische Festung Ingolstadt zu wenden, und durch die Einnahme derselben des Donaustromes Meister zu machen. Der Vorschlag fand die beiderseitige Zu-

---

[1]) Röder, Bd. II, S. 61 u. f. Vom 2. August.
[2]) A. a. O., S. 65. Schreiben vom 3. August.
[3]) Wratislaws Bericht vom 30 Juli.

stimmung. Man hatte sich also von Friedberg aus an die Donau zurück zu wenden.

Bevor jedoch dies geschähe, verlangte Marlborough die abermalige Verheerung des Bayerlandes, so weit dasselbe bisher verschont, aber erreichbar war. Der Markgraf widerstrebte. Es ist hervorzuheben, daß er dabei noch nicht im Besitze des oben angeführten kaiserlichen Schreibens vom 2. August war, welches ihm für sein Widerstreben eine feste Grundlage geboten hätte, sondern daß er andere Gründe einwandte, namentlich die Besorgnis vor Repressalien. Marlborough jedoch, dem Wratislaw darin beistimmte, legte diese Einwendungen aus wie eine Abneigung des Markgrafen, dem Kurfürsten wehe zu thun. Es kam darüber zwischen dem Markgrafen und Wratislaw zu scharfen Reden. Der Markgraf gab nach. Der Eine wie der Andere meldete die Sachlage dem Kaiser, und zwar Wratislaw so, daß er seinem und Marlboroughs Verdachte offenen Ausdruck gab.[1] Wichtiger daher als der unbegründete Verdacht, ist der sachliche Bericht des Markgrafen.

„Bevor man aufbräche, meldet der Markgraf, haben besonders der Lord Marlborough und der Graf Wratislaw, weil für einen gütlichen Ausgleich von Seiten des Kurfürsten nicht die geringste Aussicht erscheint, zu Ew. k. Majestät und des gemeinen Wesens Diensten zu sein erachtet, das Bayerland durch Feuer völlig zu destruiren. Zu diesem Zwecke habe von Seiten Ew. k. Majestät ich, wie verlangt worden, den General der Cavallerie Latour und 1000 Reiter hergegeben, welche zwischen dem Lech[2] und der Ammer, außer des Kurfürsten eigenen Häusern, fast alles in die Asche gelegt und zur Zeit gegen Landsberg und der Orten hin das Uebrige verbrennen und ruiniren." Dieser zweite Brandzug begann am 29. Juli.[3]

Die vorstehenden Worte des Markgrafen, der den Gegenbefehl des Kaisers noch nicht kannte, enthalten augenscheinlich eine Entschuldigung dafür, daß er eingewilligt hatte. In dem Scrupel, ob er recht daran gethan, kommt er wieder darauf zurück mit den Worten: „In

---

[1]) Wratislaws Bericht vom 30. Juli.

[2]) Röder, Bd. II, S. 65. Dort steht Iller statt Lech, wohl ein Schreibfehler.

[3]) Murray t. I, p. 378. Marlborough an den König von Preußen, 29. Juli.

Folge der Plünderung, der Flammen und der Contributionen dürfte in Bayern in kurzer Zeit nicht viel übrig bleiben. Ich hoffe, daß es wohlgethan ist, mich zu Ew. k. Majestät Diensten den Meinungen Anderer accommodirt zu haben."

Man darf in dieser Sache dem Markgrafen im Vergleiche zu Marlborough und Wratislaw nicht bloß, wie sich von selbst versteht, die mildere Gesinnung zuerkennen, sondern auch die bessere Einsicht. Die allgemeine Brandlegung nahm dem Bayerlande, für den Fall der Niederwerfung des Kurfürsten, die Mittel für die Allianz etwas beizutragen. Dies indessen war vielleicht das geringere Uebel. Es kam ein anderes dazu. Die Schilderhebung des Kurfürsten Max Emanuel hatte anfangs, wie wir wiederholt aus seinen eigenen Worten vernommen, bei seinen Unterthanen, namentlich dem Adel und der Geistlichkeit, geringe Sympathien gefunden. Das grausame Verfahren der Verbündeten, welches den Kurfürsten schrecken sollte, indem es für sein Verbrechen die daran Unschuldigen büßen ließ, trieb diese auf seine Seite, machte die Sache des Kurfürsten zu derjenigen jedes einzelnen seiner Unterthanen. Die Saat zu einer Erhebung dieser gequälten und mishandelten Menschen wider ihre Dränger ward dadurch mit vollen Händen ausgestreut. Darf man sich verwundern, wenn sie aufschoß, sobald die Gelegenheit sich bot?

## Die Schlacht bei Höchstädt, am 13. August.

Die beiden Feldherren waren einig, sich von Friedberg nach Ingolstadt zu wenden. Eine wichtige Frage war, wer von ihnen die Belagerung dieser Stadt auf sich nehmen solle; eine andere, ob man der Truppen des Prinzen Eugen zur Verstärkung bedürfe. Der Markgraf erbot sich die Belagerung sogleich zu unternehmen, während Marlborough die Beobachtungs-Armee commandiren würde. Doch beließ er Marlborough die Wahl. Unverkennbar war die Differenz der Meinungen über diese Fragen zwischen den Häuptern des linken Flügels, unter Marlborough, und denen des rechten, unter dem Markgrafen, im Wachsen. Auf der letzteren Seite sagte man: alles Erforderliche für die Belagerung sei vorhanden, nur Marlborough wolle nicht.

„Also, berichtet Wratislaw, will Marlborough den Markgrafen contentiren und ihn auch die Belagerung commandiren lassen, aus Furcht, der Markgraf möchte ihn mit den nöthigen Requisiten stecken lassen.“ Wratislaw führt weiter aus, daß er die Belagerung lieber für Marlborough beansprucht hätte. [1])

Die Ansichten jedoch gingen auseinander über die Zahl der zu verwendenden Truppen. Der Markgraf fürchtete für die Linien von Stollhofen, wenn nicht dort eine starke Macht verbliebe. Marlborough schlug diese Gefahr geringer an. Mit anderen Worten: Marlborough wünschte, daß der Prinz Eugen ganz herankomme, der Markgraf wünschte es nicht. Sie einigten sich aber zu dem Entschlusse, das Gutachten des Prinzen einzuholen. [2])

Der Markgraf legte seinen Bericht an den Prinzen Eugen über die Sachlage dem Herzog Marlborough vor. Der Letztere meldete dann, ohne Vorwissen des Markgrafen, dem Prinzen Eugen seine Einwände dagegen, so wie überhaupt seine Ansicht, mit der Bitte, daß, wenn der Prinz beipflichte, er dieselben als seine eigenen dem Markgrafen vorbringe.

Der Courier traf den Prinzen Eugen in Heidenheim. Dort verfaßte dieser am 2. August einen selbständigen Entwurf. [3]) Er gibt zuerst eine Uebersicht der Sachlage, mit dem Ergebnisse, daß die sämmtlichen Truppen bei ihm für den noch übrigen Feldzug verfügbar seien. Er erbietet sich, mit diesen seinen Truppen die Belagerung von Ingolstadt zu unternehmen. Indessen, wem immer die Aufgabe zufalle, sie müsse schnell gelöst werden, damit auch Ulm noch vor dem Ende des Feldzuges wieder genommen werden könne. Ueberhaupt legt das Gutachten den schwersten Nachdruck auf die Schnelligkeit des Handelns, damit man aus der Anwesenheit der Truppen der Seemächte den vollen Nutzen ziehe. Und in gleicher Weise meldet der Prinz zwei Tage später, am 4. August, von Höchstädt aus, dem Kaiser: „Es

---

[1]) Bericht Wratislaws vom 3. August, in: Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VI, S. 858.

[2]) Ueber diese Sachlage vergleiche man: Röder, Bd. II, S. 65 u. f. — Murray t. I, p. 379. — Wratislaws Bericht vom 3. August.

[3]) Heller: Milit. Correspondenz des Prinzen Eugen, Bd. II, S. 188.

ist noch Zeit von dieser bayerischen Expedition ein gutes Ende zu hoffen, wenn man anders nur einen rechten Ernst vorkehren und zeigen will, daß man gesinnt ist, mit Kraft und rechtschaffenem Eifer zu operiren." [1])

Unverkennbar war der Prinz Eugen, der für einen ganzen Monat lang bei den beiden Mitfeldherren diese Eigenschaften vermißt hatte, sich persönlich derselben völlig bewußt.

Am 4. August traf Tallard bei dem Kurfürsten und Marsin vor Augsburg ein. Am selben Tage brach die verbündete Armee unter dem Markgrafen und Marlborough aus dem Lager bei Friedberg auf zum Rückmarsche an die Donau. Am 6. August begab sich der Markgraf voraus nach Neuburg, um dort Anordnungen für die Belagerung von Ingolstadt zu treffen. Noch am selben Abend erhielt Marlborough von ihm die Nachricht, daß er alles in Bereitschaft gefunden und schon die Befehle ertheilt habe, die Stadt durch ein Reiter-Corps zu cerniren, und dadurch jegliche fernere Zufuhr abzuschneiden. [2])

Nach dem Aufbruche des Markgrafen nach Neuburg, am Mittag des 6. August, traf der Prinz Eugen beim Hauptheere ein. Er war am Tage zuvor mit seiner Armee bei Donauwörth angekommen, und hatte dann sie verlassen, um persönlich mit den anderen beiden Feldherren Rücksprache zu nehmen. Da er nur Marlborough, nicht jedoch den Markgrafen vorfand, so erwartete er dessen Rückkehr, die am Abende des 7. August erfolgte. Auf den Bericht des Markgrafen über die Lage der Dinge gegen Ingolstadt ward die Belagerung von den drei Feldherren beschlossen. Marlborough war nicht geneigt sie zu übernehmen aus demselben Grunde, den er schon früher nach England hin geltend gemacht, daß er besorgte, das erforderliche Material nicht zu haben. Bevor noch der Prinz Eugen seine Ansicht kund gegeben, erklärte der Markgraf sich bereit, da ja er mit seinen Truppen näher stehe als der Prinz Eugen. [3])

Es ist nicht unwichtig dies hervorzuheben, weil später oft die Ansicht ausgesprochen ist, daß Marlborough und der Prinz Eugen

---

[1]) Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VI, S. 141.

[2]) Murray t. I, p. 386. Die Daten in dem Bulletin. Eben so das Schreiben Marlboroughs an die Generalstaaten, p. 388.

[3]) Ueber das Ganze der Bericht des Grafen Wratislaw vom 10. August.

getrachtet haben, durch den Vorschlag dieser Belagerung den Markgrafen zu entfernen. Sowohl das von Marlborough dem Prinzen Eugen geheim eingesandte Project vom 31. Juli,[1] als der entsprechende Entwurf[2] des Prinzen Eugen vom 2. August, nahmen die Belagerung von Ingolstadt für den Letzteren in Anspruch.

Bei dem Markgrafen mochte für seine Bereitwilligkeit zu diesem Unternehmen noch hinzukommen, daß derselbe zuerst von ihm vorgeschlagen war, nämlich nach der Einnahme des Städtchens Rain,[3] daß er somit um so geneigter war, seine eigene Idee auszuführen.

Den drei Feldherren lag ferner die Nachricht vor, daß der Marschall Tallard mit seiner Macht am 4. August bei Augsburg eingetroffen, und daß am folgenden Tage die gesammte französisch-bayerische Macht unter dem Kurfürsten und den zwei Marschällen nach Biberbach marschirt war. Auf Grund dieser Nachricht einigten sich die drei Feldherren, sich näher nach Neuburg zu ziehen. — Sie gelangten am 2. August nach Sandizell. Von dort aus brach der Markgraf mit 23 Bataillonen und 31 Schwadronen, die nach Umständen zu verstärken waren, gegen Ingolstadt auf. Die unter Marlboroughs Befehl verbleibende Beobachtungs-Armee betrug 48 Bataillone und 113 Schwadronen. Das bei Donauwörth stehende Corps des Prinzen Eugen bestand aus 18 Bataillonen und 60 Schwadronen. Die letzteren Beiden hatten demnach in Gemeinschaft zu handeln. Der Eine wie der Andere wünschten, daß es zu einem Treffen kommen möge; aber die Erfüllung hing davon ab, ob die Gegner eine Gelegenheit geben würden.

Unterdessen hatten auch der Kurfürst Max Emanuel, die Marschälle Tallard und Marsin, sich verständigt. Die letzteren Beiden erhoben Klage darüber, daß der Kurfürst, der doch über 35 Bataillone und 45 Schwadronen verfüge, nur 5 Bataillone und 23 Schwadronen bei der Hauptarmee habe. Die anderen waren im Lande umher vertheilt, um dasselbe zu schützen. „Die Liebe zu seinem Lande, berichtet

---

[1] Murray t. I, p. 380. Das Project in der Note.

[2] Heller: Milit. Correspondenz des Prinzen Eugen, Bd. II, S. 188.

[3] Röder, Bd. II, S. 65.

Marsin, hat ihn zu diesem Verfahren bewogen, obwohl er seinen Zweck dadurch nicht erreicht." [1]) Die Erkenntnis dessen mag bei Marlborough und Wratislaw nicht wenig mitgewirkt haben, dem Markgrafen gegenüber so beharrlich die Verheerung des bayerischen Landes zu verlangen. Indem sie dadurch den Kurfürsten bewogen, seine Truppen zum Zwecke des Schutzes hierhin und dorthin zu verstreuen, bewirkten sie die Schwächung der feindlichen Hauptarmee. Auf das Andringen Tallards versprach nun jedoch der Kurfürst, sobald die Feinde seinen Boden verlassen hätten, die Truppen zur Armee zu rufen. Er begann damit, sofort 4 Bataillone und 4 Schwadronen von München kommen zu lassen.

Der Aufbruch der verbündeten Armee von Friedberg erweckte nämlich in den französisch-bayerischen Heerführern die Ansicht, daß die Gegner das bayerische Land verlassen wollten. Darum marschirten sie von Augsburg aus nordwärts nach Biberbach, um von dort aus die weiteren Schritte der Feinde zu beobachten und danach die ihrigen zu bemessen. „Wenn jedoch erst, meldet Tallard am 5. August, die 13 Bataillone und 16 Schwadronen, die der Kurfürst heranziehen will, bei uns eingetroffen sind: so werden wir im Stande sein, die Feinde näher einzuengen, und wollen sie, im Falle einer günstigen Gelegenheit, nicht wohlfeilen Kaufes davon kommen lassen." [2])

Den Worten Tallards liegt ein besonderer Irrthum zu Grunde, welcher sich durch alle Berathungen der drei französisch-bayerischen Feldherren hindurch zieht. Sie dachten nicht daran, daß die Bewegung des verbündeten Heeres von Friedberg aus eine Maßregel der Offensive bezwecken könne. Der Name Ingolstadt kommt in keinem ihrer Berichte vor. Sie wußten nichts davon, daß diese Festung belagert wurde, nicht einmal am Tage des Treffens, dem 13. August. [3]) Sie dachten sich jenen Aufbruch von Friedberg aus als den Beginn eines Rückzuges gegen Franken hin, ganz besonders zu dem Zwecke die Verbindung mit Nördlingen zu sichern, über welches von Nürn-

---

[1]) Pelet t. IV, p. 551.

[2]) A. a. O., p. 548.

[3]) Tallard sagt dies ausdrücklich im Berichte vom 4. September, bei Pelet t. IV, p. 569.

berg her die Verbündeten hauptsächlich ihren Unterhalt bezogen. Der Plan der französisch-bayerischen Feldherren war also darauf gerichtet, den Gegnern den Weg nach Nördlingen abzuschneiden.

Auf die irrthümliche Nachricht hin,[1]) daß die Gegner bereits die Donau überschritten hätten, verlangte der Kurfürst in Biberbach den Weitermarsch nordwärts. Tallard hielt die Frage entgegen, ob man am jenseitigen Ufer der Donau einen festen Posten finden würde, in welchem man die herankommenden Bayern abwarten könne. Als ein solcher ward ihm Lauingen bezeichnet. Am 9. August marschirte die bayerisch-französische Macht auf Lauingen zu.

Am Mittag desselben Tages verließ der Prinz Eugen die auf Exheim marschirende Armee Marlboroughs, um zu seinem Corps bei Donauwörth zurückzukehren. Unterwegs vernahm er die Nachricht jener Bewegung. Er eilte zurück, und traf nach kaum zwei Stunden wieder bei Marlborough ein, der unterdessen auch seinerseits dieselbe Kunde erhalten hatte. Sie verabredeten, daß in der nächsten Morgenfrühe 27 kaiserliche Schwadronen zur Verstärkung für den Prinzen Eugen aufbrechen sollten, daß 20 Bataillone ihnen zu folgen hatten, für den Fall der Noth, und daß Marlborough sich mit der ganzen übrigen Armee auf die Donau ziehen werde, um sich, wenn die Gegner den Strom passirten, mit der Armee des Prinzen zu vereinigen.[2])

Die Ansicht Marlboroughs über den bayerisch-französischen Marsch war, daß der Kurfürst ihn vorgeschlagen, um dadurch den Abzug auch der verbündeten Armee aus seinem Lande zu bewirken. Die Rechnung sei irrig, meinte er. Denn der Markgraf von Baden werde die Belagerung von Ingolstadt fortführen, und doch dabei ausreichende Kräfte besitzen, um durch ausgesendete Streifcorps auch die bisher nicht erreichten Gegenden von Bayern in Asche zu legen. — Wir erinnern uns, daß der Kurfürst von dem Plane der Verbündeten gegen Ingolstadt keine Kunde hatte, weder damals, noch in den folgenden Tagen.

---

[1]) Pelet t. IV, p. 564. Bericht Tallards vom 4. September.

[2]) Marlborough an den Markgrafen, 9. August, bei Röder, Bd. II, S. 67. — Eben derselbe an Harley, bei Murray t. I, p. 387.

Das bayerisch-französische Heer überschritt am 10. August die Donau, und breitete sich aus von Lauingen bis Dillingen. Der Kurfürst schlug vor, sogleich gegen die Armee des Prinzen bei Donauwörth zu marschiren. Tallard widerstand. Es kam dahin, daß der Marschall sich äußerte: „Wenn ich nicht so fest von Ihrer Ehrlichkeit überzeugt wäre, so könnte ich mich versucht fühlen zu glauben, daß Sie die Streitkräfte des Königs wagen wollen ohne die Ihrigen, um ohne eigene Gefahr abzuwarten, was davon komme." Nach langer Berathung entschied man sich an dem Abende des 10. August nichts weiter zu unternehmen. [1])

In der That aber war der Prinz Eugen nicht ohne Besorgnis vor einem Angriffe mit überlegener Macht. Er zog sich etwas weiter ostwärts. Um 11 Uhr desselben Abends traf sein Eilbote bei Marlborough ein. Bereits um 1 Uhr Nachts am 11. August waren die versprochenen 20 Bataillone unter Churchill, dem Bruder Marlboroughs, in Bewegung, und um 3 Uhr Morgens die übrigen Truppen. Am Abende des 11. August stießen beide Armeen auf dem linken Donauufer zu einander. [2])

Auf bayerisch-französischer Seite suchte Tallard am Morgen des 11. August abermals zurückzuhalten. Er sagte zu Marsin, daß die Angelegenheiten des Königs überall gut ständen, daß sie beide seine hauptsächlichen Streitkräfte in der Hand hätten, daß sie darum nicht eher etwas unternehmen dürften als etwa im Monate October, um sich die Winterquartiere zu sichern, und daß man bis dahin nur trachten müsse, dem Feinde die Verbindung mit Württemberg abzuschneiden. [3])

Der Kurfürst dagegen schlug vor, weiter bis nach Lutzingen vorzugehen. Dies entsprach nicht der Ansicht Tallards, welcher westwärts von Höchstädt bleiben wollte. Von bayerischer Seite ward erwiedert, daß in diesem Falle die Gegner nach Lutzingen kommen würden. Marsin erhob gegen den Vorschlag des Kurfürsten keinen Einwand. Für denselben traten ein alle diejenigen, welche im Jahre zuvor unter

---

[1]) Pelet t. IV, p. 564.

[2]) Die Berichte Marlboroughs bei Murray t. I, p. 389.

[3]) Pelet t. IV, p. 565.

dem Kurfürsten und Villars an derselben Stelle gesiegt hatten, und denen diese Erinnerung gelten mochte wie die Vorbedeutung eines abermaligen Sieges. Tallard fügte sich schweigend dem Willen des Kurfürsten. Die bayerisch-französische Armee rückte am 11. August vor bis ostwärts von Höchstädt.

In der That aber war es die Absicht Marlboroughs und des Prinzen Eugen gewesen, dieses selbe Feld zu besetzen. Am Morgen des 12. August ritten sie mit 40 Schwadronen von ihrem Lager zu Münster aus, um die Stellung der Feinde zu recognosciren. Bereits in Dapfheim erfuhren sie den Stand der Dinge. Sie stiegen auf den Kirchthurm des Ortes und gewannen von dort aus durch eigenen Ueberblick die Gewißheit. Sie faßten den Entschluß am nächsten Morgen anzugreifen.

Auf der anderen Seite dagegen ist die Unklarheit, die Ungewißheit erkennbar in dem Berichte, den der Marschall Tallard an diesem 12. August für den König niederschrieb. Der Kurfürst und die Marschälle, immer fest haltend an der Meinung, daß es die Absicht der Gegner sei auf Nördlingen zu ziehen, gaben sich sogar dem Glauben hin, am 11. August, daß Marlborough und der Prinz Eugen von der Nähe der gesammten bayerisch-französischen Armee keine Kunde hätten. Sie wollten daher, im Falle des Abzuges, sich auf die feindliche Nachhut werfen. Allein sie erfuhren, daß der Feind ein Lager aufschlage. Demnach erörterten sie die Frage des Angriffes, am 12. August. Der Kurfürst war für den Angriff. Er versicherte Nachrichten aus Donauwörth zu haben, daß nur Marlborough und der Prinz Eugen ihnen gegenüber ständen. Wenn man nicht angreife: so verliere man eine Gelegenheit, die nicht wiederkehre.[1]) Tallard und Marsin stimmten zu, daß, wenn man nur den Prinzen Eugen und Marlborough vor sich habe, auch nach ihrer Meinung die Gelegenheit günstig sei. Wenn dagegen auch der Markgraf sich bei ihnen befinde, also die ganze feindliche Macht beisammen sei: so erscheine der Angriff nicht rathsam. Man suchte daher einige Gefangene zu machen, um durch deren Aussagen Gewißheit zu erhalten. Inzwischen kam ein

---

[1]) Bericht Tallards bei Pelet t. IV, p. 566. Auch für das Folgende. — Man vergleiche seine Aeußerungen zu Marlborough, bei Coxe vol. I, p. 312.

Deserteur von der anderen Seite, und meldete auf Befragen, daß der Markgraf von Baden sich bei der Armee befinde, daß er zu diesem Zwecke die Nacht vorher durchmarschirt sei. Als auch noch drei oder vier Gefangene diese irrthümliche oder erlogene Aussage bestätigten, nahmen die Marschälle sie für Wahrheit. Nicht ohne Murren fügte sich der Kurfürst. — Nach dem Ausgange der Dinge stellte Marlborough an Tallard die Frage, warum nicht von ihrer Seite aus der Angriff am 12. erfolgt sei, und Tallard berief sich auf jene Aussage, durch welche er und Marsin irre geführt waren. Aber die Frage Marlboroughs scheint in sich zu schließen, daß auch nach seiner Ansicht der Kurfürst die Sachlage richtiger beurtheilt hatte als die Marschälle. Indessen er mußte sich ihnen fügen. Demgemäß schlugen sie das Lager in der am Tage vorher gewählten Stellung, den rechten Flügel stützend auf das Dorf Blindheim und die Donau, den linken ausdehnend bis an den Bergeszug im Norden des Flusses.

Die Armeen lagerten demnach am Abende des 12. August nur etwa anderthalb Stunden von einander. Würde es zum Schlagen kommen? Die Bayern, namentlich der General Arco, wiesen den Gedanken, daß die Feinde zum Angriffe anrücken könnten, weit hinweg. Tallard schrieb am Abende für den König die Versicherung nieder, daß er und Marsin große Neigung hätten, die Ehre seiner Waffen würdig zu behaupten. Auch die Stellung hielt er für gut, namentlich den Besitz von Höchstädt. Aber er bemerkt zugleich, daß der rechte Flügel der Feinde sich in die Thalsenkung nach Nördlingen hin erstrecke. Die Meinung also von der Absicht des Abmarsches dahin war überwiegend.

Die Nacht verging. Vor Tagesanbruch des 13. August schallte der Generalmarsch aus dem Lager der Verbündeten hinüber zu dem Kurfürsten und den beiden Marschällen. Es war zwei Uhr Morgens. Als es dämmerte, erhielten sie die Nachricht, daß die Gegner geordnet vor dem Lager stünden. „Nach allem Anscheine, fügt Tallard dann noch seinem Berichte an Ludwig XIV. hinzu, wollen sie heute marschiren. Im Lande geht das Gerücht, daß sie auf Nördlingen ziehen. Wenn sie das thun, so lassen sie uns zwischen sich und der Donau, und werden folglich die Posten, welche sie in Bayern gewonnen haben, nur schwer behaupten können.“ Er werde, sagt weiter Tallard, auch

Villeroy von dem Marsche der Feinde benachrichtigen, und je nach dem Orte, wo jener sich befinde, werde er, Tallard, die geeigneten Maßregeln nehmen. [1])

Wenige Stunden später hätte der Marschall Tallard eine ganz andere Nachschrift machen können. Aber auch dieses Schreiben, welches für den Scharfsinn seines Verfassers, des hauptsächlichen Feldherrn der bayerisch-französischen Armee, nicht ein günstiges Zeugnis ablegt, gelangte nicht in die Hände Ludwigs XIV. Es ward aufgefangen. [2])

Die verbündete Armee bestand, nach dem Abzuge des Markgrafen, in Allem aus 64 Bataillonen und 163 Schwadronen,[3]) freilich sehr ungleich vertheilt. Marlborough und der Prinz Eugen wechselten nicht mit einander Tag um Tag im Oberbefehl, sondern standen nebeneinander, auf jedesmalige Vereinbarung vertrauend. Eben darum auch behielt Jeder von ihnen das Commando derjenigen Truppen, die er hergeführt, nur daß die 27 kaiserlichen Schwadronen, welche Marlborough zwei Tage vorher dem Prinzen Eugen zur Hülfe gesendet, dem Letzteren verblieben. Nach den englischen Nachrichten war die Vertheilung wie folgt:

Armee Marlboroughs.

| | | |
|---|---|---|
| Engländer . . . . | 14 Bataillone, | 14 Schwadronen. |
| Holländer . . . . | 14 „ | 18 „ |
| Hessen . . . . . | 7 „ | 7 „ |
| Hannoveraner und Cellenser . . . . . | 13 „ | 25 „ |
| Dänen . . . . . | — „ | 22 „ |
| | 48 Bataillone, | 86 Schwadronen. |

[1]) Röder, Bd. II, S. 68.

[2]) Das Schreiben findet sich daher auch nicht in den Mémoires militaires de Pelet.

[3]) So die Angabe des Markgrafen für den Kaiser, bei Röder, Bd. II, S. 70. Man sieht, die englischen stimmen dazu nicht genau. Marlborough selber jedoch gibt in seinem Berichte an Harley, vom 17. August, bei Murray t. I, p. 417, dieselbe Zahl an, wie der Markgraf, nämlich 64 Bataillone und 166 Schwadronen, mit dem Bemerken, daß 1500 Reiter zu dem Markgrafen entsendet seien.

Armee des Prinzen Eugen.

| | |
|---|---|
| Dänen . . . . . . . . . . . . | 7 Bataillone. |
| Brandenburg-Preußen . . . . . | 11 " |
| | 18 Bataillone. |
| Kaiserliche, Preußen, schwäbische und fränkische Kreistruppen, Württemberger . . . . . . . . . . . | 74 Schwadronen. |

Es ergibt sich also, daß das englische Contingent schwächer war als das holländische und viel schwächer als das überhaupt stärkste von Hannover und Celle.

Nachdem der Nebel sich verzogen, erblickte man vom französischen Lager aus um sechs Uhr Morgens die Gegner im vollen Anmarsche. Erst da ward es zur Klarheit, daß es sich nicht um einen Abzug der Verbündeten nach Nördlingen hin handele. Der Kurfürst und die Marschälle eilten sich in Schlachtordnung zu stellen, und zwar ähnlich wie die Verbündeten in zwei Flügeln. Denn auch auf französisch-bayerischer Seite waren die Truppen getrennt gehalten, diejenigen Tallards mit denjenigen Marsins nicht vermengt, jedoch aus einem ganz anderen Grunde. Die Pferde der Armee Tallards litten, schon vom Elsaß her, an einer besonderen Krankheit, die bereits viele Thiere hinweg gerafft hatte. Man wollte diese Krankheit nicht auch unter die Armee Marsins bringen. [1])

Der rechte französische Flügel, unter Tallard, stand Marlborough gegenüber, und zwar, nach der Angabe des Ersteren, mit 36 Bataillonen und 44 Schwadronen. Tallard war demnach sowohl an Infanterie wie an Cavallerie schwächer als Marlborough. Dagegen waren Marsin und der Kurfürst auf dem linken Flügel, mit 42 Bataillonen und 83 Schwadronen, ungleich stärker als der Prinz Eugen. [2])

Rechnet man das Bataillon im Durchschnitte auf 500 Mann, die Schwadron auf 120: so würde das verbündete Heer betragen

---

[1]) Tallards Bericht vom 3. December, bei Pelet t. IV, p. 570.

[2]) Tallards Bericht vom 4. September, bei Pelet t. IV, p. 567. — Nach der Aussage Tallards zu Marlborough, bei Murray t. I, p. 417, betrug die ganze Armee 82 Bataillone und 147 Schwadronen.

haben etwa 52.000 Mann, das bayerisch-französische 54.000 Mann. Diese Rechnung jedoch würde nur eine annähernd richtige sein. An Qualität dagegen waren nach dem Urtheile des Markgrafen die verbündeten Truppen überlegen. [1])

Bereits um halb neun Uhr begannen die Geschütze zu feuern. Der Anfang des eigentlichen Treffens verzog sich, weil der Prinz Eugen für seine Aufstellung eines langen Umweges bedurfte. Es wurde ein Uhr Nachmittags, bis der wirkliche Kampf begann, von da an einer der hartnäckigsten und, nach Verhältnis der Anzahl der Streitenden, mörderischsten, welche die menschliche Geschichte kennt. Auf dem linken Flügel der Verbündeten stand die Sache schwankend bis fünf Uhr Abends. Dann faßte Marlborough die gesammte Cavallerie zu einem Hauptstoße zusammen. Er gelang. „Wir drängten, meldet Marlborough, mehr als dreißig französische Schwadronen in die Donau, wo die Mehrzahl von ihnen vor unseren Augen unterging.“ Denn das Ufer an jener Stelle fiel steil ab. Dort befand sich auch der Marschall Tallard. Ein hessischer Officier, Boineburg, erkannte ihn an dem Orden des heiligen Geistes, und nahm ihn gefangen.

Damit war dort wesentlich die Sache entschieden. Marlborough riß ein Blatt Papier aus seinem Taschenbuche, [2]) und entwarf darauf mit dem Bleistifte die wenigen Zeilen an seine Frau: „Ich habe nicht die Zeit mehr zu sagen, als die Bitte der Königin meine Unterthänigkeit zu melden und ihr kund zu geben, daß ihre Armee einen ruhmvollen Sieg errungen hat. Der Marschall Tallard und zwei andere Generale befinden sich in meiner Kutsche, und ich verfolge die Uebrigen. Der Ueberbringer, mein Adjutant Oberst Parker, wird Näheres melden. Weiterer Bericht folgt.“

Durch den Erfolg des letzten großen Angriffes wurden 26 Bataillone Infanterie und 12 Schwadronen Dragoner, welche Tallard in das Dorf Blindheim an der Donau gelegt hatte, von dem übrigen französischen Heere abgeschnitten. Sie vertheidigten sich erst noch. Dann wollten sie capituliren. Es wurde ihnen nicht vergönnt. Sie

---

[1]) Der Markgraf an den Kaiser am Schlachttage selbst, bei Röder, Bd. II, S. 60.

[2]) Daß dies gerade dann geschah, sagt der Caplan Hare, bei Murray t. I, p. 406.

mußten sich auf Discretion ergeben. Der Sieg auf dem linken Flügel war vollständig.

Schwieriger war der Kampf für den Prinzen Eugen auf dem rechten Flügel gegen die Uebermacht. Dies um so mehr, da namentlich der Kurfürst sich in vortheilhafter Stellung hielt, so daß es dem Prinzen Eugen erst gegen sieben Uhr Abends gelang in dieselbe einzubrechen. Er selbst sagte nachher: er habe nicht Ein Bataillon, noch Eine Schwadron, das oder die nicht mindestens viermal zum Angriffe angesetzt hätte.[1]) Marsin berichtet, daß er in Betracht der Niederlage Tallards den Rückzug angetreten habe; aber er selbst gibt als die Zeit seines Entschlusses an sieben Uhr Abends.[2]) Die Gefangennahme der französischen Infanterie im Dorfe Blindheim erfolgte gegen acht Uhr Abends. Jedoch konnten Marsin und der Kurfürst sich noch in einiger Ordnung zurückziehen, zunächst auf Lauingen und Dillingen, und am anderen Tage auf Ulm. Eine unmittelbare Verfolgung fand nicht statt. Ein besonderer Grund dessen war, daß die Verbündeten sich gehindert sahen durch die große Zahl der Gefangenen. Diese stieg in den nächsten Tagen bis auf 13.000 Mann, also den vierten Theil der gesammten französischen Armee.[3])

Marlborough verhielt sich in seinen Berichten über den Prinzen Eugen anders als früher über den Markgrafen am Schellenberge. Sowohl der Königin als den Generalstaaten meldete er, daß er die gute Führung des Prinzen Eugen und die Tapferkeit seiner Truppen nicht genug rühmen könne.[4]) Er hatte nach dem Treffen am Schellenberge unterlassen, sämmtlichen betheiligten Fürsten seinen Dank und seine Anerkennung für die Leistungen ihrer Truppen zu melden, und diese Unterlassung war namentlich in Hannover, wo man schwere Verluste zu beklagen hatte, nicht wohl aufgenommen. Nach Höchstädt machte Marlborough diese Unterlassung wieder gut. Sein Schreiben an den Kurfürsten Georg Ludwig spricht seine besondere Genugthuung aus über die Führung des Commandanten Bülow und der anderen Generale, so wie der Truppen, der Officiere sowohl wie der Mannschaft,

---

[1]) Coxe's Marlborough t. I, p. 312.

[2]) Pelet t. IV, p. 560.

[3]) Murray t. I, p. 421.

[4]) A. a. O., p. 392.

die, wie er sagt, sich sehr ausgezeichnet und an dem glücklichen Ausgange dieses Tages erheblichen Antheil haben.[1])

Der Markgraf Ludwig von Baden lag unterdessen vor Ingolstadt. Während er dort am 13. in einem Berichte an den Kaiser seine Ansicht über die Lage der Dinge entwickelte, ward ihm gemeldet, daß man von Westen her aus der Ferne den Donner von Kanonen vernehme. Er schrieb die Meldung für den Kaiser nieder, mit dem Zusatze: „Gott gebe seinen Segen dazu!"[2])

Von besonderem Interesse ist das Verhalten des Kaisers Leopold in diesen Tagen. Man hatte wiederholt beobachtet, im Anfange August, daß er trüber gestimmt war als gewöhnlich. Am 12. August beschied er den Bischof von Wien zu sich, und gebot ihm ein Triduum zu halten zur Erflehung des göttlichen Schutzes. Dies Verfahren war in Zeiten der Noth nicht selten angewendet; aber der Regel nach wurde dann der Anlaß ausdrücklich angegeben. In diesem Falle geschah es nicht, und es blieb daher Raum zu Vermuthungen. Die Meisten waren geneigt den Anlaß auf den Stand der Dinge für Carl III. in Spanien zu beziehen, weil am Morgen des 12. August aus Lissabon die Nachricht eingetroffen war, daß die Sympathien der Spanier für Carl III. weitaus nicht den Erwartungen entsprächen, die der Admiral von Castilien bei den verbündeten Mächten erregt, und um deren willen der Kaiser den Seemächten seinen Liebling Carl auf Nimmer-Wiedersehen anvertraut hatte.[3])

Am 13. August begann das Triduum. Man vernahm von dem Kaiser Leopold die Worte: „In diesen drei Tagen dürfte das Geschick des Hauses Oesterreich sich entscheiden." Die Worte fielen auf. Ein näherer Anhaltspunkt jedoch lag nicht vor. Erst dann, als die

---

[1]) Murray t. I, p. 412. Vom 16. August. Dies Urtheil wird in dem Werke: Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VI, S. 521, bestätigt mit den Worten: „An der Spitze der Gefechtsleistungen stehen alle Truppen des Hauses Braunschweig-Celle (Braunschweig-Lüneburg zu Hannover und Celle). Besonders die Brigade Bothmer, unter General-Lieutenant Bülows und General-Major Bothmers Führung, nahm den entscheidendsten Antheil an dem Waffenruhme des Corps de bataille des linken Flügels."

[2]) Röder, Bd. II, S. 70.

[3]) Stepneys Berichte vom 16. August, p. 379.

Nachricht des entscheidenden Sieges bei Höchstädt, vom 13. August, eintraf, liefen bald jene Worte des Kaisers von Munde zu Munde. „Ich bin nicht so abergläubisch, fügt der philosophisch angehauchte Engländer Stepney seinem Berichte bei, zu glauben, daß der fromme Kaiser die Gabe der Divination besitze, und dennoch halte ich es der Bemerkung werth, daß der 13. August, der Siegestag, zugleich der erste Tag des Triduums war." [1])

Der Kaiser Leopold brachte den beiden Feldherren, die den Sieg errungen, die volle wohlverdiente Anerkennung dar. Aber der Sieg war erfolgt ohne Betheiligung des Markgrafen. Um so wohlthuender berührt uns das Schreiben, mit welchem der Kaiser sofort, am 18. August, seinen Dank auch dem Markgrafen aussprach, so wie das Wohlwollen, mit welchem er auf alle Wünsche desselben einging. Der Markgraf hatte den Prinzen Lobkowitz nach Wien geschickt, mit der Bitte, daß der Kaiser ihm ein Regiment gebe. Leopold bewilligte. Dann griff er, um dem Markgrafen ein directes Lob aussprechen zu können, auf Schellenberg zurück mit den Worten: „Eure Liebden können wohl erachten, mit welcher Freude ich den glücklichen Erfolg von Schellenberg vernommen, welcher durch Ihre vernünftige Führung und Ihre Tapferkeit so wohl von statten gegangen, daß dadurch ein guter Anfang zu diesem Feldzuge gemacht worden. Eure Liebden werden schon vernommen haben, daß Marlborough und der Prinz Eugen den Kurfürsten und Tallard geschlagen haben. Da nun Eure Liebden die Belagerung von Ingolstadt vorgenommen, so werden Sie hoffentlich auch diesen wichtigen Platz bald erobern, der ja bei dieser Lage der Dinge keinen Succurs erhalten kann. Es ist mir auch leid gewesen, daß Eure Liebden am Schellenberg verwundet worden sind, und ich ersuche Sie, daß Sie Ihre Person nicht so viel exponiren, sondern zu erhalten suchen wollen, indem mir daran viel gelegen ist. Weil Eure Liebden für gut erachtet haben und auch ich es meinem und des gemeinen Wesens Dienste entsprechend befinde, daß mein allerliebster Sohn, der römische König, sich hinauf und zu der Armee begebe, obwohl die Zeit schon vorgerückt: so habe ich alles dazu veranstaltet, daß er in acht bis zehn

[1]) Stepneys Bericht vom 20. August, p. 386.

Tagen abreisen könne. Eure Liebden wollen sicherlich glauben, daß ich mein beständiges Vertrauen in Sie setze, und bei Gelegenheit allezeit Ihnen meine freundvetterliche Zuneigung beweisen werde." [1])

Zugleich mit dem Vater schrieb an den Markgrafen der römische König Joseph mit noch stärkerer Hervorhebung, daß dem Markgrafen allein der glückliche Erfolg von Schellenberg zu verdanken sei. [2])

Angenommen, der Markgraf Ludwig von Baden habe gegen seine zwei Mit-Feldherren Neid gehegt wegen des ohne ihn errungenen Erfolges: so hatte der Kaiser Leopold durch diese Anerkennung vom 18. August ihm allen Grund dazu benommen. Das kaiserliche Dankschreiben an Marlborough, hervorgerufen durch den Sieg bei Höchstädt, ist so ehrenvoll wie jemals ein Feldherr es erhalten; dasjenige an den Markgrafen, für welches ein unmittelbarer Anlaß nicht vorlag, athmet den wärmeren Hauch der persönlichen Zuneigung und Sorgfalt.

Der Markgraf selber sprach sofort den beiden Mit-Feldherren seine Glückwünsche aus. Marlborough erwiederte, daß er sein Lebenlang dem Markgrafen seine volle Dankbarkeit bewahren und trachten werde, durch alle ihm möglichen Mittel die Fortdauer seiner Freundschaft zu verdienen. [3])

Wir Spätere, denen die Gerechtigkeit gegen Alle obliegt, dürfen nicht unerwähnt lassen, daß eben so wie nach dem Tage von Schellenberg, auch dies Mal dem moralischen Urheber die volle Anerkennung ward. „Ich gratulire, schrieb der Mainzer Kurfürst Lothar Franz von Metternich dem Grafen Wratislaw, sowohl Ihnen als mir zu dem großen Siege vom 13; denn dieser Sieg ist billiger Weise als ein Erfolg Ihrer Unterhandlungen und Ihrer dem Gemeinwohl dadurch geleisteten guten Dienste anzusehen." [4])

Auf das Ersuchen Marlboroughs und des Prinzen Eugen begab sich Wratislaw einige Tage nach der Schlacht in das Hauptquartier des Markgrafen, um zunächst ihm eine Differenz zur Entscheidung vor-

[1]) Röder, Bd. II, S. 72. Vom 18. August.
[2]) A. a. O., S. 73.
[3]) Murray t. I, p. 419. Vom 18. August.
[4]) Schreiben vom 23. August in den Anglicis des k. k. Archivs.

zulegen. Marlborough betrachtete die in Blindheim gefangenen Franzosen als die seinigen, und hatte sich in diesem Sinne sofort nach England hin ausgesprochen, mit den Worten: „1200 Officiere und etwa 8000 bis 9000 Mann stehen als Gefangene zur Verfügung Ihrer Majestät der Königin.“ [1]) Von kaiserlicher Seite dagegen hatten sich Stimmen erhoben, daß die Gefangenen zu vertheilen seien. Der Markgraf entschied sofort, daß es unbillig sein würde, dem Herzog von Marlborough den Marschall Tallard streitig machen zu wollen. [2]) Im Uebrigen kam man über eine Vertheilung überein.

Die Sache in Betreff des Marschalls Tallard hatte freilich noch eine andere Seite. Er hatte von seiner zweijährigen Botschaft in London her dort eine große Bekanntschaft, namentlich unter den Jacobiten. Sobald daher die Kunde sich ausbreitete, daß Marlborough den Marschall als Gefangenen nach England bringen werde, sprachen dort die sämmtlichen Gesandten der verbündeten Mächte ihre Besorgnis aus, daß Tallard die Dienste eines Spions verrichten werde, und riethen ab. [3]) Allein die Eitelkeit führte über dies Bedenken hinweg. Der Kaiser entschied im Sinne des Markgrafen, nur mit dem Bedinge, daß Marlborough keinen Einwand erheben werde, die Auswechselung der Gefangenen von Rang auch zu Gunsten anderer Verbündeten eintreten zu lassen. Er nannte von seiner Seite namentlich Chassinet, den Neffen Lisolas, der noch von dem Aufstande von Neapel her in der Bastille saß, und den Lütticher Dombechanten Mean, [4]) dessen widerrechtliche und brutale Hinwegführung auf Befehl Ludwigs XIV. wir seiner Zeit vernommen haben (Band IX, S. 412).

Der andere Punkt, um dessen willen hauptsächlich Wratislaw sich zu dem Markgrafen begeben, war die Bitte der zwei Feldherren, daß der Markgraf bei den durch den Sieg veränderten Umständen die Belagerung von Ingolstadt aufgebe und sich mit ihnen zur nachdrücklichen Verfolgung der Feinde vereinige. Der Markgraf sagte sofort

---

[1]) Murray t. I, p. 392.

[2]) Wratislaws Bericht vom 17. August.

[3]) Hoffmanns Bericht vom 29. August.

[4]) Röder, Bd. II, S. 82. — Kaiserliches Rescript an Wratislaw, vom 26. August.

zu. [1]) Sein Bericht vom nächsten Tage darüber an den Kaiser lautet: „Ich muß bekennen, daß ich diese Festung, gegen welche ich die wichtigsten Anstalten schon vorbereitet, gern zuvor erobert hätte. Weil ich aber nach dem erlangten Siege es Ew. k. Majestät Interesse diensamer geachtet, mit Zusammenziehung aller Macht den Feind aus diesen Ländern hinauszudrücken, oder zu einer nochmaligen Schlacht zu zwingen: so habe ich meinen Wunsch ohne weiteres Bedenken dem Dienste Ew. k. Majestät zum Opfer gebracht, und die Sache so beschleunigt, daß ich noch heute aufbreche und nach Neuburg gelange." [2])

Bevor noch der Kaiser dieses Schreiben vom 17. August erhalten hatte, that er am 21. dem Markgrafen seine Freude kund, daß gerade ihm die Aufgabe der Belagerung von Ingolstadt zugefallen sei, sowie die Hoffnung, daß der baldige Fall dieser Festung erheblich beitragen werde, das bayerische Unwesen zu beenden. Der Kaiser untersagte, wie der Markgraf es gewünscht, jegliches fernere Brennen im Lande Bayern. Mit dem abermaligen Ausdrucke seines vollen Vertrauens in den Markgrafen fügt der Kaiser hinzu: „Ich stelle auch außer allen Zweifel, daß der Prinz Eugen und der Herzog von Marlborough zur Fortsetzung des glücklich Begonnenen von Eurer Liebden die weitere Direction empfangen." [3])

Dann erst, nachdem das Schreiben vollendet, erhielt der Kaiser die Mittheilung des Markgrafen, daß er die Belagerung von Ingolstadt nicht fortsetzen werde. Leopold erwiederte: da der Markgraf die sofortige nachdrückliche Verfolgung des Feindes mit aller Macht für wichtiger halte als die Belagerung von Ingolstadt: so trage auch er kein Bedenken, dies zu genehmigen. Denn er setze seine ganze Zuversicht in den tapferen und patriotischen Eifer des Markgrafen.

Für Marlborough handelte es sich um eine reelle Belohnung. Wratislaw hatte schon während des Marsches von Mainz aus südwärts, im Juni, dem Kaiser den Wunsch ausgesprochen, daß dem Marlborough der Titel eines Reichsfürsten verliehen werde. Der Kaiser war im Principe nicht abgeneigt: nur verlangte er von Wrati-

---

[1]) Wratislaws Bericht vom 17. August.

[2]) Röder, Bd. II, S. 73.

[3]) A. a. O., S. 78.

slaw einen bestimmten Vorschlag, an welchen Ort dieser Titel zu knüpfen sei, damit er nicht ein bloßer Schein bleibe, sondern eine Realität in sich habe. [1])

Es ist zur Charakteristik Marlboroughs sehr merkwürdig, daß er, obwohl der Kaiser diese seine Zustimmung erst am 20. Juni (neuen Stiles) in Wien niederschrieb, bereits am 15. Juni (neuen Stiles) seiner Frau die Nachricht meldet: Graf Wratislaw habe so eben einen Expressen vom Kaiser erhalten mit dem Angebote eines Fürstenthumes für Marlborough, welches ihm Sitz und Stimme unter den souveränen Reichsfürsten geben würde. Er malt die Ehre dieses Anerbietens weiter aus als die höchste, die von kaiserlicher Seite ihm geboten werden könne. Er gibt den Plan des weiteren Verfahrens an. Der Kaiser werde ein Handschreiben an die Königin richten, und die Königin werde dasselbe dem Cabinetsrath vorlegen. Inzwischen, sagt Marlborough, werde er den Grafen Wratislaw von weiteren Schritten in der Sache zurückhalten, bis er die Meinung der Königin und Godolphins wisse. [2])

So groß indessen, wie Marlborough gehofft, war der Eifer des Kaisers für diese Sache nicht. Leopold I. erließ nicht ein Handschreiben an die Königin, sondern der Resident Hoffmann in London erhielt den Auftrag um eine Audienz zu bitten und die Sache mündlich zu berichten. Hoffmann wendete sich zuerst an Harley. Beide begaben sich hinaus nach Windsor. Hoffmann trug vor, daß Marlborough dem Grafen Wratislaw auf das kaiserliche Erbieten geantwortet: aller sein Ehrgeiz beschränke sich auf die Gnade der Königin. Deshalb ersuche der Kaiser, daß die Königin dem Marlborough die Annahme des Reichsfürsten-Titels gestatte. Die Königin erwiederte: sie gebe mit Vergnügen ihre Erlaubnis. [3]) So zu Anfang August.

Bevor noch diese zustimmende Antwort der Königin eintraf, ließ Marlborough durch Wratislaw in den Kaiser dringen. Wenn die gnädige Gesinnung für ihn noch fortdauere: so gebe gerade der errun-

---

[1]) Kaiserliches Rescript vom 20. Juni.

[2]) Coxe vol. I, p. 166.

[3]) Wratislaws Schreiben an Hoffmann, vom 12. Juli. — Hoffmanns Bericht vom 3. August. — Man vergleiche die Gazette de Londres, N. 3958, vom 24. bis 27. Juli (a. St.).

gene Sieg den besten Anlaß. Es stünde ja auch ganz bei dem Kaiser das Territorium oder den Titel zu benennen. „Marlborough sagt, fährt Wratislaw fort, Ew. k. Majestät könnten diese Gnade in einem Schreiben an ihn in Anlaß des Sieges aussprechen, und dabei sagen, daß Sie nach diesem Ereignisse sich nicht für verpflichtet halten, auf die Antwort der Königin noch zu warten."

„Ich erachte unnöthig, fügt Wratislaw hinzu, Ew. k. Majestät darzulegen, wie unumgänglich Ihr Interesse verlangt, diesen Mann zufrieden zu stellen. Denn was er für Dero Erzhaus gethan, redet aus sich, und für die Zukunft weise ich darauf hin, daß der Krieg und der Friede von seinem Thun und Lassen abhangen, besonders da nach meiner Ansicht die Holländer nur durch ihn im Zaume gehalten werden können."

„Mir ist nicht bekannt, was Ew. k. Majestät im Reiche noch besitzen, auf Grund dessen ihm Sitz und Stimme am Reichstage verliehen werden könnte. Dies aber ist sein vornehmstes Verlangen. Wenn sonst nichts vorhanden, so wäre meine unmaßgebliche Meinung, daß Ew. k. Majestät ihm Burgau, ganz oder zum Theile, beilegten. Da er keine männliche Descendenz, auch keine Hoffnung auf eine solche hat, so würde das ihm Gegebene nicht lange aus des Erzhauses Händen verbleiben und mehr ein Name sein als eine Realität. In meinem ordentlichen Berichte habe ich die Sache nur kurz wie aus mir selbst berührt, weil Marlborough nicht gestatten will, daß ich melde: er habe dies ausdrücklich von mir begehrt." [1])

Ganz anders gab sich Marlborough nach England kund. Mit der zustimmenden Antwort der Königin in officieller Form gelangten an ihn privatim englische Bedenken gegen die Sache. Die Herzogin mahnte ab, rieth wenigstens zum Aufschube bis nach dem Ende des Feldzuges. Marlborough erwiederte: daß nach der Antwort der Königin eine Weigerung nicht mehr in seiner Macht stehe. Er wolle dem Rathe seiner Frau gemäß für den Aufschub arbeiten, so viel er könne: das einzige Bedenken dabei sei den Kaiser zu kränken. [2])

---

[1]) Der außerordentliche Bericht Wratislaws an den Kaiser persönlich, vom 22. August.

[2]) Coxe vol. I, p. 223.

Es scheint, daß der Kaiser nicht abgeneigt gewesen sein würde, ihm dies Bedenken zu erlassen. Denn der Bericht Wratislaws hat uns gezeigt, daß Niemand anders auf den Fürstentitel so lebhaft drängte, als gerade Marlborough.

Der Kaiser Leopold, um dem Wunsche zu willfahren, ließ ein Schreiben ausfertigen, in welchem er den Herzog Marlborough anredet als Reichsfürsten, mit dem Hinzufügen, daß Marlborough in gerechter Weise diesen Titel verdiene, und daß der Kaiser sich bemühen werde, ihm Sitz und Stimme im Reichstage zu verschaffen. Das Schreiben war datirt vom 28. August.[1]) Es befriedigte weder Wratislaw, noch viel weniger Marlborough. Es konnte nicht einmal vorgezeigt werden, weil der Kaiser die Unterschrift unter den Schluß einer Seite gesetzt hatte, wo das Schriftstück noch nicht zu Ende war.[2]) Das hinderte Marlborough nicht, eine Abschrift als formell richtig an Godolphin zu schicken, mit dem Bemerken: „Ich bin, wie ich auch dem Grafen Wratislaw ausgesprochen, sehr überrascht, daß man einen solchen Schritt gethan, bevor ich die geringste Kunde davon hatte.“[3]) Dann jedoch erhebt er auch gegen den Inhalt seine Bedenken, die Wratislaw nach Wien hin geltend zu machen hatte. Der Kaiser hatte nämlich seinem Gesandten abermals die Frage vorgelegt, wo er dem Marlborough ein Lehen anweisen könne. Wratislaw erwiedert: „Ich habe sondirt, ob er nicht in Schlesien etwas verlangen würde. Allein dies ist ihm nicht genehm; denn sein Ehrgeiz ist gerichtet auf Sitz und Stimme im Reichstage, und den Titel Durchlaucht. Um Ihres eigenen Interesses willen bitte ich Ew. k. Majestät dieser Sache bald ein Ende zu machen; denn bis dat qui cito dat. Und die Art und Weise, mit welcher man gibt, muß mehr als die Sache selbst angesehen werden, wie man denn, meines Erachtens, bereits gar zu lang damit gewartet hat. Ew. k. Majestät haben dieses Mannes noch lange vonnöthen, und ich bin versichert, die Krone Frankreichs würde, um ihn zu ge-

---

[1]) Eine englische Uebersetzung bei Coxe vol. I, p. 222. Ich wiederhole, daß bei Coxe nur die Actenstücke Werth haben.

[2]) Wratislaws ordentlicher Bericht vom 21. September.

[3]) Coxe vol. II, p. 223.

winnen, gern eine Provinz aufopfern." Wratislaw hebt abermals mit Nachdruck die Geltung Marlboroughs in Holland hervor. [1])

Dennoch blieb in Wien die Sache abermals liegen. Marlborough wurde ungeduldig. Am 13. October bat Wratislaw abermals für ihn, daß ein Ende gemacht werde möge, damit Marlborough, wie er sagt, nicht länger eine wunderliche Figur in der Welt mache, weil das Gerücht der Sache ausgegangen und dann keine Wirkung erfolgt sei. Der Kaiser Leopold kam nicht zu diesem Entschlusse. Die Sache eines Fürstenthumes für Marlborough zog sich hin bis tief in das nächste Jahr, nämlich bis zur persönlichen Anwesenheit Marlboroughs in Wien.

## Die Consequenzen der Schlacht bei Höchstädt.

Anders als bei dem siegreichen Heere, standen nach der Schlacht von Höchstädt die Dinge auf bayerisch-französischer Seite. Man erzählte, daß der Kurfürst Max Emanuel, nach der Ankunft in Leipheim in der Nacht des 13. August, sich vergessend zu dem Grafen Arco laut in die Worte ausgebrochen sei: „Arco, ich weiß, der Teufel soll mich holen, nicht mehr, was ich anfangen soll." [2])

Seine Briefe an die Kurfürstin in diesen Tagen machen einen ähnlichen Eindruck. Die Frau begab sich mit ihren Kindern auf den Weg, um den Gemahl in Memmingen zu treffen, und sein Schicksal zu theilen. Die nachdrängenden kaiserlichen Truppen vereitelten diesen Plan. Die Kurfürstin mußte nach München zurückkehren.

In der Wirklichkeit indessen standen für den Kurfürsten persönlich die Dinge zu Anfang nicht ungünstig. Er entsendete ins Hauptquartier der Verbündeten zuerst den Baron Zirkenstein, dann seinen Beichtvater. Dieser brachte die Anfrage, ob man dem Kurfürsten noch die früheren Bedingungen bewilligen wolle; denn es sei nun die Zeit, ihn von den Franzosen zu trennen und diese aus Deutschland zu bringen. Diese früheren Bedingungen überwiesen dem Kurfürsten zu

---

[1]) Reservirter Bericht Wratislaws an den Kaiser, vom 12. September.

[2]) Das unter Chur-Bayern und französischer Gewalt hart gedrückte Schwaben. Freiburg 1705. S. 350.

seinem eigenen Besitze noch Burgau und Neuburg. Marlborough war der Ansicht, dieses Angebot zu streichen, dagegen dem Kurfürsten sein Erbland zu sichern, gegen die Bedingung, daß er sofort für englische und holländische Subsidien 8000 Mann zur Hülfe für Victor Amadeus marschiren lasse. Marlborough war sogar zu den Mitteln für 12.000 Mann erbötig. [1])

Die an den Kurfürsten Max Emanuel am 19. August abgesandte Stafette mit diesen Erbietungen ward von den Franzosen aufgefangen.

Unterdessen war Max Emanuel in sehr lebhafter Correspondenz mit der Kurfürstin Theresa. Seine Briefe [2]) sind durchwoben mit einem Wuste von Betheuerungen seiner Liebe und Treue, die bei der Lage der Dinge, in der er sich befand, vielleicht aufrichtig gemeint sein mochten, die wir jedoch, in Betracht seines Lebenswandels vorher und nachher, auf sich beruhen lassen dürfen. Wichtiger ist in den Briefen seine täglich steigende Neigung bei Frankreich auszuhalten. Dazu mochte ein besonderer Umstand beitragen. Von Tuttlingen aus schreibt er am 21. August: „Ich bleibe bei der (französischen) Armee. Wenn nicht, so würde ich nicht Einen Mann von meinen Truppen behalten: sie desertiren mit Gewalt.“ [3]) Freilich, aber woraus bestanden denn auch diese Truppen? — „Die Mehrzahl der Infanterie, sagt Max Emanuel einige Wochen später, sind mit Gewalt vom Lande genommene Bauern.“ [4])

Die Worte enthalten in sich selber ein scharfes Urtheil über das Thun des unheilvollen Mannes. Und dennoch wollte er es fortsetzen, in derselben unaufrichtigen und unehrenhaften Weise, in der er es begonnen. Er übermittelt der Kurfürstin seine Vollmacht und seine Instructionen zum Abschlusse eines Vertrages mit dem Kaiser, um seine Familie und seinen Schatz sicher zu stellen. Er jedoch will im Dienste Ludwigs XIV. beharren, der ihm für alle Fälle seinen Schutz

---

[1]) Die Berichte Wratislaws vom 22. und 25. August.

[2]) Gedruckt größtentheils in den Abhandlungen zur Geschichte Oesterreichs u. s. w. von C. v. Höfler. Wien 1871. Heft II, S. 98 u. f.

[3]) Röder, Bd. II, S. 75.

[4]) Höfler, a. a. O., S. 113.

versprochen habe, wenn er nur nicht sich bewegen lasse, die Waffen wider Frankreich zu ergreifen. Und zwar will Max Emanuel nicht blos persönlich in diesem Dienste beharren, sondern trachtet zu diesem Zwecke auch noch Cavallerie aus Bayern an sich zu ziehen. Er geht darin so weit, der Kurfürstin Rath zu geben, wie es anzufangen sei, daß auch nach dem Abschlusse des von ihm gewünschten Vertrages bayerische Cavallerie westwärts durchbrechen und zu ihm stoßen könne. So blieb Max Emanuel auch nach dem Schlage von Höchstädt sich selber treu in der Untreue und Unwahrhaftigkeit. [1])

Was immer er von Ludwig XIV. noch hoffen mochte, damals war er auf der Flucht, und hinter ihm drein schallte der Spott und die Schadenfreude der Schwaben, über welche sein rechtloses und frevelhaftes Beginnen so unendlichen Jammer gebracht. Er hatte in der Zeit seines Uebermuthes sein eigentliches Ziel nicht allzu sehr verhehlt, sogar in eine Fahne eine Krone gesetzt, mit der Umschrift: Aut coronari, aut rumpi. In Schwaben nahm man die Worte in ihrer eigentlichen Bedeutung, und machte Verse darauf, die weniger sich durch poetische Schönheit auszeichnen, als sie dem vollen Ingrimme und der verdienten moralischen Geringschätzung gegen die Persönlichkeit des Kurfürsten Max Emanuel Ausdruck geben. [2])

Auf französischer Seite scheint der Schlag, den man erlitten, zuerst nicht in seiner vollen Bedeutung gewürdigt zu sein. In Ulm angekommen, zwei Tage nach der Schlacht, erstattete der Marschall Marsin dem Minister Chamillart einen Bericht, und zwar, wie er denselben beginnt, nach dem Unglücke, welches dem Marschall Tallard widerfahren sei. [3]) Er meldet, daß er etwa dreißig feindliche Fahnen und Standarten genommen, und daß er nun, in Folge des Unglückes von Tallard, mit Zustimmung des Kurfürsten und aller Generale, sich auf die Armee des Marschalls Villeroy zurückziehe. Der Bericht ließ die Schwere des erlittenen Verlustes nur etwa errathen.

Die Gemüther in Versailles oder Paris waren auf eine Kunde wie diejenige von Höchstädt nicht vorbereitet. In Versailles reihte

---

[1]) Höfler, a. a. O., S. 117.

[2]) Das unter Chur-Bayerischer und Französischer Gewalt gedrückte Schwaben u. s. w., S. 371 u. f.

[3]) Pelet t. IV, p. 558.

sich eben damals Fest an Fest wegen der Geburt des ersten Urenkels von Ludwig XIV., des Herzogs von Bretagne. Eins dieser Feste führte eine allegorische Darstellung des Krieges vor. Der Kriegesgott Mars, auf einem Throne auf vergoldetem Wagen, erschien vor Ludwig XIV., um ihn zu begrüßen. Seine Anrede begann mit den Worten: Souverain maître de la terre, und fuhr fort im ähnlichen Sinne. Der officielle Bericht fügt hinzu: dont le roi parut très-satisfait. Man erblickte eine andere Darstellung, welche die Flußgötter der Seine und des Tajo als gekrönte Sieger zeigte, zu ihren Füßen diejenigen der Donau, des Rheines, der Maas, der Themse, als besiegte.[1] Endlich loderte ein Feuerwerk empor, zu dem Zwecke, wie man sagte, den Zuschauern ein lebhaftes Bild des Krieges darzustellen.[2] Die Ahnung, daß die grause Wirklichkeit eben damals an der Donau in anderer Weise sich vollzog, lag dem schaulustigen Haufen noch fern. Ludwig XIV. selber erhielt nicht zuerst eine directe Nachricht von Höchstädt. Dagegen trafen am 21. August von Osten her eine Reihe von Briefen mit der Meldung ein. Das Gerücht erfüllte die Stadt.[3] Ludwig XIV. ließ sofort an den Marschall Marsin ein Schreiben ergehen, welches beginnt: „Die Nachrichten von Stuttgart, Basel und anderen Orten, so wie die Briefe kriegsgefangener Officiere meiner Truppen an ihre Verwandten hier, belassen mir keinen Zweifel, daß am 13. August bei Höchstädt ein Treffen statt gefunden, mit beträchtlichem Vortheile zu Gunsten der Gegner." Dennoch sieht man dem Briefe an, daß Ludwig XIV. noch nicht die volle Wahrheit weiß. Er spricht von den Truppen, die unter Marsins und Tallards Commando stehen. Er befiehlt den Rückzug auf die Armee Villeroys. Er schließt mit den Worten, daß er nicht fasse, wie es möglich, daß er von Marsin oder Tallard noch keine Nachricht habe, daß er dagegen sie stündlich erwarte, und dann hoffe, die Dinge nicht in so schlimmem Zustande zu sehen, wie die Feinde ihn verkünden.[4]

---

[1]) Theatrum Europaeum, Theil XVII, S. 186.

[2]) Dangeau t. X, p. 217.

[3]) Man vergleiche das Schreiben der Herzogin von Orleans, vom 21. August, bei Ranke: Fr. Geschichte, Bd. VI, S. 210.

[4]) Pelet t. IV, p. 615. Vom 21. August.

Statt dessen erfolgte die Bestätigung. Bereits am folgenden Tage entwickelte Ludwig XIV. als Oberfeldherr in Versailles seinen Plan, für die noch übrige Zeit des Feldzuges im Elsaß und in Flandern eine ehrenhafte Defensive zu behaupten. Er hoffte, daß gemäß seiner Vertheilung seiner Truppen die Marschälle Villeroy und Marsin im Stande sein würden, dem ferneren Andrange der Feinde zu widerstehen.[1] Die Richtung dieser Gedanken des Königs erreichte ihren Gipfel in den Worten der Frau von Maintenon: „Wenn die drei Marschälle wüßten, welche Bestürzung der Verlust dieser Schlacht über uns gebracht: so würden sie sehr bald ihren Fehler wieder gut machen."[2]

Unterdessen eilten die drei verbündeten Feldherren mit ihren Armeen westwärts, jenen beiden nach. Das schwer mishandelte Augsburg ward sofort befreit. Die bayerisch-französische Besatzung in Ulm wollte sich vertheidigen, und der Markgraf beließ deshalb vor der Stadt den General Thüngen, der am 12. September die Capitulation erzwang. Der Graf Wratislaw hatte vorgeschlagen, daß man zuerst die noch in Bayern verstreueten Truppen des Kurfürsten aufsuche. Aber der Mangel an allem Widerstande von Seiten der Marschälle Villeroy und Marsin brachte auch ihn zu der Ansicht, daß es besser sei zunächst die Feinde völlig hinweg zu treiben. Die Folgen der Schlacht traten täglich mehr hervor. Die Hußaren der Verbündeten waren den abziehenden Franzosen immer auf den Fersen, und fanden bereitwillige Helfer an der Landbevölkerung. Dazu kamen die Desertionen, namentlich der Bayern. Aufgefangene französische Briefe, von Tuttlingen aus am 19. August nach Paris geschrieben, enthielten die Meldung, daß der Verlust seit der Schlacht bis dahin über 40.000 Mann betrage.[3] Bereits am 30. August erreichten die Marschälle die Stadt Kehl, und überschritten am 31. den Rhein. Am selben Tage traf der Prinz Eugen mit seinen Truppen in Rastadt ein.[4]

---

[1]) Pelet t. IV, p. 616. Vom 23. August.

[2]) Lettres de M. de Maintenon, t. II, p. 158.

[3]) Murray t. I, p. 434. Schreiben Marlboroughs vom 27. August. Eben so p. 435, 438.

[4]) Röder, Bd. II, S. 83. Murray t. I, p. 462.

Die Absicht des Markgrafen war den Feind in derselben nachdrücklichen Weise bis Hagenau zu verfolgen, also über die festen Plätze Landau und Fort Louis hinaus, und dann erst die Belagerung von Landau vorzunehmen. Marlborough hielt entgegen, daß die Truppen ermüdet seien, und die Zeit des Feldzuges zu Ende gehe, daß dagegen die Verbündeten, und namentlich die Republik Holland in der Eroberung von Landau einen ehrenvollen Abschluß des Feldzuges sehen würden. Da inzwischen auch der römische König Joseph eingetroffen war und es erforderlich schien, daß ihm zum Ruhme eine besondere Leistung erfolge, so begab sich der Markgraf mit einer Armee von 27 Bataillonen und 44 Schwadronen vor Landau, am 17. September. Marlborough und der Prinz Eugen nahmen ihre Stellung an der Lauter, um die Belagerung zu decken. Sie richteten zugleich ihre Blicke auf Trarbach. [1])

Daß erst der Beginn dieser Belagerung den Franzosen den Umschwung der Dinge völlig vor Augen legte, ergibt sich aus den Aeußerungen des Kriegsministers Chamillart. „Ich hätte nie geglaubt, schreibt er am 19. September an Marsin, daß die Folgen des Tages von Höchstädt so unheilvoll sein würden, wie sie sich jetzt darstellen, so sehr, daß bereits einen Monat später die Feinde das Elsaß zum Zittern bringen, und es in ihrer Wahl haben diesen oder jenen Platz dort nach ihrem Ermessen zu belagern. Dieser Wechsel ist sehr betrübend und erschreckend für diejenigen, welche an so große Umwälzungen nicht gewöhnt sind. Möge Gott geben, daß wir von der Sache abkommen mit dem, was sie uns bis jetzt gekostet hat!" [2])

Der Wunsch schließt in sich die Ahnung, daß die Folgen sich nicht beschränken würden auf den bisherigen Verlust. Darum ist hier der Ort, die Schlacht von Höchstädt im Zusammenhange der Dinge zu überblicken, ihre Bedeutung für das gesammte Europa klar zu stellen.

Im Beginne des Feldzuges von 1704 hatte Ludwig XIV. nicht bloß die Oberhand, sondern auch, vermittelst des Kurfürsten von Bayern einerseits, der Rebellen in Ungarn andererseits, den Arm bereits erhoben zum tödtlichen Streiche wider den Kaiser und das

---

[1]) Röder, Bd. II, S. 85.

[2]) A. a. O., S. 87.

Reich. Wenn dieser Plan gelang, wenn das alte Reich in Trümmer fiel, wenn es dem Kurfürsten von Bayern gelang, ein neues Reich von des französischen Königs Gnaden zu erbauen: so mochten immerhin die Holländer noch ihre Südgrenze gegen Frankreich vertheidigen wollen: die Waffen des neuen Reiches, welches Max Emanuel plante, kamen ihnen von der bisher befreundeten Seite, von Osten her, in den Rücken, und schlugen ihre Republik zusammen. Dann mußte die Republik, wenn anders Ludwig XIV. sie fortbestehen ließ, sein Bundesgenosse werden, ihre Streitkräfte ihm zur Verfügung stellen, und demgemäß, da England allein der dann erwachsenden Uebermacht nicht Stand zu halten vermocht hätte, war die Consequenz die Wiedereinsetzung des Hauses Stuart in England als Vasall Ludwigs XIV. Indem daher die Königin von England einging auf den Vorschlag des Grafen Wratislaw, ihre Armee an die Donau zu senden, handelte sie zunächst im Interesse des Kaisers, mittelbar jedoch eben so sehr für sich, für die Erhaltung ihres Thrones. Auf dem Schlachtfelde bei Höchstädt an der Donau ward nicht bloß über den Fortbestand des alten Reiches entschieden, so wie über die Erhaltung der Dynastie Habsburg und der Monarchie derselben, sondern auch über die Befestigung der Thronfolge in England. Man kann nicht ohne Erregung die Worte lesen, mit welchen Marlborough die furchtbare Wirkung seines letzten Angriffes wieder gibt: „Wir drängten über dreißig französische Schwadronen in die Donau, wo wir die Mehrzahl von ihnen untergehen sahen;" — aber eben dieser Stoß war entscheidend für die Schlacht, weil er die Verbindung der Theile von Tallards Armee zersprengte, und die Gefangennahme der Tausende in Blindheim war die Consequenz. Jener Angriff war der Wendepunkt, und zwar nicht bloß der Schlacht, sondern des Glückes von Ludwig XIV.

Und von hier aus müssen wir noch einen Schritt weiter gehen. Bis dahin hatte Ludwig XIV. in dem großen Streite um die spanische Erbfolge allerdings minder glücklich gekriegt, als in den beiden langen Kriegen vorher. Er hatte in den Jahren 1701 und 1702 manchen Nachtheil erlitten. Aber die unverhofften Erfolge des Jahres 1703 hatten ihn wieder gehoben, das Beharren des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern im Verrathe an seinem Vaterlande hatte ihm die Offensive zurückgegeben. Dies war fortan vorbei. Eine Nieder-

lage wie die bei Höchstädt hatte Ludwig XIV. bis dahin nicht erlebt. Auf den Feldern dort war das Schwert der Offensive gegen den Kaiser ihm zerbrochen.

In einer besonderen Beziehung freilich darf man den Sieg nicht überschätzen. Das alte römische Reich deutscher Nation bestand in Folge dessen fort, oder richtiger, ging noch nicht unter. Allein es gewann durch den Sieg von Höchstädt nicht eine positive Kraft der Regeneration zurück. Denn nicht das Reich als solches hatte die bayerisch-französische Offensive zurückgeschlagen, sondern fremde Waffen hatten das Werk vollbracht. Der Prinz Eugen war zwar kaiserlicher Feldherr; aber unter den Truppen, die er führte, waren die eigentlich kaiserlichen, einige Schwadronen Cavallerie, ein geringer Bruchtheil, welcher nicht eine besondere Anerkennung davon trug. Es gab deutsche Truppen bei Höchstädt genug; aber sie standen eben so, wie die Dänen, im Dienste der Seemächte. Eine Begeisterung für das alte Reich kittete nicht die verbündeten Streitkräfte bei Höchstädt zusammen, und darum konnte auch der Erfolg von dort aus nicht erhebend, belebend, kräftigend auf das Gefüge des alten Reiches zurück wirken.

Andererseits jedoch kam der Sieg von Höchstädt nicht bloß den unmittelbaren Gegnern Ludwigs XIV. zu gute, sondern der europäischen Menschheit, und dies mehr noch als damals und später Viele erkannt haben, die es hätten erfassen sollen. Wir haben in diesem unserem Werke den König Ludwig XIV. begleitet von seinen ersten Mannesjahren an bis nun, wo er in das Greisenalter trat. Wir haben von seiner Heirath an als den dominirenden Charakterzug seiner Politik kennen gelernt sein Trachten nach dem spanischen Erbe, und als das hauptsächliche Mittel dazu, mehr noch als seine Macht, seine List, seine Unwahrheit. Eben dadurch war er unmittelbar oder mittelbar der Urheber aller seiner vier Kriege geworden, eine Geißel nicht bloß des eigenen Volkes, sondern aller seiner Zeitgenossen. Der Gesammtheit daher gereichte es zum Heile, daß dieser König, der über die reiche Volkskraft Frankreichs verfügte nach seinem Ermessen, zum Unheile seines eigenen Königreiches wie aller anderen Völker, endlich einen Schlag erlitten hatte, der ihn beschränkte auf die Defensive, und eben darum ihm die Nöthigung zum Frieden auferlegte, wenn seine Gegner ihm denselben gestatten wollten.

Und selbst darüber noch ging die Bedeutung des Tages von Höchstädt weit hinaus. Vielleicht erscheint es Manchem paradox, was ich jetzt sagen werde, nämlich in Betreff des Verhältnisses des Tages von Höchstädt zur kirchlichen Freiheit. Fassen wir das Religions-Bekenntnis der Kämpfenden ins Auge. Wir sehen auf Seiten der Verbündeten die protestantischen Religions-Bekenntnisse weitaus überwiegend. Nur die wenigen Kämpfer direct im kaiserlichen Dienste gehörten der katholischen Kirche an: die Anderen waren Anglicaner, Lutheraner, Reformirte. Auf dem linken Flügel, den Marlborough führte, waren die Katholiken, wenn überhaupt vorhanden, jedenfalls in verschwindend kleiner Minorität. Das bayerisch-französische Heer dagegen bestand fast lediglich aus Katholiken. Die beiden Häupter, Ludwig XIV. und Max Emanuel, pflegten jederzeit geflissentlich ihre Katholicität hervorzuheben. Aehnlich wie Ludwig XIV. vor seinen Unterthanen seinen Kriegen gegen die Seemächte den Stempel des Religionskrieges aufzuprägen suchte, hatte auch Max Emanuel getrachtet die armen Bayern durch den Ruf des Religionskrieges wider die meist protestantischen Schwaben und Franken zu bethören.

Der kaiserliche Botschafter in Rom, Graf Lamberg, schickte seinen Secretär mit der Meldung des Sieges an den Papst Clemens XI. Als dieser sein Bedauern für den Kurfürsten aussprach, erwiederte der Secretär: „Es ist eine wohl verdiente Züchtigung für einen Fürsten, der ungeachtet so vieler Mahnungen sich geweigert hat zurückzukehren zu seiner Pflicht und sein rechtmäßiges Oberhaupt anzuerkennen, der dagegen beharrt im Verrathe an seinem Vaterlande." Der Papst erwiederte mit Seufzen: „Er war der mächtigste katholische Fürst in Deutschland, und dadurch wird die katholische Religion leiden." [1])

Und dennoch liegen die Dinge umgekehrt. Nicht Ludwig XIV. und Max Emanuel kämpften für die katholische Kirche, sondern die Gegner. Ob sie es thaten mit eigener bewußter Klarheit über die Tragweite ihres Kampfes, ist hier nicht die Frage. Es kommt darauf an, ob sich wirklich und thatsächlich die Dinge so verhielten, auch wenn die Betheiligten selber sie nicht bis auf den Grund durchschauten.

---

[1]) Lambergs Bericht vom 20. September.

Seit den Zeiten der Hohenstaufen hatte es keinen König in Europa gegeben, so gefährlich für die kirchliche Freiheit wie Ludwig XIV. Nicht ist damit die Freiheit der Hugenotten gemeint, sondern die Freiheit der katholischen Kirche. Und zwar auch wieder nicht bloß der katholischen Kirche in Frankreich, sondern derjenigen des Erdballs. In den Zeiten der Kirchenspaltung hatten Könige und Fürsten sich und ihre Länder losgesagt von der kirchlichen Jurisdiction der Nachfolger des Apostels Petrus, und hatten je für das von ihnen beherrschte Volk sie sich selber angeeignet. Aber ihre Feindseligkeit gegen Rom beschränkte sich auf diesen eigenen Abfall, that über das eigene Land hinaus der Freiheit des römischen Stuhles und der Kirche keinen Abbruch. Anders das Trachten Ludwigs XIV. Nicht der Abfall von Rom war ihm das Ziel, sondern seine Herrschaft über Rom. Jahrzehnte lang hatte er getrachtet, den päpstlichen Stuhl seinem Königthume dienstbar zu machen. Sein Streben war gescheitert an der Kraft des Widerstandes von Innocenz XI., Alexander VIII., Innocenz XII. Er hatte zurückziehen müssen. Aber die Hoffnung war ihm neu aufgegangen durch die Besitznahme des spanischen Erbes, und wir haben aus seinen eigenen Worten an seinen Enkel (Band IX, S. 23) die Erneuerung seiner Absicht vernommen. Die Lage der Dinge war gefährlicher als früher, weil auf dem päpstlichen Throne Clemens XI. saß, dessen bisheriges Verhalten weder von hoher politischer Einsicht zeugte, noch die Charakter-Kraft von Innocenz XI. voraussetzen ließ. Ein Sieg daher der französischen Waffen bei Höchstädt, welcher Ludwig XIV. zum Herrn von Westeuropa gemacht hätte, würde die ähnliche Gefahr auch für die Freiheit des römischen Stuhles, des letzten Hortes aller sittlichen Freiheit auf Erden, heraufbeschworen haben. Die Niederlage Frankreichs bei Höchstädt gereichte ihr zum Heile. Fortan war die Gefahr, wenn nicht ganz vorüber, so doch weit geringer. Und darum ist der Tag von Höchstädt, der 13. August 1704, einer der denkwürdigsten Tage der Geschichte nicht bloß der zunächst betheiligten Völker und politischen Mächte, sondern der gesammten Christenheit.

### Fortdauer des Kriegszustandes in Bayern.

Andererseits haben wir die Frage aufzuwerfen und zu beantworten, ob die Wirkungen der Schlacht von Höchstädt sofort eine nach-

haltige Wirkung auf die nächsten Kriegsschauplätze ausübten, auf den bayerischen selbst und denjenigen von Ungarn.

In der Schlacht bei Höchstädt war nur die Minderheit der bayerischen Truppen mitgeschlagen, und zwar auf dem linken Flügel, der nicht sich völlig auflöste. Die Mehrzahl der Truppen stand noch vertheilt durch Bayern. Es war die Frage erörtert, ob es nach der großen Schlacht nicht vorzuziehen sei, zunächst Bayern völlig zu reduciren, und nicht wenige Stimmen von kaiserlicher Seite hatten sich dafür ausgesprochen. Aber während von dort her in der ersten Zeit noch die Hoffnung auf einen gütlichen Ausgleich blieb, lud der unaufhaltsame Rückzug der Franzosen wie zur Verfolgung ein. Inzwischen gingen die Verhandlungen mit der Kurfürstin Theresa fort. Der Hinblick auf die noch erhebliche Truppenmacht in Bayern machte die Kurfürstin weniger willig.[1]) Dennoch kam endlich, am 7. November, in dem Hauptquartier zu Ilbersheim ein Vertrag zwischen dem römischen Könige Joseph und der Kurfürstin zu Stande. Die bayerischen Truppen sollten entlassen, die noch besetzten Festungen überliefert werden. Der Kurfürstin mit ihren Kindern verblieb das Rentamt München, diese Stadt mit geschleiften Festungswerken und eine Leibwache.[2])

Dem Prinzen Eugen fiel die Aufgabe zu, diesen Vertrag zum Vollzuge zu bringen. Er scheint sie zu Anfange sich leichter gedacht zu haben, als sie in Wirklichkeit war, namentlich in Betreff der Hoffnung, viele bayerische Soldaten für die kaiserliche Armee in Italien zu gewinnen.[3]) Bei seiner Ankunft in Bayern, zu Anfang December, überzeugte er sich sogleich, daß er auf Willigkeit von bayerischer Seite nicht viel zu rechnen habe. Es befanden sich in Bayern noch etwa 13.000 bis 14.000 Mann Soldaten. Auf die Forderung des Prinzen Eugen, die Festung Ingolstadt ihm zu überliefern, ward ihm erwiedert, daß die Besatzung sich auflehnend verhalte. Der Prinz Eugen entsendete daher, am 2. December, von Neuburg an der Donau aus ein eindringliches Schreiben an die Kurfürstin, mit der Forderung einer

---

[1]) Man sehe die Berichte Wratislaws in dem Werke: Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VI, S. 893 u. f.

[2]) Der Vortrag im deutschen Original-Texte in dem Werke: Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VI, S. 902.

[3]) Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VI, S.-H. S. 232.

sofortigen kategorischen Antwort, ob die Kurfürstin willig sei den Vertrag auszuführen. Im anderen Falle lehnte er die Verantwortlichkeit des kommenden Unheils von sich ab. Die Kurfürstin erließ einen Befehl über den anderen nach Ingolstadt, und der Prinz Eugen schenkte ihr Glauben, daß sie an der Meuterei dort keine Schuld getragen. Die Festung Ingolstadt wurde den Kaiserlichen eingeräumt.[1])

Ungleich schwieriger aber stand die Sache mit den bayerischen Soldaten. Die Nachwirkung des Brennens im Sommer war Haß und Erbitterung gegen den kaiserlichen Dienst. Der Kaiser, der persönlich an diesem Brennen keine Schuld trug, hatte gehofft, die Bayern würden leicht in seinen Dienst zu bringen sein. Anders berichtete es ihm der Prinz Eugen. Mit leeren Händen, ohne einen Kreuzer Geld, berichtete er, werde er die bayerischen Soldaten nicht gewinnen, um so weniger, da der kaiserliche Kriegsdienst wegen des Mangels der Bezahlung in ziemlich großen Miscredit verfallen sei. Wer dagegen nach Bayern komme mit Geld in der Hand, wie die Werbeofficiere des Kurfürsten von der Pfalz, dem fehle es nicht an Zulauf.[2]) Der Erfolg der kaiserlichen Werbungen in Bayern blieb daher weit unter dem Anschlage.

Den Prinzen Eugen drängte es, zunächst nach Wien zurückzukehren, und dann für den Feldzug des Jahres 1705 sich wieder nach Italien zu begeben. Er ordnete daher die bayerischen Angelegenheiten, so gut er unter den obwaltenden Umständen es vermochte. Seine ausführlichen Erlasse an die Militär-Commandanten Gronsfeld und Herbeville legen Zeugnis ab für seinen guten Willen, „daß mit den Soldaten auch die Einwohner leben und bei Haus und Hof verbleiben könnten, folglich nicht gar ins Verderben gestürzt oder an den Bettelstab gebracht werden möchten".[3]) Aber in diesen Worten selber liegt die Thatsache ausgesprochen, daß das bayerische Land militärisch occupirt war und, den Umständen nach, es bleiben mußte. Es war die Frage, ob dies zur Stärkung der Sache des Kaisers gereichen konnte.

---

[1]) Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VI. Die Berichte des Prinzen Eugen im December.

[2]) A. a. O. S. 239.

[3]) A. a. O., S.-H. S. 292.

Andererseits haben wir aus der Instruction des Kurfürsten Max Emanuel an seine Frau ersehen, in welchem Sinne er ihr gestattet hatte, auf einen Vertrag einzugehen.

Es lag daher in den bayerischen Zuständen zu Ende des Jahres 1704, ungeachtet des glücklichen Feldzuges, nicht die Gewähr eines sicheren Friedens.

## Die Fortdauer der Wirren in Ungarn.

Noch weniger übten die Erfolge an der Donau eine entscheidende Wirkung aus auf die Zustände in Ungarn.

Wir haben gesehen, wie Rakoczy am 9. August dem Könige von Frankreich seine Lage als nicht günstig schilderte und dringend um neue und größere Geldmittel bat. Er versprach durch Unterhandlungen die Sache sechs Monate hinzuhalten, und meldete, daß England und die Republik der Niederlande dem Kaiser die Verwendung einer stärkeren Macht in Ungarn nicht gestatten würden.

Rakoczy war darin, von welcher Seite immer es sein mochte, wohl unterrichtet. Der Sieg bei Höchstädt änderte nicht diese Disposition der Seemächte, sondern verstärkte sie. Bereits drei Tage nach der Schlacht, am 16. August, schrieb Marlborough an Stepney in Wien die dringende Aufforderung, alles aufzubieten, daß der Kaiser sofort mit Ungarn Frieden schließe, damit der Herzog von Savoyen durch ein starkes kaiserliches Hülfscorps die Frucht des Sieges von Höchstädt mitgenieße. Die Frage, ob denn auch Rakoczy seinerseits einen Frieden schließen wolle, ward dabei nicht berührt. Marlborough verließ sich völlig auf Stepney, so sehr, daß er einige Tage später von dem Letzteren Rath und Anweisung verlangte, wie er in dieser wichtigen Angelegenheit auf den kaiserlichen Hof einzuwirken habe.[1])

In entsprechender Weise verfuhren die Regierungen in London und im Haag. Auf die Siegesnachricht that der Staats-Secretär Harley sogleich dem Gesandten Stepney in Wien seine Besorgnis kund, daß der Ausnutzung des Erfolges von Wien aus Schwierigkeiten

[1]) Stepneys Berichte vom 20. und 27. August, p. 287 und 405.

in den Weg gelegt werden könnten, zugleich aber die Hoffnung, daß der Credit Marlboroughs am Kaiserhofe stark genug sein werde, Stepney in seinen Bemühungen für den Frieden mit Ungarn zu stützen. [1]) Demgemäß trat Stepney in Wien auf, und sein schwächerer College, der Holländer Bruininx, dessen Weisungen vom Haag her ähnlich lauteten, schloß sich ihm an.

Die eigene Darstellung Rakoczys vom 9. August hat gezeigt, daß damals leichter noch als zuvor der Aufstand mit einer geringen Macht zu Boden geschlagen werden konnte. Rakoczy selber gab seine ganze Macht auf 5000 Mann an; demnach hätte die Verstärkung Heisters um dieselbe Zahl durchaus genügt. Aber der Kern aller Reden Stepneys war: keine Truppen aus Deutschland nach Ungarn. Es blieb bald nicht dabei. Rakoczy wollte nicht bloß nicht überwältigt werden, sondern er bedurfte auch, wie er an Ludwig XIV. gemeldet, nothwendig eines Stillstandes der Waffen. Es handelte sich also darum diesen zu erlangen.

Bercseny richtete ein Schreiben an Bruininx. Er sagt darin, daß er immer geneigt gewesen sei einen Frieden zu unterhandeln, wenn nur der Wiener Hof es aufrichtig meinen und irgend eine Sicherheit dafür geben wollte. Er meldet weiter, daß er auch Rakoczy zu dieser Ansicht gebracht, und daß dieser auf die Versicherung hin, die ihm Visa und Okolicsany gegeben, daß die kaiserlichen Generale für einige Zeit die Feindseligkeiten einstellen würden, allen seinen Generalen rechts von der Donau den Befehl gegeben habe dasselbe zu thun. Bercseny meldete weiter, daß auch er selber, nordwärts der Donau, eine günstige Gelegenheit, die sich ihm zum Einbruche in Mähren dargeboten, nicht benutzt habe, sondern im Begriffe stehe sich nach Gyöngyös zu begeben, wohin Rakoczy seine Generale zur Berathung berufen habe. [2])

Aus dem Vergleiche dieses Schreibens vom 20. August mit demjenigen des Rakoczy vom 9. August liegt sofort der Zweck vor Augen: Rakoczy und Bercseny wollten den ihnen nöthigen Stillstand der Waffen erlangen durch Stepney und Bruininx. Die Berechnung erwies sich als richtig; denn Stepney und Bruininx gingen sofort

---

[1]) Bericht vom 26. August, p. 392.
[2]) Stepneys Bericht vom 27. August, p. 393.

ein. „Noch niemals vom Anfange der Unruhen an, meldet Stepney heim, habe ich bei den Malcontenten einen so herzlichen Wunsch nach einem Ausgleiche wahrgenommen." Demgemäß handelten er und Bruininx. Sie verlangten den Befehl an Heister, die Feindseligkeiten für zehn bis zwölf Tage einzustellen. Ein so maßvoller Vorschlag, meinte Stepney, müsse sofort bereitwillig angenommen werden. Die kaiserlichen Räthe, Rappach und Kaunitz, waren nicht dieser Ansicht. Sie erwiederten: der Kaiser sei auch so schon in der Nachsicht gegen seine rebellischen Unterthanen reichlich weit gegangen. Viel eher müsse man eine stärkere Macht gegen sie verwenden. Die Deputirten Visa und Okolicsany seien zu den erwähnten Versicherungen nicht ermächtigt gewesen.

So zurückgewiesen, nahmen die Gesandten der Seemächte einen stärkeren Anlauf. Sie reichten eine Denkschrift ein, mit der Bitte, sie bei der ersten Gelegenheit dem Kaiser vorzulegen. Sie erhoben darin dieselbe Forderung des Stillstandes, damit Rakóczy mit den Seinigen in Gyöngyös berathen könne, wie man zum Frieden gelange. Wenn Heister die Macht besäße den Aufstand zu überwältigen, sagten sie, so würden sie nicht hindern; da jedoch dies nicht der Fall, so sei es besser zu bewilligen.

Die Antwort des Kaisers verzögerte sich. Unterdessen erhielten Stepney und Bruininx aus Ungarn neue Berichte, daß die Bewegungen Heisters bedrohlich einwirkten, daß Rakoczy bereits sich beklage über die übele Vergeltung seines guten Willens. Stepney und Bruininx erbaten sich daher eine Audienz beim Kaiser. Sie stellten vor, daß die Königin von England und die Generalstaaten eine kurze Einstellung der Feindseligkeiten in Ungarn betrachten würden, wie eine freundliche Erkenntlichkeit für die bei Höchstädt geleistete Hülfe. Darauf gab der Kaiser noch keine entscheidende Antwort; aber Stepney berichtete, daß die Aussichten günstig schienen.[1])

Visa und Okolicsany hatten nunmehr jedoch durch die Ueberschreitung ihrer Befugnisse das Vertrauen in Wien eingebüßt. An ihrer Stelle wurde Szirmay beauftragt, sich vertraulich mit den Häuptern der Rebellen in Verbindung zu setzen. Die Vergangenheit dieses

---

[1]) Stepneys Bericht vom 3. September, p. 411.

nun alten und körperlich gebrochenen Mannes schien nicht für ein Vertrauen in ihn zu sprechen. Er war einer der zwei Abgesandten, die einst im November 1682 Tököly nach Wien geschickt hatte, zum Scheine, um über den Frieden zu verhandeln, in der Wirklichkeit, um einem Ingenieur, einem ehemaligen Kapuziner, der sich in ihrem Gefolge befand, die Gelegenheit zu geben, die Festungswerke für den Großwesir Kara Mustafa abzuzeichnen.[1]) Aber Szirmay, obwohl auch in der Angelegenheit Rakoczys vom Verdachte nicht frei, suchte nun für seine alten Tage den Frieden mit der kaiserlichen Regierung.

Die Gesandten Stepney und Bruininx gaben für sich dem Baron Szirmay den Auftrag, den Malcontenten in Ungarn vorzuhalten, daß der Kaiser nunmehr die Freiheit habe von der oberen Donau her so viele Truppen heranzuziehen, wie ihm beliebe, um seine rebellischen Unterthanen zur Unterwerfung zu bringen. „Allein wir — lauten dann die eigenen Worte — haben ihn bisher zurück gehalten, diese Maßregeln der Gewalt zu ergreifen, in der Hoffnung, daß friedliche Mittel einen besseren Erfolg haben würden.“[2])

Die Worte bestätigten für Rakoczy nur das, was er in Betreff des Verhaltens von Stepney und Bruininx auch so schon wußte, und bereits einige Wochen früher dem Könige von Frankreich gemeldet hatte. (S. 82.) Aber die directe Mittheilung legte ihm, auf seinem Standpunkte, die Aussicht nahe, von solchen guten Freunden bei kluger Verwendung auch noch fernerhin seinen Nutzen ziehen zu können.

Ein Verdacht dagegen, als ob Stepney und Hamel Bruininx in einem reellen Einverständnisse mit Rakoczy gewesen wären, würde nicht begründet sein. Ihr Eifer den Ruhm eines durch sie vermittelten Ausgleiches davon zu tragen, ließ sie, und namentlich den stärkeren, den Engländer Stepney, übersehen, daß ihnen die eine Vorbedingung fehle, die genaue Kenntnis der Sachlage und der Persönlichkeiten. Stepney in seinen Erörterungen vor Marlborough streift einmal das Richtige. „Rakoczy, sagt er, verspricht den ungarischen Malcontenten,

---

[1]) Man vergleiche mein Werk: Das Jahr 1683, S. 137.

[2]) Stepneys Bericht vom 7. September, p. 421: but that we have hitherto withheld him from taking those violent measures, in hopes fair means may have a better effect.

auch nach seiner Installirung als Fürst von Siebenbürgen das ungarische Interesse nicht preis zu geben. Diese Frage Siebenbürgens scheint mir ein unübersteigliches Hindernis gegen den Frieden mit dem Kaiser zu sein. Denn der Kaiser kann niemals in eine Abtretung von solcher Bedeutung willigen." [1]) Aber die Consequenz, daß eben darum, weil für einen Frieden mit Franz Rakoczy die Basis fehlte, auch der Friede mit ihm nicht möglich war, zog der Gesandte Stepney nicht. Er drängte in Wien unablässig auf Unterhandlung und Frieden.

Auf den Wunsch Marlboroughs begab sich dann Stepney die Donau hinauf ins Hauptquartier, um mündlichen Bericht über die Lage der Dinge in Ungarn abzustatten. Dort indessen redete Stepney darüber nicht bloß zu Marlborough, sondern auch zu Anderen, und namentlich zu dem Prinzen Eugen in solcher Weise, daß dieser an Marlborough das Ersuchen stellte, von der englischen Regierung einen Befehl zu erwirken, der den Gesandten innerhalb der Schranken seiner Befugnis zur Vermittelung hielte.[2]) — Der Prinz Eugen mochte dabei nicht wissen, daß Marlborough selber wie die englische Regierung das Echo ihres Gesandten Stepney waren.

Der Kaiser Leopold gab den beiden Gesandten, die, ohne sich darüber klar zu werden, als Agenten Rakoczys handelten, in so weit nach, daß er einen Stillstand der Waffen bis zum Ende des Monates September gewährte. Der Erzbischof von Kalocsa sandte dagegen von Gyöngyös die Nachricht ein, daß Rakoczy und die mit ihm Conföderirten die Vermittelung und die Garantie der Seemächte angenommen hätten, jedoch nur erst mündlich, bis eine feierliche Einwilligung des Königreiches, an der nicht zu zweifeln, der Sache eine authentische Form geben werde. Diese Meldung sowohl wie die Ausdrücke in dem Schreiben des Rakoczy an die Gesandten der Seemächte, legten den Gedanken nahe, daß er sich für ermächtigt halte, in seinem und des Königreiches Namen zu reden. Abermals also hatte man, zum großen Verdrusse der kaiserlichen Räthe, ihm einen Anlaß zur

---

[1]) Stepneys Bericht vom 7. September, p. 421.

[2]) Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VI, S.-H. S. 185, 201, 229.

Selbstüberhebung gegeben.[1]) Aber Rakoczy und seine Anhänger begnügten sich nicht mehr mit der Vermittelung und der Garantie der Seemächte: sie verlangten dazu auch diejenige der Könige von Schweden und Preußen. Rakoczy endlich gab sein persönliches Ziel deutlicher zu erkennen durch die Adresse eines Briefes an seine in Wien weilende Frau, als: an die Fürstin von Siebenbürgen.[2])

Dagegen erklärte sich Rakoczy zu weiteren Verhandlungen bereit. Wir Spätere wissen, daß dies seiner Meldung, vom 9. August, an Ludwig XIV. entsprach.

Obwohl die eingekommenen Nachrichten zugleich bestätigten, daß Rakoczy nicht bloß in Correspondenz mit Ludwig XIV. und Max Emanuel stehe, sondern auch mit ihnen genauer engagirt sei, begrüßten doch Stepney und Bruininx diese Erklärung als den Vorboten des Friedens. Der Stillstand ward bis zum 31. October verlängert, und zugleich vereinbart, daß ein Congreß in Schemnitz zur Beredung des Friedens statt finden solle. In der Mitte des Monates October traten die Betheiligten dort zusammen, unter ihnen auch Hamel Bruininx und, etwas später, Stepney.

Gemäß den Meldungen, die Ludwig XIV. von Rakoczy erhalten, zeichnete er im voraus seinem Hofe in Versailles den Verlauf der Dinge in Schemnitz. In welcher Weise dies geschah, vernehmen wir von dem Hofmarschalle Dangeau, der, am 28. October, in sein Tagebuch die Worte eintrug: „Es ist ein Officier von Rakoczy her angekommen mit der Meldung, daß Rakoczy den Titel des Fürsten von Siebenbürgen angenommen hat und als solcher anerkannt worden ist, so wie mit der Versicherung, daß die Unzufriedenen in Ungarn sich mit dem Kaiser nicht vergleichen werden. Obwohl eine Versammlung nach Schemnitz berufen ist zum Zwecke einer Friedenshandlung: so ist es doch wahrscheinlich, daß man dort nichts beschließen wird."[3])

Es würde zu weit führen, in die Einzelnheiten einer Verhandlung einzugehen, die in den Vorfragen stecken blieb. Der Vermittler, der Engländer Stepney, mißt die Schuld einerseits dem Rakoczy zu, der

---

[1]) Stepneys Bericht vom 24. September, p. 444.

[2]) Bericht des Secretärs Whitworth, vom 24. September, p. 446.

[3]) Dangeau t. X, p. 167.

weder in eine Verlängerung des Stillstandes habe willigen, noch auf die von kaiserlicher Seite vorgeschlagenen Bedingungen eine directe Antwort geben wollen. Er sieht aber dann diese Hartnäckigkeit zu einem bedeutenden Theile an als die Consequenz der Methode, nach welcher der erste kaiserliche Bevollmächtigte, Freiherr von Seilern, ihm gegenüber verfahren sei. Die unglückliche Wahl dieser Persönlichkeit, meldet Stepney, habe hauptsächlich den Miserfolg verschuldet. Und daraus entwickelt sich dann eine weitere Charakteristik Seilerns, mit vielem Schatten und wenig Licht, so sehr, daß der Letztere, Convertit, darin auch die Urheberschaft des vierten Artikels des Ryswycker Friedens auf sich nehmen muß. [1])

Anders lautet über diese Verhandlungen von Schemnitz das Urtheil von Rakoczy selbst. Er erzählt, daß er bereits vorher die Vorbereitungen zur Belagerung von Neuhäusel getroffen und die Aussichten dafür günstig gefunden habe. „Dies war die Ursache, weshalb ich dem holländischen Gesandten, der als Vermittler die Verlängerung des Waffenstillstandes nachsuchte, dieselbe abschlug. Sofort nach dem Ablaufe, also nach dem 31. October, setzte ich meine bereit gehaltenen Truppen in Marsch, und umschloß Neuhäusel." [2])

Demnach nahm Rakoczy das Abbrechen der Verhandlungen von Schemnitz für sich in Anspruch. Zugleich entsandte Rakoczy einen neuen Boten nach dem Westen, nicht direct an Ludwig XIV., sondern an Max Emanuel in Brüssel, um dessen Befürwortung seiner Bitte zu erlangen. Rakoczy ersuchte darin um die Erhöhung seines Soldes von 3000 Pistolen monatlich auf 4000. Er fügte die weitere Bitte hinzu, daß dieser Betrag in baarem französischem Golde ausgezahlt werde, damit bei seiner Armee und in Ungarn ein augenfälliges Zeugnis vorliege, daß er von dem Könige von Frankreich aufrecht erhalten werde und Geld empfange. [3])

Der Inhalt dieses französischen Berichtes, so angenehm er in Versailles berührt haben mag, stimmt offenbar nicht zu den Wahr-

---

[1]) Die Berichte Stepneys vom 12. November, p. 552, vom 3. November, p. 521: the little success we have found here hitherto in our endeavours for peace, to have been chiefly occasioned by the unlucky choice of persons etc.

[2]) Mémoires du prince Fr. Rakoczy, p. 62.

[3]) Dangeau t. X, p. 189. Vom 28. November.

nehmungen, die der Holländer Bruininx einige Monate zuvor auf seiner Fahrt durch Oberungarn gemacht hatte, daß die Bewohner dort einer Verbindung mit Frankreich nicht geneigt waren (S. 66). Aber Bruininx wie Dangeau geben wieder, was sie vernommen hatten. Die Ungarn dagegen, die mit Bruininx geredet, wußten, was sie selber sagten; aber sie wußten nicht, was ihr Haupt Rakoczy durch Andere in Versailles sagen ließ. Sie insgesammt, ob Magnaten, ob Bauern, hatten in die Correspondenz ihres Führers keinen Einblick.

Den Gesandten der Seemächte indessen hatte Rakoczy in Anlaß der Conferenzen zu Schemnitz wenigstens aus der Thatsache seiner Correspondenz mit Frankreich kein Hehl machen können. Bei ihrem Aufenthalte dort wußten sie sogar, daß eben damals der Gesandte Desalleurs, den sie früher zu Berlin und an anderen Orten gekannt hatten, sich mit zahlreichem Gefolge auf dem Wege über das türkische Gebiet zu Rakoczy befand. Demgemäß mußte in den Unterredungen der Gesandten Stepney und Bruininx mit Rakoczy, in Anlaß der Verhandlungen zu Schemnitz, dieser Punkt in irgend einer Weise zur Sprache kommen.

Rakoczy selber befand sich nicht in Schemnitz, wo er, wie er in seinen Denkwürdigkeiten berichtet, nicht sorglos, sondern in wohlberechneter Weise dem Grafen Bercseny die erste Rolle überließ. Er selber weilte in geringer Entfernung von Schemnitz, in Eisenbach. Dorthin begaben sich jene Gesandten, um mit ihm selber zu reden. Rakoczy, der im Ceremoniell ihnen gegenüber als souveräner Fürst auftrat, entwickelte ihnen in ausführlicher Rede seine Beschwerden. Die Vorschläge von kaiserlicher Seite, sagte er, bezwecken nicht, dem Königreiche Ungarn eine allgemeine Befriedigung zu geben, sondern nur durch kleine Kunstgriffe die Conföderation zu zersetzen. Die Gesandten möchten erwägen, fuhr er fort, daß es nicht immer im Belieben oder in der Macht der Ungarn stehen werde wieder zu den Waffen zu greifen. Es sei nunmehr, von Bathory, Botskay, Bethlen Gabor, den zwei Rakoczys und Tököly her gerechnet, das siebente Mal, daß dieses unglückliche Land sich einer Revolution ausgesetzt finde. Wenn der jetzige Ausgang sich nicht günstiger erweise als alle die früheren, so werde es wahrscheinlich der letzte Kampf sein, den man gegen willkürliche und despotische Gewalt bestehe. Darum lege

das Gebot der Selbsterhaltung als das erste Naturgesetz die Pflicht auf, mit aller denkbaren Vorsicht zu verfahren. Und wenn sie sich von der übrigen Welt verlassen fänden, so würden sie lieber als sich der äußersten Unwürdigkeit zu fügen, in ihrer Verzweiflung dahin gerathen, den Schutz der ottomanischen Pforte anzunehmen.

In der Wirklichkeit lagen doch die Dinge etwas anders. Es handelte sich nicht um die Annahme eines gebotenen Schutzes. Rakoczy hatte längst, direct und indirect, den Schutz der ottomanischen Pforte gesucht. Aber die Pforte wollte ihn nicht gewähren.

Jene Schlußworte indessen gaben dem Engländer Stepney den Anlaß, den einen wichtigen Punkt der Verbindung mit Frankreich anzuregen. Sein Bericht darüber lautet wie folgt. [1])

„Ich nahm mir die Freiheit, den Fürsten (mit aller Unterthänigkeit) zu erinnern, daß aus der Behandlung, welche sein Stiefvater, der Graf Tököly, sowohl von den Türken als von Frankreich her erfahren, nur eine recht schwache Ermuthigung sich ergebe, denselben Grundsätzen zu folgen. — Darauf erwiederte mir der Fürst sehr artig, daß in dem Kriege, welchen er zur Zeit gegen das Haus Oesterreich führe, ihn nichts so sehr betrübe, als daß er dadurch zum Schaden der verbündeten Mächte eine für Frankreich vortheilhafte Diversion mache. Er rief dabei Gott zum Zeugen an, daß seine Neigungen in durchaus entgegen gesetzter Richtung liefen, und daß sie übermeistert würden nur durch die unheilvolle Nothwendigkeit, welche ihm die Pflicht auferlege, jegliches Mittel zu ergreifen, um sich und sein Vaterland zu retten. — Ich dankte ihm für dies Compliment, und versuchte weiter auf ihn einzureden, jedoch vergeblich. Der Ausgang, sagten Rakoczy und Bercseny, stehe in Gottes Hand, der ihre gerechte Sache nicht verlassen werde. Sei dies aber dennoch, zur Strafe ihrer Sünden, sein Rathschluß: so würde ein ehrenvoller Tod mit dem Schwerte in der Hand ihnen besser sein als ein schimpfliches Leben in Knechtschaft. — Sie schlossen mit dem Ausdrucke ihres Dankes für die großmüthigen Motive des Mitleides der Lenker der Seemächte mit dem betrübten Königreiche Ungarn, zumal da ja auch

[1]) Im Berichte vom 3. November, aus Schemnitz, p. 534: I took the liberty of reminding the Prince (with all submission) that etc.

England und Holland zu verschiedenen Zeiten gezwungen gewesen seien, in heftigen, aber ruhmvollen Kämpfen sich ihr natürliches Recht und ihre Freiheit wieder zu erstreiten" u. s. w.

Der eigene Bericht des Stepney zeigt, wie dieser selbstgefällige Engländer mit seiner halben Kunde der Dinge ganz und gar die Beute der gewandten, ihm völlig überlegenen Magyaren wurde. Nach der Rückkehr nach Wien erzählte der Engländer Stepney dem venetianischen Botschafter Dolfin: Rakoczy habe zwar die Einflüsterungen und Projecte fremder Mächte angehört, nicht jedoch sich darauf eingelassen. „Stepney wurde demnach so parteiisch für Rakoczy, fügt Dolfin hinzu, daß er mit geringer Reserve die Sache desselben beförderte und sein Interesse begünstigte." [1])

Rakoczy und Bercseny hatten nämlich nicht ermangelt, außer dem Interesse des Königreiches Ungarn, wie sie es bezeichneten, bei den Unterhandlungen auch das eigene Interesse anzudeuten. Es bestand, nach der Meldung Stepneys, [2]) für Rakoczy in der Forderung der Cassation des wider ihn ergangenen Urtheils und in seiner Anerkennung als Fürsten von Siebenbürgen, für Bercseny in der Ernennung zum Palatin von Ungarn anstatt des demnach abzusetzenden Esterhazy. Nach der Rückkehr nach Wien legte Baron Seilern als die Punkte, in die der Kaiser niemals willigen könne, dar die Forderung einer neuen Königswahl von Ungarn, der Anerkennung des Rakoczy als Fürsten von Siebenbürgen, der Ernennung von Bercseny zum Palatin. [3]) Stepney erwiederte, daß diese Forderungen nicht formell gestellt seien, sondern discursweise, auch nicht mit der Bedingung davon nicht abzulassen. Er habe nach Kräften den Häuptern solche Gedanken ausgeredet, und, nach seiner Ansicht, nicht ohne Erfolg.

Mit dem Engländer Stepney war in allen Punkten der Holländer Bruininx einverstanden. „Wir sind niemals verschiedener Ansicht gewesen, meldet Stepney, weder in unseren Reden, noch Schriftstücken, noch Handlungen. Dennoch ist es mir — ich weiß nicht wie — widerfahren, dem Tadel der Leute hier mehr ausgesetzt zu sein als er." [4])

---

[1]) Dolfins Finalbericht, S. 18.

[2]) Stepneys Bericht vom 12. November, p. 555.

[3]) Stepneys Bericht vom 27. December, p. 608.

[4]) Ebendaselbst.

Dagegen erhielten die beiden Gesandten die volle Zustimmung ihrer Regierungen. Man durfte sagen, daß dies Mal der Widerhall der Berichte Stepneys nach London hin lauter und schärfer von dort zurück ertönte. Stepney hatte doch wenigstens noch von einer Obstinacität des Rakoczy gesprochen, wenn er auch das Motiv zu derselben dem Verfahren der Kaiserlichen beimaß: in den Antworten des Staats-Secretärs Harley an Stepney wird die Schuld der Kaiserlichen an dem Abbruche der Verhandlungen als eine unzweifelhafte Thatsache vorausgesetzt, und demnach Stepney zu Ausdrücken der Klage und des Vorwurfes von Seiten der Königin ermächtigt, die über das gewöhnliche Maß der Höflichkeit hinausgehen. Es findet sich darin sogar die Andeutung, daß der gemeinsame Feind, der König von Frankreich, für den Abbruch der Verhandlungen mitgewirkt habe. Die Thatsache war ja allerdings richtig, nur in entgegen gesetzter Weise, als diese englischen Staatsmänner bei ihrer geringen Kunde der Dinge es sich dachten. Dann schrieb Harley dem Stepney weiter: „Auf den ausdrücklichen Befehl Ihrer Majestät haben Sie in den wärmsten und in verpflichtenden Worten Se. k. Majestät zu drängen, die Unterhandlung zu erneuern und Frieden zu machen." Nachdem Harley endlich den bewiesenen Eifer der Königin für das Haus Oesterreich gerühmt, schließt er: „Kurz, meine Worte reichen nicht aus die Sache so lebhaft auszudrücken, wie Ihre Majestät sie dem Kaiser dargestellt zu sehen wünscht." [1])

Die Generalstaaten verlangten: der Kaiser solle die Verhandlungen erneuern durch ein Angebot vortheilhafter Bedingungen für Ungarn im Allgemeinen, wie für die Häupter besonders. [2])

Der Kaiser Leopold erwiederte in einer Audienz dem andringenden Stepney: ungeachtet der Hartnäckigkeit der Rebellen werde er, um sie wieder an sich zu bringen, alles thun, was mit seiner Ehre und Würde vereinbar. [3])

Nicht minder scharf äußerten sich die holländischen und englischen Minister gegenüber den kaiserlichen Vertretern, dem Grafen Goes

---

[1]) Harley an Stepney, 2. December, p. 585.

[2]) Stepneys Bericht vom 17. December, p. 594.

[3]) Stepneys Bericht vom 22. November, p. 573.

und dem Residenten Hoffmann. Hier freilich mußten sie auch die Gegenrede gestatten. Der Staats-Secretär Harley fuhr den Letzteren an: die Forderungen von kaiserlicher Seite legten nicht Zeugnis ab von einer Geneigtheit für den Frieden. Es scheine, daß man nicht durch Nachgiebigkeit, sondern nur durch Waffengewalt den Krieg dort enden wolle, um inzwischen die ganze Last wider Frankreich den Seemächten aufzubürden. — Dies war derselbe Vorwurf, der auch in dem vorigen großen Kriege den Engländern geläufig war. Hoffmann erwiederte: „Wo das Ziel der Rebellen so klar vorliegt, daß sie das Erb-Königreich Ungarn in ein Wahlreich ändern, und Siebenbürgen, den besten Theil davon, als Lohn für ihre Treulosigkeit vorweg nehmen wollen, da findet eine Unterhandlung nicht mehr einen Ort. Nicht dem Kaiser, sondern den Rebellen ist die Verlängerung dieses Krieges beizumessen." Harley entgegnete: die Fortdauer des ungarischen Aufstandes stelle unabläßig eine neue Türkengefahr in Aussicht, und damit den Verlust der gesammten spanischen Monarchie. Die Noth erfordere oft, der Ungunst der Zeiten etwas nachzugeben, um bei gelegener Zeit die Dinge herstellen zu können. [1])

Ein Rath solcher Art fügte sich nicht ein in die Politik des römischen Kaisers Leopold. Sie litt an Mangel des Entschlusses und der Energie, nicht an Ehrlichkeit und gutem Willen.

Rakoczy hatte, nach seinen eigenen Worten, die Verhandlungen von Schemnitz abgebrochen, weil er inzwischen seine Vorbereitungen getroffen hatte, um gegen das schwach besetzte Neuhäusel zu ziehen, dessen Werke seit der Erstürmung im Jahre 1685 kaum nothdürftig hergestellt waren. Es gelang. Neuhäusel capitulirte am 18. November.

„Die Jahreszeit war vorgerückt, erzählt Rakoczy, aber noch sehr schön. Sie war die günstigste, die Truppen beisammen zu halten, weil, nachdem alle Ernten eingebracht waren, dieses bewaffnete Volk in der Hoffnung auf Beute den Fahnen folgte." [2])

---

[1]) Der Wortlaut im Berichte Hoffmanns vom 12. December: daß es vielmals nöthig sei injuriae temporum etwas nachzugeben und es zu gelegener Zeit wieder zu redressiren.

[2]) Mémoires du prince Fr. Rakoczy, p. 62: ce peuple armé suivait les étendards en espérance du butin.

Auch hier dürfte die Angabe des Rakoczy zuverlässiger sein als diejenige des Stepney, welcher nach England meldete: Rakoczy führe eine Armee von 16.000 guter Mannschaft, und sehr zahlreiche Artillerie.[1]) Die Quantität belief sich vielleicht noch etwas höher, bis zu 20.000. Mit diesem bewaffneten Volke, wie Rakoczy selber es benennt, wandte er sich gegen die Festung Leopoldstadt. Aber Heister kam mit 11.000 Mann heran. Bei Tyrnau ward am 26. December innerhalb einer Stunde die neue Armee der Freiheit zersprengt. 2000 bis 3000 Fußgänger blieben auf dem Schlachtfelde, die Reiter retteten sich durch die Flucht.

Der eigene Bericht des Rakoczy über dies Treffen legt Zeugnis ab für die Wahrheit seines Wortes: „Ich war ein Blinder, der Blinde führte" — und zwar dies Mal im vollen Umfange des Wortes. Weder er als das Haupt, noch seine Generale, noch die anderen Officiere verstanden etwas vom Kriege.

Einige Tage zuvor war von Siebenbürgen her die Nachricht eingelaufen, daß der Feldmarschall Rabutin mit 2500 Mann bei Torda, nordwärts von der Maros eine Rebellen-Schaar von 10.000 Mann zersprengt habe. Der Verlust der letzteren ward angegeben auf 2000, derjenigen der Kaiserlichen auf 50 Mann.[2])

Wir sehen, es ist durchweg dasselbe Ergebnis. Die Schaaren Rakoczys, obwohl an Zahl den kaiserlichen Truppen überlegen, werden dennoch bei fast jedem Zusammenstoße zersprengt. Und dennoch dauert der unselige Zustand fort, weil der Kaiser gehemmt, wie durch den thörichten Einspruch der Seemächte, so durch den eigenen Mangel an Mitteln, nicht über die ausreichende Macht verfügt, das Land militärisch zu besetzen und dadurch der Schreckensherrschaft Rakoczys ein Ende zu machen. Wir haben die Worte des Letzteren an Ludwig XIV. vernommen, daß bereits nach dem Siege der Kaiserlichen bei Gyarmat, im Juni, es in ihrer Hand gestanden, das ganze Land

---

[1]) Stepneys Bericht vom 12. November, p. 557: he has an army of 16./m. good men and a very considerable train of artillery.

[2]) Stepneys Bericht vom 29. November. — Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VI, S. 204. Dort wird der Verlust der Kaiserlichen angegeben auf 89 Mann, der Rebellen auf 4000.

wieder zu gewinnen. Es ist nicht anzunehmen, daß nach dem Siege bei Tyrnau, im December, die Aufgabe schwerer gewesen sein würde. Und dennoch ward sie abermals nicht gelöst, weil man nicht konnte, und wenige Wochen später leuchtete wieder der Feuerschein von achtzehn brennenden Dörfern der getreuen Unterthanen Niederösterreichs, zwischen der Schwechat und der Leitha, dem Kaiser in die Fenster seines Schlosses Favorita. [1]) Und noch eine Reihe von Jahren dauerte der Zustand fort, über welchen einer der zunächst betheiligten kaiserlichen Beamten, Namens Tiell, die Stütze des Prinzen Eugen im Hofkriegsrathe, ausruft: „Ich bedauere alle die armen Leute, die man solchergestalt in Ungarn zusammen führt, um sie fruchtlos sterben und verderben zu lassen.“ [2])

## Die letzten Kriegsereignisse am Rheine und an der Mosel.

Die Belagerung von Landau, die man im Beginne für eine Sache von fünf bis sechs Wochen gehalten hatte, [3]) zog sich unterdessen in die Länge, theils wegen des beharrlichen Widerstandes unter dem Commandanten Laubanie, theils weil es an vielen Erfordernissen fehlte. Der Markgraf von Baden hatte im Beisein des römischen Königs Joseph diese Aufgabe zu lösen, während Marlborough und der Prinz Eugen die Beobachtungs-Armee commandirten. Marlborough jedoch wandte bald seine Augen nach der Mosel. Er beließ die Beobachtungs-Armee dem Befehle des Prinzen Eugen allein, und machte sich mit einem Corps auf den Weg dorthin, gegen Ende October. Sein eigentliches Ziel war, den Franzosen das feste Trarbach wieder zu entreißen. Es gelang, ihnen in Trier zuvor zu kommen. Im November begann die Belagerung von Trarbach, welches nach dem Widerstande einiger Wochen capitulirte. Mit dem Wiedergewinne von Landau und Trarbach endete der Feldzug.

„Nach meiner Ansicht, meldet Marlborough an Godolphin, haben wir vortheilhaft abgeschlossen. Denn wir beziehen nun die Winter-

---

[1]) Stepneys Bericht vom 7. Februar, in Kötet II, p. 17.

[2]) Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VI, S. 206.

[3]) A. a. O., S.-H. S. 233.

quartiere an der Mosel, und dies, meine ich, wird in Frankreich eben so viele Besorgnis erregen, wie irgend Etwas, das während des Sommers geschehen ist." [1])

Die Worte künden den Offensiv-Plan gegen Frankreich selber an.

Bevor indessen Marlborough nach England heimkehrte, schickte er, auf den Wunsch des Kaisers, sich an zu einer weiten Fahrt landeinwärts. Die Klagen und Hülferufe des Herzogs Victor Amadeus von Savoyen erklangen unablässig. Der Kaiser hatte keine Truppen zu entsenden. Der einzige Fürst, der dies vermochte, war der Kurfürst-König von Brandenburg-Preußen. Es galt daher ihn durch das Gold der Seemächte dafür geneigt zu machen.

## Der Kriegsschauplatz in Italien und die Offensiv-Plane der Seemächte.

Demnach haben wir zunächst auf diese Bedrängnis des Herzogs Victor Amadeus unsere Blicke zu richten. Kehren wir also zurück zu dem Beginne des Jahres 1704, wo der Feldmarschall Starhemberg durch seinen ruhmvollen Zug vom unteren Po aus nach Acqui in Piemont dem Herzog Victor Amadeus 15.000 Veteranen der kaiserlichen Armee zuführte. Das Gelingen dieses Zuges war gleich einem großen Siege. Denn es galt die Ansicht, daß Victor Amadeus, allein gelassen, sofort hätte unterliegen müssen, und andererseits, daß die Kaiserlichen, ohne die Erhebung von Victor Amadeus, sich in großer Gefahr befänden, aus Italien hinaus gedrängt zu werden. Statt dessen eröffnete sich für Ludwig XIV. die Aussicht auf endlose Verlängerung dieses Krieges in Italien, der mehr als ein anderer Schauplatz unersättlich war in seinen Forderungen von Opfern an Blut und Geld.

Ludwig XIV. machte seinem Unmuthe gegen Victor Amadeus Luft in einem Manifeste, das er in die Form eines Schreibens an den Papst Clemens XI. kleidete. Wir haben dasselbe bereits berührt. Es war berechnet auf die Furcht des Papstes vor dem Um-sich-Greifen

---

[1]) Coxe's Marlborough, vol. I, p. 230.

des Krieges in Italien, auf seine Wünsche demselben ein Ende zu machen, und that daher in so weit seine Wirkung, daß Clemens XI. eine Friedensmahnung an Victor Amadeus ergehen ließ, überhaupt ihm hinderlich war. Der Herzog bemühete sich bei den Schweizer Cantonen um die Garantie der Neutralität seines Landes Savoyen, wie es dem Interesse der eigenen Sicherheit der Schweiz entsprach. Die Cantone Bern und Freiburg waren geneigt. Der päpstliche Nuntius in der Schweiz arbeitete entgegen. Der piemontesische Gesandte dort richtete dafür an ihn ein Schreiben, welches in nachdrücklichen Zügen die Stellung Ludwigs XIV. in der christlichen Völkergemeinschaft zeichnete. „Die Unterhandlung, sagt er, mit welcher mein Souverän mich hier betraut, würde nicht bloß Ihren Unwillen, sondern auch den Fluch des heil. Stuhles verdienen, wenn sie derjenigen gliche, welche der Botschafter des Königs von Frankreich bei der ottomanischen Pforte führt. Der König von Frankreich, nicht zufrieden damit dem Kaiser in Ungarn eine Rebellion zu erregen, wendet bei dem Sultan alle Anstrengungen an, um ihn zum Bruche des Friedens von Carlowitz zu bewegen, damit er seine Waffen vereine mit denen der Rebellen, Ungarn überschwemme und den Halbmond dort wieder aufpflanze, wo die Waffen des Kaisers, unterstützt durch die Großmuth des Papstes Innocenz XI. heiligen Gedächtnisses, das Kreuz aufgerichtet haben. Gegen Unterhandlungen solcher Art, gegen diejenigen, welche sie führen, wäre die Entrüstung und der Tadel richtig angewendet. Jene würden bereits der Christenheit verderblich geworden sein, wenn der Türke eben so geringe Rücksicht für Treue und Glauben und die Heiligkeit der Verträge hätte wie Frankreich. Ich vermag nicht es zu fassen, wie diese Macht nach Schritten solcher Art es noch wagen darf, ihre Herrschsucht mit dem glänzenden Namen der Religion zu umhüllen, noch wie sie sich mit der Hoffnung schmeicheln darf, sich den Beifall des heil. Stuhles dadurch zu erwerben, daß sie den Erbfeind des christlichen Namens gegen die Christen in die Waffen zu bringen sucht. Jedermann weiß, daß nur die Mittel Frankreichs den Rakoczy in den Stand setzen, die Rebellion wider den Kaiser aufrecht zu halten, ganz eben so wie früher den Grafen Tököly in derselben Absicht. Möge es denn niemals gesagt werden dürfen, daß unter dem Pontificate eines so frommen Papstes, wie des heutigen,

eine der Christenheit so verderbliche Politik in Rom nicht mit Unwillen betrachtet werde, noch daß der heil. Vater abweiche von der so oft versicherten Neutralität!" [1])

Der kaiserliche Botschafter Lamberg in Rom trug Sorge, daß die Schrift dem Papste vor Augen kam. Daß die eindringliche Mahnung einen Erfolg haben werde, durfte er kaum hoffen; denn die Macht des französischen Einflusses in Rom war gar zu groß. Lamberg legt sie an Einzelnheiten dar. Eines Tages erschien der Cardinal Janson Forbin bei dem Cardinal Ottoboni, und überreichte ein Kreuz mit dem Bilde des Königs in Diamanten, zum Werthe von 16.000 Thalern. Lamberg fügt hinzu: „Der Cardinal Ottoboni wird schwer genug an diesem Kreuze zu tragen haben; denn er hat für dasselbe seine Freiheit verkauft." [2])

Damals befand sich in Rom der Herzog von Shrewsbury, der von der warmen Luft Italiens die Herstellung seiner Gesundheit hoffte. Seine Berichte über den moralischen Zustand der höheren Gesellschaft in Rom, dieser heiligen Stadt der Lüge, wie er sich ausdrückt, lauten in Betreff der Politik sehr ungünstig, während er anerkennt, daß das Volk von Rom, wie durch ein richtiges Gefühl geleitet, dem Kaiser Leopold eine warme Verehrung entgegen trage. [3]) Das Urtheil Shrewsburys, der, aus einer katholischen Familie entstammt, zur anglicanischen Kirche übergetreten war, könnte als befangen angesehen werden. Allein das Urtheil des katholischen Lamberg ist nicht günstiger. „Wenn man hineinblickt, sagt er, in die politischen Handlungen des römischen Hofes, der durch seine Institution wie heilig sein sollte: so gewahrt man im Grunde lauter Verstellung und Heuchelei, die unter dem glänzenden Vorwande der Religion nur das eigene Interesse sucht. Man wußte hier vorher um den Plan der Rebellion in Ungarn, und hat dadurch einen Antheil der Mitschuld an diesem Jammer und den Sacrilegien desselben. Wer alle diese Schritte in so wichtigen Angelegenheiten durchschaut, der darf Gott danken, wenn er eines Tages mit wahrhaft katholischem Herzen von hier scheiden kann. Er darf sich

---

[1]) Beilage zu dem Berichte des Grafen Lamberg vom 1. März.

[2]) Bericht vom 16. Februar.

[3]) Hill's Correspondence t. II, p. 745.

betrachten wie einen Märtyrer für seinen Glauben an die Kirche, in der Ueberzeugung, daß menschliche Schwächen und Fehler nicht vermögen, den Fundamental-Gesetzen der Religion Abbruch zu thun." [1])

Die hauptsächliche Triebfeder für dies Verhalten des römischen Hofes war jedoch die Furcht. Denn allzu nahe lag die Wahrscheinlichkeit, daß, eben so wie daheim der Kaiser Leopold aufs höchste bedrängt war von Ost und West, von Rakoczy und von Max Emanuel, auch in Italien seine Waffen, vereint mit denen des Herzogs Victor Amadeus, sich gegen die französische Uebermacht nicht behaupten würden.

Der erste Entschluß Ludwigs XIV. auf die Nachricht des Abfalls von Victor Amadeus, noch im Spätherbst 1703, war der Befehl an den Marschall Vendome, die Hauptstadt Turin zu belagern und zu nehmen. Zu diesem Zwecke sendete der König ein Corps unter La Feuillade zur Verstärkung. Bereits im Januar 1704 sollte dieser Plan zur Ausführung gebracht werden. Er ward durchbrochen durch die Vereinigung von Starhemberg mit Victor Amadeus bei Acqui. So nämlich urtheilte Ludwig XIV. selber unter dem Beirathe des bekannten Chamlay in Versailles. Dagegen war dies nicht auch die Ansicht des Marschalls Vendome. Auch so noch blieb er dabei, daß ein rascher Angriff auf Turin das einzige Mittel sei, dem Kriege in Italien ein schnelles Ende zu machen. Er legte diese Ansicht in ausführlichen Denkschriften nach Versailles hin dar. Die Einnahme von anderen Städten des Herzogs, wie Vercelli oder Verrua, bringe keine Entscheidung. Wenn man nicht Turin angreifen wolle, so sei es besser, in Piemont auf der Defensive zu bleiben. [2])

Die Darlegungen des Marschalls änderten nicht die Meinung in Versailles. Der Ausgang einer sofortigen Belagerung von Turin, erwiederte Ludwig XIV., sei zweifelhaft; er dagegen wolle die Unternehmung nicht anders wagen als mit der Sicherheit des Gelingens. Der König zeichnet dann für den Feldzug des Jahres 1704 dem Marschall Vendome einen bestimmten Plan vor. Es sei durchaus nothwendig, sagt er, erst Vercelli zu nehmen, dann Ivrea, dadurch

---

[1]) Bericht vom 19. Januar 1704.

[2]) Pelet t. IV, p. 187 et suiv.

das Mailändische zu decken und dem Herzoge Victor Amadeus die Verbindung mit der Schweiz und mit Deutschland abzuschneiden, endlich Verrua zu belagern, den ganzen Plan aber im tiefsten Geheimnisse zu bewahren. [1])

Demgemäß mußte der Marschall Vendome in dem Feldzuge von 1704 handeln wider seine eigene militärische Ansicht. Dem Herzog Victor Amadeus aber und den Verbündeten erwuchs aus der strategischen Oberleitung in Versailles der Vortheil, daß die Stadt Turin im Jahre 1704 noch nicht unmittelbar bedroht wurde.

In denselben Tagen, wo die kaiserlichen Truppen unter Starhemberg sich bei Acqui mit den wenigen Piemontesen unter Victor Amadeus vereinigten und dadurch erst den Letzteren widerstandsfähig machten, traf in Turin für ihn eine Hülfe von anderer Seite ein: der englische Gesandte Hill mit Geld in der Hand und mit Credit. Er berichtete in Ausdrücken der Bewunderung über die Rührigkeit und Thätigkeit des Herzogs. Eben so groß aber waren dessen Ansprüche. Denn Victor Amadeus erhob sich gegen Ludwig XIV. nicht bloß, um sich gegenüber der Uebermacht des Hauses Bourbon zu erhalten, sondern auch um sich zu vergrößern. Den Lohn hatte der Kaiser von dem spanischen Erbe zu zahlen. Victor Amadeus verlangte von dem Herzogthume Mailand Dies und Jenes, mehr als der Kaiser bewilligen konnte oder wollte. Der Vertrag zwischen dem Kaiser und dem Herzoge sollte der Hauptvertrag sein, dem die Seemächte nur beizutreten hatten, indem sie auf Grund des Vertrages ihre Subsidien bewilligten. Der Vertrag war nun nicht fertig. Allein wie die Differenz darüber den Kaiser nicht abgehalten hatte, seine Armee zu senden: so hielt sie eben so wenig den englischen Gesandten Hill ab zu zahlen. Mit wohl berechtigtem Stolze meldet der Engländer heim, daß er vom Betreten des Continentes im Briel an bis nach Turin überall dieselbe Hochschätzung der englischen Regierung gefunden, mit anderen Worten, den Credit, welcher einer geordneten Finanzverwaltung in sicherer Aussicht steht. Vermöge dieses Credites beschaffte Hill in Turin innerhalb vierundzwanzig Stunden die 200.000 Kronen, die nach dem noch nicht abgeschlossenen Vertrage England an den Herzog Victor

---

[1]) Pelet t. IV, p. 195.

Amadeus zu zahlen haben würde. Die Republik Holland zahlte halb so viel.[1])

Der Wunsch des Herzogs war gerichtet auf eine Armee von 40.000 Mann, zur Hälfte eigener Truppen, zur Hälfte kaiserlicher. Die ihm zugezogenen Kaiserlichen betrugen in Wirklichkeit nur 12.000 Mann; aber sie waren der Rahmen für 32.000 Mann, wenn sie recrutirt wurden. Darauf war allerdings, bei der Bedrängnis des Kaisers daheim, sehr wenig zu rechnen. Eher war zu besorgen, daß der Kaiser nicht vermögen werde, die Subsistenzmittel für jene Truppen zu beschaffen, daß vielmehr die Seemächte dafür eintreten müßten. Die Aufgabe, welche Victor Amadeus mit diesen seinen Truppen sich für den Feldzug 1704 stellte, war, die Franzosen aus Piemont zu halten.[2])

Die Seemächte dagegen, und namentlich England, knüpften an die Erhebung des Herzogs Victor Amadeus noch andere weitere Offensiv-Plane wider Frankreich. Der eine war die Unterstützung der sogenannten Camisarden. Der andere Plan, lediglich englischen Ursprunges, bezweckte eine Unternehmung wider den französischen Kriegshafen Toulon. Dieser letztere Plan, der, damals selbst in tiefes Geheimnis gehüllt, erst 140 Jahre später durch die Correspondenz des Gesandten Hill ans Tageslicht getreten ist, verdient zunächst unsere Aufmerksamkeit.

## Der englische Plan auf Toulon.

Der Wunsch einer Offensive gegen Frankreich auf dem eigenen Boden desselben von Piemont aus ward in England rege bei der ersten Kunde, daß Victor Amadeus sich dem Anschlusse an die Allianz zuneige. Der Wunsch fand seinen bestimmten Ausdruck in dem Plane, den Kriegeshafen Toulon zu vernichten. Bereits die erste Instruction für den nach Turin bestimmten Gesandten Hill, vom 26. Juli 1703, enthielt den Auftrag auf diesen Plan hinzuwirken, mit der besonderen

---

[1]) Hill's Correspondence t. I, p. 307.

[2]) A. a. O., p. 311.

Ermächtigung, dem Herzoge Victor Amadeus für den Fall des Gelingens eine persönliche Belohnung von 50.000 Livres Sterling in Aussicht zu stellen.

Noch bevor Hill, nach seiner Ankunft in Turin, die Sache bei Victor Amadeus anregen konnte, entwickelte Maffei, der Gesandte des Herzogs in London, seine Ansichten, die jenem Plane nicht fern standen. Eine Offensive, gerichtet gegen das Dauphiné, sagte er, sei schwierig und biete geringe Aussicht auf Erfolg. Ungleich vortheilhafter würde es sein die Provence anzugreifen. Zu diesem Zwecke aber sei es erforderlich, Nizza gegen die Franzosen durch die englische Flotte zu decken. Die Anwesenheit derselben würde einen anderen wichtigen Plan befördern können, einen Angriff auf Toulon, von dem Herzoge zu Lande, von der Flotte zur See. Der Staats-Secretär Nottingham lauschte eifrig diesen Reden. „Das würde ein Todesstreich für Frankreich sein!" — rief er. Er verschwieg dem Maffei, daß derselbe Plan in England längst gefaßt war. Dagegen erhob sich ihm bereits die Aussicht, daß bei einem solchen Entgegen-Kommen des Herzogs die 50.000 Livres Sterling gespart werden könnten. Er bat Maffei, den Vorschlag geheim zu halten, nur zu bestimmten Personen darüber zu reden, nämlich zu den wenigen, die von englischer Seite im Geheimnisse waren, also Godolphin, Marlborough, und dem anderen Staats-Secretär, Hedges. [1])

Es scheint, daß bei diesem diplomatischen Verkehre zwischen Nottingham und Maffei die Ueberlegenheit sich nicht auf der Seite des Ersteren befunden habe.

Wenige Tage später eröffnete Maffei seine weitere Ansicht, daß, so wichtig ein Angriff auf Toulon sein würde, es der Lage des Herzogs Victor Amadeus nicht entspreche, ihn im Laufe des begonnenen Jahres zu unternehmen. Das Ausweichen erregte den Eifer Nottinghams, so wie des gesammten Cabinets der Königin nur noch lebhafter. [2]) Man stellte die Gründe zusammen, die gerade im Laufe des Jahres noch die Unternehmung wünschenswerth machten. Es sei schwer, einen

---

[1]) Hill's Correspondence t. I, p. 76.

[2]) Man vergleiche den Bericht Nottinghams a. a. O., p. 83.

politischen Plan in England lange geheim zu halten. Frankreich werde ihn erkunden, werde daher, im Falle des Aufschubs, seine Maßregeln treffen und sich verwahren. Nicht immer werde es möglich sein, eine so stattliche Flotte so fernab, ins Mittelmeer, zu entsenden, zumal da Frankreich mit einem so großen Aufwande von Mitteln an der Herstellung seiner Flotte arbeite. Wenn nicht in diesem Jahre, so sei auf die Unternehmung für ein anderes Jahr kaum zu hoffen. Darum erhält Hill den Auftrag mit starkem Nachdrucke in den Herzog für die sofortige Ausführung zu dringen, bei ihm geltend zu machen, daß er daheim nicht sicher sein könne, bevor Toulon zum Trümmerhaufen werde. Hill soll die Anstalten darlegen, welche die große englische Flotte zu dem Zwecke in sich trage. Der Herzog werde daraus ersehen, daß auf alles Erforderliche Bedacht genommen sei. Die 50.000 Livres Sterling treten wieder in den Vordergrund, mit der ausdrücklichen Mahnung jedoch, daß sie abhangen von dem Erfolge. — Das Schreiben war vom 29. Februar. Der Eifer im englischen Cabinet war so lebhaft, daß bereits am 3. März ein abermaliges Schreiben folgte. [1])

Dies specifisch englische Interesse gegen Toulon trat bei den Häuptern in London allen anderen voran. Die Mitwelt glaubte, daß die große Flotte ausgerüstet werde zu dem Zwecke irgend welcher Unternehmung an der Küste Spaniens, um dort, etwa in Catalonien, eine Erhebung für Carl III. hervorzurufen. Darum bemühten sich Georg von Hessen-Darmstadt und der Prinz Liechtenstein, den König von Portugal zu bewegen, einige tausend Mann an Bord dieser Flotte einzuschiffen. Dies Alles war nicht unrichtig; aber es stand in zweiter Linie. Der erste Befehl für den Admiral Rooke lautete auf die Unternehmung gegen Toulon: diejenige gegen die spanische Küste habe sich danach zu richten. Außer dem Admiral Rooke wußte Niemand auf der Flotte um das Geheimnis. [2]) Das Mittel, dessen er sich zu bedienen hatte, um im gegebenen Falle seinen Kriegsrath für die Fahrt ins Mittelmeer zu bestimmen, war der Hinweis auf die Gefahr für

---

[1]) Hill's Correspondence t. I, p. 84.

[2]) A. a. O., p. 90.

Nizza, die Nothwendigkeit dieser Stadt Sicherheit zu bringen gegen eine französische Bedrohung.

Für längere Zeit blieb der Plan gegen Toulon der Mittelpunct der Gedanken des englischen Cabinets. Selbst die Bedrängnis des Kaisers diente diesem Zwecke. Weil nur noch geringe Hoffnung übrig, daß der Kaiser dem Andringen der Rebellen von Osten, der Bayern und Franzosen von Westen her, oder gar der Vereinigung beider widerstehen könne, so erscheine es um so nothwendiger, daß der Herzog Victor Amadeus mit seinen Truppen die Unternehmung gegen Toulon unterstütze. Denn ein Erfolg dort werde manches Unglück anderswo wieder gut machen.[1])

Aber hatte der Herzog eine Geneigtheit für diesen Plan? — Der Gesandte Hill, von gleichem Eifer für die Sache beseelt, wie das Cabinet der Königin, meldet am 1. April: „Seitdem ich über die Alpen gekommen bin, habe ich Toulon auch noch nicht Einmal aus meinen Gedanken verloren. Ich würde persönlich große Opfer bringen, wenn ich es in Flammen sehen könnte; aber bisher habe ich bei dem Herzoge noch nicht die Geneigtheit gefunden, seinen Blick dahin zu richten. Offen geredet, ich fürchte, daß er sich nicht völlig außer dem Stande der Gnade setzen, nicht eine Sünde begehen will, die ihm nicht vergeben werden könnte. Ich habe in seinem Verhalten noch niemals die Ermuthigung gefunden, ihm persönlich die 50.000 Pfund Sterling der Königin für diesen Dienst anzubieten."[2])

Im englischen Cabinet war man anderer Ansicht. Nicht das Wollen des Herzogs sei zu bezweifeln, sagte Nottingham, sondern sein Können. Denn, wenn auch Frankreich dem Herzoge diese Sünde nie vergeben werde, so werde doch Frankreich, wenn einmal diese Sünde wirksam begangen, niemals wieder es in seiner Macht haben, Rache dafür zu nehmen.[3])

In der That hielt Victor Amadeus die Unzulänglichkeit der Streitkräfte für ein solches Unternehmen entgegen. Ferner, wendete er ein, bewiesen die Generalstaaten geringe Neigung für den Plan,

---

[1]) Hill's Correspondence, p. 92.

[2]) A. a. O., p. 341.

[3]) A. a. O., p. 96.

wünschten nicht ihre Schiffe dafür verwendet zu sehen. Er dachte nicht, daß er mit diesen Worten sich verfangen haben könne. Die Holländer waren gar nicht in der Lage sich über den Plan zu äußern, weil er, ihnen völlig unbekannt, das alleinige Eigenthum der Engländer blieb. [1]) Das Zuviel der Einwürfe des Herzogs Victor Amadeus spricht daher für die Ansicht Hills, daß er Bedenken trug eine solche Todsünde wider Ludwig XIV. auf sich zu nehmen, und daß daher das Nicht-Wollen in ihm mächtiger war als das Nicht-Können. Diese Gesinnung ward auch nicht erschüttert dadurch, daß nun endlich Hill, zur Antwort auf alle diese Einwände, sein, wie er sich ausdrückt, Jagd-Geschütz abfeuerte und sich bereit erklärte, an dem Tage, an welchem Toulon brenne, einen Wechsel von 50.000 Pfund Sterling oder 200.000 Kronen zu zeichnen. [2])

Die Forderungen von englischer Seite an Victor Amadeus für den großen Plan wurden noch geringer. Der Herzog habe nur 3000 Mann nach Nizza zu entsenden, und diese Truppen zugleich mit der Besatzung von Nizza an Bord der Flotte gehen zu lassen. Victor Amadeus erwiederte: in der Provence stünde eine französische Armee von 10.000 Mann, gleich als hätte Frankreich den Plan vorhergesehen. So am 4./15. April. Der Gesandte fügt seinem Berichte hinzu: „Nichts auf der Welt ersehne ich mit solcher Leidenschaft als den Brand von Toulon, und werde mit aller Kraft dafür arbeiten; aber nach dem was ich vor Augen sehe, bin ich bereits der Ansicht, daß der Admiral Rooke besser thun wird, seinen zweitwichtigsten Auftrag auszuführen als den ersten." [3])

Bevor noch diese Berichte in London eintrafen, war auch dort nach einer Audienz, in welcher Maffei im Namen des Herzogs seine Gründe gegen ein Unternehmen auf Toulon entwickelte, die Hoffnung sehr verblaßt. Maffei stellte in Aussicht, daß vielleicht zum Schlusse des Feldzuges eine günstige Gelegenheit sich bieten werde, besser als zum Beginne. Man nahm das hin. Die geneigte Gesinnung der

[1]) Vgl. Hill's Correspondence, p. 346 und p. 98. — Ferner Lamberty t. III, p. 127. Der damalige Plan gegen Toulon scheint dem sonst so kundigen Lamberty auch nachher völlig unbekannt geblieben zu sein.

[2]) Hill's Correspondence, p. 347.

[3]) A. a. O., p. 348.

Königin und ihres Cabinets blieb dem Herzoge Victor Amadeus, weil man seiner bedurfte und auf eine andere Gelegenheit hoffte. Einstweilen freilich mußte man in London den Plan der Vernichtung von Toulon fallen lassen.

Aber der Befehl für den Admiral Rooke mit seiner Flotte war so bestimmt und nachdrücklich, daß er, um demselben nachzukommen, ein anderes wichtiges Unternehmen unvollendet lassen mußte, nämlich die Besitzergreifung von Catalonien für Carl III. Wir werden auf diese Sache näher einzugehen haben in Anlaß des Krieges um Spanien.

## Die Erhebung der Sevennolen.

Die andere Hoffnung, Frankreich daheim einen schweren Streich zu versetzen, gründete sich auf die Erhebung vieler Bewohner der Sevennen, die man nur mit Geld und Waffen zu unterstützen hatte.

Die Bewohner der Sevennen waren überwiegend Hugenotten. Die Dragonaden und die Aufhebung des Edictes von Nantes hatten nur äußerlich eine Aenderung erzwungen. Der Marschall Villars versichert zum Jahre 1704, daß nach allen seinen Erkundigungen an Ort und Stelle nicht zwei der sogenannten Neubekehrten es aufrichtig seien. [1]) Sie hielten heimlich ihre gottesdienstlichen Zusammenkünfte. Eine derselben, nahe bei der Brücke von Monvert, im Winter 1702/1703, ward verkundschaftet. Sie wurde zersprengt, einige der Gefangenen auf der Stelle gehängt, andere zum selben Zwecke bis zum nächsten Morgen in Verwahrung gehalten. In der Nacht stürmten die Freunde derselben das Haus, und befreiten die ihrigen. Der Intendant Basville und dessen Schwager, der Graf Broglio, sandten ein Regiment Soldaten. Die Aufständischen hatten sich in einen Wald zurückgezogen. Dort erfolgte der Angriff. „Aber, sagt das Manifest der Sevennolen, nachdem die Brüder zu Gott gebetet, daß er ihre Hände stärken und ihnen Kraft und Muth geben wolle, warfen sie sich auf die Feinde, erschlugen den einen Theil und jagten den anderen in die Flucht. Das war unsere erste Vertheidigung, gerecht wie es

[1]) Mémoires de Villars, t. I, p. 305.

jemals eine gab, nach zwanzigjährigen Leiden und grausamen Verfolgungen." [1])

Wie das Gelingen des ersten Widerstandes weitere Maßregeln des Intendanten Basville herausforderte: so stärkte es den Muth und die Kraft der Sevennolen zur Abwehr.

Es ist von besonderem Interesse, daß dem Könige Ludwig XIV. diese Dinge für längere Zeit verborgen blieben. Die Nachrichten von den Sevennen her gelangten nicht an ihn. „Die Unruhe in den Sevennen, schrieb die Frau von Maintenon an eine Freundin, hat nichts zu bedeuten. Es sind in den Bergen dort Hugenotten, die man leicht zur Ruhe bringen wird. Es wäre unnütz den König mit den Einzelnheiten dieser Revolte zu behelligen. Das würde das Uebel dort nicht heilen, und auf ihn nachtheilig wirken." [2]) Aber der Aufstand unter der Leitung eines jungen Bauernsohnes, Namens Cavalier, griff um sich. Der Versuch der Bewältigung machte bereits eine stärkere Truppenmacht erforderlich. Der Nuntius in Paris drang in den Staats-Secretär Torcy, dem Könige die Sache nicht mehr zu verhehlen. Torcy hatte von anderer Seite andere Instructionen. Allein das beständige Anwachsen der Bewegung gestattete das Geheimhalten nicht mehr. Torcy begann zu reden. Der König fuhr erstaunt empor und traf die Maßregeln, den Marschall Montrevel mit Heeresmacht zu entsenden. Dann aber stellte er den Torcy über das Verschweigen zur Rede. Torcy berief sich auf die Frau von Maintenon, welche die Meldung untersagt habe, damit nicht der Verdruß über die Sache der Gesundheit des Königs schade, in dem Glauben zugleich, daß es leicht sein werde, den Aufstand zu überwältigen. [3])

Das Manifest, welches die Sevennolen ausgehen ließen, enthielt Gedanken sehr gefährlicher Art für die Regierung Ludwigs XIV., namentlich dadurch, daß es sich nicht auf die Sache der Religion beschränkte. Die betreffende Ausführung ist von besonderer Wichtigkeit. [4])

---

[1]) Das Manifest bei Lamberty t. II, p. 531.

[2]) Lettres de Madame de Maintenon, t. II, p. 157.

[3]) Der Bericht Mahlknechts an den Kurfürsten Max Emanuel von Bayern, vom 2. April 1703, in: Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. V, S. 709.

[4]) Lamberty t. II, p. 532.

„Es handelt sich bei uns, sagt das Manifest, nicht um eine Revolte oder eine Rebellion von Unterthanen gegen ihren Souverän. Wir sind ihm immer getreu und unterwürfig gewesen. Während aller der Mißhandlungen, die man uns hat widerfahren lassen, haben wir uns in so tiefem Gehorsame verhalten, daß es aller Welt zur Bewunderung gereichte. Aber das Naturrecht der Selbsterhaltung macht es uns zur Gewissenspflicht zu den Waffen zu greifen, um Gewalt von uns abzuwehren mit Gewalt. Im anderen Falle würden wir Mitschuldige sein an unserem eigenen Unglücke, Verräther an uns selbst und unserem Vaterlande. Wir wissen, daß unser armes betrübtes Frankreich in allen seinen Provinzen zu Grunde gerichtet wird, daß die Bewohner überall seufzen und schreien unter der Bürde der Lasten, daß Gerechtigkeit und Ehrlichkeit hier keine Stätte mehr finden. Wir erblicken überall nur Gewaltthätigkeit. Wir wissen nicht, wer denn eigentlich Frankreich regiert, und können es nicht fassen. Denn noch niemals hat ein guter König, wie es der unsrige ist, Gefallen daran gefunden, seine unschuldigen Unterthanen zu verderben, sie aufzuhängen oder niederzuschlagen, weil sie angetroffen werden im Gebete zu Gott, in ihren Häusern oder in Erdhöhlen. Kann man einem Könige den Entschluß einflößen, der Feind eines Volkes zu werden, dessen Vater und Beschützer zu sein er geschworen hat? — Darum dürfen wir mit aller Bescheidenheit versichern, daß wir zu thun haben mit einer tyrannischen Regierung, einem Militär-Regimente, welches sich richtet weder nach Gerechtigkeit, noch nach Vernunft, noch nach Menschlichkeit — einem Regimente, welchem alle gute Franzosen die Pflicht haben sich zu widersetzen, so lange bis der Friede und die Gerechtigkeit im Königreiche hergestellt werden. Zu diesem Zwecke fordern wir alle unsere Mitpatrioten auf. Denn es handelt sich hier durchaus nicht allein um eine Angelegenheit der Religion. Das für alle Nationen und alle Religionen der Welt gemeinsame Naturrecht legt die Pflicht auf sich der Gewalt derjenigen zu widersetzen, welche ohne Ursache uns unsere Güter nehmen, unsere Häuser und unsere Familien zerstören."

Es erwuchs demnach für Ludwig XIV. die Gefahr, daß auch ihm einmal mit demselben Maße gemessen wurde, mit welchem er gemessen hatte, und daß die Waffen seiner eigenen Politik und derjenigen seiner Vorgänger sich wandten wider ihn. Seit fast zweihundert

Jahren bestand ein hauptsächliches Mittel dieser Politik darin, dem Nachbar einen Brand im eigenen Hause anzuzünden oder ein dort bereits vorhandenes Feuer anzufachen durch französisches Gold, also die Erträgnisse des Fleißes und des Schweißes des französischen Volkes zu wandeln in die giftige Saat des Unfriedens bei den Nachbaren. Für Ludwig XIV. wie für seine Vorgänger hatte dabei die verschiedene Form der Religion kein Hindernis bereitet. Wie einst der Kurfürst Moriz von Sachsen, dann Gustav Adolf und die Persönlichkeiten verwandter Gesinnung in Deutschland als Werkzeuge dienten, um die Kirchenspaltung dort zu vermeinten Gunsten der französischen Politik zu consolidiren — wie Ludwig XIV. selber kein Bedenken trug, nach seiner Aufhebung des Edictes von Nantes zugleich die Freunde und die Gegner dieses Schrittes in England gegen einander anzufeuern (Bd. III., S. 125), um England in sich selber zu lähmen, damit es nicht seinem Plane auf Spanien hinderlich werde: so war er auch damals, im Jahre 1703 und ferner, wenig bedenklich über die Frage, ob Franz Rakoczy mehr Katholik oder mehr Protestant war. Die Hauptsache für ihn war, daß Rakoczy zu seinen Gunsten arbeitete, wie die Türken für ihn arbeiten würden, wenn sie sich nur regen wollten. Und darum zahlte Ludwig XIV. für den Einen, wie für den Anderen. Denn auf das Zahlen kam es an.

Es fragte sich also, ob die Seemächte, die auch ihrerseits über Geld verfügten, das Verfahren Ludwigs XIV. nachahmen, den Brand in seinem eigenen Hause schüren würden. Der Wille war da; aber die Staatsmänner der Seemächte besaßen in solchen Dingen weder das Geschick, noch die Erfahrung des Hofes von Versailles. Der erste Schritt Ludwigs XIV. in solchen Fällen war immer eine Sendung von Geld, auf die Gefahr hin es nutzlos auszugeben. Die Staatsmänner in London und im Haag waren die besseren Kaufleute. Sie wollten die Waare sehen, bevor sie den Preis zahlten, und bedachten nicht, daß in solchen Fällen oft erst mit Hülfe des Preises die Waare erzeugt wird, und daß gerade das Gold den Düngerhaufen macht, von welchem aus die Keime der Empörung rasch in die Halme schießen.

Es ist möglich, daß im Laufe des Jahres 1703 einige kleinere Geldsendungen von den Seemächten her den Sevennolen zu Hülfe

gekommen sind. Jedenfalls waren sie nicht erheblich. Nachdrücklicher kam die Sache zur Sprache von September 1703 an, wo der Marquis Miremont im Haag einen Plan entwickelte, von der Schweiz aus mit 8000 Mann den Aufständischen in den Sevennen zu Hülfe zu marschiren. Die Königin Anna war bereit zwei Drittel der Kosten zu zahlen. Die Sache wurde zwischen London und dem Haag hin und her erörtert; aber eben die Erörterung läßt ersehen, daß auch ferner im Jahre 1703 thatsächlich nichts geschah.[1])

Die Sevennolen hielten sich das Jahr 1703 durch ihre eigene Kraft. Am Hofe zu Versailles ward je dann und wann ein Sieg verkündet. Montrevel, hieß es, habe 600 bis 700 Mann getödtet, mit einem eigenen Verlust von nur 6 Mann. Ein anderes Mal erschlug man von 800 Mann 120, und verwundete noch viel mehr, ohne selber auch nur einen einzigen Mann einzubüßen. Aber auch die Hofleute in Versailles, denen man den Glauben an solche Meldungen zumuthen durfte, kamen doch zu der Ansicht, daß die Gemüther des Volkes der Sevennen sich nicht in der wünschenswerthen Stimmung befänden. Man habe bereits 2000 getödtet, und dennoch dauere noch der üble Wille. Es ist kaum anzunehmen, daß in der Grausamkeit beiderseitig ein Unterschied obgewaltet habe. Die Führer der Truppen hielten sich ermächtigt dazu durch den Befehl ihres Königs, und die Aufständischen beriefen sich in ihrem Manifeste ausdrücklich auf das in Gottes Wort vorgeschriebene jus talionis. Darum wurden Gefangene der Regel nach nicht gemacht.[2])

## Die Sevennolen im Jahre 1704.

Montrevel löste die ihm gestellte Aufgabe nicht. Im April des Jahres 1704 berief Ludwig XIV. den Marschall Villars. Nach dem Berichte des Letzteren redete der König ihn an: „Ich verkenne nicht, daß es Ihnen besser zusagen würde, die Führung eines großen Krieges zu übernehmen; aber Sie werden mir einen sehr wichtigen Dienst

---

[1]) Hill's Correspondence, p. 34, 36, 44, 54, 69.

[2]) Dangeau t. IX, p. 107, 121, 142, 159, 201, 205, 338. — Man vergleiche das Manifest bei Lamberty t. II, p. 533.

leisten, wenn Sie es vermögen einen Aufstand niederzulegen, der sehr gefährlich werden kann, namentlich bei der jetzigen Lage, wo ich, mit ganz Europa in Krieg verwickelt, um so weniger gern ein Feuer mitten im eigenen Königreiche aufgehen sehe." [1])

Wie Ludwig XIV. die Gefahr für ihn erkannte, so hofften Andere auf dieselbe. Denn in denselben Tagen schrieb Godolphin an Hill in Turin: „Sie dürfen sich nicht wundern, daß es hier Leute gibt, die uns beständig davon reden, wie sehr geneigt die südlichen Provinzen von Frankreich sind sich zu erheben, im Falle ihnen eine sichere Stütze geboten werden könne. Namentlich nennt man Guyenne. Wenn Sie dort einen Weg wissen sich genauer zu erkundigen, so dürfte es sich der Mühe und der Kosten verlohnen." [2])

Die Angelegenheit der Unterstützung lag wesentlich in den Händen dieses Gesandten. Auch er sprach die Ansicht aus, daß, wenn man die Sevennolen dahin bringen könne, ihren Krieg nicht gegen Priester und Kirchen zu führen, sondern nur von der Unerträglichkeit der Steuerlast zu reden, die Partei derselben bald furchtbarer anschwellen werde. [3])

In entsprechender Weise erwiederte er auf jene Anfrage Godolphins: „Persönlichkeiten aus allen Lebensständen geben mir die Versicherung, daß das Jammern und Klagen sowohl bei den Katholiken wie bei den Protestanten in Frankreich zu dem auf ihnen lastenden Drucke im richtigen Verhältnisse steht. Aber alle Persönlichkeiten von Einfluß und Bedeutung, und die 200.000 fechtenden Narren bleiben immer loyal." Er fügt hinzu, daß er über Guyenne speciell sich erkundigen werde. [4])

Es scheint nicht, daß diese Erkundigungen ein Ergebnis gebracht haben; denn die Angelegenheit kommt nicht weiter zur Sprache. Dagegen ergibt die erstere Aeußerung Hills, so wie der weitere Verlauf der Dinge, daß die Camisarden, wie sie genannt wurden, oder Sevennolen, wie sie sich zu nennen pflegten, den wichtigen Gedanken ihres

---

[1]) Mémoires de Villars, t. I, p. 296.

[2]) Hill's Correspondence, p. 89. Vom 10. März 1704.

[3]) A. a. O., p. 321. Vom 15. Februar.

[4]) A. a. O., p. 348. Vom 4./15. April.

Manifestes: es handele sich nicht bloß um die Religion — selber zuerst und zumeist außer Acht gelassen hatten. Sie hatten ihre Erhebung zu einem Religionskriege gestempelt, der sich nicht mehr bloß gegen die Unterdrücker überhaupt richtete, sondern zunächst gegen alles Katholische. Demgemäß war es die Consequenz, daß die Katholiken insgesammt wider sie standen, ihren Untergang wünschten. Die Sevennolen selber also leisteten für Ludwig XIV. negativ den großen Dienst, daß sie den Herd ihres Aufstandes auf die eigenen Berge localisirten. Darum stand ihnen, wenn nicht auswärtige Hülfe kam, der sichere Untergang in Aussicht.

Diese auswärtige Hülfe sollte ihnen werden durch die Gesandten der Seemächte in Turin, Hill und van der Meer. Da die Sevennen zu Lande unerreichbar waren, so sann Hill auf Hülfe von der See aus. Er warb Officiere und Mannschaft, die er erst noch hinzusenden hatte. Dagegen gelangte von ihm keine Unterstützung an die in den Sevennen vorhandenen Kämpfer, die des Geldes dringend bedurften. Der Regel nach wurden die Emissäre, die von oder zu den Sevennolen gingen, ergriffen und getödtet: nur Einem, Flotard, gelang es durchzukommen. Gegen diesen Einen zeigte Hill Mistrauen in einer Zeit, wo es auf schleunige Hilfe ankam, im Mai und Juni 1704. [1])

Villars nützte diese Zeit. Sein Plan, den die Bischöfe von Nimes und Alais als zweckmäßig billigten, war, wie er es bezeichnet, Milde und Festigkeit zu verbinden. [2]) Denen, welche mit den Waffen in der Hand ergriffen wurden, drohte er unnachsichtlich den Tod; denen, die zu einem Vergleiche bereit waren, würde er gestatten unter vortheilhaften Bedingungen auszuwandern oder auch unter Bürgschaft zu bleiben. Keinem werde er einen Cultus nach hugenottischer Weise erlauben. Nach Aussendung dieser Proclamation theilte Villars seine Macht in fünf Abtheilungen, die zugleich, in parallelen Märschen, und mit Fühlung an einander das Land durchziehen sollten, so daß kein Winkel unberührt blieb.

---

[1]) Hill's Correspondence, p. 306. Die einzelnen Schriftstücke zu nennen, würde zu weit führen.

[2]) Mémoires de Villars, t. I, p. 308.

Die Erbietungen des Marschalls Villars übten auf nicht wenige der Sevennolen ihre Wirkung. Der hauptsächliche ihrer Anführer, Namens Cavalier, sah seine Autorität sich lockern. Um dem Abfalle zuvorzukommen, entschloß er selber sich zur Unterhandlung. Villars ließ sich mit ihm in Correspondenz ein. Dann kamen sie persönlich zusammen. Villars war sehr erstaunt, den Mann zu sehen, dessen Ruf damals Europa erfüllte. „Er ist, meldet Villars, ein Bauer ganz niederer Herkunft, nicht zweiundzwanzig Jahre alt, mit dem Aussehen gar von kaum achtzehn, klein von Gestalt, in keiner Weise imponirend, aber begabt mit überraschendem Verstande und entsprechender Willenskraft." [1])

Die Characteristik entspricht derjenigen, welche einige Monate später der Engländer Hill nach öfterem Beisammensein von ihm entwarf. „Ein sehr kleiner Bursche, ein Bauernsohn, der das Bäckerhandwerk erlernt, im Alter von 20 Jahren, begann mit achtzehn jungen Leuten gleich ihm Krieg wider den König von Frankreich. Er behauptete sich etwa achtzehn Monate im Felde gegen einen Marschall von Frankreich mit einer Armee von 10,000 Mann, und schloß zuletzt eine ehrenvolle Capitulation. Ganz sicher waren er und seine Genossen erfüllt von dem Eifer für ihre Religion, den man als den wahren Enthusiasmus bezeichnen darf." [2])

Es ist von Interesse, noch eine dritte Characteristik hinzuzufügen, von der Hand des kaiserlichen Obersten St. Saphorin in Turin, in einem Berichte an den Prinzen Eugen. „Cavalier, sagt er, ist ein junger Mann von kaum 22 Jahren, sehr nachdenklich, von melancholischem Temperamente. Weit entfernt ein Prahler oder Schwätzer nach der Art der Franzosen zu sein, läßt er nur schwer sich herbei ein Wort zu äußern. Er hat bei sich einen kleineren Bruder von zwölf Jahren, der, nach aller Versicherung, sich bei jeder Gelegenheit geschlagen hat, als wäre er ein alterfahrener Soldat, so daß in einer Action ihm zwei Pferde unter dem Leibe getödtet sind. Alle Soldaten des Cavalier, etwa 90 an der Zahl, haben vor diesem Oberhaupte einen unbegreiflichen Respect und er commandirt mit einer Autorität, als wäre er

---

[1]) Mémoires de Villars, t. I, p. 313.

[2]) Hill's Correspondence, p. 459.

ihr Fürst. Diese Leute haben nichts Wildes in ihrer Art, dagegen ein melancholisches Aussehen, welches jedoch viele Festigkeit durchblicken läßt. Cavalier hat mir versichert, daß er seinen Ausgleich gemacht habe mit der Zustimmung der Anderen, zugleich mit der Hoffnung dadurch viele gefangene Angehörige zu befreien. Er versichert, daß er im Falle seiner Rückkehr in die Sevennen sofort wieder als Oberhaupt anerkannt würde. Denn er habe in dem Vertrauen seiner Landsleute nichts eingebüßt." [1])

Cavalier erhielt von Villars das Versprechen, daß, wenn es ihm gelinge, so viele seiner Landsleute herüber zu bringen, wie zur Bildung eines guten Regimentes ausreichten, er das Commando desselben haben solle, im Dienste des Königs gegen die auswärtigen Feinde. Villars sandte den Contract ein, und Ludwig XIV. bestätigte sofort, noch im Mai 1704.

Der Anfang war glücklich für Villars. Es gelang indessen dem Cavalier nicht, durch sein Beispiel und seine Gründe die anderen ihm untergebenen drei Führer zu überzeugen. Der Eine von ihnen, mit dem Beinamen Catinat, entfloh vor ihm. Ein Anderer, Roland, der nach dem Berichte des Villars, bereits gewonnen war, ließ sich dann durch den Dritten, Namens Ravanel, wieder umstimmen. Der Verlauf der Dinge läßt erkennen, daß Cavalier die Sache in den Sevennen für verloren gab, daß er sich und die Anderen von dort zu retten suchte, nicht um fortan für Ludwig XIV. zu fechten, sondern gegen ihn, wenn nur erst er mit völliger Freiheit des Entschlusses handeln konnte. Er und etwa 90 seiner Anhänger, die sich von ihm nicht trennen wollten, sollten unter Bedeckung an die französische Ostgrenze geleitet werden. Im Elsaß angekommen, wußten sie sich ihrer Wache zu entwinden, retteten sich nach Porrentruy, und gelangten von dort aus nach Piemont. Die anderen drei dagegen waren Fanatiker, die, wie die Briefe Rolands klar ergeben, [2]) überhaupt keine Transaction wollten.

Die Nachricht des Accordes von Cavalier wirkte schreckend auf den Herzog Victor Amadeus und den englischen Gesandten

---

[1]) Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VI, S. 802.
[2]) Hill's Correspondence, p. 123 und p. 151.

Hill.[1] Die Besorgnis lag nahe, daß die nützlichen Bundesgenossen, die so beträchtliche Streitkräfte in Schach gehalten, nun bald völlig vom Schauplatze verschwinden würden. Hill pflegte sie die wohlfeilsten Bundesgenossen der Königin zu nennen. Nicht mit Unrecht, wie sich bald noch bestimmter ergeben wird.

Hill begab sich zu Anfang Juni nach Nizza, um von dort aus zur See den Sevennolen Hülfe zu verschaffen. Zu demselben Zwecke drängte in ihn der Herzog Victor Amadeus vom Lager in Crescentin aus mit fast täglichen Briefen. Es bestätigte sich, daß nur Cavalier und seine Truppe die Waffen niedergelegt, daß die anderen Führer mit ihren Schaaren im Kampfe ausharrten.

Aber die Schwierigkeiten einer Hülfe waren groß. Hill hatte längst die Erfahrung gemacht, daß Viele bereit waren für die Sevennolen zu reden, Wenige zu handeln. Im Anfang des Jahres lag ein Plan vor, ihnen 3000 Mann Waldenser und aus Frankreich geflüchtete Hugenotten zu Hülfe zu senden. Die Bedingungen für die Anwerbung waren günstiger als für die geregelten Truppen. Hill errichtete Werbestellen in Frankfurt, Schaffhausen, Lausanne. Die Anmeldungen dort ergaben im März nicht 150 Mann.[2] Einem ähnlichen Berichte dieser Art fügt Hill hinzu: „Ich muß bemerken, daß ein großer Unterschied besteht zwischen dem Eifer eines englischen Camisarden in den Kaffeehäusern von London, und demjenigen eines wirklichen auf dem Boden von Languedoc."[3]

Im Juni hatte Hill in Nizza 50 Officiere und 400 Mann bereit, ferner Waffen und einiges Geld. Zwei Fregatten standen zu seiner Verfügung. Von dort aus schrieb er nach London: „Ich möchte nicht gern das Feuer in Languedoc ausgelöscht sehen, welches uns mehr zum Vortheile gereicht hat als wir selbst erkannten, bis die Besorgnis, daß es damit zu Ende, uns empor schreckte."[4] So richtig die Ansicht sein mochte: es war die Frage, ob Hill selber es in der rechten Weise anfing, das Erlöschen zu hindern.

---

[1] Hill's Correspondence, p. 113.
[2] A. a. O., p. 328.
[3] A. a. O., p. 386.
[4] A. a. O., p. 372.

Er entsendete von Nizza aus, zu Ende Juni, die beiden Fregatten in Begleitung von drei Tartanen, welche die Mehrzahl der angeworbenen Mannschaft trugen, nach den Küsten von Languedoc. In offener See verloren sich die drei Tartanen. Die eine ward von einem französischen Kreuzer genommen, die zweite strandete, die Mannschaft der dritten desertirte. Die Fregatten kehrten nach Nizza zurück. [1]) Die Unternehmung war zu Ende. Andere Plane, wie z. B. die Entwürfe Belcastels oder Miremonts, blieben lediglich auf dem Papiere. [2])

Die Lage der Sevennolen zur selben Zeit prägt sich in authentischer Weise aus in ihren eigenen Worten. Roland schreibt am 1. August dem Flotard: „Wenn wir uns nicht mit der Hoffnung geschmeichelt hätten, Geld zu erhalten — was uns nun zum großen Nachtheile gereicht —: so würden wir andere Vorkehrungen getroffen haben, um während der Erntezeit, die jetzt zu Ende geht, einige Vorräthe anzusammeln. Wir würden uns dann den Verfolgern nachdrücklicher widersetzen, auch auf Ueberläufer zu uns rechnen können. Ich sage Ihnen offen, mein lieber Bruder, daß wir Grund haben, uns über Ihre Versprechungen zu beklagen, weil wir eine Wirkung derselben niemals erfahren haben. Wir besorgen, daß diejenigen, welche uns helfen könnten, zunächst darauf ausgehen, für sich zu sorgen. Allein, da wir Alle Glieder der Kirche Jesu Christi sind, so sollten sie bedenken, daß sie im Gewissen verpflichtet sind, Habe und Leben für unsere Befreiung zu opfern, wie wir mit aller Eindringlichkeit sie darum angefleht haben. Namentlich unsere flüchtigen Brüder sollten beseelt sein von dem glühenden Wunsche heimzukehren und uns von einer so harten Sclaverei befreien zu helfen. Wir kämpfen, und werden es thun bis zum letzten Lebenshauche, um unsere Freiheit zu erringen. Die Geistlichkeit rast gegen uns, weil sie sich verloren glaubt: sie sehen die Wunder, die Gott durch unsere Hände verrichtet, und möchten alle diejenigen der Unserigen tödten, die in den Städten gefangen sind. Wir fürchten dies Trauerspiel nach dem Ende des Feldzuges. Ja, die Gegner rühmen sich dessen, und es ist gewis, daß sie das Land völlig mit Truppen erfüllen werden, um die äußersten

[1]) Hill's Correspondence, p. 383.

[2]) A. a. O., p. 425. Resolution der Generalstaaten vom 2. September 1704.

Grausamkeiten auszuüben. Beständig sind Abtheilungen hinter uns in der Stärke von je 2000 bis 3000 Mann: durch die Gnade Gottes sind wir immer auf unserer Hut und so wach, daß sie uns bisher nicht haben überraschen können. Ich ende damit, daß ich, im Namen des Herrn, Sie beschwöre, uns irgend welche Hülfe zukommen zu lassen." [1])

Es war der letzte Brief Rolands.

Der Empfänger, Flotard, bezog den Verdacht, daß diejenigen, welche helfen könnten, lieber für sich selber sorgten, zunächst auf seine eigene Person. Er schickte das Schreiben dem Gesandten Hill ein. „Der Verdacht, sagt er, entspringt aus der Meinung der Sevennolen, daß England und Holland sie nicht so völlig verlassen können. Ew. Excellenz weiß, daß mir darin Unrecht geschieht. Es thut mir sehr leid, daß meine Landsleute nach allen meinen Mühen für sie eine solche Meinung von mir fassen. Und dennoch kann ich sie darum nicht tadeln; denn es ist ja doch auch schwer sich zu überzeugen, daß die protestantischen Mächte eine so capitale Angelegenheit in solchem Maße vernachlässigen, daß ihre Gesandten sich weigern, einige tausend Livres daran zu wagen, um sie den Sevennolen zukommen zu lassen." [2])

In denselben Tagen, als Hill diesen Vorwurf Flotards hinnehmen mußte, erhielt er direct von Roland her einen Bericht über den Stand der Dinge bei den Camisarden. Er gibt denselben wieder mit den Worten: „Sie sind in großer Noth, leiden Mangel an Allem, und wünschen eine Unterstützung an Geld, um Kleider und Lebensmittel zu kaufen. Was man mir von diesen Leuten meldet, klingt wunderbar. Sie singen, sie beten, sie fechten, und haben dabei weder Nahrung, noch Kleidung, noch Waffen. Sie sind stark etwa 3000 Mann, unter denen beinahe 200 beritten." [3])

Um so schwieriger war es für Hill, bei dieser seiner Kunde der Dinge, auf jenen Vorwurf des Flotard zu antworten. Er habe, sagte er, Waffen und Geld auf dem Seewege hinschicken wollen. Dies sei ihm mislungen. Zu Lande habe er keine genügende Sicherheit gehabt.

---

[1]) Hill's Correspondence, p. 151. Vom 1. August.

[2]) A. a. O., p. 141. Vom 9. August.

[3]) Bericht vom 12. August, in Hill's Correspondence, p. 401.

Dennoch habe er zu Anfang Juli einhundert Louisd'or hingeschickt, und nehme nun mit großem Erstaunen wahr, daß Roland in seinem Schreiben vom 1. August davon nicht rede. Dennoch wolle er, wenn Flotard ihm in Genf einen Bürgen stelle, im Vereine mit dem Holländer van der Meer noch einmal einhundert Pistolen zahlen, und, gegen genügende Bürgschaft, noch mehr. [1])

Es liegt nahe, hier einen Vergleich zu ziehen mit der Unterstützung Ludwigs XIV. für die Rebellen in Ungarn. Die Schaaren Rakoczys, deren hauptsächliches Motiv, nach seiner eigenen Darstellung, die Gier nach Beute war, und die nur selten die Probe eines Zusammentreffens mit den an Zahl schwächeren, aber disciplinirten kaiserlichen Truppen bestanden, stand moralisch nicht auf gleicher Höhe mit den Sevennolen, die in ihrer Minderheit den französischen Heeren furchtbar waren. Allein Ludwig XIV. zahlte nach Ungarn von Anfang an pünktlich jeden Monat 30.000 französische Livres. Die regelmäßig zugeführte Nahrung erhielt das Feuer glühend für lange Jahre, zum unsäglichen Schaden zunächst des Kaisers, und weiter der gesammten Allianz. Die Organe der Seemächte dagegen hatten, nach achtzehnmonatlichem Kampfe der Sevennolen, noch nicht ein Mittel ausgefunden, auf sicherem Wege Einhundert Louisd'or in die Hände der darauf Hoffenden zu bringen. Darum mußten diese Camisarden, die wohlfeilsten Bundesgenossen der Königin, wie gerade derjenige Gesandte sie nennt, von welchem sie Hülfe erwarteten und nicht erhielten, auch bei der Ueberlegenheit ihrer moralischen Kraft, der materiellen Uebermacht erliegen.

Ja nicht einmal die Einhundert Louisd'or, die Hill am 14. August sich zu zahlen erbot, gelangten in die Hände der Unglücklichen. Denn am selben 14. August fand der nach dem Abgange Cavaliers hauptsächliche Führer, Roland, sein Ende. Er ließ sich bewegen, ein Nachtlager im Schlosse Castelnau zu nehmen, wo, nach dem Berichte des Marschalls Villars, zwei vornehme Damen ihn und seinen Adjutanten erwarteten. Aber Villars wußte um die Sache. Er entsendete eine ausgewählte Truppe, die in der Morgenfrühe anlangte und das Schloß

---

[1]) Hill's Correspondence, p. 404. Vom 14. August.

umstellte. Roland und seine Gefährten gelangten noch ins Freie; aber die nachsetzenden Reiter erschlugen ihn, und nahmen fünf seiner Gefährten gefangen. Sie wurden am zweiten Tage hernach in Nimes lebendig gerädert.[1])

Villars meldet, daß die exemplarische Standhaftigkeit, mit welcher die Unglücklichen ohne einen Klagelaut den furchtbaren Tod erlitten, ihm den Beweis geliefert habe, daß öffentliche Hinrichtungen solcher Art nicht das geeignete Mittel seien. Er werde allen Nachdruck aufwenden, aber in jedem Falle rasch handeln.[2])

Flotard dagegen fügt seiner Meldung an den Gesandten Hill hinzu, daß er nun die Einhundert Louisd'or nicht abzusenden wage. „Für die Mächte England und Holland, sagt er, würde zwar das Risico dieser Summe nicht groß sein; aber da ich Bürge dafür bin, so kann ich das Wagnis des Verlustes nicht auf mich nehmen.“[3])

Es ist möglich, daß dennoch die eine oder die andere Unterstützung an die unglücklichen Sevennolen gelangt ist; denn der Eifer für sie gab sich in England und Holland auf mancherlei Weise kund.[4]) Für uns jedoch kommt es darauf an, die Bedeutung dieser Erhebung im Herzen Frankreichs für den europäischen Kampf wider Ludwig XIV. zu würdigen. Von Seiten der Verbündeten hatte man es nicht verstanden, auf die Erhebung diejenige Einwirkung zu üben, welche sie hätte allgemeiner machen müssen, nämlich den Aufstand des confessionellen Charakters zu entkleiden, ihn umzugestalten in eine Auflehnung wider den unsäglichen Druck der Regierung Ludwigs XIV. Der confessionelle Charakter hatte sich vielmehr täglich schärfer ausgeprägt, und darum alle Katholiken, die von dem Aufstande nur zu fürchten hatten, zu Gegnern desselben gemacht. Aber auch auf dem so begrenzten Gebiete eines wesentlich religiösen Aufstandes hatten die Sevennolen die Unterstützung und die Hülfe der Seemächte, auf welche vertrauend sie ausharrten, nicht gefunden. Die Ursache war weniger ein Mangel an Geneigtheit, als an Geschick die geneigte Gesinnung

---

1) Mémoires de Villars, t. I, p. 329. — Hill's Correspondence, p. 150.

2) A. a. O., p. 331.

3) Hill's Correspondence, p. 150.

4) A. a. O., p. 175.

zu verwirklichen.[1]) Der Erfolg war für die Sevennolen derselbe. Allein und hülflos gelassen, wurden sie erdrückt.

Ihre Freunde gaben sich der Hoffnung hin, daß der Tod Rolands sie nicht entmuthigen, eher noch mehr anfeuern werde. Sie brachten die rastlose Thätigkeit des Marschalls Villars nicht genügend in Anschlag. Die furchtbare Strenge, mit welcher er jede Unterstützung, jede Hülfe für die Sevennolen ahndete, steigerte die Noth derselben. Um sich zu erhalten, übten sie Gewalt auch an den bisherigen Freunden. Sie wurden verhaßt. Desertion und Verrath lockerten alle Bande. Die Führer und die Propheten selber, wie Villars sie nennt, kamen heran, um durch freiwillige Ergebung sich das Leben zu retten. Sie wurden, ähnlich wie zuvor Cavalier und seine Schaar, in kleinen Abtheilungen über die Grenze geleitet. Was noch übrig blieb, durfte mit dem Namen der Räuber bezeichnet werden. Nachdem die Dinge sich in dieser Weise gewendet, brachten die Stände von Languedoc dem Marschall Villars ihren Dank dar.[2])

## Der Feldzug in Italien.

Wie die geringe Unterstützung, welche die Seemächte den Sevennolen zu Theil werden ließen, die Erhebung derselben minder gefährlich für Frankreich, weniger vortheilhaft für Victor Amadeus von Savoyen machte: so darf dagegen als ein Vortheil für ihn angesehen werden die lang andauernde Differenz zwischen Ludwig XIV. und dem Marschall Vendome über den Plan des Feldzuges von 1704. Wir haben vernommen, daß Ludwig XIV., bereits am 7. Februar, vorschrieb, erst Vercelli zu nehmen, dann Ivrea, dann erst an Verrua zu denken als an die Vorstufe von Turin. Die Verhandlungen darüber zogen sich Monate lang hin. Noch im Mai erneuerte Vendome seinen Vorschlag sich zunächst gegen Verrua zu wenden. Er traf bereits seine Anstalten in dieser Richtung. Daß der Plan Vendomes der richtige

[1]) Der kaiserliche Oberst Saphorin an den Prinzen Eugen, 7. September: Mr. Hill, quoique homme d'esprit, avait très-mal menagé cette affaire. Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VI, S. 803.

[2]) Mémoires de Villars, t. I, p. 333.

und für Victor Amadeus der gefährlichere war, ergibt sich daraus, daß der Herzog diesen Angriff auf Verrua fürchtete und daß er darauf gefaßt war, daß Vendome den betreffenden Befehl von Versailles erhalten würde.[1]) Der König jedoch als Oberfeldherr in Versailles ging auf den Vorschlag Vendomes nicht ein. Er gebot die Belagerung zunächst von Vercelli. Die Capitulation des Cavalier gestattete es ihm damals schon, zehn Bataillone aus den Sevennen zu ziehen und nach Italien zu entsenden. Der Plan Ludwigs XIV. war, dem Herzoge zugleich die Städte Vercelli, Nizza, Susa zu nehmen, und ihn dadurch auf Piemont einzuengen, wo er sich nicht lange würde halten können. Der Plan gegen Nizza mislang von Anfang an durch die Ankunft der verbündeten Flotte im Mittelmeere: wie dagegen Vendome denjenigen gegen Vercelli, so sollte La Feuillade den gegen Susa durchführen.[2])

La Feuillade gewann Susa schon am 12. Juni. Ungleich schwieriger war für Vendome der Angriff auf Vercelli, eine regelrechte Festung mit vierzehn Bastionen und einer Citadelle, mit einer Besatzung von 13 Bataillonen und 600 Mann Cavallerie.[3]) Der Commandant hatte den Befehl sich bis aufs äußerste zu vertheidigen. Im Beginne des Monates Juni eröffnete Vendome die Belagerung. Der Herzog und Graf Starhemberg legten ihr Hauptquartier nach Crescentino. Ihre schwächeren Kräfte wiesen sie auf die Defensive an, aus welcher sie nicht heraustreten konnten, wenn nicht von anderer Seite her in nachdrücklicher Weise ihnen Luft gemacht wurde. Dies Verhältnis weist dem Feldzuge von 1704 in Italien die secundäre Bedeutung an, gegenüber dem Kriegsschauplatze an der Donau. Für Victor Amadeus handelte es sich einstweilen nur darum nicht zu erliegen.

Dabei blieb die völkerrechtliche Stellung des Herzogs Victor Amadeus bis tief in das Jahr 1704 eine eigenthümliche. Die Seemächte zahlten ihm ihre Subsidien auf Grund seines Vertrages mit dem Kaiser; aber dieser Vertrag kam noch lange nicht zum Abschlusse.

---

[1]) Hill's Correspondence, p. 362. Vom 23. Mai.

[2]) Pelet t. IV, p. 220. Vom 16. Mai.

[3]) A. a. O., p. 227.

Victor Amadeus verlangte viel. Er forderte namentlich die Zusicherung des Gebietes von Vigevano, welches der Kaiser ihm nicht gewähren wollte. Und dennoch stand wieder Victor Amadeus in der hauptsächlichen Frage anders als fast sämmtliche Italiener. Die Mailänder wollten am liebsten bei der Krone Spanien bleiben, wer immer diese erlange; denn an die spanische Regierung knüpfte sich die Erinnerung der Milde. Sie wollten weder kaiserlich, noch französisch werden. Aehnlich dachte die Republik Venedig über die Nachbarschaft der einen oder der anderen Macht. „Wenn man ihr die Frage stellte, sagt ein kundiger Zeitgenosse, der Engländer Hill, ob sie es vorzöge, die Deutschen oder die Franzosen als Herren von Mailand zu sehen: so würde sie antworten: lieber als die Einen oder die Anderen, den Teufel.“ Ueberhaupt, meint er, südwärts der Alpen müsse derjenige Mensch noch geboren werden, welcher in Betreff Mailands einen anderen Wunsch hege, als daß es mit Spanien verbunden bleibe, wer immer dort auf dem Throne sitze.[1])

Nun ging aber in Italien allgemein das Gerücht, daß der Kaiser Leopold und der römische König Joseph, bei der Cession ihrer Rechte auf die spanische Monarchie an den Erzherzog Carl, dasjenige auf Mailand vorbehalten hatten. Das Gerücht entsprach der Wahrheit: Mailand sollte der Linie Josephs verbleiben. Eben dies machte die Italiener abgeneigt. Sie wollten keine deutsche Herrschaft in Italien.

Nur Einer dachte anders, der Herzog Victor Amadeus. Auch bei ihm haftete die Erinnerung an die Zeit der spanischen Regierung in Mailand, aber als diejenige der Schwäche und Kraftlosigkeit nach außen. Wenn dagegen Mailand in den Händen des Kaisers, so würde er, der Herzog, an der stärkeren Macht desselben eine Stütze finden gegen Frankreich, wie im umgekehrten Falle an Frankreich wider den Kaiser. Dazu kam noch ein besonderer Grund. So wenig geneigt auch der Kaiser sich zeigte die Gebiete von Mailand abzutreten, welche Victor Amadeus forderte: so war der Herzog doch überzeugt, daß nur der Kaiser ihm den etwaigen Vertrag der Abtretung halten würde, nicht ein König von Spanien.[2])

---

[1]) Hill's Correspondence, p. 330.

[2]) A. a. O., p. 387.

Obwohl indessen der Abschluß des Vertrages sich hinzog, so ward von beiden Seiten gehandelt, als wenn er bestünde. Der Kaiser hatte den Feldmarschall Starhemberg mit den erprobten Soldaten des Prinzen Eugen gesendet, ohne welche Victor Amadeus durch die Uebermacht des Marschalls Vendome sofort erdrückt worden wäre. England und, obwohl minder regelmäßig, auch die Republik Holland, die sich ihre für Nicht-Willigkeit auf den Mangel eines Vertrages berief, [1]) zahlten dem Herzoge die Subsidien, auf die er einen Anspruch erst noch zu erwerben hatte durch den Abschluß seines Vertrages mit dem Kaiser. Der Kaiser dagegen, der seine Soldaten geschickt hatte, vermochte, bei der eigenen Bedrängnis von Ost und West durch Rakoczy und Max Emanuel, nicht sie in Piemont auch zu erhalten. Der Herzog Victor Amadeus sah sich daher in die Nothwendigkeit gesetzt, aus den Subsidien der Seemächte den kaiserlichen Truppen die Mittel zu ihrer Subsistenz zu gewähren. Es geschah nicht in überreichlicher Weise. Der englische Gesandte, der sie im Lager von Crescentin erblickte, bemerkt dazu: „Ich muß bekennen, daß ich diese ehrwürdigen Reste der kaiserlichen Armee nicht ohne Bekümmernis ansehen konnte. Sie haben für ihren Herrn so viel gethan und so viel gelitten, daß sie verdient hätten, besser genährt und gekleidet zu werden als es geschieht." [2])

Diese kaiserlichen Truppen betrugen an dienstfähigen 10.000 Mann. Die eigenen Truppen des Herzogs wurden auf 17 Bataillone und 3000 Mann Cavallerie angeschlagen, so daß die gesammte Macht der Verbündeten dort 15.000 Mann Infanterie und 8000 Mann Cavallerie betrug. [3]) Sie befanden sich in fester Stellung und darum unerreichbar für Vendome, der mit 42 Bataillonen und 65 Schwadronen, in Allem mit etwa 25.000 Mann, zunächst Vercelli berannte. [4])

Starhemberg hatte jedoch nicht alle kaiserlichen Truppen mit sich nach Piemont geführt. In der Stellung von Ostiglia und Revere am unteren Po waren etwa 7000 Mann zurückgeblieben, viele davon

---

[1]) Hill's Correspondence, p. 343, 354.

[2]) A. a. O., p. 360.

[3]) A. a. O., p. 331.

[4]) A. a. O., p. 360.

krank. Sie standen zuerst unter dem Befehle des Grafen Trautmansdorff, vom März an unter demjenigen des Prinzen Vaudemont, des Sohnes. Die Franzosen ihnen gegenüber unter dem Commando des Großpriors, des Bruders des Marschalls Vendome, betrugen etwa 11.000 Mann, waren also den Kaiserlichen weit überlegen. Demnach waren diese auch dort auf die Defensive angewiesen.[1])

Es kam für sie hauptsächlich darauf an, die Verbindung mit Tyrol zu erhalten. Die Macht Vaudemonts reichte dem Andrange des Großpriors Vendome gegenüber nicht aus, die Brücke über den Po zwischen Revere und Ostiglia zu behaupten. Er mußte daher den ersteren Ort preisgeben. Der Abzug über die Brücke geschah wohl vorbereitet, in tiefster Stille, und dann ward die Brücke zerstört. Der Großprior fand in Revere keinen Widerstand mehr; er zog ein in ein verlassenes Dorf.[2])

Es war die letzte That des jungen Prinzen Vaudemont, im Anfange April. Wenige Wochen später nahm ihn der Tod hinweg. Freund und Feind erkannten an, daß der Kaiser in ihm einen seiner besten Officiere verloren habe.

Der Graf Leiningen erhielt den Oberbefehl in Ostiglia. Aber die Ueberzahl der Franzosen wuchs an. Leiningen sah sich genöthigt einige Orte des Gebietes von Ferrara zu besetzen. Die Franzosen thaten dasselbe. Gegen beide Theile erging die drohende Erklärung des Papstes Clemens XI., daß er über diejenigen Truppen der einen oder der anderen Partei, die nicht sich von seinem Gebiete zurückzögen, den Kirchenbann verhängen würde. Die Franzosen zogen darauf sich zurück. Auf die Versicherung des päpstlichen Legaten in Ferrara, Astalli, daß die Franzosen nicht zurückkehren würden, brachen drei Tage nachher auch die Kaiserlichen auf. Aber kaum waren sie fort, als Paulucci, Commandant der päpstlichen Truppen, ohne Widerstand noch Einspruch zuließ, daß die Franzosen Besitz ergriffen von den Posten, welche die Kaiserlichen so eben verlassen hatten. Da durch dieses verrätherische Verfahren sich die Kaiserlichen namentlich des

[1]) Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VI, S. 270. — Die Zahlen in Hill's Correspondence, p. 331, sind zu hoch.

[2]) Hill's Correspondence, p. 354. Bericht vom 11./22. April.

Postens von Figarolo beraubt sahen, vermochten sie nicht mehr Ostiglia und ihre Stellung am Po zu vertheidigen, sondern geriethen in die Nothwendigkeit sich in das Trentino zurückzuziehen. [1])

Daß Clemens XI. bei diesem Verrathe nicht direct betheiligt war, ergibt sich aus seinem Verhalten gegenüber dem Cardinal Janson Forbin, dem er erst nach wiederholter Bitte eine Audienz verstattete. Der Papst versuchte bei dem kaiserlichen Botschafter eine Entschuldigung. Dieser erwiederte: er habe noch im frischen Gedächtnisse, daß der Papst auf das kaiserliche Schreiben, welches ihm die Proclamirung des Erzherzogs Carl zum Könige von Spanien ankündigte, auch nicht Ein Wort der Anerkennung gesprochen habe. Clemens XI. erwiederte wie früher: es sei wider seine Würde in ähnlicher Weise über die Sache hinweg zu reden, wie die Republik Venedig es thue: ihm komme es zu klar und bestimmt sich kund zu geben mit Ja oder Nein. Und dieses stehe zur Zeit nicht in seiner Macht. — Er selber nannte Lamberg gegenüber das Verfahren der Franzosen in Ferrara einen Verrath. Er entließ den General seiner Truppen, Paulucci, der jenen behülflich gewesen. Allein er sprach nicht, wie er gedroht, den Bann über die Franzosen in Ferrara. Wenige Tage später schien der Papst alles wieder vergessen zu haben, und überhäufte den Cardinal Janson Forbin mit neuen Höflichkeiten. Lamberg fragte den Papst: ob er vermeine, daß auch die kaiserliche Armee ihrerseits vergessen werde, warum sie den so lange und so rühmlich behaupteten Posten von Ostiglia habe aufgeben müssen. [2])

Nicht bloß dort indessen erregte das Verhalten des päpstlichen Hofes berechtigten Unmuth, sondern bei allen Verbündeten, so wie bei der Bevölkerung von Rom. Einer der Cardinäle unternahm es dem Papste Vorstellungen zu machen. Bei den Verbündeten, sagte er, gehe die Rede, daß in Rom nicht Wort, nicht Treue, nicht Religion gelte. Auch in der Bevölkerung von Rom vernehme man Stimmen, daß von Seiten des Kaisers früher oder später eine gerechte Strafe in Aussicht stehe, über die nicht bloß das päpstliche Gebiet, sondern

---

[1]) Theatrum Europaeum, Bd. XVII, S. 165. — Die Einzelnheiten sind dargelegt in dem Werke: Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VI, S. 284 u. f.

[2]) Lambergs Berichte vom 3. und 25. Juli.

die Stadt Rom selbst zu weinen haben werde. Darum sei er, der Cardinal, der Meinung, daß man ohne Zeitverlust bei dem gekränkten Kaiser Schritte der Versöhnung thun möge, um für Rom selber Sicherheit zu erlangen. Der Papst erwiederte: „Entweder wird der König von Frankreich die Oberhand behalten. In diesem Falle wandeln wir in unserer Haltung den geraden und gefahrlosen Weg. Oder, was doch sehr entfernt, der Kaiser trägt den Sieg davon. In diesem Falle wird es erforderlich sein, einen Minister zu opfern, ut unus moriatur pro populo, und dadurch sich mit dem Kaiser zu vertragen." „Demnach, fügt Lamberg seinem Berichte hinzu, ist der Papst selber die Ursache des Uebels. Mitschuldig freilich ist ein großer Theil der Cardinäle, die ganze Prälatur, so wie der völlig verderbte Adel, so daß nur die niedere Bevölkerung von Rom eine Ausnahme macht. Möge der Allmächtige es Ew. k. Majestät verstatten, an diesem Babylon von Priestern die gebührende Züchtigung vollstrecken zu lassen!" [1])

Aber die Lage der Dinge im Juni und Juli des Jahres 1704 schien durchaus für jene Ansicht des Papstes zu sprechen. Die Kaiserlichen im Trentino, ohne ausreichenden Nachschub an frischer Mannschaft, ungenügend genährt und gekleidet, hatten Mühe sich zu halten. Noch weniger empfingen die Kaiserlichen unter Starhemberg in Piemont irgend welchen Nachschub. Vendome berannte Vercelli. Es war nicht möglich, der Stadt einen Entsatz zu bringen, sondern nur den Fall derselben hinzuhalten. Inzwischen marschirte La Feuillade, nach der Einnahme von Susa in Savoyen, mit 8000 Mann auf Pignerol, um den Po nahe an seiner Quelle zu überschreiten, und sich mit Albergotti zu vereinen, der mit 6000 Mann bei Asti stand. Das kleine Land Piemont war wie belagert. [2]) Man hatte gehofft auf den Widerstand der Sevennolen. Bereits im Juni konnte man nicht mehr zweifeln, daß es dort zu Ende ging. Der Adel und das Volk in Piemont waren nicht für den Krieg. Die Allianzen, in die der Herzog sich eingelassen, waren ihnen zuwider. Die Sache der Verbündeten dort beruhte wesentlich auf der Person des Herzogs Victor Amadeus. [3])

---

[1]) Lambergs Bericht vom 25. Juli.

[2]) Hill's Correspondence, p. 375.

[3]) A. a. O., p. 378.

Er betheuerte seine Standhaftigkeit. Aber war man deren so sicher?

Bereits im April ging ein Gerücht um, daß der Minister St. Thomas wieder heimlich mit Vendome unterhandele. Das Gerücht war französischen Ursprunges.[1]) Im Juni tauchte es aufs neue empor. Der Papst Clemens XI. sprach darüber wie über eine Thatsache. Von Lamberg befragt, erwiederte er, daß er sich nur im Discurs geäußert habe.[2]) Aber das Wort war vernommen, ward weiter getragen, gelangte zur Kenntnis des englischen Gesandten Hill in Turin. Er gab in seinen Berichten nach London seiner Besorgnis Ausdruck. „Der Herzog, meldet er am 1. Juli, hat mir gestern seinen festen Entschluß betheuert, zu stehen und zu fallen mit den Verbündeten. Allein, wenn die Dinge weiter gehen wie bisher, bis zum Ende des Feldzuges: so verliert der Herzog sein Land oder wir verlieren den Herzog. Der Minister, der im Jahre 1696 mit Catinat unterhandelt hat, befindet sich nicht hier. Ich lasse nachforschen, wo er ist. Die Indolenz und Ruhe des Herzogs gerade jetzt scheinen mir nicht natürlich. Er spricht indessen die Ansicht aus, daß wir nur von dem Zuge Marlboroughs an die Donau auch für hier etwas zu hoffen haben."[3])

Die Schwankung indessen war vorüber gehend. Bereits drei Tage später meldet Hill ein frisches Aufleben des Herzogs Victor Amadeus. Die Umstände, unter denen es geschah, legen abermals die innige Wechselwirkung räumlich weit entfernter Dinge vor Augen. Der Feldmarschall Heister hatte seinen Sieg vom 13. Juni bei Raab über die ungarischen Rebellen davon getragen. Beim kaiserlichen Heere im Trentino waren Recruten eingetroffen. Einige arme Waldenser hatten in ihren Thälern einen glücklichen Widerstand geleistet. Namentlich aber stieg die Hoffnung auf einen Erfolg an der Donau. Alles dies zusammen gab dem Herzog Victor Amadeus neues Leben. Im Falle des gewünschten Erfolges nahm der Gedanke für den nächsten Feldzug bereits eine bestimmtere Form an. „Das rechte Mittel,

---

[1]) Hill's Correspondence, p. 352.

[2]) Lambergs Bericht vom 25. Juli.

[3]) Hill's Correspondence, p. 378. Vom 1. Juli.

meldet Hill nach London, würde dann sein, einige gute deutsche Truppen zu kaufen und sie nach Piemont zu senden." [1])

Inzwischen ward Vercelli täglich mehr bedrängt. Victor Amadeus rückte bei Lucedia so nahe wie möglich an die französischen Linien; aber er vermochte nicht gegen die französische Uebermacht den Entsatz zu unternehmen. Dagegen erhielt er im Anfange Juli die Nachricht, daß der Kaiser seinen Wünschen in dem Vertrage nachgegeben und demgemäß unterzeichnet habe. Damit war die Grundlage auch für den Bund mit den Seemächten gewonnen. [2])

Und dann kam die Nachricht des Treffens vom 2. Juli am Schellenberg bei Donauwörth. „Sie wirkt auf uns, meldet Hill, wie eine Herzstärkung, die man im selben Momente bis in die Fingerspitzen spürt." [3])

Victor Amadeus hatte bis dahin allerlei Bedenken in Betreff des Vertrages mit den Seemächten erhoben. Sie waren geschwunden. Er verlangte nun eifrig und ungeduldig den Abschluß, freilich nach seiner Weise, indem er sich die Subsidien von 80,000 Kronen monatlich noch für zwei Monate nach dem Frieden ausbedang. Hill dagegen forderte eine Sicherheit für die Waldenser, gemäß dem früheren Vertrage von 1690. Victor Amadeus suchte dem Verlangen zu entkommen. An dieser Differenz zögerte sich der Vertrag hin. Die Sache selbst erlitt dadurch keine Aenderung; denn England zahlte nach wie vor und Victor Amadeus und die Seinen kämpften weiter. [4])

Aber dann fiel Vercelli, am 20. Juli.

Es war der Wunsch des Herzogs Victor Amadeus, daß der Commandant Prela es auf einen Sturm ankommen lassen möge. Prela forderte die Gutachten der sämmtlichen commandirenden Officiere ein, bis zu den Majoren hinunter. Sie Alle verneinten in Schrift, daß, bei dem Zustande der Werke und bei der geringen An-

---

[1]) Hill's Correspondence, p. 380. Vom 4. Juli. Die Worte sind: If the Queen will please to be at any more expense for H. R. H., I must think the best way were to buy some good German troops and to send them into Piedmont for his service.

[2]) A. a. O., p. 385.

[3]) A. a. O., p. 386.

[4]) A. a. O., p. 388. Vom 11./22. Juli.

zahl alter Soldaten, die kaum noch eintausend Mann betrage, man einen Sturm abwarten dürfe. Prela trat bei. Er erwiederte dem Herzog: er wolle sich vertheidigen bis zum äußersten: dann aber müsse er capituliren, und hoffe eine ehrenhafte Capitulation zu erringen. So am 16. Juli.[1])

Das Schreiben gelangte nicht in die Hände des Herzogs Victor Amadeus. Es ward aufgefangen, nach Versailles eingeschickt, dort entziffert.[2]) Ludwig XIV. sandte es sofort durch einen Courier zurück an Vendome, mit dem erneuten Befehle keine andere Capitulation zu gewähren, als die Uebergabe auf Discretion. Bevor noch der Courier eintraf, hatte Vendome im Sinne des Befehls gehandelt, den er in einem Schreiben an La Feuillade als seinen eigenen Entschluß angab.[3]) Bereits am 20. Juli sahen sich die Belagerten in die Nothwendigkeit gesetzt Chamade zu schlagen. Die harte Forderung Vendomes einer Besatzung gegenüber, die das Mögliche geleistet, entsprach nicht dem Kriegesgebrauche. Mehrere der piemontesischen Officiere hätten den Tod vorgezogen; aber es fehlte dafür die Einstimmigkeit. Vendome berief sich auf seine Befehle: auch wenn die Besatzung am zweiten Tage der Belagerung hätte capituliren wollen: so hätte er dieselbe Forderung gestellt.[4]) Die Werke von Vercelli sollten dann aufgesprengt werden, zur Kundgebung des Zornes, welchen die beiden Könige von Frankreich und Spanien über das Verhalten des Victor Amadeus empfänden.[5])

Die Gründe des Verfahrens auf französischer Seite lagen nicht fern. Der Verlust der Stadt Vercelli war für Victor Amadeus schwer; aber schwerer noch wog der Verlust der Besatzung, die ein Drittel der eigenen Armee des Herzogs ausmachte. Der ansteigenden Gefahr entsprach die Bestürzung in Turin. Man glaubte sich einem erbarmungslosen Feinde preis gegeben, den das politische Interesse wie die Erbitterung in gleicher Weise antrieben, dem Kriege dort ein

---

[1]) Pelet t. IV, p. 816 et suiv.

[2]) Dangeau t. X, p. 76.

[3]) Sein Schreiben an La Feuillade, vom 26. Juni, bei Pelet t. IV, p. 815.

[4]) Hill's Correspondence, p. 391.

[5]) Pelet t. IV, p. 238.

Ende zu machen.[1]) Der Muth des Herzogs Victor Amadeus war wieder im Sinken. Er hatte, auch noch nach dem Verluste Vercellis, für die Schlacht am Schellenberge in Turin das Tedeum singen lassen. Am 1. August dagegen meldet Hill: „Wenn Frankreich hier jetzt irgendwelche Bedingungen anböte, so fürchte ich, daß sie angenommen würden.“ [2])

Man war auf französischer Seite nicht geneigt Vorschläge solcher Art zu machen. In den Correspondenzen des Königs Ludwig XIV. mit den Befehlshabern Vendome und La Feuillade findet sich vielmehr wiederholt der Ausdruck: die Ehre des Königs erfordere: d'écraser totalement M. de Savoie. Man glaubte ja damals des Erfolges für diese Absicht sicher zu sein.

Auch in Italien nehmen wir im Juli und August über die Vorgänge an der oberen Donau eine ähnliche Stimmung wahr, wie in Deutschland und Frankreich. Die Nachricht der Action am Schellenberge bei Donauwörth machte bereits tiefen Eindruck. Aber sie erschien wie eine Vorbereitung. Man erwartete mehr. In Rom ward bereits in Furcht oder Hoffnung die Meinung erörtert, daß nun bald neue deutsche Truppen zur Hülfe des Herzogs von Savoyen die Alpen übersteigen würden.[3]) Als jedoch dann Woche um Woche verfloß, angefüllt mit Gerüchten von bayerischen Verhandlungen, als ferner die Nachricht vom Anzuge des Marschalls Tallard mit neuen Kräften vernommen wurde, hob sich die Stimmung der französisch Gesinnten, ähnlich wie in Versailles, auch in Rom. Der immerhin schwere Verlust der Verbündeten bei Donauwörth schwoll in den Gerüchten immer höher. In Versailles zählte man auf Seiten der Verbündeten am Schellenberg 6000 Mann todt, 8000 Mann verwundet, beinahe alle Generale und Obersten todt oder verwundet; den Verlust der Bayern rechnete man auf 1000 Mann, denjenigen der Franzosen auf 500 bis 600 Mann.[4]) Aehnlich zählte man in Rom. Wie Ludwig XIV. in Versailles und Paris die Geburt des Herzog von Bretagne so festlich

[1]) Hill's Correspondence, p. 393.
[2]) A. a. O., p. 394.
[3]) Lambergs Bericht vom 25. Juli.
[4]) Dangeau t. X, p. 71. Vom 16. Juli.

begehen ließ, als stünde Alles für ihn nach Wunsch (vgl. S. 194): so feierte entsprechend der Cardinal Janson in Rom. Aber das Volk dort vernahm seinen Ruf: Evviva il gran Luigi! — mit beredtem Schweigen: dagegen gab es bei jedem Anlasse seinen Eifer für den Kaiser kund. Der damals in Rom weilende Engländer Shrewsbury erzählt: der französische Abbé Villeneuve habe eines Tages vor seiner Thür reichlich Geld und Brot austheilen lassen, dann sich ins Fenster gelegt mit dem Rufe: Evviva il Rè di Francia, dagegen von dem so eben beschenkten Haufen die unhöfliche Antwort empfangen: Evviva l'Imperatore. [1])

Aber die Realität der Dinge schien für die Franzosen und die französisch Gesinnten zu sprechen. Namentlich die Bedrängnis des Herzogs Victor Amadeus war ja so groß.

Um so auffallender war es, daß von Seiten des Marschalls Vendome nach der Einnahme von Vercelli, am 20. Juli, nichts Weiteres unternommen wurde. Der Monat Juli ging zu Ende, der August begann. Am 5. meldet Hill: „Der Marschall Vendome ist uns diese fünfzehn Tage hindurch sehr gnädig gewesen.“ [2]) Er ergeht sich in Vermuthungen über den Grund. Unterdessen schickte Vendome sich an, die Schleifung der Werke von Vercelli vorzunehmen. „Er wird dann, meint Hill, den Po passiren, um Verrua anzugreifen.“ Wiederum jedoch vergeht eine Woche. Am 12. August meldet Hill: „Ich weiß nicht, was ich von der Unthätigkeit des Marschalls Vendome urtheilen soll. Es sind seit der Einnahme von Vercelli nun 20 Tage verflossen. In kürzerer Frist als diese hätten die drei Armeen, welche uns umgeben, unter Vendome, La Feuillade, Albergotti, die Stadt Turin umlagern können. Alles was ich vermuthen kann, ist, daß Seine königliche Hoheit hier bemüht ist, entweder seine Feinde irre zu führen oder seine Freunde zu misbrauchen.“ [3])

Die Vermuthung des Gesandten Hill war nicht richtig. Die Unthätigkeit des Marschalls Vendome entsprang nicht aus einer Unterhandlung mit Victor Amadeus, sondern aus der Differenz des Mar-

---

[1]) Hill's Correspondence, p. 747.
[2]) A. a. O., p. 398.
[3]) A. a. O., p. 403.

schalls Vendome mit seinem Kriegsherrn in Versailles über den weiteren Plan. Die Concentration der Leitung aller Angelegenheiten in der Person des Königs hat ihn mehr als einmal befähigt, seine Plane mit erstaunlichem Geschicke auszuführen, wie im Jahre 1700 in der spanischen Angelegenheit. Sie hat dagegen auch mehr als einmal ihn gehindert Erfolge davon zu tragen, die von Anderen als für ihn sicher angesehen wurden. Die, ungeachtet aller übelen Erfahrungen, bei Ludwig XIV. immer wieder aufwachsende Meinung von sich, selber ein Feldherr zu sein, war ein erheblicher Vortheil für seine Gegner.

Vendome hatte sich fügen müssen, wider seine eigene Ansicht den Feldzug mit der Belagerung von Vercelli zu beginnen. Während derselben erhielt er den Befehl, nach der Einnahme dieser Stadt nichts von Erheblichkeit zu unternehmen, ohne vorher Bericht erstattet zu haben.[1]) Der König hatte früher die Einnahme der Städte in der Reihenfolge vorgeschrieben: Vercelli, Ivrea, Verrua. Am 29. Juli legte Vendome ihm die Frage abermals vor mit den Worten: „Eure Majestät müssen jetzt zwischen Ivrea und Verrua entscheiden, und mir mit dem rückkehrenden Courier die Antwort zugehen lassen. Ich habe gehorcht in Betreff von Vercelli, und bereite die Anstalten vor gegen Ivrea, im Falle des Befehls; aber da Turin die Hauptsache und das eigentliche Ziel ist, so würde ich Eure Majestät täuschen, wenn ich behaupten wollte, daß ich den Angriff dort unternehmen kann, ohne vorher Verrua genommen zu haben und Meister des Po zu sein von Casale bis Turin. Denn der Po muß uns alle erforderliche Munition und Artillerie hinab tragen. Ivrea in unseren Händen würde den Weg abschneiden für eine Hülfe zu Gunsten des Herzogs von der Schweiz und überhaupt vom Norden her, gereicht uns jedoch für die Belagerung von Turin zu keinem Nutzen. Der Besitz von Verrua dagegen ist Vorbedingung dieser Belagerung, die allein dem Herzoge von Savoyen den Todesstreich versetzen kann. Diese Gründe erscheinen mir so gewichtig, daß sie ohne Zweifel Eure Majestät bewegen werden, für die Belagerung von Verrua zu entscheiden. Jedoch, wenn Sie Ivrea zuerst wollen, so werde ich meine Artillerie auch dafür in den Stand setzen."

---

[1]) Pelet t. IV, p. 230.

Er sendet dann die Angabe der Munition, deren er für Turin bedürfe. Er hebt hervor, daß er vor dem Monate December diese Belagerung nicht beginnen könne. Und dann kehrt er mit einer raschen Wendung wieder zu Verrua zurück. „Ich darf nicht unterlassen, zum Schlusse nochmals Euer Majestät zu wiederholen, daß man Turin nicht nehmen kann, ohne vorher Verrua zu haben.“ [1])

Vendome hielt sich des Erfolges für völlig sicher. Er schrieb am selben Tage an La Feuillade: „Wenn der König meine Bitte gewährt, mich zunächst an Verrua zu machen, so bürge ich Ihnen dafür, daß ich es dem Herzog vor der Nase wegnehme. Da der König erkennt, daß ohne Verrua das eigentliche Ziel nicht erreichbar: so ist an seiner Einwilligung nicht zu zweifeln.“ [2])

Die Antwort des Königs ließ dem Marschall Vendome zuerst die Wahl zwischen Ivrea und Verrua in Worten völlig frei, betonte aber dann so nachdrücklich die Wichtigkeit des Besitzes der ersteren Stadt, daß Vendome sich entschloß, abermals die eigene Ansicht dem wohl erkennbaren Willen des Königs zum Opfer zu bringen. Ludwig XIV. hatte beigefügt, daß es besser sei etwas nicht zu unternehmen, als mit der Gefahr des Mislingens. Darum wolle er nicht die Belagerung von Turin im December, sondern erst im nächsten März. Der Gewinn von Vercelli, Ivrea, Verrua genüge für den laufenden Feldzug. [3])

Es scheint, daß man danach sagen dürfe: dem Herzoge Victor Amadeus in seiner Bedrängnis vom August 1704 erstand negativ als der beste Helfer Ludwig XIV. selber in seiner Meinung, von Versailles aus die Kriegesleitung in Piemont besser zu verstehen als der Marschall Vendome an Ort und Stelle. Der Engländer Hill sagt in einem seiner Berichte von Turin aus, am 19. September: „Wir verdanken der Artigkeit des Marschalls Vendome, daß wir uns noch in Turin befinden.“ [4]) Nicht an Vendome, sondern an Ludwig XIV. selber in Versailles wäre dieser Dank zu richten gewesen.

[1]) Pelet t. IV, p. 250.
[2]) A. a. O., p. 253.
[3]) A. a. O., p. 258. Vom 5. August.
[4]) Hill's Correspondence, p. 420.

Der nächste Gewinn für den Herzog Victor Amadeus war derjenige der Zeit, nämlich der drei Wochen, welche Vendome nach der Einnahme von Vercelli in Unthätigkeit verbrachte.

Bei den Unterthanen des Herzogs dagegen regte sich vielfach dieselbe Meinung, die der Engländer Hill je dann und wann als Verdacht aussprach. In der That machte La Feuillade damals einen Versuch in dieser Richtung. Er bot durch ein Schreiben an den Herzog seine guten Dienste bei seinem Schwiegervater Chamillart an. Das Gerücht dieses Erbietens ging aus und steigerte sich in Turin bis zu demjenigen eines sofortigen Friedens. Es gab sich darüber eine so unverhohlene Freude kund, daß der Engländer Hill sich nach Crescentin ins Lager begab, um den Herzog selbst zu befragen. Er sah dort, daß weder Starhemberg, noch der kaiserliche Gesandte Auersperg seine Besorgnisse theilten. Victor Amadeus dagegen versicherte in den stärksten Ausdrücken seine Beständigkeit.[1]) Er konnte dies um so eher, da bereits kund war, daß Vendome sich wider Jvrea wenden wolle, daß demnach die Gefahr für Turin unmittelbar nicht näher rücke, sondern ferner. Es war für Victor Amadeus der zweite Gewinn, den der Befehl Ludwigs XIV. an Vendome ihm zubrachte. Nach Wien hin versicherte Victor Amadeus nicht bloß seine Beständigkeit, sondern schickte das Original des Briefes von La Feuillade ein.[2])

## Die Frage der Hülfe für Victor Amadeus.

Inzwischen ward die Schlacht bei Höchstädt geschlagen. Acht Tage nach derselben erreichte das erste Gerücht derselben die Stadt Turin. Die nächsten Tage brachten die Bestätigung. Die Berichte Hills klingen wie erfüllt von einem Rausche der Freude. Er malt aus, wie die Italiener sich den Marlborough denken, die Feinde wie die Freunde. Jenen erscheine er wie ein Gothe oder Hunne, wie ein Attila, mit der Ausstattung desselben; diesen wie der Engel Gabriel, welcher der Welt die Erlösung verkündigt.[3]) In der That faßte die Bevölkerung von Rom

---

[1]) Hill's Correspondence, p. 410. Vom 8./19. August.

[2]) A. a. O., p. 411.

[3]) A. a. O., p. 412. Vom 15./26. August.

die Sache in diesem Sinne auf. Clemens XI. zwar beklagte den Fall des Bayernfürsten als des mächtigsten der Katholiken im Reiche; aber viele Tausende in Rom sammelten sich am Marienfeste, dem 8. September, in und um die kaiserliche Kirche dell' Anima, und der Gottesdienst dort gestaltete sich zu einer imposanten Siegesfeier.[1])

Die nächste Erwartung des Herzogs Victor Amadeus war, daß nun ihm ein Succurs zugesandt werde. Er schickte zu diesem Zwecke den Marquis Prié nach Wien, und der Kaiser wieder entsendete ihn von dort aus, ausgestattet mit Handbriefen an seinen Sohn und an die Feldherren, in das Hauptquartier im Elsaß.[2]) Das dringendste dieser Schreiben ist dasjenige an den römischen König Joseph. Der Kaiser erklärt darin die Rettung des Herzogs Victor Amadeus für seine eigene vornehmste Angelegenheit, überhaupt für so wichtig, daß der gesammten Allianz Reputation und Wohlfahrt davon abhange. Wie viel andererseits dem Könige von Frankreich an seinem Plane gegen den Herzog Victor Amadeus liege, habe er dadurch dargethan, daß er nach der Niederlage von Höchstädt auch nicht Einen Mann aus Italien weggezogen, um ihn an den Rhein zu senden. Der Kaiser spricht seinem Sohne offen aus, daß er lieber gesehen hätte, wenn nach der Schlacht bei Höchstädt zunächst Bayern völlig reducirt wäre, damit von dort aus die Hülfe für Victor Amadeus zur Hand gewesen wäre. Da dies nicht geschehen, so müßten die Seemächte beitragen, damit man dem Herzoge mindestens 15.000 bis 20.000 Mann zusenden könne. Der Kaiser wisse von zuverlässiger Seite, daß Frankreich alles aufbieten werde, noch im Laufe des Winters den Herzog von Savoyen zu überwältigen. Wenn dies aber geschehe und Frankreich dadurch des verzehrenden Krieges in Italien ledig werde: so sei die Niederlage von Höchstädt nach allen Seiten hin reichlich ersetzt.[3])

An demselben Tage, an welchem der Kaiser diese Wünsche an das Hauptquartier zu Papiere brachte, dem 26. September, verhandelten dort Marlborough und Wratislaw die Frage der Möglichkeit einer sofortigen Hülfesendung für Victor Amadeus. Marlborough

---

[1]) Lambergs Berichte vom 13. und 20. September.

[2]) Das Handschreiben an den Markgrafen bei Röder, Bd. II, S. 95.

[3]) Handbriefe des Kaisers an den römischen König Joseph, vom 26. September.

stellt die Schwierigkeiten entgegen. Die Truppen im Solde der Seemächte seien nach einem schweren Feldzuge, dessen zwei harte Treffen ihnen an 16.000 Mann gekostet, der Ruhe höchst bedürftig. Ferner sei für die Verpflegung bei einem etwaigen Marsche nach Italien keine Sorge getragen, keine Magazine unterwegs vorhanden. Endlich aber stünde es nach den Verträgen mit den einzelnen Fürsten, die ihre Truppen in den Sold der Seemächte gegeben, nicht einmal bei den letzteren, diese Truppen nach Italien zu senden. Vielmehr bedürfe es dafür in jedem einzelnen Falle einer neuen Uebereinkunft. — Mit anderen Worten, Marlborough lehnte jede directe Hülfesendung nach Italien für das Jahr 1704 ab.[1])

Auch der Markgraf von Baden war aus sich der Ansicht gewesen, daß nach dem Siege von Höchstädt es zweckmäßig gewesen wäre, zunächst Bayern völlig zu unterwerfen. Aber er hatte sich gefügt in die Meinung des Prinzen Eugen und Marlboroughs, daß zuerst die Franzosen mit allem Nachdrucke zu verfolgen seien. Nun war ihm die Belagerung von Landau als Aufgabe zugefallen. Er sah sich außer Stande, Truppen nach Italien hin zu entsenden.[2])

Es ward der Vorschlag gemacht, mit dem Fürstbischofe von Würzburg und dem Kurfürsten von der Pfalz je über 4000 Mann zu verhandeln. Allein welchen Ausgang immer diese Verhandlungen nahmen, für das laufende Jahr 1704 konnte von da her dem Herzoge Victor Amadeus eine Hülfe nicht zuwachsen.

Bessere Aussicht auf Erfüllung hatte für ihn zunächst ein anderer Wunsch. Bis dahin hatte Frankreich über die Gegner den Vortheil, die Kriegsgefangenen derselben zu eigenem Dienste zu verwenden. Von Piemontesen allein befanden sich 7000 Mann unter den verschiedenen französischen Armeen in Spanien, in Belgien, am Rheine. Die große Anzahl der französischen Kriegsgefangenen nach Höchstädt gab dagegen dem Kaiser die Gelegenheit gegen ein solches Verfahren nachdrücklich aufzutreten. Der Herzog Victor Amadeus und Graf Starhemberg erhielten Vollmacht, dem Marschall Vendome anzukün-

---

[1]) Bericht des Grafen Wratislaw, vom 26. September, aus dem Hauptquartier Kronweißenburg.

[2]) Die Actenstücke bei Röder, Bd. II, S. 80 u. f.

digen, daß, wenn jenes barbarische Verfahren auf französischer Seite nicht unterbliebe, wenn man dort dem üblichen Brauche der Auswechselung der Gefangenen sich nicht gutwillig füge, der Kaiser und seine Bundesgenossen keinen Anstand nehmen würden, durch die Behandlung der französischen Kriegsgefangenen ein billigeres Verfahren zu erzwingen. [1])

Am 30. August begann Vendome die Belagerung von Ivrea. Er hatte 15.000 Mann; aber ein Fünftel derselben war krank. Er vermochte nicht die Stadt an beiden Ufern des Flusses zu umschließen, so daß der Verkehr derselben mit dem Hauptquartiere des Herzogs offen blieb. Von den Wällen des Crescentin aus vernahm man den Donner der Geschütze vor Ivrea, zu Anfang ohne große Besorgnis, weil bald eine Hülfe in Aussicht zu stehen schien. [2]) Erst als die Tage des Monates September verrannen, als dann die Bestätigung eintraf, daß die Belagerung von Landau eine Hülfesendung von Deutschland aus nicht gestatte, sank wieder der Muth des Herzogs Victor Amadeus. Er beschied den Grafen Auersperg und den Engländer Hill zu sich. Er eröffnete ihnen, daß er bereitwillig sei es bis zu Weihnachten auf das Aeußerste ankommen zu lassen. Wenn jedoch der Kaiser nicht noch im Winter ihm eine Armee zu Hülfe sende, so werde auch er sich lossagen von Verbündeten, die so erbarmungslos ihn verlassen. Er versicherte, daß er in derselben Weise schreibe an den Prinzen Eugen, so wie nach Wien. [3])

Er entsendete mit diesen seinen Klagen nach Wien den Principe Pio. Auch Starhemberg schickte die seinigen ein. Er meldet sicher zu wissen, daß im Angesichte der täglich wachsenden Noth bereits 400 kaiserliche Soldaten, zu dem Feinde übergegangen, nun in dessen Reihen gegen die bisherigen Waffenbrüder fechten. Er gibt seinem Schmerze Ausdruck mit den Worten: „Während fremde Nationen die Ehre haben, Ew. k. Majestät Krone und Scepter zu verfechten, für dieselbe sich zu opfern und dadurch unsterblichen Ruhm zu erwerben, müssen wir hier mit gebundenen Armen zusehen, wie der Feind vor unseren

---

[1]) Hill's Correspondence, p. 425. — Röder, Bd. I, S. 81.
[2]) A. a. O., p. 419.
[3]) A. a. O., p. 427. Vom 22. September.

Augen seine Fortschritte nach freiem Ermessen fortsetzt und den Herzog in die äußerste Enge treibt." [1])

Jede Aeußerung des Kaisers aus jenen Tagen thut dar, daß er darunter nicht weniger litt als Starhemberg selber. Aber durch die Sendung von Truppen oder Geld nach Piemont Hülfe zu bringen, vermochte er nicht.

Die Bedrängnis von Ivrea stieg. Der Commandant war bereit zu capituliren. Aber Vendome gestattete wie bei Vercelli keine andere Capitulation als diejenige der Uebergabe auf Discretion. Am 27. September ergab sich die Stadt, am 29. die Citadelle. In Vercelli hatte Victor Amadeus dreizehn Bataillone eingebüßt, in Ivrea neun: es war fast der ganze Betrag an Mannschaft, mit welchem er im Herbste 1703 den Krieg begonnen hatte. Dann nahm Vendome noch das Schloß Bard, welches ihm die Verbindung mit Frankreich durch das Thal von Aosta eröffnete, während Ivrea in französischen Händen für Victor Amadeus diejenige mit der Schweiz und mit Deutschland abschnitt. [2])

## Die Belagerung von Verrua.

Am 15. October erschien Vendome mit seiner Armee im Angesichte der Stadt Verrua. Am 20. eröffnete er die Laufgräben. Das Wetter begünstigte ihn. Statt des in der Jahreszeit sonst üblichen Regens blickte täglich die Sonne wie begünstigend nieder. Hill beobachtete abermals den Herzog Victor Amadeus. Dieser verlangte die Rückkehr der beiden englischen Fregatten, die zur Verfügung Hills standen, von Livorno nach Nizza. „Es scheint mir, meldet Hill, daß er bereits daran denkt, seine Frau und seine Kinder an Bord zu bringen, bevor der Winter zu Ende geht. Denn die Feinde beherrschen alle anderen Ein- und Ausgänge Piemonts." [3])

Anders dachten viele Italiener. Das Gerücht, welches Hill einmal vernommen, daß der Abschluß einer Liga des Königs von Frankreich mit dem Papste bevorstehe, war nicht richtig. [4]) Eben so frucht-

[1]) Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VI, S. 798.

[2]) Pelet t. IV, p. 270. — Hill's Correspondence, p. 433.

[3]) Hill's Correspondence, p. 458.

[4]) Bericht Lambergs vom 18. October.

los aber blieben auch alle Bemühungen, die Republik Venedig zu dem Beitritte zu der großen Allianz zu bewegen. Die Republik hätte größere Neigung gehabt, gemäß dem Wunsche des Papstes und Ludwigs XIV. eine Besatzung in Mantua zu legen. Auf den Wunsch des Kaisers untersagte dies die Königin Anna mit der nachdrücklichen Drohung, daß sie einen solchen Schritt als einen Bruch der Neutralität betrachten würde. [1]) Dies genügte. Wohin aber auch immer die Sympathien und die Antipathien der Einzelnen in Italien sich neigten: gemeinsam war allen Italienern der Wunsch nach dem baldigen Ende des Kampfes der Gothen und der Gallier auf ihrem Boden und in ihrer Nähe. [2]) Und diese Hoffnung schien in den letzten Monaten des Jahres 1704 in Erfüllung gehen zu müssen. Vendome berannte Verrua. Im Anfange November meldete er nach Versailles, daß er binnen kurzem Meister dieses Platzes sein werde. [3]) Es entspann sich zwischen ihm und dem Könige eine lebhafte Correspondenz über den Beginn der Belagerung von Turin. Der König wollte sie ansetzen auf den Monat Februar; Vendome protestirte, daß es ihm vor dem April nicht möglich sein würde. Beiderseitig war dabei der nahe Fall von Verrua vorausgesetzt.

Unterdessen wendete sich jedoch Vendome auch an Victor Amadeus selbst, durch einen Brief an dessen Minister St. Thomas, vom 18. November, zunächst nur in allgemeinen Ausdrücken. Victor Amadeus zeigte das Schreiben und seine Antwort den Gesandten der Allianz. Er betheuerte dann abermals, daß er trotz aller seiner Leiden ausharren werde, bis seine Verbündeten ihn gänzlich verließen. Dieselben Versicherungen, verbunden mit dem stärksten Vertrauen auf die Königin von England, sprach gleichzeitig sein Gesandter Briançon in London aus. Es ward dort bei der Königin angenehm vermerkt, daß Victor Amadeus den Zusatzartikel der großen Allianz, welcher den Prätendenten vom englischen Throne ausschloß, ohne jeden Einwand unterzeichnet hatte. [4])

---

[1]) Hill's Correspondence, p. 167.
[2]) A. a. O., p. 459.
[3]) Pelet t. IV, p. 286.
[4]) Hill's Correspondence, p. 170.

Der Engländer Hill in Turin traute, im November, allerdings nicht völlig. Aber bereits tauchte damals, am 3. December, in ihm über die Belagerung von Verrua eine andere Ansicht auf. „Ich meine, sagt er, daß der Marschall Vendome uns durch die Belagerung von Verrua in dieser Jahreszeit eine große Wohlthat erweist. Denn bereits leidet seine Infanterie schwer, und wird nicht im Stande sein, uns in den nächsten drei Monaten großen Schaden zuzufügen, namentlich wenn, wie wir hoffen, der Platz sich noch vierzehn Tage hält." [1])

Es war am 3. December. Der Platz hielt sich nicht bloß noch vierzehn Tage, sondern mehr als vierzehn Wochen.

Denn endlich war doch eingetreten, was Vendome seit langem befürchtet, Victor Amadeus gehofft hatte: der Regen und der Schnee. Als jene vierzehn Tage um waren, meldet Hill abermals: „Es sind nun sechzig Tage, daß Vendome sich im Schmutze und Kothe mit dieser Belagerung abmüht, und, nach meiner Ansicht, sollten wir zu seinem Gedächtnisse in jeder Straße von Turin ein Standbild errichten. Nach zuverlässigen Meldungen ist seine dienstfähige Infanterie nun herab gekommen auf 7000 Mann, und auch von diesen werden viele, bevor es hier zu Ende geht, nur noch die Befähigung besitzen die Hospitäler anzufüllen. Wenn die Nachrichten aus dem Mailändischen eben so zuverlässig sind: so liegen von den zwei Armeen, commandirt von den zwei uns so gnädigen Brüdern, jetzt 18.000 Mann im Spital. Ich erwähne dies mit um so größerem Vergnügen, weil jeder nutz- und hülflose Mensch im Spital dem Herrn und Meister in Versailles eben so viel kostet wie vier Grenadiere in den Laufgräben. Das ist ein kostspieliger Aufwand für den König von Frankreich, so verzehrend wie jemals für einen der Könige von Spanien. O du kostbares Italien, das zu allen Zeiten gedient hat, Franzosen zu morden und zu begraben!" [2])

Wenn die Sache sich wirklich so verhält, wie Hill hier angibt: so gebührte abermals der Dank nicht dem Marschall Vendome, sondern dem Könige in Versailles, der von da aus den ganzen Feldzug hindurch den Marschall Vendome gezwungen hatte, wider seine eigene Einsicht zu handeln.

---

[1]) Hill's Correspondence, p. 467.

[2]) A. a. O., p. 472.

Von militärischer Seite dagegen ist dem Marschall Vendome als Fehler vorgeworfen, daß er die Stadt Verrua zum Objecte seines Angriffes gemacht, und nicht vielmehr das wichtigere Lager von Crescentino. [1]) Unzweifelhaft erwuchsen von daher für den Herzog Victor Amadeus und Starhemberg besondere Vortheile.

Die Verbindung zwischen Verrua am rechten Ufer des Po und dem nahen Lager von Crescentino am rechten Ufer war offen. Täglich wurde ein Drittel der Besatzung von Verrua gewechselt. Die Soldaten Vendomes dagegen waren den einen Tag wie den andern in gleicher Weise den Mühen der Belagerung, sowie der Unbill der Witterung im Spätherbste ausgesetzt.

In Folge dieses besonderen Vortheiles der Belagerten konnte der merkwürdige Fall eintreten, daß 66 Tage nach der Eröffnung der Laufgräben, am 26. December, die Besatzung von Verrua einen Ausfall machte, mit geringem eigenem Verluste, mit schwerem auf Seiten der Franzosen. Unter den Gefangenen befand sich der General, den Ludwig XIV. im voraus zum Commandanten des genommenen Verrua ernannt hatte.

Es ist, wie so oft, auch hier von besonderem Interesse die betreffenden Berichte zu vergleichen. Derjenige Vendomes meldete, daß seine Gegner 600 Mann der besten Soldaten eingebüßt, er selber dagegen nicht 80 in Allem. Sein Bericht, der in Versailles den Eindruck eines Sieges machte, schloß mit den Worten: „Ich kann jetzt Ew. Majestät verbürgen, daß ich Verrua nehmen werde.“ [2])

Daß es der Uebermacht Vendomes auf die Dauer, wenn kein Entsatz erschien, gelingen werde, das kleine Verrua zu nehmen, durften auch die Vertheidiger wohl kaum in Zweifel ziehen. Aber sie selber so wie die späteren Kriegskundigen schrieben zu nicht geringem Theile dem Erfolge des Ausfalles vom 26. December 1704 es zu, daß fortan Verrua noch für Monate lang, bis in den April 1705, sich vertheidigen konnte. [3])

[1]) Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VI, S. 254.

[2]) Dangeau t. X, p. 224.

[3]) Hill's Correspondence, p. 475. — Ein ausführlicher Bericht des Holländers van der Meer bei Lamberty t. III, p. 160. — Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VI, S. 265 u. f.

Während der Herzog Victor Amadeus und Starhemberg durch eigene Kraft sich hielten, gelangte an sie die Meldung, daß die Seemächte sich bemühen würden, für ihr Geld 8000 Mann Preußen nach Italien zu senden. Die Meldung dieses Planes erging sofort nach Turin, und traf dort ein noch vor jenem großen Ausfalle. „Wir leben und subsistiren hier, erwiedert Hill aus Turin, von der Hoffnung auf Mylord Marlboroughs 8000 Mann Preußen.“ [1])

## Die Sendung Marlboroughs wegen Hülfe nach Berlin, im November.

Die Meinung, die sich nach den Berichten Hills in Turin oft kund gab, als nehme der Kaiser Leopold die Noth des Herzogs nicht genügend zu Herzen, widerlegt sich, wie bereits berührt (S. 256), aus den zahlreichen Handbriefen des Kaisers an seinen Sohn, an den Markgrafen von Baden, an den Prinzen Eugen. Die Angelegenheit ward im Hauptquartiere zu Kronweißenburg oft und vielfach erwogen. Die Seemächte waren willig zu zahlen. Allein da weder der Markgraf von Baden, noch Marlborough von ihren Armeen aus ein Corps nach Italien entsenden konnten oder auch durften: so war ein neuer Vertrag über neue Mannschaft erforderlich. Der einzige Reichsfürst, der eine für den Zweck genügende Truppenzahl besaß, war der Kurfürst-König von Brandenburg-Preußen. Der Kaiser Leopold und der römische König Joseph ersuchten Marlborough sich zu diesem Zwecke persönlich nach Berlin zu begeben. Marlboroughs Aeußerungen zeugen nicht für eine freudige Willfährigkeit zu diesem Geschäfte; aber er konnte nicht umhin die Nothwendigkeit anzuerkennen. Mit der Zustimmung der Königin von England und der Generalstaaten brach er am 13. November aus dem Lager vor Landau nach Berlin auf. [2])

Am 22. November traf Marlborough in Berlin ein, von dem königlichen Paare dort mit großer Auszeichnung empfangen.

Der Berliner Hof wandte gegen die Forderung ein Corps von 8000 Mann in den Sold der Seemächte nach Italien hinzugeben, hauptsächlich die Besorgnis ein, in den schwedisch-polnischen Krieg ver-

---

[1]) Hill's Correspondence, p. 480.

[2]) Die Briefe bei Coxe t. I, p. 243, und bei Murray t. I, p. 535.

wickelt zu werden. So berichtet Marlborough an den Staats-Secretär Harley.[1]) Es ist daher hier der Ort, bevor wir die Verhandlungen Marlboroughs in Berlin weiter verfolgen, die Stellung Friedrichs I. zu jenem Kriege, so wie überhaupt die weitere Entwickelung desselben im Jahre 1704 zu überblicken.

## Die schwedisch-polnische Verwickelung.

Die polnische Verwirrung hatte bereits im Jahre 1703 die dem Hause Hohenzollern besonders eigenthümliche Begehrlichkeit wach gerufen. Mit Gutheißung des Königs Friedrich I. begab sich im Frühling 1703 ein Individuum, Namens Müller, ins schwedische Hauptquartier, und brachte durch untergeordnete Persönlichkeiten eine Denkschrift in die Hände Carls XII. Die Polen, heißt es darin, seien ein treuloses, geldgieriges, verderbliches Volk, durch die unsinnigste Freiheit gänzlich verdorben. Man müsse sie unschädlich machen. Wenn die schwedische und die preußische Armee vereint ihr Land besetzten, sei alles Andere leicht gethan. Dann folgt der Theilungsplan: Carl XII. müsse Litthauen nehmen, Friedrich I. das polnische Preußen und Pomerellen, dem Czaren könne man die polnische Ukraine geben, den Rest der Republik dem Könige August II. erblich und souverän belassen, unter der Bedingung seiner Rückkehr zum Protestantismus.[2])

Es scheint bei dem Entwurfe geblieben zu sein. Im Herbste 1703 jedoch wurden ähnliche Vorschläge von Berlin aus erneuert, und zwar dies Mal durch Persönlichkeiten mit bestimmten Instructionen. In denselben wurde dem Schwedenkönige vor Allem der Plan der Entthronung Augusts II. widerrathen. Vielmehr, hieß es, müsse der König August gehalten werden, damit er von Polen hergeben könne, was Schweden und Preußen forderten. Man müsse in der Stille Alles feststellen, die geforderten Gebiete besetzen, dann erst dem Czaren und dem Könige von Dänemark Kenntnis geben, und ihnen die für sie bestimmten Theilstücke anweisen.[3])

---

[1]) Murray t. I, p. 543.

[2]) Droysen: Geschichte der preußischen Politik, Bd. IV, Abth. I, S. 278.

[3]) So wörtlich Droysen, a. a. O. S. 281.

Die moralische Qualität dieses Planes liegt vor Augen. Im Uebrigen verblieb er Eigenthum des Urhebers. Carl XII. wandelte seinen eigenen Weg: er wollte August II. entthronen.

In den letzten Monaten des Jahres 1703 war Carl XII. der Verwirklichung dieses Planes erheblich näher gekommen. Durch seine Weigerung sich auf die Beschlüsse des Reichstages von Lublin einzulassen, schleuderte er Verwirrung und Zwietracht unter die Polen. Zugleich bildete sich unter diesen eine Conföderation, die sofort sich mit dem Schwedenkönige in Verbindung setzte. Zu Ende des Jahres 1703 that Carl XII. den weiteren Schritt, nicht bloß wie bisher die Entthronung Augusts II. zu verlangen, sondern auch positiv einen neuen König zu bezeichnen. Er erließ von seinem Hauptquartiere zu Heilsberg in Preußen eine Erklärung, daß er, im Falle daß die Polen sich den Prinzen Jacob Sobieski zum Könige erwählten, mit aller seiner Macht ihm zur Seite stehen würde. [1])

Als Manifestation der Zerspaltung, die unter den Polen überhand nahm, erschien zugleich eine Schrift: Mahnung an die guten und rechtschaffenen Patrioten, zu Ungunsten der Sachsen, zu Gunsten der Schweden. [2]) Die Schrift, abgefaßt mit großer Gewandtheit, konnte um so nachdrücklicher gegen die Sache Augusts II. wirken, da eine lange Reihe der wider ihn aufgeführten Thatsachen keinem Zweifel unterlag. Aber die Behauptung der Schrift, daß es sich überall um die Haut des polnischen Volkes handele, [3]) war doch nicht bloß nach der Seite Augusts II. hin wahr. Allerdings beanspruchte der Schwedenkönig für sich keinen Gewinn an Land. Insofern stand er höher als seine Nachbaren Peter I., Friedrich I., August II. Aber die von ihm den Polen gestellte Forderung, den eigenen, anerkannten König wieder zu entthronen, demüthigte nicht blos diesen selbst, sondern auch die polnische Nation, zersetzte und entkräftete sie daher moralisch. Es handelte sich also bei ihm freilich nicht materiell um die Haut des polnischen Volkes, sondern um noch viel mehr: um die moralische Zerrüttung desselben. Die Einbuße, wenn Carl XII. seinen Willen

---

[1]) Lamberty t. III, p. 332. Vom 23. December 1703 a. St.

[2]) A. a. O., p. 333.

[3]) Ita ubique de corio Polonae gentis luditur.

durchsetzte, war ungleich größer, als diejenige durch die Abtretung einer Provinz sein konnte.

Die schwedischen Gesandten an allen Höfen Europas beließen über die Absicht ihres Königs keinen Zweifel. August II., sagten sie, sei der alleinige Urheber des Kriegszustandes in Polen. Sie behaupteten, daß Frankreich ihn dort begünstige, daß er einen Gesandten in Versailles habe. Die allgemeine Sache könne durch die Entthronung nur gewinnen; denn erst dann dürfe die Allianz auf Hülfe von Schweden rechnen. Die Gesandten von Preußen und Hannover redeten in ähnlicher Weise. Allein auch der sächsische Gesandte im Haag wußte die Sache seines Herrn zu vertheidigen. Die Conföderation erstreckte sich nur erst über wenige Palatinate. Andere hielten zu August II. Ferner stellte sich heraus, daß, nachdem einmal der Name des Prinzen Jacob Sobieski als Kronprätendent genannt war, der geringere Adel sich ihm abgeneigt bewies. August II. dagegen durfte sich verlassen auf einen starken Freund, den Czaren Peter. Dieser erließ ein langes Drohschreiben an den Cardinal Radziejowski. Er habe vernommen, sagte er darin, daß, im Falle der Plan gegen den König August II. gelänge, es die fernere Absicht sei, Polen und Schweden wider ihn zu vereinigen. Eben darum habe er das Recht und die Pflicht sich einzumischen. Er werde den König August II. stützen mit seiner ganzen Macht. Wie die Republik dem Könige von Schweden gestattet habe, ihr Gebiet zu durchziehen, um den König August zu verfolgen: so verlange er für sich dasselbe Recht, um den König August zu schützen. [1])

Da die beiden Mächte, Schweden und Polen, eine jede für sich, die Aggressive des Czaren, seinen Drang nach Westen hin zu fürchten hatten: so erwuchs aus ihrem Hader, ihrer gegenseitigen Zerrüttung, für ihn der Vortheil ihrer Schwächung. Wie Carl XII. sich darüber nicht klar war, oder vielmehr diese Gefahr gering anschlug, weil er, seit dem Tage von Narwa, seinen Gegner unterschätzte: eben so wenig begriff er das Wohlgefallen, welches Ludwig XIV. an der polnischen Verwirrung hatte. Carl XII. ließ sogar im Haag sagen: er verstehe nicht, wie man gegen seinen Plan der Entthronung von August II.

---

[1]) Lamberty t. III, p. 342 et suiv.

einen Einwand erheben könne. Sie liege eben so wohl im allgemeinen Interesse, wie in demjenigen Polens. Aus dem ersteren Grunde habe ja die Republik der Niederlande früher beigetragen zur Entthronung Jacobs II. von England, und arbeite zur Zeit mit daran, dem Könige von Spanien aus dem Hause Bourbon die Krone zu nehmen.[1])

In der Wirklichkeit hatte aber Ludwig XIV. von der schwedisch-polnischen Verwirrung her nicht bloß den Vortheil wie früher, daß dadurch viele Kräfte in Anspruch genommen wurden, die im anderen Falle sich gegen ihn wenden würden, sondern durch die Angelegenheit der Entthronung eröffnete sich ihm sogar die Aussicht, das im Jahre 1697 mislungene Werk im Jahre 1704 wieder aufzunehmen, nämlich den Prinzen Conti auf den polnischen Thron zu bringen. Noch waltete ja dort der einflußreiche Mann, der auch 1697 das ganze Gewicht seines Ansehens in die Wage des Prinzen Conti gelegt, der Cardinal-Primas Radziejowski. Ja man dürfte sagen, daß, wie immer die Dinge in Polen ausgingen, Ludwig XIV. bei der Sache nur gewinnen konnte, zumal da nicht er dort die Auslagen zahlte, sondern die in Rom weilende Witwe Sobieska, die damit für ihren eigenen Sohn Jacob zu arbeiten meinte. Es ward behauptet, daß diese Familie bis zu 800.000 Thalern ausgegeben habe. Die Königin-Witwe glaubte ihrer Sache sicher zu sein: ihr Sohn Jacob als König werde sich stützen auf die Freundschaft mit den Königen von Schweden und Preußen: jenem werde er dafür Liefland abtreten, diesem das königliche Preußen.[2])

Eben aus demselben Grunde aber, weil Frankreich von dem schwedisch-polnischen Wirrwarr Vortheil zog, wünschten die Mächte der Allianz ihn beendet zu sehen. Die Königin Anna erließ zu Anfang Februar 1704 an Carl XII. eine dringende Mahnung. Sie wies hin auf den wankenden Zustand des römischen Reiches. Die Ursache dessen sei die Mattherzigkeit und Nachlässigkeit derjenigen Reichsstände, welche, der unmittelbaren Gefahr ferner stehend, darum nicht nach Pflicht und Gebühr sich des gemeinsamen Interesses annähmen. Aber auch der König von Schweden sei ein Reichsstand. Da nun die Königin

[1]) Lamberty t. III, p. 356.

[2]) Lambergs Berichte aus Rom, vom 19. Januar und 12. April.

von England mit solchem Eifer und Nachdruck für das Gemeinwohl Europas eintrete: so halte sie es für ihr Recht den König von Schweden als Reichsfürsten zur Bethätigung desselben Eifers anzumahnen. [1])

Der Kaiser ließ durch den Grafen Sinzendorf ein ähnliches Schreiben übergeben. Wie das englische, so unterließ auch das kaiserliche Schreiben jeden directen Hinweis auf den Plan Carls XII. gegen August II. Die Wirkung indessen war gering. Die Antwort Carls XII. thut dar, abermals wie früher, daß er nicht französisch sein wollte. Er beklagt die Bedrängnis des Kaisers und des Reiches. Er würde, sagt er, der Hoffnung, die man von ihm hege, zu entsprechen suchen, wenn nicht eine nähere Pflicht ihn riefe, diejenige der Abwehr der Conspiration seiner Nachbaren wider ihn. Jedoch wolle er, um seinen guten Willen zu bethätigen, rechtzeitig sein Reichs-Contingent stellen, für Pommern, für Bremen und Verden.

Demnach lag dem Könige Carl XII. die Absicht eines Zusammengehens mit Frankreich fern. Eben so wenig lag es in seinem Willen den Aufstand des Franz Rakoczy zu begünstigen. Vielmehr hatte er, wie wir (Seite 60) vernommen, auch ohne Aufforderung von kaiserlicher Seite, sein Urtheil über diesen Aufstand klar und bündig ausgesprochen. Seine ehrliche Gesinnung, wie seine hohe Meinung von dem Rechte des Königthums verstatteten ihm nicht, sich mit Persönlichkeiten wie Franz Rakoczy einzulassen. Dagegen verhinderte ihn die Leidenschaft seines Eigenwillens zu erkennen, daß sein Thun denen zum Vortheile gereichte, welchen es nach seiner Meinung nicht sollte, dem Czaren Peter und dem Könige Ludwig XIV.

## Die Frage der Wahl eines neuen Königs.

In den ersten Monaten des Jahres 1704 wuchs die Partei der Entthronung in Polen stärker heran. Die Mitglieder der Conföderation traten zusammen in Warschau. Zu ihnen gesellte sich auch der Cardinal Radziejowski. Der Zweck der Versammlung war an-

[1]) Lamberty t. III, p. 349.

scheinend zunächst nur derjenige eines soliden Friedens mit Carl XII.; aber die Abreise Augusts II. nach Sachsen gab den Anlaß, die Frage der Entthronung in den Vordergrund zu stellen. Der Cardinal trat der Partei näher. Um die Sache mit der Religion zu umhüllen, hielt er eine Procession, der er selber mit einer Kerze in der Hand voranschritt. Darauf mahnte er die Versammelten zu ihm zu stehen als dem Beschützer ihrer Gesetze, ihrer Freiheit, ihrer Religion, ihrer Güter. Die Versammlung faßte den entsprechenden Beschluß. Rascher ging dann die Bewegung von statten. Man erwählte einen Marschall der Conföderation. Er leistete den Eid, und empfing darauf den Degen aus der Hand des Cardinals. Der Marschall schlug vor, eine allgemeine Conföderation zu errichten, um, wie er sagte, das Vaterland von seinen Leiden zu heilen. Es geschah. Man setzte sich in Verbindung mit dem schwedischen Grafen Horn, der als Bevollmächtigter Carls XII. in Warschau auftrat. Die Frage der Entthronung ward erörtert. Man kam zu dem Beschlusse: „Da der durchlauchtigste König August II. unsere Gesetze und Rechte nicht beobachtet und dadurch, nach dem Wortlaute der Landesverträge (pacta conventa), uns der Pflicht des Gehorsams gegen ihn entbunden hat: so weigern wir sie ihm und nehmen die Rechtspflege in unsere Hand. Wir ersuchen den Cardinal-Primas, das Interregnum zu verkünden und eine Neuwahl anzusetzen." [1])

Die Mitglieder der Conföderation, die fortan die allgemeine hieß, beschworen die Beschlüsse derselben mit einem ausführlichen Eide. So im Februar.

August II. dagegen, der nach einem kurzen Aufenthalte in Sachsen rasch nach Polen zurückgekehrt war, erklärte von Krakau aus die Mitglieder der Conföderation in Warschau für Rebellen. Und dann führte er rasch und unversehens auf seine Gegner einen anderen wuchtigen Streich.

Während die Königin-Witwe Sobieska in Rom ihre Hoffnung nicht mehr verhehlte, [2]) daß ihr Sohn Jacob nun bald das Ziel erreichen werde, für welches sie so schwere Opfer gebracht, hatten sich

---

[1]) Lamberty t. III, p. 359.

[2]) Lambergs Bericht vom 8. März.

für ihn die Dinge bereits sehr zum Nachtheile gewendet. August II., der das Gehen und Kommen des in Breslau wohnenden Prinzen ausgekundschaftet hatte, schickte dreißig sächsische Officiere in die Nähe dieser Stadt. Eines Tages, als der Prinz Jacob Sobieski, begleitet von seinem Bruder Constantin, sich zur Stadt hinaus begab, ward er unversehens von den Reitern umringt. Da Constantin verweigerte sich von seinem Bruder Jacob zu trennen, wurden sie beide als Gefangene in Eile über die sächsische Grenze gebracht.

Der König August II. suchte die allgemeine Ueberraschung über die unerhörte That durch eine Reihe von Schreiben nach allen Seiten zu beschwichtigen. Das bemerkenswertheste ist dasjenige an den Papst Clemens XI. „Ich habe so handeln müssen, sagt darin August II., einestheils aus Gewissenspflicht. Denn ich mußte das Königreich sicher stellen gegen die Cabalen und Attentate, welche man gegen dasselbe vorbereitete. Andererseits habe ich so gehandelt vermöge des natürlichen Rechtes, meine Krone und mein Leben zu vertheidigen, die, nach so vielen dargebrachten Beweisen meiner Ehrlichkeit und Freundschaft, von jenen Prinzen bedroht wurden."

Die lauteste und heftigste Klage gegen August II. erhob dagegen vor dem päpstlichen Stuhle der Cardinal Radziejowski, nicht bloß in Bezug auf jene einzelne Thatsache, sondern zugleich auf die gesammte Regierung des Königs, entsprechend den Beschlüssen der Conföderation von Warschau. „Auch nicht im geringsten Puncte, sagt der Cardinal, hat August II. die Landesverträge gehalten." Dann jedoch ließ das Schreiben des Cardinals klar erkennen, daß er nicht positiv schwedisch gesinnt war. „Denen gegenüber, sagt er, welche vor Eurer Heiligkeit unsere Beziehungen mit dem Schweden-Könige anschwärzen, spreche ich freimüthig aus, daß ohne dessen Zuthun die Freiheit und die Ruhe dieses Königreiches nicht sicher gestellt werden kann. Dies aber bringt der Religion durchaus keine Gefahr; denn die erste und grundsätzliche Bedingung für uns Alle ist: der König muß Katholik sein." [1])

Gab der Cardinal hier dem Papste seine Absicht zu erkennen, an dem Plane der Entthronung und der Wahl eines neuen Königs

[1]) Das Schreiben vom 6. März, bei Lamberty t. III, p. 364.

festzuhalten: so ergießt sich über diesen Plan mehr Klarheit durch die Anklagen, die August II. vor dem Reichstage in Regensburg wider den Cardinal erheben ließ. „Die eigentliche Ursache seines tödtlichen Hasses, sagt der Gesandte Augusts II., rührt daher, daß der König von Polen sich beharrlich weigert, in dieser stürmischen Zeit dem Interesse des französischen Hofes beizutreten, und auf dessen schmeichelnde Lockungen niemals hat hören wollen. Der Cardinal dagegen mit seiner Faction hangt seit langer Zeit durchaus von Frankreich ab, widmet dem politischen Interesse dieser Macht allen seinen Fleiß und seinen Eifer, sein Glück und seine Ehre." [1])

In der Wirklichkeit gab es also in Polen nicht zwei Parteien, sondern drei: diejenige des Königs August II., die schwedische, die französische. Die letzteren zwei gingen zusammen in der Feindseligkeit wider August II., in der Absicht ihn zu entthronen.

Der Cardinal-Primas ließ die Proclamation des Interregnums und die Ladung zur Neuwahl ausgehen. Diese sollte stattfinden im Monate Juni.

Diejenigen Polen, welche zu dem Könige August II. hielten, und sich, ebenfalls unter dem Namen einer allgemeinen Conföderation, zu Sendomir versammelt hatten, protestirten gegen dies Verfahren in einer Denkschrift an die Generalstaaten. Das Schriftstück bezeichnet den Cardinal-Primas als den Urheber alles Unheils und aller Verwirrung. Er habe um den Krieg des Königs August gegen Liefland zuvor gewußt und dazu gerathen. Dann als der Schwedenkönig gekommen, sei er zu diesem übergegangen, habe ihn in Polen herein geführt, habe dann den Plan der Entthronung entworfen. Es werden die weiteren Verbrechen des Cardinals aufgezählt, und demgemäß er für einen meineidigen Rebellen und Feind seines Vaterlandes erklärt. — Die Denkschrift berichtet ferner, daß Polen bis dahin den erbarmungslosen schwedischen Druck ertragen, nunmehr jedoch, da kein Mittel zu erblicken sei sich demselben zu entwinden als die Gegenwehr mit den Waffen, dem Schwedenkönige den Krieg erklärt habe. [2])

---

[1]) Lamberty t. III, p. 369. Vom 15. März.

[2]) A. a. O., p. 384. Vom 2. Juni.

Die Conföderation zu Sendomir faßte weitere Beschlüsse in diesem Sinne. Sie erklärte die Acte der Conföderation von Warschau für ungültig. Sie bezeichnete denjenigen, der auf die Neuwahl sich einlassen würde, als Feind des Vaterlandes. Sie benannte in gleicher Weise den Cardinal-Primas und den Bischof von Posen, seinen Helfer. Sie beschloß den Papst zu bitten, daß er sie degradire und excommunicire.

Das Alles hielt die Conföderation in Warschau nicht zurück. Der Cardinal suchte die wider ihn erhobenen Anklagen zu entkräften. Allein, angenommen auch, daß seine thatsächlichen Einwände oder doch viele derselben der Wahrheit entsprechen, so ist die principielle Vertheidigung seines Verhaltens doch sehr schwach. Dieselbe drängt sich zusammen in seine Worte: „Wer das Recht besitzt ein Oberhaupt zu erwählen, der hat auch das Recht es abzusetzen." In diesem Sinne allerdings handelten er und die Conföderation in Warschau. Der Wahltag ward angesetzt auf den 12. Juli. Der päpstliche Nuntius eilte vorher von dort weg, mit den Worten: er wolle die Misgeburt nicht sehen, die aus dem Gehirne des Cardinals hervorgehen werde.[1])

Unter den Conföderirten in Warschau tauchte damals, im Sommer des Jahres 1704, bereits ein Gedanke auf, der, wenn nicht französischen Ursprunges, doch dem französischen Interesse besonders entsprach. Das beste Mittel, hieß es, der Sache des Königs August II. den Todesstreich zu versetzen, sei ein Einbruch in Sachsen. Der Schwedenkönig Carl XII. lehnte ab. Er verlange nicht, erwiederte er, Sachsen zu sehen oder zu berühren, so lange ihm eine Hoffnung bleibe, daß er auf eine andere Weise seine Genugthuung erhalte. Und dies werde geschehen durch die Entthronung Augusts II.[2])

Denselben Vorschlag eines Einbruches in Sachsen machte der Prinz Alexander Sobieski, der dritte der Brüder, der sich auf den Wunsch seiner Freunde ins Hauptquartier Carls XII. zu Heilsberg begab. Der Prinz erklärte offen, daß er darauf ausgehe, ein Unterpfand zu erlangen für die Sicherheit seiner Brüder. Der Graf Piper erwiederte im Auftrage des Königs, daß dieser als Reichsfürst

---

[1]) Nordberg, Bd. I, S. 508.

[2]) A. a. O., S. 511.

Bedenken tragen müsse, durch das Betreten des Reichsbodens mit den Waffen in der Hand einen Anstoß zu geben. — In der That erfolgte am 28. Mai ein Beschluß des Reichstages in Regensburg: man lebe der Hoffnung, daß der König von Schweden, als ein vornehmer und patriotischer Mitstand des heil. römischen Reiches, den polnischen Krieg nicht auf den Boden desselben verpflanzen werde.

Carl XII. gab dagegen dem Prinzen Alexander Sobieski seinen Wunsch zu erkennen, daß dieser Prinz, für den Fall seiner Wahl zum Könige, seine Bereitwilligkeit ausspräche. Der Prinz wich aus. Er berief sich auf das seinem älteren Bruder Jacob gegebene Versprechen, sich nicht um die Krone zu bewerben. Er fürchtete zugleich, wenn es geschähe, für seine Brüder in den Händen Augusts II. Vergeblich boten der Graf Piper und dann Carl XII. selber ihre Gründe auf. Der Prinz Alexander beharrte bei seiner Weigerung. Beim Abschiede machte Carl XII. aus seinem Misvergnügen kein Hehl.[1])

Unverkennbar gereichte die Weigerung der vornehmsten Persönlichkeit in Polen dem schwedischen Plane zum Nachtheil. Der Cardinal-Primas dagegen nutzte sie aus. Innerhalb seiner Partei in Warschau ging die Rede: man müsse alle einheimischen Polen ausschließen und einen ausländischen Prinzen erwählen. Aber es bedürfe kaum einer eigentlichen Wahl: der Prinz Conti sei bereits im Jahre 1697 rechtmäßig erwählt: es komme nur darauf an, diese Wahl zu bestätigen. Der Cardinal selber eröffnete sich in dieser Weise dem schwedischen Botschafter, dem Grafen Horn.[2])

Es trat somit an den König Carl XII. die Gefahr heran, direct im Interesse der Krone Frankreich gearbeitet zu haben. Er ließ dem Cardinal erwiedern, daß eine Wahl des Prinzen Conti für Schweden wie für Polen gleich nachtheilig sein würde. Denn da die Mitglieder der großen Allianz auf keine Weise zugeben könnten, daß ein französischer Prinz den polnischen Thron bestiege: so würde die Wahl des Prinzen Conti erscheinen wie eine Provocation an jene Mächte, für den König August II. einzutreten. — Demnach wurden andere Vorschläge gemacht. Carl XII. schnitt sie ab mit der Erwie-

[1]) Nordberg, Bd. I, S. 514.

[2]) A. a. O., S. 515.

derung: es sei das rathsamste, einen Piasten oder geborenen Polen zu erwählen.[1])

Der Graf Horn trieb mit diesem Bescheide des Königs den Cardinal in die Enge. Als der Letztere erkannte, daß er nicht mehr ausweichen könne, nannte er auf das Begehren Horns mehrere polnische Namen. Unter denselben war Stanislaus Lescinski, Woiwod von Posen. Carl XII. genehmigte.[2])

In Wirklichkeit jedoch suchte der Cardinal nur Zeit zu gewinnen. Carl XII. dagegen drängte auf die Wahl. Er begab sich nach Warschau. Es fand eine Unterredung zwischen ihm und dem Cardinal statt, am 27. Juni. Der Letztere hielt die Jugend des Woiwoden Stanislaus Lescinski entgegen, der erst 27 Jahre zähle. Der Einwurf klingt auffallend ungeschickt in der Adresse an einen König, der selber erst 22 Jahre alt war. Carl XII., dem der Name jenes polnischen Edelmannes erst von dem Cardinal her zugekommen war, scheint dann ihn sofort mit der ihm eigenen Zähigkeit erfaßt zu haben. Er wies die Einwände des Cardinals gegen die Person des Stanislaus zurück. Der Cardinal versuchte den anderen Weg, daß ein ausländischer Prinz, der eigene Mittel besitze, zugleich sicherer sein würde gegen den Neid und die Misgunst der anderen vornehmen Polen. Carl XII. erwiederte: „Polen hat ja an August II. einen Ausländer zum Könige gehabt: welchen Vortheil hat es der Republik gebracht?“[3])

Der Cardinal fügte sich dem Willen der Mächtigen, abermals jedoch nur, um auf andere Weise einen Aufschub zu erlangen. Aber viele Mitglieder der Conföderation drängten. Sie verlangten, daß die Wahl am bestimmten Tage, dem 12. Juli n. St., vor sich gehen solle. Am Nachmittage dieses Tages versammelte sich der Adel auf dem bestimmten Wahlplatze. An der einen Seite desselben hielt eine Abtheilung polnischer Reiter, an der anderen 500 Mann schwedischer Infanterie. Der Cardinal erschien nicht. Seine Partei verlangte Aufschub des wichtigen Werkes auf den 14. Juli, und zwar auf den Morgen. Darüber ward viel hin und her geredet. Die anwesenden

---

1) Nordberg, Bd. I, S. 515.
2) A. a. O., S. 516.
3) A. a. O., S. 527.

schwedischen Generale Horn und Wachschlager verhielten sich längere Zeit schweigend. Endlich, als bereits die Sonne sich zum Untergange neigte, griffen sie ein, und auch der schwedische Bericht läßt deutlich erkennen, daß nur dieses Eingreifen entschied. Ein Hin- und Herreden solcher Art, sagten diese Schweden, sei mehr ein Gaukelwerk als ein rechter Ernst. Sie mahnten zur Einigkeit, zum sofortigen Vorgehen, damit die Absicht, mit welcher man gekommen, auch ausgeführt werde, bevor man sich trenne. Es erfolgte Zustimmung. Man verlangte, daß, bei der Abwesenheit des Cardinals, der Bischof von Posen seine Stelle vertreten solle. Es geschah. Der Bischof von Posen fragte dreimal hinter einander, ob die anwesenden Herren und Brüder von der Republik den Woiwoden Stanislaus Lescinski für ihren König erkennen wollten. Ein lautes Ja war die Antwort. Aber nach der Versicherung der polnischen Berichte betheiligten sich überhaupt nur 56 polnische Edelleute, dagegen viele schwedische Lakaien. Und weiter folgte der Ruf: Vivat Stanislaus! Die Cavallerie gab eine Salve und schrie: Vivat! — Der neue König ward auf den Schultern der Wähler zu einem bereit stehenden Pferde getragen. Dann setzten sich Alle in Bewegung nach dem Dome. Es war bereits zehn Uhr Abends, und Fackelschein beleuchtete das sonderbare Thun. Der Bischof von Posen ertheilte den üblichen Segen, und man sang das Tedeum.[1])

Noch in derselben Nacht empfing der in seinem Lager bei Blenia harrende Schwedenkönig den ihm gesandten Courier. Es kam ihm nicht der Gedanke, daß er mit diesem Acte mehr als mit irgend einem anderen zuvor das Recht und die Freiheit einer ganzen Nation unter dem Drucke seiner Waffen dem Götzen seines Eigensinnes zum Opfer darbringe. Sein Glückwunsch an Stanislaus behandelte diesen nicht wie sein Geschöpf, sondern wie seinen Freund und Bruder, dessen Tugenden ihn zu diesem Gipfel der Größe empor getragen.[2])

Der Anfang erschien in der That glücklich. Der bis dahin widerstrebende Cardinal mit seiner Partei unterwarf sich, wenigstens äußerlich, dem neuen Könige.

---

[1]) Nordberg, Bd. I, S. 529 u. f. Der Bericht ist schwedisch. — Polnische Berichte bei Lamberty t. XIII, p. 357 et suiv. und p. 414 et suiv.

[2]) Das Schreiben bei Lamberty t. III, p. 387.

Dagegen erließ die Conföderation von Sendomir, am 28. Juli, einen nachdrücklichen Protest, der die Formlosigkeit der Komödie von Warschau, wie es dort heißt, in scharfen Zügen beleuchtet. [1])

Ein eben so starker Protest kam von einer anderen Seite. Wir erinnern uns, daß die Conföderation von Sendomir den Papst Clemens XI. um sein Eintreten angerufen hatte. Clemens XI. war willig. Die französische Politik, obwohl der Plan der Wahl des Prinzen Conti mislungen war, erkannte darum doch ihren Vortheil in der Sache des Stanislaus Lescinski. Der Cardinal Janson Forbin erbat sich eine Audienz bei Clemens XI. und eröffnete, daß die beiden Könige von Frankreich und Spanien den neu gewählten König von Polen unter ihren Schutz nähmen. Er theile dies mit, sagte er, um zu verhüten, daß der Papst für den entthronten König Partei nehme. Der Papst erwiederte: „Die katholische Religion in Polen ist in Gefahr, und es ist meine Pflicht der Welt zu zeigen, ob ich französisch oder der gemeinsame Vater der Christenheit bin." [2])

Am 3. August erließ der Papst Clemens XI. eine Reihe von Breven nach Polen. Dasjenige an den König August II. spricht ihm Trost und die Ermahnung zum Beharren aus. Dasjenige an den Cardinal Radziejowski ertheilt ihm eine schwere Rüge und ladet ihn binnen drei Monaten zur Verantwortung in Rom vor. Dasjenige an die Erzbischöfe und Bischöfe von Polen enthält die schmerzliche Klage, daß einige Bischöfe sich an dem Vorgehen wider den rechtmäßigen König betheiligt, und richtet an die anderen die Mahnung, ihm treu zu bleiben. In gleicher Weise wendet sich Clemens XI. an die Senatoren und den Ritterstand von Polen. Die Breven in ihrer Gesammtheit constituiren einen der muthvollsten Acte des Papates von Clemens XI. [3])

Es scheint, daß Carl XII. geglaubt habe, mit der Wahl eines neuen Königs sei die Hauptsache gethan. Er ließ sich verleiten, fernab südöstlich gegen Lemberg zu ziehen. Während noch die Seinen des Lobes voll waren über die rasche und leichte Einnahme dieser

---

[1]) Der Protest bei **Lamberty** t. III, p. 388 et suiv.

[2]) Lambergs Bericht vom 9. August.

[3]) Die sämmtlichen Breven bei **Lamberty** t. III, p. 395 et suiv.

Stadt, die bis dahin für sehr fest gegolten, wurden sie überrascht durch die andere, daß es inzwischen dem Könige August gelungen war, sich wieder in den Besitz von Warschau zu setzen. Carl XII. schickte sich an zum schleunigen Aufbruche. Noch weniger aber ahnten er und die Seinigen, daß eine ungleich größere Gefahr, als welche August II. allein ihm bereiten konnte, in diesen Tagen abgewendet wurde, und zwar, so auffallend und fast unglaublich es auf den ersten Blick erscheint, eben durch den König August II. selbst. Wir haben also diese Angelegenheit im Zusammenhange zu überblicken.

Die Triebfeder dieser Gefahr für Carl XII. war der Liefländer Johann Reinhold von Patkul.[1])

## Die Plane des Liefländers Patkul.

Der bestimmende Charakterzug im Leben dieses außerordentlich begabten und gewandten Mannes war sein glühender Haß gegen die schwedische Herrschaft. Im Sommer 1703 entsendete der Czar Peter ihn als Generalmajor und Bevollmächtigten an den König August II. Der Plan Patkuls war, den Schwedenkönig in Polen durch die vereinigten Kräfte des Czaren und der beiden Könige von Preußen und Polen zu erdrücken. Seine erste Fühlung bei dem preußischen Gesandten, noch im September 1703, ergab zwar, daß zwischen Carl XII. und Friedrich I. ein gewisses Verständnis obwalte. „Jener, meint er, wird diesen dadurch gefangen haben, daß er ihm den Bissen Elbing vorgehalten."[2]) Zugleich jedoch ward dem Patkul angedeutet, daß Friedrich I. nur zu seiner Sicherheit sich mit Carl XII. eingelassen, und daß weder der Czar, noch August II. etwas von ihm zu besorgen hätten. Friedrich I. ließ den Czaren versichern, daß nichts in der Welt ihn von der alten Freundschaft und Vertraulichkeit trennen werde, und darum möge der Czar fest glauben, daß der Vertrag mit Schweden diesem Fundamental-Principe der Politik Friedrichs I. nicht

---

[1]) Für das Folgende hauptsächlich das Werk: Patkuls Berichte an das Czarische Cabinet in Moskau. 2 Bde. Berlin 1792.

[2]) Patkuls Berichte, Bd. I, S. 31.

entgegen stehe.[1]) — Aber Carl XII. und der Czar waren ja Feinde auf Leben und Tod: wie stand es dann um jenen Bündnisvertrag zwischen Friedrich I. und Carl XII.? — Patkul behielt sich vor, persönlich in Berlin die Dinge zur Klarheit zu bringen.

Einstweilen ordnete er mit August II. und dessen Anhänger in Polen den Vertrag mit dem Czaren. Es war dabei gegenseitig auf Täuschung abgesehen. Die polnischen Herren rechneten darauf, die russischen Subsidiengelder in die Hände zu bekommen. Anders rechnete Patkul. Er setzte in den Vertrag ein, daß die Subsidiengelder bezahlt werden sollten für die Armee, die in wohl regulirten Truppen zu bestehen habe. „Denn ich weiß ja, fügt er hinzu, daß sie nimmermehr capabel sind, eine reguläre Armee, namentlich die Infanterie, in solchem Stande aufzubringen." — „In Summa, sagt er weiter, mein ganzes Absehen ist, die Zahlung der Subsidien an eine solche Bedingung zu binden, welche die Polen nie erfüllen können." Diese Arglist bezweckte nicht bloß, von der Zahlung des Versprochenen frei zu kommen, sondern zugleich für die Russen ein vertragsmäßiges Recht zu haben, in Polen zu stehen. Patkul selber deutet die eigentliche Absicht an mit den Worten: „Das Absehen Ew. Cz. Majestät muß, meinem geringen Urtheile nach, darin bestehen, in diesem Kriege nicht viele Hülfe von den Polen zu erwarten, sondern sie nur so anzubinden, daß man mit ihrer Allianz prahlen, diesem Kriege einen favorabelen und äußerlich ansehnlichen Schein geben, und unvermerkt die Polen außer Stande setzen könne zu Kräften zu kommen. Denn sie würden dann wahrhaftig Ew. Cz. Majestät und dem Könige selbst gefährlich sein. Und zu solchem Ende bin ich mit dem Könige eins geworden, in Deutschland und Holland zu verhindern, daß die Polen Gewehre bekommen, besonders für die Infanterie. Welches Alles aber ein Geheimnis bleiben und nicht bekannt werden darf."[2])

Einer solchen Politik gegenüber erscheint Carl XII. freilich nicht als der klügere, aber als der ungleich bessere Mann.

Das Verhalten Carls XII. ist durchdrungen von der Ueberzeugung, daß man dem Könige August niemals trauen dürfe. Nicht

---

[1]) Patkuls Berichte, Bd. I, S. 67.

[2]) A. a. O., S. 88. Vom 29. November/10. December 1703.

anders urtheilt auch Patkul. Er mahnt den Czaren auf das dringendste ab von jeglichem Vertrauen auf August II.[1])

Im Laufe des Winters 1703/1704 erkundete Patkul weiter das Terrain, auf dem er zu agiren hatte. Es ergab sich ein starkes Mistrauen bei Carl XII. wider Friedrich I. von Preußen; andererseits sowohl in Kopenhagen als in Berlin eine Geneigtheit gegen Carl XII. aufzutreten. Patkul begab sich im Februar in der Stille nach Berlin. Friedrich I. erzählte ihm, daß er, ungeachtet aller früheren Treulosigkeiten Augusts II., im Jahre zuvor ihm ein Bündnis gegen Schweden habe anbieten lassen. Da August II. nicht gewollt, sei er, Friedrich I., aus purer Noth gedrängt worden, um nicht August II. und Carl XII. zugleich feindselig wider sich zu wissen, sich mit Schweden in eine Allianz einzulassen. Dies sei jedoch ohne Nachtheil für die Freundschaft mit dem Czaren, die der König von Preußen als das Allerwertheste für ihn in der Welt betrachte, bei welcher er auch für sich und seine Nachkommen bis in den Tod verbleiben, und von welcher er durch nichts sich wolle abtrennen lassen. Schweden habe einen erlogenen Artikel jener Allianz in die Welt gebracht, um den König Friedrich I. bei dem Czaren und dem Könige von Polen in Verdacht zu bringen. Allein, wenn nur der Letztere in seiner Umgebung eine bessere Ordnung aufrichte, so sei der König von Preußen ohne jede Widerrede bereit, zusammen mit dem Czaren und August II. wiederum[2]) gegen den König von Schweden Krieg zu unternehmen. Die Bedingungen seien: der König von Polen setze seine Armee in rechten Stand, der Czar marschire mit der seinigen heran und vereinige sich mit jenem. Er, der König von Preußen, wolle sofort 10.000 Mann werben, unter dem Vorwande, daß es gegen Frankreich geschehe. Auch Dänemark müsse herangezogen werden, alles jedoch im tiefsten Geheimnisse bleiben.

Auf diese Willigkeit Friedrichs I. stellte Patkul den Lohn in Aussicht: nachdem Schweden in Polen zu Grunde gerichtet sei, würden die vier Mächte sich in Polen, Liefland, Pommern, Holstein theilen.

---

[1]) Patkuls Berichte, Bd. I, S. 91.

[2]) So der Bericht Patkuls, S. 145. Das Wort wiederum bezieht sich demnach auf die Absicht Friedrichs I. im Jahre 1700, wo er sich dann mit dem Marsche nach Lenzen und der abwartenden Haltung dort begnügt hatte.

„Das hat, fügt Patkul hinzu, bei dem Könige von Preußen eine solche Freude verursacht, daß ich es Ew. Cz. Majestät mit höchster Wahrheit nicht genugsam beschreiben kann." [1])

Daß es dem Könige Friedrich I. Ernst war, bewies er durch die That, indem er sofort die Werbungen beginnen ließ. Auch Patkul seinerseits war von der Sache so überzeugt, daß er den mitwirkenden Personen in Berlin, dem Grafen Wartensleben und dem Minister Ilgen, ihre Belohnungen versprach, jenem 10.000 Ducaten jährlich, diesem 6000, so lange der Krieg währe. [2]) In Kopenhagen verwendete Patkul kein Geld für die Minister, weil abgeneigt, sondern lediglich für die Maitresse des Königs, die Gräfen Vieregg, die Tochter des preußischen Gesandten. [3])

Der Czar genehmigte die Operationen des eifrigen Dieners. Allein der Czar hatte seine eigenen Gedanken, und diese betrafen zunächst die Erwerbung der Ostseeküste von Ingermannland für ihn. Dahin und nicht landeinwärts richtete er zuerst seinen Blick.

Die Nachricht dessen erregte den König Friedrich I. sehr. Der dänische Gesandte that dies dem Patkul in Dresden kund mit den folgenden Worten: „Ich besorge vor allen Dingen, daß der Entschluß des Czaren, gegen Narwa zu agiren, den König von Preußen gänzlich abschrecke. Diese Nachricht ist für die Sache die schlimmste, die bisher gekommen. Sie kennen die Intentionen des Berliner Hofes, und können von daher leicht schließen, daß er niemals wagen wird sich zu rühren, so lange man sich in Polen defensiv verhält und nicht genug Streitkräfte da sind, dem Schweden den Kopf zu bieten. Läßt man dieses Jahr ungenützt vergehen, so dürfte der Berliner Hof seine Truppen vielleicht anderswohin verwenden, wie er gewohnt ist zu thun. Alsdann sind sie hernach uns zu keinem Nutzen. Verzeihen Sie mir also, daß ich hier wiederhole: der Czar thäte besser den König von Schweden über den Haufen zu werfen, als einige Städte zu nehmen, welche ihm wieder entrissen werden können. Und vielleicht kann seine Armee ganz ruinirt werden, wenn der König von Schweden in der jetzigen

---

[1]) Patkuls Berichte, Bd. I, S. 181.

[2]) A. a. O., S. 150.

[3]) A. a. O., S. 229.

Stellung verbleibt. Wenn dagegen der Czar und alle Andere sich zusammenthun, so wird der erstere mehr Vortheil davon haben mit besserer Sicherheit." [1])

Patkul theilte augenscheinlich die Ansicht dieses Dänen. Der Czar hatte dies vorausgesehen, und demgemäß, um einen Einwand gegen seinen Zug nach Narwa zu vermeiden, seine Gesandten ohne Nachricht darüber gelassen. Patkul wie die Anderen erfuhren die Sache aus der Zeitung. Aber, nachdem Patkul sich durch die Einsendung jenes Schreibens des Dänen aus Berlin bei dem Czaren den Weg gebahnt, erhob auch er ähnliche Vorstellungen. Er berichtet von Dresden aus, am 2./13. April, daß die preußischen Werbungen gut von statten gehen. Eben darum aber sei der König in Berlin zur Zeit entrüstet darüber, daß die Ausführung des Planes den Schwedenkönig zu erdrücken, durch den russischen Feldzug gegen Narwa verhindert werde, wo doch die Vorschläge des Königs von Polen für den Feldzug sehr wohl zu jenem Plane gestimmt hätten. Patkul gibt indessen den Plan darum nicht auf. Er empfiehlt für denselben das strengste Geheimnis. Er nennt die Mitwisser: in Berlin den König und zwei vertraute Minister, so wie den Dänen Ahlefeld; in Kopenhagen den König und nur Einen Minister. August II. von Polen wisse von der Sache noch nichts, weil Patkul sie der Feder nicht vertrauen, sondern nur mündlich vorbringen wolle, namentlich da kein Sachse davon Kenntnis haben dürfe. [2])

Im weiteren Verlaufe der Rede steigert Patkul seine Darlegung zu einem umfassenden Ueberblicke. Er berichtet, daß über die Fortschritte des Czaren an der Ostsee bei allen europäischen Mächten eine starke Verstimmung herrsche. Wider eine solche Misgunst, die zu allen Zeiten sich gegen die großen Monarchien erhebe, sei das geeignete Mittel eine kluge Verstellung, welche die eigentlichen Plane verhülle, dagegen rasch die günstigen Gelegenheiten benutze. Eine solche biete sich zur Zeit, wo der Czar die drei Könige von Polen, Preußen, Dänemark zu seinem Nutzen verwenden könne. Er warnt den Czaren sich der Meinung hinzugeben, daß Europa sich beruhigen werde mit

---

[1]) Patkuls Berichte, Bd. I, S. 172.

[2]) A. a. O., S. 182.

der Versicherung, der Czar wolle keine weiteren Eroberungen machen, seine Seemacht in bestimmten Schranken halten. Man denke anders darüber. Es gebe sich von allen Orten her genugsam kund, daß man das Vorgehen des Czaren an der Ostsee für eine der wichtigsten Unternehmungen halte. Ein besonderer Vortheil, wie ihn nur jemals der Czar in seinem Interesse hätte ausdenken können, biete sich wie von selber dar. Dieser Vortheil bestehe in dem Eigensinne des Schwedenkönigs. „Gott gebe nur, fügt Patkul hinzu, daß er allezeit dabei verbleibe!" Wenn aber Carl XII. durch die Eroberung von Narwa weich werde und sich zum Frieden bereit erkläre, so sei sehr zu besorgen, daß Holland, England, der Kaiser zutreten und als Vermittler den Frieden dictiren würden, nicht zum Vortheile des Czaren, auf den Alle eifersüchtig seien.

Von diesem Puncte aus lenkt Patkul wieder über zu dem Rathe, die günstige Gelegenheit der einmal erregten Begehrlichkeit des Preußen-Königs auszunutzen.

„Hingegen, sagt er, wenn der mit dem Könige von Preußen verabredete Plan zur rechten Consistenz gedeihen könnte: so wäre Alles leichter, gewisser, und mit geringerer Gefahr zu erreichen, und was allezeit das Schwerste, auch zu behaupten. Denn mein Plan geht dahin, daß die Liga von Moskau, Preußen, Dänemark, Sachsen, Polen, auch nach der Ausführung des Planes gegen den Schweden-König in Polen noch fortbestehen, daß sie die dritte Partei in Europa bilden soll, um als General-Vermittler für den General-Frieden aufzutreten. Alsdann würden England, Holland, der Kaiser von der einen Seite, Frankreich und die beiden Könige in Spanien auf der anderen, ein Jeder diese Vermittler trefflich caressiren, weil sie den Ausschlag geben könnten. Die genannten Mächte würden auf Kosten von Schweden alles eingehen, was man verlangte. Dabei böte sich für einen Jeden die Gelegenheit, seine Eroberungen in Sicherheit zu bringen. Eben dieser Plan ist es, welcher dem Könige von Preußen Muth gemacht hat, und, nach meiner Ansicht, auch von den Königen in Polen und Dänemark mit beiden Händen angenommen werden sollte. Aber es ist dazu Einigkeit erforderlich und ein Conseil unter kluger Leitung." [1])

---

[1]) Patkuls Berichte, Bd. I, S. 190.

Wie an den Czaren, so richtete Patkul seine mahnende Rede auch nach Kopenhagen. Der dänische Kanzler Reventlow that ihm kund, daß von dem Könige von Dänemark für den Plan der Erdrückung des Schwedenkönigs nichts zu hoffen sei, wenn nicht England und Holland ihre Einwilligung dazu gäben. Patkul hob dagegen die Gunst der Umstände hervor. So lange die Erde stehe, meint er, würde Dänemark für die Absicht, seinen geschworenen Feind zu vernichten, nicht eine bessere Gelegenheit finden als zu einer Zeit, wo ganz Europa in Flammen stehe, wo dieser Feind durch seinen Eigensinn sich selber bloß stelle, wo diejenigen, die ihm wohlwollen, sein Verderben nicht hindern können. Im Jahre 1700 hätten allerdings die Seemächte dem Könige von Dänemark Halt geboten. Zur Zeit jedoch seien sie bereits genügend mit Frankreich verwickelt, und in England hebe die Partei des Prätendenten das Haupt so stark empor, daß die Seemächte bald auch daheim engagirt, Bedenken tragen würden, die nordischen Mächte an der Verfolgung ihrer eigenen Interessen hindern zu wollen. [1])

Wenn es scheint, daß Patkul hier die Stärke der jacobitischen Partei in England überschätzt: so muß die Zeit in Anschlag gebracht werden, in welcher er diese Worte niederschrieb. Es war im Mai 1704, drei Monate vor der Schlacht bei Höchstädt.

Endlich erinnert Patkul an das wiederholte Versprechen des Königs von Dänemark nach dem Frieden von Travendal, daß er, sobald zwischen den Seemächten und Frankreich ein Krieg ausbräche, sich sofort wieder gegen Schweden betheiligen werde.

Wir sehen, welche riesenhaften Entwürfe die Seele Patkuls bewegen. Er will die Flammen beider Kriege von Ost und West zusammen schlagen lassen, zunächst freilich um den Schwedenkönig zu erdrücken, weiter aber auch zum unendlichen Verderben für das gesammte Europa. Er rechnet dafür auf die Habgier von vier fürstlichen Häuptern zugleich. Wenn diese Persönlichkeiten nicht auch sonst schon uns zur Genüge bekannt wären: so ergeben die Worte Patkuls an sie und über sie, daß eine moralische Schranke ihrer Begehrlichkeit

---

[1]) Patkuls Berichte, Bd. I, S. 198.

für sie nicht existirt, sondern lediglich diejenige der Möglichkeit des Nehmens.

Für den König August II. speciell trat allerdings noch ein Hemmnis in ihm selber dazu: er sehnte sich nach dem Ende des ruhelosen und unstäten Lebens, welches der Krieg ihm auferlegte. Es entfielen ihm die Worte, daß er lieber ein Edelmann auf dem Lande sein würde als länger noch König in solcher Verdrießlichkeit. Die Sachsen um ihn lagen ihm an mit der Bitte: er möge nach Kopenhagen gehen. Auch unter den Polen selbst, die zu August II. hielten, regte sich heimlich dieser Wunsch, um nur endlich einmal von der Kriegesqual loszukommen.[1]) Denn die Theilhaber dieses Wunsches dachten sich, daß, wenn August II. persönlich dem Bereiche des Schwedenkönigs entrückt wäre, dieser seine Waffen gegen den Czaren wenden werde. Auch die fremden Gesandten bei August II. redeten im gleichen Sinne.

Patkul arbeitete demgemäß entgegen. Der Verlauf der Conföderation von Sendomir kam ihm zu statten. August II. athmete wieder auf. Er selber forderte nun den Patkul auf, nach Berlin zu gehen und die Allianz dort fertig zu machen.[2])

Der Czar bethätigte inzwischen seinen Dank für die Rührigkeit seines Dieners Patkul durch die Ernennung zum General-Lieutenant und zum Commandanten sämmtlicher russischen Hülfstruppen in Polen.[3])

Mit einer umfassenden Vollmacht des Königs August II. ausgerüstet, jedoch incognito, begab Patkul sich im Juni nach Berlin, um dort den im März vorgelegten Entwurf zum Abschlusse zu bringen. Er fand den König Friedrich I. in derselben Gesinnung wie früher. Nur verlangte er zunächst eine starke Bewegung in Polen, die den König von Schweden nöthigen würde, aus polnisch Preußen aufzubrechen, weil er seinerseits, bevor dies geschehen, sich nicht rühren könne.

Die Dinge schienen heranzureifen. Der Czar sandte das Versprechen, daß er, ungeachtet der ihm günstigen Gelegenheit in Ingermannland und Liefland, dennoch kein Bedenken trage, seinen eigenen Nutzen dem Interesse seiner Freunde und Bundesgenossen zu opfern,

---

[1]) Patkuls Berichte, Bd. I, S. 201. Vom 31. Mai.

[2]) A. a. O., S. 207.

[3]) A. a. O., S. 210. Die Ernennung ist vom 7./18. Mai.

und daß er daher noch im Laufe des Sommers mit seiner Hauptarmee nach Polen marschiren werde, um sich mit August II. zu vereinigen. Er thue dies aus keinem anderen Grunde, als weil der König von Preußen es für gut befunden. Demgemäß hoffe er, daß auch der König von Preußen seinerseits nun offen auftreten werde. Zwar sei diese gegenseitige Verabredung eben so bündig wie ein förmlicher Tractat; dennoch sei es nothwendig darüber auch ein Bündnis aufzurichten, eben so wie beiderseits mit dem Könige von Polen, und zwar ein ewiges. „Und gleich wie der Czar, heißt es dann weiter, niemals im Sinne gehabt durch maßlose Eroberungen sein Reich zu erweitern, noch seinen Waffen einen unbeschränkten Lauf zu lassen, als wodurch er Gottes Rache und die Eifersucht seiner Freunde und Nachbaren, auch den Haß anderer christlichen Mächte auf sich laden würde: so könne der Czar wohl geschehen lassen, daß durch dieses bevorstehende ewige Bündnis man ausmache, wie weit er mit seinen Waffen zu gehen habe, und daß man seiner Macht ein Ziel setze im Verhältnisse zu der Macht seiner Nachbaren.“ [1])

Der Kern der scheinheiligen Redensarten ist demnach, daß als der Ersatz jedes Rechtes zum Nehmen gelten soll die gegenseitige Einwilligung der Nehmenden. Die Richtschnur für das spätere Jahr 1772 ist demnach bereits gegeben im Jahre 1704.

Zum Beitritte in dies ewige Bündnis solle auch Dänemark eingeladen werden. Die eigentliche Schwierigkeit dort bestand darin, daß die Minister, sämmtlich Holsteiner, nicht den Untergang Schwedens wünschten, sondern gut schwedisch waren, damit nicht der König von Dänemark zu mächtig werde, sondern damit allezeit ein Gleichgewicht zwischen ihm und dem Herzog von Holstein erhalten bleibe. Denn dadurch hielt sich und blühete der holsteinische Adel. Der Plan Patkuls ging daher darauf hinaus, durch die Gräfin Vieregg die Minister zu stürzen, dagegen Plessen und Jessen, die seinem Entwurfe geneigt waren, wieder empor zu heben.

Es kam nicht dazu. Gegen Ende Juni starb die Gräfin Vieregg. [2]) Die Aussicht auf die Mitwirkung Dänemarks ward dadurch geringer.

---

[1]) Patkuls Berichte, Bd. I, S. 225.

[2]) A. a. O., Bd. I, S. 229. Vom 9. Juli.

Diejenige bei den anderen betheiligten Mächten war gleichzeitig nicht im Steigen. August II. war allerdings auf den Plan Patkuls eingegangen, und demgemäß erschien zu Anfang August in seinem Hauptquartiere ein preußischer Minister, um über den Antheil der Beute an Polen für Friedrich I. zu verhandeln. „Das ganze Hindernis, meldet Patkul dem Czaren, am 6./17. August, besteht darin, daß der König von Preußen, seiner Gewohnheit nach, einen gar zu großen Braten fordert." „Den Königstitel haben die Polen ihm schon nachgegeben; aber der König von Preußen meint, ein König müsse auch Land haben. Und das will den Polen hart in den Kopf." [1])

Indessen nicht bloß das Uebermaß der preußischen Begehrlichkeit war ein Hindernis. Friedrich I. drang zugleich auch auf eine Gewisheit über die Vereinigung der Hauptarmee des Czaren mit der Macht Augusts II., damit man derjenigen Carls XII. überlegen werde. Denn im anderen Falle konnte es geschehen, daß, bevor Friedrich I. nur erst die Finger zum Nehmen ausstreckte, der rasche Schwedenkönig sie ihm zerschlug.

Gegen diese von Friedrich I. ersehnte Vereinigung fand sich ein ähnliches Hindernis wie bei ihm, auch bei dem Czaren Peter. An Begehrlichkeit waren sie einander gleich; aber Jeder von ihnen begehrte zunächst für sich selber. Der Czar Peter hatte immerhin die Vereinigung seiner Macht mit derjenigen Augusts II. in Polen versprochen. Er hatte auch den Abschluß eines Vertrages über den großen Plan gegen Carl XII. verlangt. Aber lockender erschien ihm doch zunächst der Besitz von Narwa. Patkul bot seine Gründe und seine Beredtsamkeit auf, um den Czaren zum Anmarsche nach Polen zu bewegen. „Die drei Könige, sagt er, die Polen, die um die Sache wissen, Alle, die es wohl meinen, bitten Ew. Cz. Majestät inständigst, sich nicht mit Festungen dort aufzuhalten, auch noch nicht durch die Errichtung einer Flotte den anderen Mächten Europas die Augen zu öffnen, sondern nur darauf zu denken, wie hier in Polen der Schwedenkönig zu Grunde gerichtet, und zunächst der König August II. erhalten werden könne. Hernach, meinen sie, könnten Ew. Cz. Majestät mit

---

[1]) Patkuls Berichte, Bd. I, S. 259 und 265.

besserer Sicherheit Festungen bauen und Flotten errichten."[1]) „Vielleicht, sagt er dann dem Minister Golowin, nimmt es der Czar nicht wohl auf, daß ich die ganze Zeit über beständig bei Einem Liede geblieben bin. Ich aber kann es nicht ändern, weil ein redlicher Diener seinem Herrn nichts verbergen darf. So lange der Feind Meister im Felde ist, darf man nicht den Festungen, die man bei Gelegenheit wegnimmt, einen allzu hohen Werth beimessen. Ist aber der Feind einmal im Felde ruinirt, und zwar so, daß er nicht mehr aufkommen kann, wie es mit dem Könige von Schweden der Fall sein würde, weil seine Armee hier in Polen sein ganzes Capital ist — dann kann man Festungen nehmen, mit der Gewisheit sie auch zu behalten. Die zur Zeit hier so günstige Conjunctur kann sich aber leicht ändern, sobald nur der Schwedenkönig beginnt von seinem Eigensinne abzulassen und den Anmahnungen des Kaisers und der Seemächte Gehör zu geben, daß er Polen räumen möge."[2])

Der Czar ließ seinen getreuen Diener Patkul reden, und handelte nach eigenem Sinne. Er nahm Dorpat. Er entsendete verheerende Streifcorps durch Liefland. Er berannte Narwa, welches vier Jahre zuvor Zeuge seiner schmählichen Niederlage gewesen war. Er rechnete auf den Eigensinn Carls XII., der dem Plane der Absetzung Augusts II. alle anderen Rücksichten und Pflichten unterordnete. Und allerdings rechnete der Czar richtig. Carl XII. that keinen Schritt zur Hülfe für seine Tapferen in Narwa. Der Czar Peter nahm die Stadt mit Sturm. Das Gerücht der Greuel der Moscowiten dort erfüllte Europa. Aber im September 1704 war ganz Ingermannland in den Händen des Czaren.[3])

## Vergebliche Versuche Augusts II.

Bei dem Könige August II. dagegen war im Sommer der Verdruß über die Habgier seiner Freunde von Berlin und Moskau in raschem Steigen. Sie wollten ihre Beute sich im Voraus sichern, und

---

1) Patkuls Berichte, Bd. I, S. 266.

2) A. a. O., S. 274, 281.

3) Nordberg, Bd. I, S. 577. — Lamberty t. XI., p. 368 et suiv.

er allein hatte den schweren Druck des Schwedenkönigs zu tragen. Er schüttete sich dem Patkul gegenüber, bereits am 20. August, in heftigen Klagen aus. Sein Ruin, sagte er, diene dem Czaren Eroberungen zu machen. Er wolle diesen Zustand nicht mehr. Lieber wolle er die Krone aufgeben, als wie bisher, zum Schauspiele vor aller Welt, sich defensiv von einem Winkel in den anderen jagen lassen. Er redete darüber zwei Stunden. Patkul wußte sehr wohl, daß Viele in der Umgebung Augusts II. im ähnlichen Sinne auf ihn einzuwirken suchten. Die Unterthanen Augusts II. in Sachsen, so wie der Kaiser, wünschten nichts so sehnlich wie die Lösung des Bandes zwischen August II. und dem Czaren. [1])

Um den König August II. zu ermuthigen, schlug ihm Patkul, bei der Entfernung Carls XII. in Galizien, einen Angriff auf Warschau vor. Am 3. September zwang Patkul den schwedischen General Horn im Schlosse von Warschau zur Uebergabe. Der neue König Stanislaus, der Cardinal Radziejowski, und Andere waren rechtzeitig geflüchtet. August II. gab ihre Paläste der Plünderung preis. Den Bischof von Posen, der sich unter den Gefangenen befand, sandte er, gemäß der ergangenen Ladung des Papstes, nach Rom. [2])

Dem Cardinal Radziejowski gelang es, diesem Abschlusse seiner Laufbahn durch die Flucht nach Danzig zu entkommen. Dort lebte er fortan, bei der Partei des Königs Augusts II. auf das bitterste gehaßt, bei Carl XII. nicht geachtet. [3]) Er hatte es weder mit der einen, noch der anderen Partei ehrlich gemeint, sondern, wo immer möglich, für Frankreich zu arbeiten gesucht. Er ist eins der vielen Beispiele jener Zeit, welche zeigen, daß an dem Dienste für die Politik Ludwigs XIV. auf Kosten des eigenen Vaterlandes kein Segen haftete.

Die Nachricht von Warschau schreckte den König Carl XII. in Lemberg empor. Er zog in Eilmärschen nordwestwärts.

Bei August II. aber ward eben damals, im September, eine höchst bemerkenswerthe Wendung offenkundig.

---

[1]) Patkuls Berichte, Bd. I, S. 282.

[2]) A. a. O., S. 289.

[3]) Nordberg, Bd. I, S. 619.

Seine wiederholten Klagen vor Patkul, im Sommer 1704, beweisen seine Unzufriedenheit mit dem Czaren Peter. Zwar zahlte ihm dieser einige Subsidien, schickte ihm auch Hülfstruppen, die jedoch, nach den Berichten Patkuls an den Czaren, völlig undisciplinirt, mitunter lediglich mit einer Keule bewaffnet, zu jeder militärischen Action unfähig, durch Rauben und Plündern nur die Leiden des Landes vermehrten.[1]) Das eigentliche Versprechen dagegen, mit der Hauptarmee nach Polen zu kommen, schob der Czar hinaus, um zunächst für sich die Küstenstädte wegzunehmen. August II. konnte daher nicht anders, ja er mußte vielmehr sich als ein Opfer betrachten, welches der Czar dem grimmigen Schweden überließ, um inzwischen seine Angelegenheiten zu besorgen.

Andererseits lag es in der Natur der Dinge, und war den Augen Patkuls offenkundig,[2]) daß vom Westen Europas her nicht wenige Stimmen zu August II. drangen, ihn mahnend, wie viel wichtiger es für ihn und Polen sein würde, sich mit dem Schweden gegen den Czaren zu vereinigen, um den Fortschritten des Letzteren ein Ziel zu setzen.

Aber gerade der Friede mit dem Schweden war der schwierige Punkt. August II. hatte in den letzten Jahren eine Reihe von Versuchen gemacht, alle vergeblich. Er hatte sie auch im Juni 1704 wieder erneuert,[3]) zur selben Zeit, wo Patkul ihn für den Plan des vierfachen Bündnisses gegen Carl XII. gewonnen glaubte. Nach der Einnahme von Warschau ging August II. weiter. Er ließ, ohne Mitwissen Patkuls, dem Czaren melden, daß er den Anmarsch des russischen Hauptheeres nicht mehr wünsche, sondern hoffe, für den laufenden Feldzug den Schwedenkönig defensiv aufhalten zu können.[4]) — In der Wirklichkeit dagegen bot er seinem Vetter Carl XII. abermals Frieden und Freundschaft an. Er schlug vor, daß zunächst sich die sächsisch-polnischen Truppen auf das linke, die schwedischen auf das rechte Weichselufer zurückziehen, daß sodann ein Schutz- und Trutzbündnis geschlossen, und zum sofortigen Angriffe geschritten werde

[1]) Patkuls Berichte, Bd. I, S. 313.
[2]) A. a. O., S. 302.
[3]) Droysen: Friedrich I., S. 284.
[4]) Patkuls Berichte, Bd. I, S. 318.

gegen alle Feinde, „namentlich gegen Einen, den man nicht zu nennen brauche", nämlich gegen den Czaren. Weiter sollte dann die Reihe an Brandenburg-Preußen kommen. [1])

August II. glaubte also mit diesem Doppelspiele dasjenige seiner Freunde, des Czaren und des Königs Friedrich I., zu überbieten. Es gelang ihm nicht. Moralisch waren sie alle drei von ziemlich gleicher Qualität; aber diese zwei hatten über August II. den Vortheil voraus, daß der Eigensinn Carls XII. zunächst und immer wieder nur seinen Vetter August II. ins Auge faßte. Carl XII., ungleich ehrlicher als jene drei, mochte nichts davon wissen, daß Friedrich I., während er mit ihm in Allianz stand, zugleich mit allem Eifer an einem Plane betheiligt war, der zunächst bezweckte, den Schweden mit vereinten Kräften zu erdrücken. Carl XII. also, der für keine andere Treulosigkeit auf der Welt Auge und Ohr zu haben schien, als für diejenige seines Vetters August II., schickte Abschriften der Anträge desselben nach Berlin, damit man dort wisse, was von diesem zu halten.

Unterdessen rückte Patkul, gemäß dem Befehle Augusts II., vor die Stadt Posen, welche schwedische Besatzung hatte. Patkul schloß sie ein am 3./14. October. Die Aussichten die Stadt zu nehmen waren nicht ungünstig. [2]) Patkul bestimmte für den 2. November einen Sturm. In der Morgenfrühe desselben Tages traf ein Courier des Königs August II. bei ihm ein, mit dem Befehle ohne jeden Zeitverlust die Belagerung aufzuheben und zurück zu eilen. Denn der Schwedenkönig habe den Uebergang über die Weichsel forcirt.

Das also war die Antwort Carls XII. auf die neuen Anträge seines Vetters August II. zum Frieden und zum Bündnisse gegen den Czaren!

Ja es scheint, daß eben damals erst ein bereits wiederholt angeregter Gedanke der Feindseligkeit gegen August II. in der Seele Carls XII. Wurzel geschlagen habe. Durch die Einnahme von Warschau war der schwedische Commandant Graf Horn in die Gefangenschaft

---

[1]) Droysen, S. 284. Die in ihrer Isolirung dort schwer verständlichen Nachrichten erhalten Werth, indem sie die Berichte Patkuls ergänzen.

[2]) Genauer Bericht bei Lamberty t. XIII, p. 374 et suiv.

Augusts II. gerathen. Der Letztere erging sich mit seinem Gefangenen in verschiedenen Unterredungen. Er bezeichnete es als einen Fehler seinerseits, sich jemals mit den Schweden in ein Treffen eingelassen zu haben. Er beobachte jetzt, sagte er, ein klügeres Verfahren. Er weiche beständig zurück und trachte die Schweden durch das viele Hin- und Hermarschiren abzumatten. Ueberhaupt aber, meinte er, würde das Richtige für ihn gewesen sein, nach seiner ersten Niederlage an der Düna sich nach Sachsen zu begeben und von dort aus ruhig zuzusehen, ob Carl XII. die Polen dahin bringe, sich einen neuen König zu erwählen. Wenn auch dies geschehen wäre, so hätte doch dann Carl XII. seine Waffen wider den Czaren wenden müssen, dessen weitere Fortschritte Schweden nicht zugeben könne. Dann hätte sich für ihn, August II., die Gelegenheit geboten, nach Polen zurückzukehren und das Werk Carls XII. wieder umzustürzen.

Augenscheinlich sollten diese Reden Augusts II. seinen Vetter Carl XII. auf die Gefahren aufmerksam machen, denen er durch das Beharren bei seinem Plane sich aussetzen würde, und zugleich dienen zur Empfehlung der damaligen Vorschläge Augusts II. zum Frieden und zum Bündnisse.

Auf Carl XII. indessen machten diese Reden nicht die beabsichtigte Wirkung, sondern die entgegen gesetzte.

Als der Graf Horn die Worte Augusts II. berichtet hatte, erwiederte Carl XII.: „Ihr hättet den König August sogleich wieder fragen sollen, ob er sich nicht vorstellen könne, daß ich in diesem Falle plötzlich umgekehrt sein, ihn in Polen gelassen und meinen Marsch gerade nach Sachsen gerichtet haben würde. Und wer weiß, was noch geschieht, wenn ich von hier aufbreche!“ [1])

Einige Wochen früher hatte Carl XII., wie wir gesehen, die Hindeutung der Polen auf einen Einbruch in Sachsen zurückgewiesen mit dem Einwande, daß er als Reichsfürst Bedenken trage, das Reich mit den Waffen in der Hand zu betreten. Wir erkennen hier, daß die eigenen Reden Augusts II. ihm den Gedanken bereits in einem anderen Lichte erscheinen lassen. Es war im October 1704. Von da

---

[1]) Nordberg, Bd. I, S. 555.

an ist, wenn auch nicht der fertige Entschluß, doch die Erwägung dieses Entschlusses in der Seele Carls XII. lebendig.

Zu diesen Erwägungen mochte beitragen der Hinblick auf das sichtliche Anwachsen seiner Macht. Er hatte im Jahre 1702 nur 12.000 Mann nach Polen geführt; im Jahre 1703 hatte er 24.000 Mann; im Jahre 1704 stieg die Zahl auf 33.000 Mann.[1]) An Qualität gehörten diese Truppen, die, weil geworben, nicht alle als National-Schweden zu betrachten sind, gemäß den Berichten aller sächsischen Officiere an den König August II., zu den besten und bravsten Soldaten in Europa.[2])

Nachdem Carl XII. den Uebergang über die Weichsel forcirt, sah August II. sich außer Stande seine Stellung zu behaupten. Um nicht Polen ganz zu verlassen, wandte er mit der Cavallerie sich zur Linken nach Krakau, ließ dagegen die Infanterie weiter rechts gehen, damit sie mit dem von Posen kommenden Corps Patkuls sich vereinige, und insgesammt, wenn kein anderes Mittel übrig, sich nach Sachsen zurückziehe. Bevor die Vereinigung erfolgte, trennten sich vielmehr um des Unterhalts willen die russische und die sächsische Infanterie. Es gelang dem mit einigen Regimentern Cavallerie voranstürmenden Schwedenkönige, bei Punitz die sächsische Infanterie unter dem General Schulenburg zu erreichen, am 7. November. Es war noch zwei Stunden vor Sonnenuntergang. Carl XII. gebot sofort den Angriff.

Das dann erfolgende Treffen ist eines der merkwürdigsten dieses Krieges. Nicht wegen der Zahl der Truppen oder der Bedeutung des Ausganges, sondern wegen der Eigenthümlichkeit des Kampfes.[3]) Carl XII. führte, nach Schulenburgs Berichte, 7000 Mann Cavallerie ohne Infanterie, noch Geschütze. Schulenburg hatte 12 Bataillone, die 5000 Mann austrugen, dazu 500 Reiter und 6 kleine Geschütze. Mit dieser Macht gelang es ihm, zwei Anstürme der Schweden, die mit blanker Waffe geschahen, nach einander auszuhalten. Dann bildete er ein längliches Viereck, an welchem drei abermalige Versuche der Schweden

---

[1]) Patkuls Berichte, Bd. I, S. 321.

[2]) A. a. O., S. 291.

[3]) A. a. O., S. 332: Es ist ein militärisches miraculum zu nennen.

abprallten. Er selber gibt an: „Unser Glück war die einbrechende Dunkelheit. Denn in derselben erregte unser Gewehrfeuer in den feindlichen Pferden so viele Furcht, daß sie wie wilde Bestien aus einander rannten. Das machte die Bestürzung und Verwirrung bei den Feinden groß.“ Schulenburg selber trug drei Wunden davon und sechs Schüsse durch Kleider und Hut. Alle seine Ordonnanz-Officiere lagen todt oder verwundet. Aber die Sachsen behaupteten das Feld.[1])

Jedoch noch in der Nacht brachen sie weiter auf und gelangten am anderen Tage über die Grenze nach Schlesien hinein. Carl XII. folgte ihnen bis über dieselbe, kehrte dann jedoch um. Er ließ in Wien schwere Klage erheben, daß den Sachsen das Betreten des schlesischen Bodens nicht gewehrt werde. Der Kaiser, der dort keine Truppenmacht besaß, konnte nur den König August II. dringend auffordern, ihm keine Ungelegenheiten zu bereiten.[2]) Der Feldzug war damit zu Ende.

## Die Verhandlungen Marlboroughs in Berlin.

Wir haben Marlborough verlassen nach seiner Ankunft in Berlin. Patkul vermuthete, daß der Zweck dieser Reise sein würde, dem Plane der vierfachen Allianz gegen Carl XII., an welchem er auch damals noch fest hielt, ein Ende zu machen. Daher begab sich auch er, ausgerüstet mit der Vollmacht Augusts II., incognito von Dresden nach Berlin.[3]) Es ist wichtig dabei hervorzuheben, daß Patkul keine Kunde hatte von dem Streiche, welchen August II. durch Frieden und Freundschaft mit dem Schweden seinen bisherigen Freunden in Berlin und Moskau hatte spielen wollen, und daß wiederum August II. nicht wußte, daß Carl XII. seine Anträge nach Berlin hin ausgeliefert hatte.

Die Berichte Marlboroughs lassen nicht ersehen, daß er um die gleichzeitige Anwesenheit Patkuls in Berlin und dessen Gegenwirken

---

[1]) Schulenburgs Denkwürdigkeiten, Bd. I, S. 177 u. f. — Eine Reihe von Berichten bei Lamberty t. XIII, p. 377 et suiv.

[2]) Nordberg, Bd. I, S. 567. — Patkuls Berichte, Bd. I, S. 373.

[3]) Patkuls Berichte, Bd. I, S. 340, 354 u. f.

wider ihn gewußt habe. Marlborough nennt in dieser Beziehung nur den polnischen Kronschatzmeister Prebendowski. [1])

Friedrich I. meldete dem Könige August II. als den Inhalt des Vortrages von Marlborough: die Königin von England und die Generalstaaten vermuthen aus den preußischen Werbungen und Bewegungen der Truppen nichts Gutes für sich, sondern die Absicht sich in die polnischen Angelegenheiten zu mischen. Da ein solches Vorgehen den Krieg auch in das Reich hereinziehen könne, zumal wenn Schweden sich dafür an Brandenburg rächen wollte, und dann auch Andere sich betheiligen würden: so ersuchen die Seemächte den König von Preußen, von allen solchen Planen abzustehen. Im anderen Falle werde man ihm gegenüber verfahren, wie mit Dänemark im Jahre 1700. Marlborough forderte daher: damit man gegen eine Vermehrung der Händel in Europa sicher sei und vor dem Könige von Preußen keine Besorgnis zu hegen brauche, solle dieser entweder die neu geworbenen Truppen abdanken, oder den Alliirten zu billigen Bedingungen überlassen.

Marlborough mochte nicht wissen, daß bereits vor seiner Ankunft der weit aussehende Plan Friedrichs I. auf die Theilung sowohl schwedischer als polnischer Gebiete durch die Schwankungen Augusts II. zerronnen, und demnach die neugeworbene Mannschaft für Friedrich I. nun überflüssig war. Indem daher dieser und seine Minister dem Anscheine nach nur der Forderung der Seemächte nachgaben, war es, nach der üblichen Weise, ihr Bestreben, die günstige Gelegenheit möglichst auszukaufen. Nach verschiedenen Conferenzen wurde dem Lord Marlborough eine Denkschrift mit fünfzehn Artikeln zugestellt. Marlborough wich dem Begehren aus. „Da die meisten dieser Artikel der eigentlichen Angelegenheit fremd waren, meldet er heim, so hielt ich es für zweckmäßig zu antworten mit einer allgemein gehaltenen Denkschrift." [2]) Darin war von den fünfzehn Artikeln nicht die Rede.

Unterdessen war auch Patkul in Thätigkeit. Friedrich I., erbittert über das Mislingen des großen Theilungsplanes, wollte zuerst

---

[1]) Die Berichte Marlboroughs bei Murray t. I, p. 543. — Derjenige Patkuls, Bd. I, S. 355 u. f., chiffrirt und nur für Golowin und durch ihn für den Czaren bestimmt, ist ungleich genauer. — Daß der Plan gegen Carl XII. nicht völlig geheim geblieben war, sehe man bei Lamberty t. XIII, p. 557.

[2]) Die Denkschrift bei Murray t. I, p. 535.

ihn nicht hören. Er ließ ihm sagen: er, der König, sei nun zweimal bei der Nase geführt: ein drittes Mal lasse er sich nicht zum Narren halten. — Patkul erwiederte als Gesandter des Czaren: sein Herr sei nicht gewohnt seine Freunde bei der Nase zu führen, wünsche vielmehr, daß ein Jeder das gegebene Wort so halte wie er: dann würde er nicht Ursache haben sich zu beschweren, daß man ihn in einen Krieg hineingelockt habe und hernach von weitem zuschaue. Der Czar sei zu Allem erbötig gewesen; aber August II. habe ihm den Wunsch geschrieben, daß der Czar erst zum künftigen Feldzuge kommen möge. Zum Beweise dessen legte Patkul die an ihn gerichteten Originalschreiben Golowins vor.

Die Darlegungen Patkuls nahmen in Berlin das Mistrauen gegen den Czaren, verstärkten dagegen dasjenige wider August II. „Der Ekel vor ihm ist so groß, meldet Patkul an Golowin, daß man nichts mehr von ihm hören will, sondern sagt: aller gute Glaube an ihn sei erloschen und nichts mehr auf ihn zu bauen." — Auf die Entschuldigung Patkuls für August II. erhielt er von Friedrich I., der ihn nun vorließ, die Antwort: es sei gefährlich, sich sammt Land und Leuten so zu exponiren. Er, der König Friedrich, müsse alle Künste aufwenden, um nur das früher Verabredete zu verdecken, damit er sich nicht Händel zuziehe. Er könne nicht mehr trauen, glaube auch nicht, daß eine solche Vereinigung der Kräfte, wie sie damals beabsichtigt gewesen, nun noch ausführbar sei. Denn der König von Schweden werde nicht allemal ein Narr sein und die Gelegenheit zulassen. [1])

Das Recht für Friedrich I. zur Beschwerde über August II. wird Niemand in Zweifel ziehen; denn die Doppelzüngigkeit Augusts II. vom Jahre 1704 lag offen vor Augen. Aber eben dasselbe Spiel, welches August II. dem Könige Friedrich I. gegenüber spielte, trieb dieser zur selben Zeit gegenüber dem Könige Carl XII., nur mit dem Unterschiede, daß der Letztere, dessen Blick, wie durch Scheuklappen eingeengt, immer nur seinen Vetter August suchte, nicht durchschauete, daß diese beiden neuen Könige einer des anderen zum vollen würdig waren.

---

1) Patkuls Berichte, Bd. I, S. 357 u. f.

Da auch Patkul in diese Duplicität Augusts II. nun völlig einblickte, so meldete er nach seiner Rückkehr dem Czaren: „er habe es dem guten König August trefflich vorgehalten und ihm fein dürre ins Gesicht gesagt, was aus der Quackelei noch entstehen, und wie er wohl gar um Krone und Kurhut kommen könne.“ [1]) — Patkul mochte als Bevollmächtigter des Czaren sich berechtigt halten so zu reden. Er wies den König August hin auf die Eventualität den Kurhut zu verlieren. Wie aber, wenn dann der wackelnde Kurhut wieder befestigt werden konnte durch die Hinopferung Patkuls? Durfte der Letztere, bei der Sinnesart Augusts II., die er als Quackelei bezeichnet, sich dann für sicher halten? — Im November 1704 trat diese Frage, gemäß jenen Aeußerungen Patkuls, in den Kreis seiner Erwägungen noch nicht mit ein. Aber zwei Jahre später um so schrecklicher für ihn.

Im November 1704 dagegen leistete Patkul in Berlin zu Gunsten des Kurfürsten-Königs August den größten Dienst, der unter den obwaltenden Umständen möglich war. Er betrieb bei Friedrich I. und dessen Ministern eine allseitige Garantie für Kursachsen. Marlborough bewilligte den preußischen Ministern diese Forderung nicht; aber er gab das Versprechen, nicht bloß daß die Königin von England sich bemühen werde den Frieden im Norden herzustellen, sondern auch gemeinsam mit dem Kaiser, der Republik der Niederlande und Dänemark trachten werde zu verhüten, daß der Krieg sich weiter in das Reich herein ziehe.

Es blieb freilich die Frage, ob Carl XII. sich an diese Einwendungen kehren würde. — Patkul fügt seiner Kritik hinzu, daß er weder zu England noch zu Holland in dieser Sache ein festes Vertrauen habe.

Der Vertrag, den Marlborough, im Namen der Königin von England und in der Hoffnung auf den Beitritt der Generalstaaten, mit Friedrich I. abschloß, besagte, daß dieser König sofort 8000 Mann Infanterie zur Hülfe des Herzogs Victor Amadeus nach Piemont marschiren lassen werde, gegen 200.000 Thaler jährlich von Seiten der Königin, und 100.000 von Seiten der Republik. Dann jedoch erhob der Berliner Hof noch eine neue Forderung: diejenige der Lieferung des Brotes für diese Truppen in Italien von Seiten des

---

[1]) Patkuls Berichte, Bd. I, S. 357 u. f.

Kaisers. Marlborough hatte dafür keine Vollmacht. Um abzukommen, gab er endlich zu, daß diese Forderung als der Wunsch des Königs von Preußen in den Vertrag eingesetzt werde. Er gab dem Gesandten Stepney in Wien dies kund mit der Versicherung, daß ohne dies Zugeständnis, welches den Kaiser mit hereinziehe, der Abschluß des mühevollen Vertrages nicht erreicht worden wäre. [1])

Reich mit Geschenken ausgestattet, brach Marlborough von Berlin auf zunächst nach Hannover.

## Marlborough in Hannover, im December.

Der Besuch in Hannover, zu Anfang December 1704, sollte für Marlborough dienen, bei Gelegenheit der Bezeugung einer Höflichkeit zugleich die Haltung der maßgebenden Persönlichkeiten in Betreff der Aussicht auf die Thronfolge in England zu erforschen. Die Meinungen in St. Germain und in Versailles setzten noch eine andere Absicht hinzu: Marlborough gehe darauf aus, eine Heirath seiner jüngsten Tochter mit dem Kurprinzen Georg August, dem späteren Könige Georg II., anzubahnen. Auch an deutschen Fürstenhöfen finden wir gleichzeitig diese Ansicht. [2])

Ob Marlborough einen Gedanken dieser Art gehegt, dürfte schwer zu sagen sein. Wenn es der Fall war, so lagen die Umstände dafür nicht günstig, weil die Wünsche namentlich der Großmutter, der Kurfürstin Sophie, bereits eine andere Persönlichkeit ins Auge gefaßt hatten. Es ist von Interesse dies mit einigen Strichen zu beleuchten.

Die Prinzessin Caroline von Ansbach, deren Vater im April 1703 bei Schmidtmühl gefallen war, [3]) hatte sich später in die Obhut ihrer Berliner Verwandten begeben. Im Jahre 1704 gedachte der Kurfürst von der Pfalz die durch Schönheit und geistige Begabung hervorragende Prinzessin für seinen Neffen Carl III. von Spanien zu gewinnen. Die Bedingung war jedoch das Bekenntnis der katholischen Religion. Der Kurfürst entsendete nach Berlin seinen Beichtvater, den Pater Orban S. J., der zugleich als Mathematiker seiner Zeit

---

[1]) Murray t. I, p. 550. Vom 3. December.

[2]) Macpherson's Original papers, t. I, p. 687. — Dangean t. X, p. 190. Vom 30. December. — Lamberty t. XIII, p. 511 und 537.

[3]) Lamberty t. XII, p. 457.

nicht ohne Ruf und Namen war. Im Beisein der Königin Sophie Charlotte und der Kurfürstin Sophie fanden im Schlosse Charlottenburg, damals noch Lützenburg genannt, eine Reihe von Unterredungen zwischen der Prinzessin und dem Pater Orban statt. Die Kurfürstin beschreibt den Gang dieser Unterredungen mit den Worten: „Bald sagen Ihre Liebden Ja, bald Nein. Bald meint sie, wir haben keine Priester; bald sind die Katholiken abgöttisch und verdammlich. Was noch daraus werden wird, weiß ich nicht. Wenn der Pater Orban zu Ihrer Liebden kommt, liegt die Bibel auf dem Tisch. Dann disputiren sie brav. Hernach weinen Ihre Liebden." [1])

Indem die Kurfürstin in dieser Weise vertraulich über die Sache schreibt, verhehlt sie nicht ihren sehnlichen Wunsch, daß ihr Enkel, der Kurprinz Georg August, sich um die Prinzessin bewerben möge. Denn eine bessere werde er nie bekommen. Daß indessen die Kurfürstin Sophie, oder auch ihre Tochter, die Königin Sophie Charlotte, in Betreff der Werbung für Carl III. hindernd eingewirkt, ist nicht anzunehmen, zumal da von Seiten des Kurprinzen irgend welche Kundgebung im Sinne seiner Großmutter nicht vorlag. Aus sich selber scheint die Prinzessin sich zum Nein entschlossen zu haben. Leibniz, der sich im Gefolge der Kurfürstin in Charlottenburg befand, verfaßte für die Prinzessin Caroline ein Schreiben an den Kurfürsten von der Pfalz, welches die Ablehnung in die denkbar freundlichsten Formen kleidet. [2]) War dem Pater Orban der eigentliche Zweck mislungen, so gibt sich nicht bloß in jenem Schreiben an den Kurfürsten von der Pfalz, sondern eben so in der Correspondenz, die sich von da an zwischen der Prinzessin Caroline und Leibniz anspann, in wiederholten Erwähnungen die volle Anerkennung für den Pater Orban kund. Nicht anders von Seiten der Kurfürstin Sophie, und zwar so sehr, daß Leibniz in ihrem Auftrage zwei Jahre später den Pater Orban für die Prinzessin Elisabeth von Braunschweig empfahl.

Angenommen also auch, Marlborough habe die Absicht gehabt, welche in Versailles von ihm ausgesagt wurde, so ist doch kaum zu

---

[1]) Die Werke von Leibniz, Bd. IX, S. 108. Vom 1. November 1704. — Die Sache kurz in einem Berliner Briefe bei Lamberty t. XIII, p. 541.

[2]) A. a. O., S. 108.

denken, daß ihm in Berlin und Hannover die Thatsache der Unterredungen von Charlottenburg, die um einige Wochen zuvor statt gefunden, unbekannt geblieben wäre, und in Verbindung damit die Richtung der Wünsche der Kurfürstin Sophie. Denn diese, in ihrer ehrlichen und geraden Weise, pflegte mit ihren Gedanken nicht zurückzuhalten. Die Werbung des Kurprinzen Georg August, damals zweiundzwanzigjährig, um die Prinzessin Caroline erfolgte einige Monate später.

Marlborough ward in Hannover mit hohen Ehren aufgenommen. Er seinerseits entwickelte die glänzenden Seiten seiner Persönlichkeit. Er trug vor der Kurfürstin eine Deferenz zur Schau, welche die an deutschen Fürstenhöfen üblichen Formen übertraf. Er weigerte, sich in Anwesenheit der Kurfürstin niederzusetzen, selbst auf dem Balle. Die Kurfürstin ließ ihn zum Spiele laden, damit sie es dahin bringe, daß er sich setze. Der englischen Hofsitte gemäß küßte er knieend ihr die Hand. „Niemals, schreibt sie, habe ich einen Mann kennen gelernt, der sich so leicht, so frei, so höflich zu bewegen verstünde. Er ist ein eben so gewandter Hofmann wie tapferer Feldherr." [1])

Die Rede kam auf England. Es war nicht mehr unbekannt, daß die Tory-Partei abermals die Bill der gelegentlichen Conformität vorbringen würde. Marlborough bezeichnete sich als Gegner derselben. Wir erinnern uns, daß, und aus welchen Gründen er in den Jahren 1702 und 1703 für dieselbe gestimmt. Die Kurfürstin fand ihn eben so vernünftig in seinen Ansichten, wie angenehm in seinen Manieren. Das Vertrauen ihrerseits zu Marlborough wuchs empor. Sie kümmerte sich wenig um die englische Parteistellung und um die Hinterhaltigkeit der Königin Anna. Sie berührte das von Wilhelm III., im October 1701, im Schlosse Loo ihrem Schwager und ihrem Enkel gegebene Versprechen der Einladung nach England. Sie erklärte, daß, wenn man sie einlade, sie kommen werde. Was Marlborough darauf geantwortet, liegt nicht vor; aber er wußte sicherlich so gut wie irgend Einer, daß, so lange die Königin Athem hatte zum Widerspruche, eine solche Einladung nicht erfolgen werde.

---

[1]) Die Werke von Leibniz, Bd. IX, S. 112.

Nach kurzem Aufenthalte in Hannover, wo Marlborough ein Juwel zum Werthe von 25.000 Thalern zum Geschenke erhielt, nebst einem Tapetenwerk von der Kurfürstin,[1]) eilte er weiter nach dem Haag, zu Anfang December.

Dort ward er von sieben Deputirten der Generalstaaten und dem Rathspensionär willkommen geheißen. Man verehrte ihm eine Gießkanne und ein Gießbecken von massivem Golde. Die Generalstaaten lauschten mit Eifer seinen Vorträgen über den Stand der Dinge. Der Vertrag über die Sendung von 8000 Mann Preußen-Brandenburger zur Hülfe für Victor Amadeus ward bei den Ständen von Holland sofort bewilligt, und demgemäß war die begründete Aussicht da, daß auch die anderen Provinzen folgen würden. — Dem kaiserlichen Gesandten dagegen kündigte Marlborough an, daß in Folge des Scheiterns der Conferenzen von Schemnitz die Seemächte eine besondere Botschaft an den Kaiser richten würden. Die Mahnung und Warnung des Grafen Goes, daß ja doch jeder Versuch dieser Art nur dazu diene, der Sache des Rakoczy ein höheres Ansehen zu geben als sie aus sich habe, schlug dagegen nicht durch.

Unterdessen war das Parlament in London bereits eröffnet. Bevor wir jedoch Marlborough weiter dahin folgen, haben wir unsere Blicke zu richten nach dem spanischen Kriegsschauplatze des Jahres 1704.

## Die Zustände in Spanien, der Frühlings-Feldzug 1704, die englische Flotte.

Am 9. März 1704 war Carl III. in Lissabon angekommen, und mit lautem Jubel dort begrüßt. Die Aussichten erschienen günstig. Der Landgraf Georg meldete der Kaiserin Eleonore: „Die Angelegenheiten Spaniens befinden sich in einem solchen Zustande, daß an einem glücklichen und schleunigen Erfolge nicht zu zweifeln steht. Denn die gesammte Monarchie erwartet mit Sehnsucht die Ankunft des Königs.“[2])

---

[1]) Die Berichte des Grafen Goes vom 16. und 24. December.

[2]) Schreiben vom 23. Februar, bei Künzel, S. 307.

Sicherlich war dies die Ueberzeugung des Landgrafen. Denn ähnlich meldet er einem seiner Brüder daheim: „Ganz Spanien erwartet den König wie seinen Messias.“ [1])

Wir haben aus den Berichten des Franzosen Louville im Jahre 1703 allerdings gesehen, daß auch nach seiner Ansicht die Herrschaft Philipps von Anjou in Spanien auf schwachen Füßen stand. Wir haben desgleichen das Gutachten des Admirals von Castilien vernommen, welches erheblich beitrug, den Kaiser Leopold zu bewegen, in das Andringen der Seemächte zu willigen, der Allianz mit Portugal beizutreten und seinen Sohn Carl nach Lissabon zu entsenden. Aber so unberechenbar sind die Neigungen und Abneigungen der Völker, daß gerade der Name Portugal der Sache Carls III. in Castilien zum Nachtheile gereichte. Denn dort haftete noch immer die Erinnerung an den Abfall Portugals von Spanien: die Portugiesen waren in den Augen der Castilier noch immer die Rebellen. Und nun wollte gar dies selbe Portugal den Spaniern einen König setzen! Auf die Kunde des Einzuges von Carl III. in Lissabon vergaß das Volk von Madrid seine Klagen, seinen Verdruß, seinen Widerwillen gegen das unwürdige Treiben des königlichen Kinderpaares unter der Leitung der Prinzessin Orsini im Buen Retiro. Man umdrängte den Palast mit dem Rufe: „Es lebe unser König Philipp V.! Es sterbe der Verräther, der Admiral von Castilien!“ [2])

Unterdessen hatte auch Ludwig XIV. bessere Sorge für das Königthum seines Enkels in Spanien getragen als dieser selbst. Er schickte Berwick mit 18 Bataillonen und 19 Schwadronen französischer Truppen. Bereits am 15. Februar traf Berwick in Madrid ein. Er hatte zugleich den Auftrag, Klarheit zu verschaffen über die endlosen Differenzen zwischen der Prinzessin Orsini mit ihrem Anhange und dem Abbé d'Estrees als französischem Gesandten. Gegen die erstere Persönlichkeit hatte Ludwig XIV. neuerdings wieder einen besonderen Anlaß zum Unwillen. Den Weisungen aus Versailles gemäß hatte d'Estrees sich freundlich zu der Orsini zu stellen gesucht. Es war ihm indessen dabei nicht gelungen, ihr Mistrauen zu überwinden. In der

[1]) Schreiben vom 23. Februar, bei Künzel, S. 309.
[2]) Louville t. II, p. 139.

That lauteten die Berichte des Gesandten nach Versailles nicht zu Gunsten der Prinzessin. Eines Tages bewog diese den König Philipp V. die zur Post gegebene Depesche des Gesandten dort wegnehmen zu lassen. Die Prinzessin Orsini öffnete und las die Berichte über ihr Thun und Treiben. Sie fügte am Rande ihre Entgegnungen hinzu, so wie ihre Beschwerden über die Perfidie und die Verleumdungen des Gesandten. Dann schickte sie das Ganze durch einen eigenen Courier nach Versailles. Dort erhob sich über diese Eigenmächtigkeit ein großer Zorn. Man nannte sie einen Einbruch in das Völkerrecht. [1])

Allein Ludwig XIV. hatte in Fällen solcher Art ein Maß für seinen Zorn. Dieser hätte sich nicht bloß gegen die Prinzessin Orsini richten müssen, sondern zugleich gegen die kleine Königin von Spanien, welche, selber unerreichbar, die Prinzessin Orsini mit ihrem Schutze deckte. Berwick erkannte, daß jede der beiden Parteien in Madrid auf die Vernichtung der anderen ausging. Indem er die Gefahr erwog, die aus einer Einmischung auch ihm erwachsen könnte, sprach er sich, wie er erzählt, offen und frei nach beiden Seiten hin aus, und suchte jeder Aufforderung sich zu betheiligen auszuweichen, auch ungeachtet der Bitten der Königin persönlich. Die letztere freilich nahm dann dies Ausweichen als eine Betheiligung gegen sie, und bezeichnete den Berwick als un grand diable d'Anglais, sec, qui va toujours tout droit devant lui. [2])

Der Bericht Berwicks scheint den König Ludwig XIV. in seiner Absicht bestärkt zu haben. Er wollte die Prinzessin Orsini abberufen. Aber es war schwer ausführbar, dies bei Philipp V. durchzusetzen, so lange er im Buen Retiro bei der Königin weilte. Man bedurfte also einer Kriegslist. Der Abbé d'Estrees erhielt den Auftrag, unablässig in Philipp zu dringen, daß er sich zu der Armee Berwicks begebe, um in Person den Feldzug mitzumachen. Philipp V. folgte der Mah-

---

[1]) Mémoires de Berwick, t. I, p. 149. Dieser Bericht Berwicks ist in sich ungleich glaubwürdiger als die Erzählung bei St. Simon t. III, p. 61, welche allerdings pikanter ist, aber die Frechheit der Orsini geradezu einfältig und daher unglaublich macht.

[2]) A. a. O., p. 158 und 177.

nung, im Beginne des Monates März. Sobald Ludwig XIV. die Kunde des Aufbruches vernahm, schickte er an Philipp V. und an den Abbe d'Estrees die Schreiben, in denen er die Entlassung der Prinzessin Orsini gebot. Dasjenige an Philipp V. sagt sehr bestimmt: „Schwanken Sie nicht diesen Entschluß zu fassen: es handelt sich für Sie um Alles." Dasjenige an d'Estrees führt dies weiter aus: „Sagen Sie dem Könige nicht, daß ich ihn preis geben werde; denn er würde es nicht glauben. Aber machen Sie ihm klar, daß ich, ungeachtet aller meiner Zuneigung für ihn, wenn er derselben nicht entspräche, mich entschließen könnte zu einem Frieden auf Kosten von Spanien, weil ich es müde bin eine Monarchie aufrecht zu halten, wo ich nichts erblicke als Unordnung und Widerspruch, selbst gegen die vernünftigsten Vorschläge. Der Herzog von Berwick muß im selben Sinne zu ihm reden." [1])

Beide handelten nach Befehl. Philipp V., im Lager von Placencia, fern von der Königin und der Prinzessin Orsini, wich dem darum stärkeren Drucke Ludwigs XIV. „Aber wir waren doch nicht sicher, erzählt Berwick, was die lebhafte, reizbare, hochmüthige junge Königin thun würde." [2]) Sie begnügte sich indessen zunächst, in Worten ihren Zorn auszulassen, zumal da die Orsini es für klüger hielt, einstweilen sofort zu gehorchen. Wie aber sie beide im Jahre zuvor ihr Spiel nicht darum verloren gegeben hatten, daß Ludwig XIV. die erste Ausweisung verhängte: so auch nicht das zweite Mal. Die junge Königin suchte sich den besten Verbündeten, die Frau von Maintenon. Sie klagte, daß man ihr in grausamer Weise eine Person von der Seite genommen, die eine solche Behandlung nicht verdiene, die, durchaus unschuldig, einer Cabale von unehrenhaften und eigennützigen Leuten geopfert werde. [3])

Es würde zu weit führen, hier noch tiefer in diese Erbärmlichkeiten einzugehen. Sie werden uns später wieder beschäftigen müssen. Es genügt im voraus zu bemerken, daß in dem Kampfe, der sich darüber entspann, nicht Ludwig XIV. der Sieger blieb.

---

[1]) Die beiden Schreiben in Oeuvres de Louis XIV, t. VI, p. 151. Vom 19. März.

[2]) Mémoires de Berwick, t. I, p. 151.

[3]) Lettres de Madame de Maintenon, t. VII, p. 204. Vom 24. Mai.

Unterdessen stand die kleine französische Armee Berwicks, verstärkt durch einige spanische Mannschaft, bereits im Felde, bevor noch die Maßregeln für ihren Unterhalt getroffen waren. Dies zog sich hin bis zum Beginne des Monates Mai. Einer der Betheiligten beschwichtigt seine Ungeduld mit den Worten: „Unsere Feinde scheinen nicht klüger gewesen zu sein als wir, und bringen bisher noch keinen Mann vorwärts." [1])

In der That lagen die Dinge so, daß, nachdem Portugal über ein Jahr lang die Angelegenheit des Bündnisses mit den Seemächten und dem Kaiser betrieben hatte, nun im Frühling 1704 gerade Portugal mit den Anstalten zum Kriege rückständig war. Das hinderte auch die Engländer und die Holländer. Nicht sie waren zuerst im Felde, sondern Berwick. Auch gelangten nicht die Engländer und Holländer auf spanisches Gebiet, sondern die Franzosen und Spanier auf portugiesisches. Den Oberbefehl auf Seiten der Verbündeten führte der Herzog von Cadaval, der, wie auch viele andere Portugiesen, immer französisch gesinnt blieb. Er wies seine Generale auf die Vertheidigung an, einen jeden in der ihm bestimmten Provinz. Der fähigste von Allen, der Portugiese Das Minas, kam darüber zu gar keiner Thätigkeit. Es handelt sich also um die Engländer und Holländer.

Berwick in seinem Rückblicke auf den Feldzug tadelt seine Gegner, daß sie von Anfang an ihre Truppen rechts und links vom Tajo getheilt, ohne auch nur eine Schiffbrücke zum Zwecke der Verbindung zu besitzen. Ferner sei der Herzog von Schomberg, der das Hauptcorps der Engländer führte, mit gekreuzten Armen zu Elvas in der Provinz Alemtejo stehen geblieben, als kümmere er sich nicht um die Gegner. [2]) Der holländische General Fagel dagegen erlitt den Verlust, daß zwei seiner Bataillone gefangen wurden. Der Frühlings-Feldzug — denn in den Sommermonaten gestattet die Sonne Spaniens keine Kriegführung — endete nicht mit erheblichen Erfolgen der Franco-Spanier, weil Berwick die besetzten Plätze nicht behaupten konnte. Und dennoch war der Vortheil für Philipp V. in so weit groß, daß die

---

[1]) Louville t. II, p. 143. Vom 10. April.

[2]) Mémoires de Berwick, t. I, p. 161.

Verbündeten sich von dieser Seite her in ihren Hoffnungen getäuscht sahen. Dort daher war man verstimmt. In England fiel der Vorwurf auf Schomberg. Er ward abberufen und Galway an seiner statt geschickt. Der Holländer Fagel dagegen sandte mismuthig seine Bitte um Abberufung heim. Er schrieb dem Könige von Portugal mit offenen Worten: er, der König, und sein Königreich seien verrathen und verkauft. [1])

## Der Plan des Landgrafen Georg auf Catalonien.

Einen anderen Plan als denjenigen des Eindringens in Spanien von Westen her entwickelte der landeskundige Landgraf Georg von Hessen-Darmstadt, der einstige Statthalter von Catalonien. Wir haben aus dem Jahre 1703 das Wort des Franzosen Louville aus Madrid vernommen, daß die Bevölkerung Cataloniens bereit sei, sich bei dem bloßen Namen des Landgrafen zu erheben (Bd. X, S. 263). In der That entwickelte der Landgraf diesen Plan. „Wenn Gott mir Glück verleiht, schrieb er einem seiner Brüder, so ist mein erster Schritt Barcelona. Dann setze ich mich in Besitz von Arragonien und Valencia, nehme Majorka, Minorka, dann Sardinien, und gehe von dort nach Neapel und Sicilien." [2])

Nach der Sachlage zu Anfang April 1704 dürften die Hoffnungen des Landgrafen Georg kaum als überschwänglich angesehen werden, wenn nämlich alle in Frage kommenden Factoren dieselbe Kraft des Willens und der That bewiesen wie er.

Er besaß, wie das volle Vertrauen der kaiserlichen Familie in Wien, so auch dasjenige Carls III. Der junge König ernannte ihn zum General-Statthalter der Krone Arragonien. Sie beide hofften auf die mächtige englisch-holländische Flotte unter Rooke, deren Erscheinen an der Tajo-Mündung man im April täglich erwarten durfte. Wir Spätere wissen, daß der erste und wichtigste Zweck dieser Flotte war ein Angriff auf den Kriegeshafen Toulon, und daß der Schleier,

---

[1]) Künzel: Landgraf Georg u. s. w., S. 345.

[2]) Künzel, S. 313. Vom 7. April.

in welchen die Regierung der Königin Anna diesen Plan hüllte, war die Aufgabe des Schutzes von Nizza für den Herzog Victor Amadeus. Auch für den jungen König Carl III., der im Vertrauen auf die englische Einladung zum Wiedergewinne seines Königreiches in Lissabon weilte, ward dieser Schleier nicht gelüftet. Carl III. und der Landgraf Georg gaben sich der Hoffnung hin, daß die kostbare Ausrüstung der mächtigen Flotte, mit etwa 20.000 Mann Besatzung und mehr als 3000 Kanonen, nicht bloß für Nizza bestimmt sein, sondern auch direct seiner Sache dienen werde, nämlich dem Zwecke einer Landung in Catalonien. Von englischer Seite ward das nicht verneint; aber dieser Zweck stand in zweiter Linie.

Jedenfalls aber war im voraus sicher, daß die erwartete Flotte keine Landungstruppen zur Verfügung des Landgrafen an Bord haben würde. Er legte daher in einer Denkschrift dem Könige von Portugal seinen Plan auf Catalonien in kurzen Zügen dar. Er hob hervor, daß bei aller notorisch guten Gesinnung der Catalonier dennoch dort nichts zu hoffen sei, wenn sie nicht ihre Stütze fänden an einer, wenn auch noch so geringen, bewaffneten Macht. Er bat daher, daß 3000 Mann Portugiesen unter seinem Befehle auf die erwartete Flotte eingeschifft würden. Er forderte zugleich den Admiral von Castilien auf, bei Dom Pedro für diesen Plan zu sprechen. Der König von Portugal bewilligte.[1])

An Geld verlangte der Landgraf Georg von den Ministern Carls III. 12.000 Pistolen. Sie behaupteten nur 18.000 Thaler verfügbar machen zu können. Nach der Meinung des Landgrafen dagegen waren die ausreichenden Mittel vorhanden. Ungeachtet der höflichen und freundlichen Worte, die man einander gab, ist klar zu erkennen, daß zwischen dem Landgrafen, dem Fürsten Anton Florian von Liechtenstein und dem Admiral von Castilien nicht ein Einverständnis obwaltete.

Die verbündete Flotte traf vor Lissabon ein. Aber die von Dom Pedro zur Einschiffung bewilligten Portugiesen waren nicht fertig. War dies Nachlässigkeit oder böser Wille? Es darf nicht unerwähnt

[1]) Die Denkschriften vom 25. April bei Künzel, S. 313 u. f. — Eben dort der zusammenfassende Bericht an die Kaiserin Eleonore, S. 324.

bleiben, daß wenigstens einige Wochen später von Seiten der Freunde des Landgrafen der Verdacht ausgesprochen wurde: der Admiral von Castilien wolle keine Landung in Catalonien oder anderswo, damit nicht ein anderer Plan gelinge als der seinige eines Einfalles in Castilien von Portugal aus.[1])

Der König Dom Pedro dagegen erhob später in England Klagen über die Eilfertigkeit des Admirals Rooke.[2]) Dieser berief sich auf seine bestimmten Befehle für die unverzügliche Weiterfahrt nach Nizza. In Lissabon, wo man eben so wenig wie an anderen Orten wußte, daß der Name der Hülfe für Nizza der Schleier war, der den englischen Plan gegen Toulon umhüllte, mußte die Eile Rookes allerdings um so auffallender erscheinen, da man von einer unmittelbaren Gefahr für Nizza nichts wußte. Allein Rooke blieb dabei: er könne auf die 3000 Mann Portugiesen nicht warten. Es trat somit an den Landgrafen Georg die harte Frage heran, ob er sich ohne Truppen auf ein Wagnis einlassen wolle, das in diesem Falle nach seinen eigenen früheren Darlegungen sehr geringe Aussicht biete. Dennoch, um jede Nachrede abzuschneiden, faßte er den Entschluß sich einzuschiffen. Die einzige Truppe, die er mitnehmen konnte, war eine in Lissabon gebildete Compagnie von 60 Spaniern.[3])

Die Berichte des Landgrafen lassen nicht ersehen, daß er den eigentlichen Plan der Flotte gegen Toulon gekannt habe. Der Admiral Rooke dagegen gab ihm das Versprechen, nach der Rückkehr von Nizza den Versuch in Catalonien zu machen.

Beim Vorüber-Segeln an der Küste von Valencia jedoch gelang es dem Landgrafen den Admiral zu bewegen, geraden Weges den Hafen von Barcelona anzulaufen. Die Ankunft war, bei den mannigfachen Verbindungen des Landgrafen, schon vorher kund geworden. Zwei hauptsächliche Personen eilten entgegen. Der Landgraf legte ihnen den Stand der Dinge offen vor. Dennoch waren die Häupter der Partei Carls III. in Stadt und Land bereit etwas zu wagen. Nur baten

---

[1]) Zinzerling an den Landgrafen, am 17. Juli, bei Künzel, S. 341.

[2]) Lamberty t. III, p. 303.

[3]) Die Berichte des Landgrafen an Carl III., an die Kaiserin Eleonore, bei Künzel, S. 320 u. f.

sie, daß der Landgraf mit einigen Marinetruppen und mit der Drohung eines Bombardements den erforderlichen Nachdruck gebe. Der Admiral bewilligte dafür 1600 Mann. Nachdem der Landgraf mit dieser Macht bis nahe an die Stadt marschirt war, sendete er einen Trommler hinein mit der Aufforderung der Uebergabe. Unterdessen strömten zahlreiche Haufen aus Stadt und Land zu ihm und boten ihre Dienste an. Er mußte, weil mittellos, sie ablehnen. Den Häuptern der Partei in der Stadt Barcelona dagegen fehlte die Entschlossenheit zur rechten Zeit. Es gelang dem Gouverneur Velasco, drei von ihnen gefangen zu nehmen, und dadurch die anderen einzuschüchtern. Demgemäß fiel die Antwort an den Landgrafen aus. Er sah sich genöthigt, sich mit seinen 1600 Mann wieder auf die Flotte zu begeben.

Der Landgraf Georg fügt seinem Berichte hinzu: „Hätte ich nur 2000 Mann Portugiesen bei mir gehabt, über die ich hätte verfügen können: so wäre ich sicherlich am Lande geblieben, hätte die ganze Bevölkerung der Provinz auf meine Seite gebracht, die Stadt eingesperrt und so die Uebergabe erzwungen. Da aber die Flotte den stricten Befehl hatte nach Nizza zu eilen, so durfte ich dem Admiral ein längeres Verweilen nicht zumuthen. Daher ist dieser wichtige Plan an dem Mangel einer geringen Mannschaft gescheitert." [1])

Auch Rooke in seinem Berichte sagt: „Ich halte das Volk für geneigt, und glaube, daß es sich für uns erheben würde, wenn es sich auf irgend eine geringe Landmacht stützen könnte." [2])

Der Landgraf redet nur von der Bestimmung der Flotte nach Nizza, weil der Admiral Rooke, wie vor Lissabon, so auch vor Barcelona nur diese geltend machte. Uns Späteren, die wir auch den geheimen Auftrag des Admirals kennen, liegt vor Augen, daß die englische Regierung ihrem Plane gegen Toulon, welcher chimärisch blieb, so lange nicht der Herzog Victor Amadeus seine Mitwirkung zu Lande zusagen konnte oder wollte, die reelle Aussicht auf Barcelona und Catalonien für Carl III. zum Opfer brachte.

Nach dreitägigem Aufenthalte vor Barcelona lichtete Rooke die Anker, ostwärts. Am 25. Mai (a. St.) befand er sich in der Nähe

---

[1]) Bericht des Landgrafen an die Kaiserin Eleonore, im Juli 1704.
[2]) Sein Bericht in Hill's Correspondence, p. 104.

der hyerischen Inseln. Dort berief er den Kriegsrath. Es lag die Nachricht vor, daß die französische Flotte von Brest ausgelaufen, daß sie, mehr als dreißig Segel stark, an der Mündung des Tajo erblickt worden sei, und daß sie augenscheinlich den Zweck habe, ins Mittelmeer zu segeln, um dort sich mit dem Geschwader von Toulon zu vereinigen. Es lag ferner vor, daß mindestens sechs Schiffe von Toulon sich im Meere befänden. Endlich ergaben die Verhöre mit Gefangenen aus Toulon, daß die Stärke der Wehrkraft dort in aller Beziehung höher war, als man vermeint hatte. Auf diese Nachrichten gestützt beschloß der Kriegesrath, von der Unternehmung gegen Toulon einstweilen abzusehen, dagegen schleunigst nach Lissabon zurückzukehren, damit dort die Flotte sich verstärken könne. [1])

Demgemäß zerging im Jahre 1704 der englische Plan gegen Toulon, welchem der bessere auf Barcelona zum Opfer gebracht war, ohne daß, wie es scheint, man damals in Frankreich auch nur eine Kunde davon erfahren hat.

## Einnahme und Vertheidigung von Gibraltar.

Die feindlichen Flotten kamen einander zu Gesichte, jedoch wegen widrigen Windes nicht zum Schlagen. Der Graf von Toulouse eilte mit der seinigen auf Toulon zu. Rooke dagegen, in der Besorgnis, daß, nach der Vereinigung der Schiffe von Brest und Toulon, die französische Flotte ihm allzu sehr überlegen sein würde, segelte durch die Meerenge von Gibraltar westwärts. Zwischen Lagos und Faro traf auch er die ihm nachgesendete Verstärkung unter dem Admiral Sir Cloudesly Shovel, am 28. Juni. [2])

Da für den hauptsächlichen Plan der Aussendung der Flotte, denjenigen gegen Toulon, bereits alle Aussicht geschwunden war: so erklärte sich der Admiral Rooke dem Landgrafen bereit zu irgend einer anderen Unternehmung, legte jedoch zugleich den Beschluß seines Kriegsrathes vor, daß von keinem Unternehmen an der spanischen Küste

[1]) Hill's Correspondence, t. I, p. 109.
[2]) Bericht des Landgrafen an Carl III., bei Künzel, S. 329.

etwas zu hoffen sei, so lange nicht die zu einer Landung erforderliche Mannschaft herbeigeschafft werde.[1]) Der Landgraf sandte seinen Secretär Zinzerling mit dieser Erklärung nach Lissabon.

Die zahlreichen Meldungen dieses eifrigen und getreuen Boten lassen uns hinein blicken in eine endlose Verwirrung. Der König Dom Pedro besaß nicht die Willenskraft derselben zu steuern: der junge König Carl, selber mittellos, auf die Hülfe der Verbündeten angewiesen, hatte nicht die erforderliche Unabhängigkeit der Position. Er konnte nach keiner Seite hin ein entscheidendes Wort sprechen. Denn weder die Engländer, noch die Holländer, noch gar die Portugiesen waren seinem Befehle verpflichtet, und von Spanien hatte er nur den Admiral von Castilien, der keinen anderen Gedanken gut hieß, als den eigenen. Der junge König, der die Heimat verlassen hatte in dem Gedanken, den Weg zu seinem Throne offen und gebahnt zu finden, weilte nun seit Monaten auf dem Boden Portugals, bei der dörrenden Sommersonne in das enge Schloß Santarem eingebännt, wo ihn und seine geringe Begleitung die Langeweile verzehrte. Am Abende bot sich die dürftige Unterhaltung nach Fledermäusen zu schießen. Von den Spaniern, die, wie man ihm verheißen, ihm entgegen eilen würden, ließ Niemand sich blicken. Das Verhalten der Portugiesen dagegen machte auf den Beobachter den Eindruck, als ob nicht bloß der eine König, Carl III., sondern beide, Dom Pedro wie Carl III., verrathen und verkauft wären. Die Engländer und die Holländer in Lissabon waren bereits im Juli der Ansicht: es sei auf Portugal nichts zu bauen, und keine Aussicht auf einen Erfolg, wenn nicht von daheim eine stärkere Truppenmacht gesendet würde.[2])

Aber jene Anfrage von der Flotte aus verlangte eine Antwort. Die Meinungen in Lissabon und Santarem gingen auf einen abermaligen Versuch gegen Cadix. In einer langen Reihe von Schriftstücken wird dieser Plan besprochen. Es genügt dagegen zu sagen, daß der Admiral Rooke, ob aus Ueberzeugung, ob aus Eigensinn, ihn von Anfang an als lächerlich behandelte. Man erwog einen Angriff auf Port Mahon. In einem directen Schreiben, vom 7. Juli, an

---

[1]) Vergleiche den Bericht Zinzerlings bei Künzel, S. 341.

[2]) Zinzerlings Bericht vom 24. Juli.

den Landgrafen Georg, nennt Carl III. auch Gibraltar, jedoch nur gelegentlich.[1])

In Betreff der Landungstruppen jedoch, welche die Flotte forderte, herrschte bei den Ministern in Lissabon einstimmige Abneigung, laut befürwortet durch den Admiral von Castilien, der unter freundlichen Reden für den Landgrafen die Entwürfe desselben zu durchkreuzen suchte, damit nicht das Gelingen derselben seinen eigenen, den des Eindringens von Portugal aus nach Madrid, um so mehr in den Schatten stelle. Der Bote des Landgrafen, Zinzerling, faßt seine Wahrnehmungen zusammen in die Worte: „Halten die Admiräle der Flotte an dem Vorsatze ohne Landungstruppen nichts weiter zu unternehmen: so hält man hier in Lissabon fest daran, keine herzugeben. Und danach ist der Schluß zu ziehen, welche Frucht dem Gemeinwohl aus diesem Gegensatze zuwachsen wird.“[2])

Unterdessen jedoch kamen auch die Befehlshaber der Flotte zu der Ueberzeugung, daß es ihrer großen Macht und ihrer Ehre nicht entspreche, jegliche fernere Leistung abhängig zu machen von der portugiesischen Bewilligung einer geringen Anzahl von Landungstruppen. Am 28. Juli erörterte der Kriegsrath der Admiräle auf der Rhede von Tetuan den Zustand der Seefeste Gibraltar. Die Erkundigungen ergaben, daß für die Sicherheit derselben keine besonderen Vorkehrungen getroffen waren, daß die militärische Besatzung, wie im tiefen Frieden, nur aus 80 Mann bestand. Man faßte daher den Beschluß die Stadt anzugreifen, und ersuchte den Landgrafen Georg den Befehl des Angriffes zu Lande zu übernehmen. Am 1. August warf die Flotte in der Bai von Gibraltar die Anker, und setzte 2400 Mann ans Land.[3])

Man hat die Gestalt des Bergrückens, welcher die Festung trägt, einem ungeheueren Löwen verglichen, der als das Symbol des Erdtheiles der Sandwüsten und der Sonnenglut über die See gesprungen, lauernd dort liege, um zu seiner Stunde Verwüstung über den Nach-

---

[1]) Künzel, S. 337.

[2]) A. a. O., S. 351.

[3]) Der wichtigste Bericht ist jedenfalls der officielle des Landgrafen Georg an Carl III., vom 7. August, bei Künzel, S. 373 u. f.

bar-Continent zu bringen.[1]) So allerdings ja ist es geschehen durch den Führer der Araber, dessen Namen für immer an der von ihm zuerst errichteten Felsenfestung haftet. Ueber 700 Jahre blieben die Mauren im Besitze derselben. Dann verbanden Ferdinand und Isabella sie mit ihrem Reiche; doch ließ erst Carl V. die Werke ausbauen und verstärken. In dem Zustande, in welchem sie seitdem verblieben, fand sie der Landgraf Georg.

Er ließ durch einen Tambour den Gouverneur Salinas zur sofortigen Uebergabe auffordern. Als keine Antwort erfolgte, warf die Flotte am 3. August einen Hagel von Kugeln und Bomben auf die Festung. Nachdem dadurch die Vertheidiger von den Kanonen hinweg gescheucht, erfolgte ein Sturm der Seeleute auf ein sehr starkes Werk am neuen Molo. Er gelang, wenn auch mit schwerem Verluste. Dieser Erfolg war entscheidend, die Stadt fortan nicht mehr haltbar. Am Morgen des 4. August erklärte sich Salinas bereit zu capituliren. Der Landgraf gestattete freien Abzug.

Nachdem in der späteren Zeit England im Besitze der Seefestung geblieben ist, wuchs dort im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts die Meinung empor, daß dieser Besitz von Anfang an beabsichtigt worden sei, und daß der Admiral Rooke dieser Absicht entsprechend gehandelt habe.[2]) Diese Meinung bringt auf den Admiral Rooke einen Vorwurf der Eigenmächtigkeit und der Untreue, den die Thatsachen nicht rechtfertigen. Nicht Rooke als englischer Admiral, sondern der Landgraf Georg als Bevollmächtigter Carls III. nahm die Stadt und die Festung in Besitz, im Namen Carls III., und verhieß durch die Capitulation die Fortdauer aller Rechte und Privilegien für diejenigen, welche dem rechtmäßigen Könige Carl III. den Eid der Treue leisten

---

[1]) Künzel, S. 405.

[2]) Noch neuerdings, 1870, hat Lord Stanhope in seinem Werke: Reign of Queen Anne, p. 164, diese Meinung wie eine so unzweifelhafte Thatsache vorgetragen, daß sie eines Beweises nicht bedürfe. Wie wenig genau überhaupt Lord Stanhope bei seiner Darstellung der Ereignisse des Jahres 1704 verfährt, ergibt sich andererseits daraus, daß er von dem hauptsächlichen englischen Plane von 1704, demjenigen gegen Toulon, keine Kunde hat. Und doch ist die Hauptquelle dafür, Hill's Correspondence, schon 1845 erschienen.

würden.[1]) Diesem Könige selbst bringt der Landgraf seinen Glückwunsch dar, Meister geworden zu sein dieser wichtigsten Stellung in Spanien, mit der Bitte zugleich, an den Admiral Rooke und die sämmtliche Admiralität ein gnädiges Dankschreiben zu erlassen. — Demnach kann Rooke sich nicht anders benommen haben als der Pflicht für Carl III. entsprechend. — Auch wird sich zeigen, daß man von England aus damals dem Könige Carl III. und dessen Vertretern gegenüber von Gibraltar nicht anders redete als von seiner Stadt.

Der Landgraf Georg verlangte von Carl III. zur Besatzung von Gibraltar 2500 Mann mit dem erforderlichen Zubehör. „Wenn dieses alles herbei geschafft ist, sagt er, so kann ich Ew. Majestät versichern, daß keine Flotte, noch Armee mehr fähig sein wird, diesen Ort wegzunehmen. Mögen daher Ew. Majestät den Gewinn desselben mehr einer sonderlichen göttlichen Providenz zuschreiben als unserer Disposition."[2]) Einige Tage später kündete der Landgraf seinen Entschluß an, für den Winter in Gibraltar zu bleiben, in der Hoffnung, daß man ihn in der Einöde desselben nicht sacrificiren werde.

In Lissabon und Santarem hätte man lieber eine Unternehmung der Flotte gegen Cadix gesehen, die man sich als nicht schwerer vorstellte als diejenige gegen Gibraltar. Es erfolgten also neue Mahnungen an diesen Plan.

Unterdessen jedoch näherte sich die französische Flotte, in der Erwartung, daß die englisch-holländische bereits heimgekehrt sein würde; denn im Angesichte derselben wendete sie zurück. Der Admiral Rooke forderte seine Mannschaft von Gibraltar an Bord, und eilte dem Grafen von Toulouse nach. Auf der Höhe von Malaga ward dem Letzteren das Seetreffen unvermeidlich. Es erfolgte am 24. August. Die Flotten beschossen einander sechs Stunden lang mit beiderseitig schwerem Verluste. Dann wich die französische Flotte in Unordnung; aber der Mangel an Munition auf Seiten der Verbündeten, die allzu

---

[1]) Artikel V der Capitulation, bei Künzel, S. 368, dem entsprechend der Bericht des Admirals Rooke, wieder gegeben in demjenigen Hoffmanns vom 26. August, aus London: „Die Bürgerschaft hat das juramentum fidelitatis dem kath. Könige geleistet."

[2]) Künzel, S. 376.

viel gegen die Felsen von Gibraltar aufgewendet hatten, hinderte sie ihre Vortheile weiter zu verfolgen. [1])

In den nächsten Wochen erfüllte sich Europa mit widersprechenden, auf beiden Seiten übertriebenen Gerüchten über diese Seeschlacht. Das Verfahren, das man dabei beobachtete, ergibt sich klar aus den Worten der Frau von Maintenon. Nachdem sie Jemandem über den Ausgang der Schlacht einen Bericht gemacht, der weniger der Wirklichkeit entsprach als ihren Wünschen, schließt sie mit den Worten: „Das ist der Thatbestand. Man muß ihn mit einigen Ausschmückungen ausbreiten, um die Völker zu beruhigen, welche sehr erschrocken sein sollen.“ [2])

In der That leistete Ludwig XIV. persönlich in dieser Richtung nicht wenig. Er verfaßte einen Bericht an Marsin, nach welchem aller Vortheil der Seeschlacht von Malaga den Franzosen verblieben war. Nach einigen weiteren Angaben, die mit dem officiellen Berichte des Holländers Callembourg in unvereinbarem Widerspruche stehen, erfolgt dann der Befehl an Marsin, daß eben so wie in sämmtlichen Kirchen Frankreichs zur Feier des Sieges das Tedeum gesungen sei, auch Marsin bei der von ihm commandirten Armee die gleiche Siegesfeier veranstalte. Er soll das Geschütz lösen, Freudenfeuer anzünden, überhaupt alles thun, was bei solchen Gelegenheiten erfordert werde. [3])

Ludwig XIV. scheint bei diesem Befehle vom 29. September vergessen zu haben, daß die Armee, für welche er ihn ertheilte, sich auf einem fluchtartigen Rückzuge und in der Auflösung befand.

Die Realität der Dinge war, daß der Ausgang der Schlacht bei Malaga den wichtigeren Erfolg, denjenigen der Einnahme von Gibraltar für Carl III., einstweilen sicherte.

Die fernere Sicherung setzte sich der Landgraf Georg zur Aufgabe. Mit jedem Tage des Verweilens in Gibraltar stieg in ihm die Ueberzeugung von der Wichtigkeit des Platzes. Er sprach sich darüber vertraulich zu dem ihm befreundeten Lord Galway aus. „Die mächtige

---

[1]) Der officielle Bericht des holländischen Admirals Callembourg bei Lamberty t. III, p. 128. — Vergleiche Bericht des Landgrafen Georg, bei Künzel, S. 458.

[2]) Lettres de Madame de Maintenon, t. IV, p. 267.

[3]) Oeuvres de Louis XIV, t. VI, p. 171.

Flotte, sagt er, war in nichts mit dem zur Belagerung eines solchen Platzes Erforderlichen versehen. Sie hatte weder die Truppen, noch die nöthigen Werkzeuge. Die Einnahme übertrifft daher alle Erwartung. Aber nun handelt es sich um die Erhaltung dieses für alle Verbündeten so hochwichtigen Platzes. Sie wissen, daß der König von Spanien zur Zeit dafür die Mittel nicht aufbringen kann. Aber da die Königin von England sich in aller Beziehung so großmüthig für ihn bewiesen, da sie wie eine Mutter für meinen armen König handelt: so ist nicht zu zweifeln, daß Ihre Majestät nicht auch jetzt so fortfahre, zumal da dies ja doch auch dem eigenen Interesse von England entspricht." [1])

Der Admiral Rooke beließ vor der Abfahrt dem Landgrafen 2000 Mann mit Lebensmitteln auf vier Monate. Aber der Landgraf mußte in der rein ausgeplünderten Stadt nicht bloß diese Besatzung erhalten, sondern auch die nun verarmten Einwohner. Und dazu durfte er eines baldigen Angriffes von außen her gewärtig sein.

Es scheint allerdings, als habe man zu Anfang in Madrid und Versailles die Sache nicht zum vollen gewürdigt. Wir finden die Nachricht in Versailles bereits am 18. August. Man äußerte sich misbilligend über die spanische Nachlässigkeit; aber man tröstete sich mit der Meinung, daß der Verlust des Platzes von geringer Bedeutung sei. [2]) Ob diese Unkenntnis reell oder fingirt war, läßt sich aus der Meldung allerdings nicht ersehen. Jedenfalls lag noch jegliche Ahnung fern, welche Blutarbeit für Spanien und für Frankreich das achtzehnte Jahrhundert hindurch die Feste Gibraltar in Anspruch nehmen würde.

Aehnlich wie in Betreff Frankreichs, ist es auch in Bezug auf England wichtig, die ersten Eindrücke der Nachricht von Gibraltar zu verzeichnen. Auf den Bericht Rookes gab der Treasurer Godolphin in einem Briefe an Hill in Turin sich kund: „Ich weiß nicht, ob dieser Platz haltbar ist, oder von welchem Nutzen er für uns sein

---

[1]) Das Schreiben bei Künzel, S. 455.

[2]) Dangeau t. X, p. 99: Quoique cette conquête soit peu importante, cela n'a pas laissé de déplaire ici.

kann. In Lissabon wird man darüber genauer urtheilen können." [1]) Auch in den nächsten Tagen ward die Meinung in London über den Erfolg nicht viel günstiger. „Ich muß Ihnen offen heraus erklären, sagte der Staats-Secretär Hedges zu Hoffmann, daß, wenn nicht Portugal unverzüglich die Mannschaft zur Besatzung für Gibraltar hergibt, der Admiral Rooke vor seiner Abfahrt von dort die Werke sprengen wird." [2])

Um so mehr überrascht mochte dieser Staats-Secretär sein, als noch vor dem Ablaufe des Monates September die Anträge des Landgrafen Georg für die Bewahrung von Gibraltar direct an ihn eingingen. Der Landgraf verlangte sechs Regimenter Infanterie, eins Cavallerie, 200 Constabler, 400 Handwerker, 6 große Mörser, 200 der größten eisernen Geschütze. Auf die Mittheilung des Staats-Secretärs berichtet der Resident Hoffmann seine Freude nach Wien, daß nicht er diese Forderungen zu übergeben gehabt. „Ich hätte mir es nicht getraut," fügt er hinzu. Hedges dagegen ließ sich weiter aus: „Das Begehren des Landgrafen ist über alle Maßen hoch. Ich hätte doch gewünscht, daß er einen Plan des Ortes und ein Verzeichnis des bereits Vorhandenen mit eingeschickt hätte." [3])

Auch als die Forderung des Landgrafen bereits den englischen Ministern vorlag, trug der kaiserliche Resident Bedenken, sie durch eine Denkschrift zu unterstützen. Er meinte, man würde sie ja doch als exorbitant abschlagen. [4])

Der Kern der Gedanken, von welchem aus der Landgraf Georg jene Forderungen erhob, läßt sich in die wenigen Worte fassen, die er direct an Carl III. richtete: „Dieser Ort ist das einzige Thor, durch welches für Ew. Majestät der Weg zum Throne eröffnet ist, und die Bahn dahin ist überall anderwärts viel schwerer, wo nicht gar unmöglich." [5])

Für die englischen Minister ergaben die Forderungen des Landgrafen jedenfalls so viel, daß er Gibraltar zu einem Offensivplatze zu

---

[1]) Hill's Correspondence, p. 143. Vom 15./26. August.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 5. September.

[3]) Desgleichen vom 30. September.

[4]) Desgleichen vom 7. October.

[5]) Künzel, S. 479. Vom 22. September.

machen gedachte. So weit wollten sie nicht gehen. Aber die Höhe seiner Ansprüche rief dennoch die Erwägung hervor, daß es um den bisher wenig bekannten Ort eine besondere Bewandtnis haben müsse. Dieser Eindruck ward verstärkt durch andere Berichte. Hill in Turin meldete seine Meinung, daß Gibraltar so viel werth sei wie das Königreich Schottland.[1]) Der Admiral Rooke, nach seiner Rückkehr, redete den englischen Ministern nachdrücklich nicht bloß für Gibraltar, sondern auch für den Landgrafen. Er sagte, daß dieser Prinz, wenn ihm die Landtruppen zu Gebote gestanden, die er in Lissabon vergeblich verlangt, nicht bloß ganz Catalonien in Besitz genommen, sondern vermöge der Zuneigung, welche die Spanier ihm entgegen getragen, sich auch den Weg nach Madrid gebahnt haben würde.[2]) — Ferner kamen die Berichte Galways ein, an welchen der Landgraf sich für Gibraltar mit besonderem Vertrauen gewendet hatte.

Marlborough sendete von den Ufern der Mosel aus sein Votum: da nach der allgemeinen Ansicht der Posten Gibraltar für den englischen Handel und die Schifffahrt im Mittelmeere so hochwichtig sei: so möge man keine Kosten sparen, um ihn zu behaupten.[3]) Unverkennbar regt sich bei Einzelnen bereits der Wunsch, daß Gibraltar für England behalten werden möge. Er fand bei dem Staats-Secretär Hedges einen so wenig verhüllten Ausdruck, daß der Resident Hoffmann ihm erwiederte: „Ich hoffe nicht, daß England beanspruchen wird, an Gibraltar eine Eroberung für sich selber gemacht zu haben.“ In der That war dies damals nicht die klare Absicht. Die englischen Minister erwogen und beschlossen, den Wünschen des Landgrafen Georg in so weit zu willfahren, daß Gibraltar im Stande der Defensive erhalten werde, in der Voraussetzung, daß die Generalstaaten nach Verhältnis beitrügen. Die officiellen Ausfertigungen an den Landgrafen Georg als Gouverneur von Gibraltar fügten hinzu: „Für Seine katholische Majestät.“[4])

---

[1]) Hill's Correspondence, p. 449.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 11. November, bei Künzel, S. 469.

[3]) Murray t. I, p. 526. Vom 3. November.

[4]) Office of Ordnance. London, 17th Nov. 1704. May it please your Highness. Having received Her. M.'s commands to send forthwith to Gibraltar now under your Highness' government for His Catholick Majesty, etc.

Hülfe für Gibraltar that allerdings dringend Noth. Im September noch schmeichelte sich der Landgraf mit der Hoffnung, daß er bis zum Frühlinge Ruhe haben werde. Die Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Vielmehr begann von da an bis tief in den Frühling des nächsten Jahres eine Belagerung mit ungleich überlegener Macht, die auch nicht Einen Tag der Ruhe verstattete. So geringfügig zu Anfang Gibraltar in Versailles erschien oder erscheinen sollte, noch vor Ende des Monates September suchten der Spanier Villadarias mit einer erheblichen Macht zu Lande, der französische Admiral Pointis mit einem Geschwader von der See aus, den Wiedergewinn zu erzwingen. Und dazu noch schlich sich unter die Besatzung der Verrath, selbst bei höheren Officieren. „Bin also hier, meldet der Landgraf dem Könige Carl III. am 19. October, von innen und von außen mit Feinden umgeben, hoffe aber zu Gott, wohl noch aus Allem mich zu ziehen." [1])

Der ungleiche Kampf, den der Landgraf Georg in Gibraltar gegen die umringende überlegene Macht zu führen hatte, war ungleich wichtiger als der zweite Feldzug des Jahres 1704 von Portugal aus, der Herbst-Feldzug. „Unsere Campagne hat sich geschlossen, meldet der Fürst Liechtenstein, ohne daß ich zu sagen vermöchte, warum beide Könige ins Feld gegangen sind, noch warum sie jetzt zurückkehren, es sei denn, daß der Zweck die Erhaltung der Truppen wäre, damit man für den künftigen Feldzug andere Anstalten treffen könne." [2])

Die Klagen theils über die Schlaffheit, theils über den Verrath der Portugiesen durchziehen alle Berichte, und die Kriegführung dort erscheint wie ein unentwirrbares Chaos. Aber kaum günstiger gestalteten sich die Ansichten über den Admiral von Castilien. Im Vertrauen darauf, daß er in der Umgebung Carls III. der einzige Spanier war und blieb, suchte er diesen, wie die Anderen es nannten, auf das Niveau Carls II. hinabzudrücken, während an reeller Hülfe für den Landgrafen Georg von ihm nichts geschah. Carl III. duldete die Selbstüberhebung des Mentors, weil er kein Mittel sah, sich derselben zu entziehen. [3])

---

[1]) Künzel, S. 487.

[2]) Schreiben vom 22. October, bei Künzel, S. 492.

[3]) Die Berichte Zinzerlings, bei Künzel, S. 499 u. f.

Nur von den Engländern und Holländern, von dem Geschwader derselben, welches unter dem Admiral Leake vor Lissabon zurück geblieben war, konnte Hülfe für Gibraltar kommen, und dahin richtete der Landgraf unabläſſig seine Mahnungen. Sein Biograph hat aus seinem Tagebuche die Schicksals-Fragen mitgetheilt, auf welche der Landgraf Antwort suchte durch die in seiner Zeit vielfach geübte Geomantie.[1]) Es blickt uns daraus die Besorgnis entgegen von einem Tage zum anderen, von einer Woche zur anderen. Er wußte aus den Aussagen der Gefangenen, daß die Gegner nicht nachlassen, daß sie immer mehr Kräfte heranziehen würden, um ihn zu erdrücken. Er dagegen ließ im October und in der ersten Hälfte des Monates November ausspähen vom Morgen bis zum Abende, ob nicht endlich die ersehnten Segel dem Auge auftauchten. Für lange vergebens.

Und dennoch nahte die Rettung. Am 11. November warf der Admiral Leake mit seinem Geschwader vor Gibraltar die Anker. Es war zur guten Stunde. Der Landgraf empfing den Admiral mit der Meldung, aus sicherer Hand zu wissen, daß der Feind für die nächste Nacht einen Generalsturm an fünf Stellen zugleich beabsichtigt habe, welchem er mit seiner zur Hälfte erkrankten Besatzung nicht würde haben widerstehen können.

Auch so noch war ein Theil der englischen Officiere nicht geneigt zum Beharren. Einige von ihnen traten vor den Admiral Leake mit der Bitte: er möge den Landgrafen bewegen, den unhaltbaren Platz aufzugeben. Irre gemacht durch diesen Ungestüm sagte der Admiral dem Landgrafen, daß das Urtheil der Mehrheit dem seinigen entgegen stehe, und daß er dies letztere allein nicht für ausreichend halte. Dagegen trat dann für das Urtheil des Landgrafen bei dem Admiral nur Einer ein, ein Ingenieur Bonnet, aber mit solchem Nachdrucke, daß Leake nicht wagte, der Mehrheit Recht zu geben.[2])

Leake brachte Erleichterung, nicht einen Entsatz. Der Landgraf meldete, daß die Zahl der Feinde sich mehre, weil diejenigen, die den Feldzug gegen Portugal mitgemacht, herzugezogen würden. Neue Batterien stiegen empor, mit Geschützen und Mörsern des schwersten

---

[1]) Künzel, S. 443.

[2]) A. a. O., S. 554. Schreiben des Landgrafen an Galway, 5. April 1705.

Kalibers. „Auch wenn es mir gelingt, einen oder zwei Stürme abzuschlagen, klagt der Landgraf Georg am 14. November dem Könige Carl III.: so kann ich mich doch ohne eine Hülfe von 3000 bis 4000 Mann nicht erhalten." [1]) In der That meldete auch Villadarias, daß die zeitweilige Erleichterung, welche Gibraltar durch die Flotte erfahren, seine Hoffnung auf den Wiedergewinn nicht verringere. [2])

Allein wie in den ersten zwei Monaten nach der Einnahme von Gibraltar die Nachrichten über die Wichtigkeit des Ortes den Eifer dafür weckten: so ward derselbe rege erhalten durch die weiteren Meldungen über die Ausdauer der Vertheidigung. Die Hülferufe des Landgrafen verklangen nicht ungehört. Bereits zu Ende des Monates November standen in Lissabon englische und holländische Truppen zur Einschiffung bereit. Andere wurden noch erwartet. In der zweiten Hälfte des Monates December endlich trafen 1700 Mann in Gibraltar ein. „Sie haben uns das Leben wieder gegeben," meldet der Landgraf. Ihm freilich genügte das noch nicht. Sein Wunsch war die gesammte Macht der Verbündeten, und mit derselben den König Carl III., von Portugal her, von welcher Seite doch nichts mehr zu erwarten stehe, nach Gibraltar zu versetzen, von dort aus durch einen mächtigen Ausfall die Belagerungs-Armee zu zerschlagen, kurz, wie er sich ausdrückt, „allen Effect hier zu thun". [3]) Bei den vielen widerstrebenden Elementen in Lissabon war auf die Erfüllung dieses Wunsches keine Aussicht. Aber mit ruhigerer Zuversicht als zuvor, durfte der Landgraf der Fortdauer der Belagerung auch in das neue Kriegsjahr hinein entgegen sehen. In Versailles schloß man das Jahr mit der Ansicht, daß die Belagerung von Gibraltar langsam, aber sicher vorwärts schreite, daß man in wenigen Tagen den Fall der Feste vernehmen werde. [4]) Der Landgraf Georg dagegen stand dort auf dem Boden Spaniens, mit dem festen Entschlusse, nicht bloß sich zu behaupten, sondern weiter vorzudringen.

Wie so gern hätte auch der junge König Carl III. Entschlüsse solcher Art gefaßt! — Er vermochte es nicht. Er befand sich auf dem

---

[1]) Künzel, S. 510.
[2]) Dangeau t. X, p. 188.
[3]) Der Landgraf an Carl III., 27. December, bei Künzel, S. 533.
[4]) Dangeau t. IX, p. 213.

Boden Portugals, unsern dem Königreiche, welches nach seiner Ueberzeugung rechtmäßig ihm gehörte, und dennoch ihm bis dahin unerreichbar blieb. Carl III. war der Einladung der verbündeten Mächte dahin gefolgt, weil sie es übernommen hatten, ihm sein Königreich zu eröffnen. Aber im Laufe des Jahres 1704 war es dem jungen Könige zur schmerzlichen Klarheit geworden, daß er, bei allen Verheißungen der Seemächte für ihn, selber direct auch nicht über Einen Mann verfügte, daß er wie ein König ohne Land, so auch ein König war ohne eigene Armee. Er wendete sich daher an seinen Vater. Er bat um 7500 Mann kaiserlicher Truppen. Eine solche Macht unter dem Commando des Landgrafen Georg würde ihn, ob von Barcelona, ob von Gibraltar aus, sicher nach Madrid geleiten.

Aber der Kaiser Leopold war nach Verhältnis kaum reicher als sein Sohn. Wenn etwa auch die Mannschaft verfügbar gemacht werden konnte, so fehlte noch der Transport und der Unterhalt. Der Graf Goes im Haag erhielt den Auftrag bei den Seemächten darüber anzufragen.[1])

Während Marlborough sich im Haag befand, brachte Goes die Angelegenheit vor ihm und dem Rathspensionär Heinsius zur Sprache. Sie wichen aus. Sie riethen: der Kaiser möge den spanischen Krieg den Alliirten überlassen, seine Waffen dagegen anderswohin wenden.[2])

Es ist von Wichtigkeit diese Antwort zu verzeichnen gegenüber den späteren Vorwürfen, daß das Kaiserhaus für den Krieg auf spanischem Boden so wenig geleistet habe.

## Schlußüberblick des Kriegsjahres 1704.

Zum Schlusse des Kriegsjahres 1704 legte der Staatsrath der Republik der Niederlande den Generalstaaten seine Forderungen für das kommende Kriegsjahr vor. Nach der üblichen Weise begann er mit einem Rückblicke auf das verlaufene.

„Um der vereinigten französisch-bayerischen Macht desto besser entgegen zu treten und den Kaiser aus der Umringung seiner Feinde

---

1) Bericht des Grafen Goes vom 12. December.

2) Bericht des Grafen Goes vom 24. December: Heinsius und Marlborough gaben zu verstehen, daß Ew. k. Majestät den spanischen Krieg den Alliirten billig überlassen und Ihre Waffen anderweitig anwenden sollten.

zu befreien, haben Ew. Hochmögenden im Vereine mit der Königin von England einen bedeutenden Theil der Armee an die obere Donau entsendet. Der Angriff auf die Schanzen der Feinde am Schellenberge, und einige Zeit später das Treffen bei Höchstädt haben, durch Gottes Güte, günstige Erfolge gebracht. Das eine der feindlichen Heerlager wurde völlig aufgelöst, sie insgesammt gezwungen Bayern zu verlassen, über den Rhein zurückzugehen, und noch verschiedene Plätze dazu zu verlieren. Dagegen haben die Angelegenheiten in Portugal nicht den Fortgang gehabt, den man sich davon versprechen durfte, und der Herzog von Savoyen ist durch den Verlust einer Reihe seiner festen Plätze aufs äußerste gebracht. Alle diese Umstände zusammen genommen ergeben daher noch nicht eine Superiorität der verbündeten Waffen, zumal da man mit in Anschlag bringen muß, wie sehr die Gegner um ihre Herstellung bemüht sind, und wie sie dafür alle erdenklichen Mittel aufwenden. Denn es kommen dabei in Betracht die Wechselfälle des Krieges. Vermögen wir nicht dem Herzog von Savoyen eine schnelle, nothwendige Hülfe hinzusenden, so wird er sich dem Gesetze des Siegers fügen müssen. Dies würde die Feinde in den Stand setzen, einen großen Theil der Truppen, die sie jetzt dort unter schweren Kosten verwenden, gegen das Reich oder diese Republik zu schicken, und dadurch ihre Verluste herzustellen. Ferner beginnen die Unruhen in Ungarn aufs neue, und werden unfehlbar die Waffen des Kaisers, welche sonst gegen den gemeinsamen Feind verwendbar wären, wider sie beschäftigen. Dazu dauern die nordischen Wirren, die von einem Tage zum anderen die Streitkräfte der Verbündeten in Anspruch nehmen können. Und endlich, auch wenn man voraussetzen dürfte, daß dieser Staat und seine Verbündete den Feinden an Kräften überlegen seien — was doch, nach den angeführten Gründen, nicht statthaft wäre —: so bleibt es dessen ungeachtet nothwendig, mit aller Sorgfalt und allem Eifer auch ferner alles Mögliche aufzubieten, damit wir auf diese Weise um so eher mit Sicherheit den lang ersehnten Frieden erlangen. Können wir unsere Streitkräfte nicht steigern, so ist es wenigstens erforderlich sie so zu erhalten wie sie sind, im selben Maße wie jemals seit dem Tode des Königs von Spanien." [1])

---

[1]) Lamberty t. III, p. 443.

So war der Grundzug der Meinungen, mit welchem man im Winter 1704/5 in Holland und England daran ging, den Kriegsstand für das Jahr 1705 festzustellen.

Bevor wir indessen die Verhandlungen des Parlamentes von England im Winter 1704/5 ins Auge fassen, haben wir zurückzublicken auf diejenigen des schottischen Parlamentes im Sommer 1704.

## Die schottischen Angelegenheiten.

Wir haben gesehen, daß das englische Oberhaus im Mai 1704, in Anlaß der Untersuchung über die damals in Schottland entdeckte Verschwörung, der Königin die Bitte aussprach, diejenigen Anstalten zu treffen, welche die Königin für geeignet erachte, dahin zu wirken, daß die Thronfolge in Schottland festgestellt werde auf die Prinzessin Sophie und ihre Descendenz. Man vernahm dann nachher von der Königin gelegentlich die Rede, daß sie keinen Schotten, welcher im nächsten Parlamente zu Edinburg sich der Feststellung der Thronfolge auf das Haus Hannover widersetze, in einem öffentlichen Amte dulden werde. (Man vgl. S. 41.) Das Schreiben der Königin an das schottische Parlament empfahl als die wichtigste Angelegenheit die Feststellung der Thronfolge in der protestantischen Linie. „Denn dies, heißt es weiter darin, ist nothwendig für Eueren Frieden und Euer Glück, so wie für unsere Beruhigung und für die Sicherheit sämmtlicher Länder unter unserer Herrschaft, ferner für den guten Ruf unserer Angelegenheiten in den fremden Ländern, und demnach für die Festigung des gesammten protestantischen Interesses.“ [1]) Entsprechend lautete die Rede, mit welcher der königliche Commissär am 6. Juli das schottische Parlament eröffnete.

Es war nicht mehr der Duke of Queensberry. Ueber ihn berichtete der Graf Marchmont, selber eifrig für die hannöversche Thronfolge, den Whigs in London: Queensberry habe durch sein Verhalten, durch sein bereitwilliges Eingehen auf andere Vorschläge, nicht bloß die Nennung des Hauses Hannover gehindert, sondern auch

[1]) Das Schreiben bei Lamberty t. III, p. 313.

den Verdacht erregt sie nicht zu wollen, vielmehr sich den Jacobiten zuzuneigen, wie diese Neigung unzweifelhaft sei in Betreff derer, die am meisten bei ihm gegolten.[1])

Aber nun war der Marquis Tweedale als Commissär in seine Stelle getreten. Die Jacobiten in Schottland waren der Ansicht, daß zwischen Godolphin, Tweedale und einer Reihe schottischer Edelleute eine heimliche Abmachung zu Gunsten der hannöverschen Thronfolge bestehe.[2])

Dagegen blickt bei Freunden und Feinden dieser Thronfolge herdurch, daß man sich über die eigentliche Gesinnung der Königin Anna nicht im Klaren befand. Hätte Queensberry sich so verhalten dürfen, wie er gethan, wenn er nicht seinen Rückhalt gehabt hätte an der Königin? Hatte sich die Gesinnung von 1703 bis 1704 so völlig verändert? Der Staats-Secretär gebrauchte bei der Eröffnung des schottischen Parlamentes am 6. Juli die Worte von einem geoffenbarten und einem geheimen Willen. Ob er aus eigener oder fremder Thorheit so geredet: die Worte kamen immer wieder vor.[3])

Die Mehrheit im schottischen Parlamente war nicht geneigt auf die Feststellung der Thronfolge einzugehen. Der Stolz der Schotten war verletzt durch die Adresse des englischen Oberhauses über sie. Ein wichtigeres Motiv jedoch prägt sich aus in dem Antrage des Duke of Hamilton und seiner Partei, welche sich als diejenige der Cavaliere bezeichnete. Der Antrag lautete: „Das Parlament wird nicht einen Thronfolger benennen, bevor wir über unseren Handel und andere nationale Angelegenheiten einen Vertrag mit England abgeschlossen haben."[4]) Damit war von schottischer Seite der Kern der Sache ausgesprochen. Es ist sehr möglich und wahrscheinlich, daß der Antrag Hamiltons in der Absicht wurzelte, daß überhaupt die Sache vereitelt werden sollte.[5]) Allein da in solchen Dingen eine reine unfruchtbare Negative nicht möglich: so mußte für die Absicht der Negative eine

---

[1]) Marchmont papers, vol. III, p. 276.

[2]) Lockhart papers, vol. I, p. 96.

[3]) Bei Marchmont p. 280. — Namentlich in der Rede Havershams bei Lamberty t. III, p. 325.

[4]) Lockhart papers, vol. I, p. 100.

[5]) cf. Macpherson's original papers, vol. I, p. 627.

Form gesucht und gefunden werden, für welche auf die Zustimmung der schottischen Nation gerechnet werden durfte. England hatte etwas zu geben, was es bis dahin beharrlich verweigerte, nämlich die Gleichstellung der Schotten mit den Engländern in Bezug auf Handel und Colonien. Wenn die Engländer sich bequemten, für die schottische Zustimmung zu der englischen Successions-Acte diesen Preis zu zahlen: so war voraus zu sehen, daß bei vielen Schotten die jacobitische Gesinnung unter dem Gewichte dieses Preises untersinken werde. Nicht also die Charakteristik einzelner Persönlichkeiten in Schottland und ihrer Motive, ob gut, ob schlecht, gibt für die Bemühungen gegen oder für die Feststellung der Thronfolge den Ausschlag, sondern das Verhältnis von Nation zu Nation.[1])

Unter heftigen Kämpfen ward dem Antrage noch ein ähnlicher hinzugefügt, und dann beide mit großer Mehrheit zu Beschlüssen erhoben. Der gewandte Redner Fletcher von Salton, der seinem ganzen Verhalten nach eher Republikaner war als Jacobit, benutzte die günstige Gelegenheit dieser Strömung, um dem englischen Oberhause, das heißt der Whig-Mehrheit in demselben, das Uebergreifen in schottische Angelegenheiten zum schweren Vorwurfe zu machen. Es gelang. Das schottische Parlament beschloß seiner Adresse diese Beschwerde einzuverleiben.[2])

Die königlichen Commissäre befanden sich diesem Parlamente gegenüber in großer Verlegenheit. Sie suchten nur noch die Bewilligung der Mittel zu erlangen, um die geringe Truppenmacht in Schottland zu bezahlen. Auch das ward ihnen sehr erschwert. Die Schotten stellten die Sicherheits-Acte entgegen, deren Sanction Queensberry im Jahre zuvor verweigert hatte. Sie verlangten als den Preis für die Bewilligung der Mittel diese Sanction. Es ist von Wichtigkeit, einen besonderen Satz dieser Sicherheits-Acte hervorzuheben: „Im Falle die

---

[1]) Daß unparteiische Beobachter so die Sache ansahen, ergibt sich aus der Relation von Alois Mocenigo, damals venetianischem Botschafter in London: La renitenza (della Scotia) tende a profittar della congiontura, che pare assai opportuna a procurarsi con gl' Inglesi avvantaggi nel commercio ed una parità nel governo. — Der Jacobit Lockhart dagegen kritisirt scharf die Personen.

[2]) Lockhart vol. I, p. 104. — Die Adresse vollständig bei Lamberty t. III, p. 319.

Königin ohne Leibeserben stirbt, soll das Parlament von Schottland, wenn es nicht in Thätigkeit, sich versammeln und einen Thronfolger benennen, welcher nicht dieselbe Person mit dem Thronfolger in England sein darf, es wäre denn, daß vorher im Parlamente (von Schottland) eine Feststellung der Rechte und Freiheiten der Nation getroffen wäre, unabhängig von englischen Räthen."

Gegenüber der dornigen Alternative entweder keine Mittel bewilligt zu erhalten, oder eine Acte sanctioniren zu müssen, die mit dem hauptsächlichen Auftrage an das schottische Parlament im scharfen Widerspruche stand, erbat sich der Marquis Tweedale Befehl von London. Er erhielt den Bescheid, die Sicherheits-Acte mit dem königlichen Scepter zu berühren. Demnach war die Sicherheits-Acte fortan Gesetz für Schottland. [1])

---

[1]) Lockhart papers, vol. I, p. 105.

# Einunddreißigstes Buch.

## Das Kriegsjahr 1705.

### Die Session des englischen Parlamentes im Winter 1704/5.

Die dritte Session des ersten Parlamentes der Königin Anna begann am 29. October / 9. November 1704. Die Thronrede der Königin ging aus von dem großen und merkwürdigen Erfolge des letzten Sommers, der in allen Theilen des Königreiches einstimmige Freude erregt habe. Es liege vor Augen, sagte sie, daß eine rechtzeitige Erhöhung der errungenen Vortheile dienen werde, ein bleibendes Fundament für die Sicherheit von England zu legen, so wie eine feste Stütze für die Freiheit Europas. Das sei ihr Ziel. In ihrem Parlamente hoffe sie keine andere Verschiedenheit zu erblicken als diejenige des Wetteifers in der Beförderung des Gemeinwohls. Die Königin verschwieg nicht, daß eine Mehrbelastung in Aussicht stehe. [1])

Das Unterhaus, um seinen Eifer zu beweisen, beschloß sofort in seiner Gesammtheit am nächsten Tage eine entsprechende Adresse zu überreichen. Es war mehrfach die Besorgnis laut geworden, daß sich ein Widerspruch erheben könne wider die Ernennung des Sprechers Harley zum Staats-Secretär. [2]) Davon jedoch erfolgte nichts. Dagegen enthielt die Adresse einen sehr bemerkenswerthen Unterschied von der Thronrede. Diese letzte hatte ihren Ausgang genommen von einem Erfolge, ohne denselben namhaft zu machen. Es lag nahe, daß damit nur der Sieg bei Höchstädt gemeint sein konnte. Die Adresse des Unterhauses wiederholte das Wort des Erfolges, und machte dann dafür namhaft die völlige Niederlage der bayerisch-französischen Armee

---

[1]) Commons Debates, t. III, p. 392.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 4. November 1704.

an der Donau, und den Seesieg von Malaga, indem sie dem Herzog von Marlborough und dem Admiral Rooke die gleichen Prädicate beilegte. [1])

Wie das Unterhaus, so beschloß auch das Oberhaus sofort eine der Thronrede entsprechende Adresse. Auch darin ward der Erfolg, dessen die Königin im Allgemeinen gedacht, näher bestimmt, nämlich als der Sieg der englischen Waffen unter der Führung des Herzogs von Marlborough. [2]) Sachlich wurde im Oberhause gegen die Nennung der Schlacht von Malaga geltend gemacht, daß sie bestanden habe in einer Kanonade mit schwerem Menschenverluste, jedoch ohne eigentliche Entscheidung. — Der wahre Grund, weshalb das Unterhaus oder die Tory-Mehrheit in demselben den Admiral Rooke benennen wollte, bestand darin, daß er ausgesprochener Tory war. [3]) Im Oberhause dagegen hatte die Whig-Partei das Uebergewicht.

Wie die Königin angekündigt, waren die Anforderungen gestiegen. Sie betrugen für die Flotte allein 4 Millionen Pfund Sterling. Diese Summe an sich war nicht höher als die frühere; aber im Jahre zuvor war sie angesetzt für 32.000 Seeleute und 8000 Marine-Soldaten, während dies Mal die Zahl der Seeleute für sich 40.000 betragen sollten, und dazu 5000 Mann Landungstruppen kamen. Aber auch die Anforderungen für die Landarmeen waren höher als früher. Für diejenige in Flandern wurden 50.000 Mann angesetzt, für diejenige in Portugal 10.000 Mann. Der Mehrbetrag an Gelde gegenüber dem vorigen Jahre berechnete sich auf etwa drei Millionen Reichsthaler, die gesammte Kriegslast auf zweiundzwanzig Millionen Reichsthaler, oder nahe an fünf Millionen Pfund Sterling. [4])

Die sämmtlichen Forderungen wurden bewilligt. Dann handelte es sich um die Wege und Mittel zur Aufbringung. Und hierbei schien sich dem Flügel der Tory-Partei unter der Führung Rochesters und Nottinghams eine günstige Gelegenheit zu bieten, den verlorenen Einfluß wieder zu gewinnen.

---

[1]) Commons Debates, vol. III, p. 393.

[2]) Lords Debates, vol. II, p. 125.

[3]) Hoffmanns Bericht vom 7. November 1704.

[4]) Hoffmanns Bericht vom 17. November 1704. Damals galt 1 Pfund Sterling 4 1/2 Reichsthaler.

Obwohl die Bill der gelegentlichen Conformität zweimal an der Whig-Mehrheit des Oberhauses abgeprallt war, und zwar im Winter 1703 schärfer als im Winter 1702: so war die Tory-Mehrheit im Unterhause darum noch nicht Willens darauf zu verzichten. Der Plan, den Nottingham bereits früher, im Mai 1704, seinen Freunden anempfohlen (S. 38), war sie mit einer Geld-Bill zu verknüpfen. Wenn für diese Verknüpfung sich im Unterhause die Mehrheit gewinnen ließ: so war es von großer Wichtigkeit, daß dann dem Oberhause irgend welcher Einspruch gegen eine Geld-Bill nicht zustand.

Es scheint, daß eine gelegentliche Aeußerung der Königin jener Partei Muth gemacht und in ihr die Hoffnung erweckt habe: die Königin werde wie im Winter 1702 auf ihrer Seite stehen. Die Königin hatte sich nämlich die Worte entfallen lassen: die Kirche sei unter der vorigen Regierung in einiger Gefahr gewesen. Von der Lady Marlborough darüber befragt, erwiederte die Königin: „Ich kann meine Meinung nicht ändern. Denn obwohl nicht eine Gewaltsamkeit statt fand, so muß doch Jeder, der unparteiisch reden will, zugestehen, daß die Strömung in jeglicher Beziehung hinüber lenkte zu den Whigs. Und, wann immer das geschieht, werde ich dafür halten, daß die Gefahr für die Kirche beginnt.“ [1])

Die Königin Anna schrieb diese Worte nieder am 21. November (a. St.) 1704. Die Worte zeigen, daß sie selber sich von einer Anwandlung zu den Whigs hinüber zu neigen, völlig frei hielt.

Zwei Tage später ward die Bill der gelegentlichen Conformität in das Unterhaus eingebracht und dort zum ersten Male verlesen. Nach lebhaften Debatten ging sie durch, und die zweite Lesung ward angesetzt auf den 28. November a. St. Die Erörterungen waren heftiger als das erste Mal. Sie wurden es noch mehr, als nun die Partei Rochester-Nottingham, der Bill an sich sicher, den Hauptschlag zu führen gedachte. Es geschah durch den Antrag, die Bill der gelegentlichen Conformität zu verknüpfen mit der wichtigsten Geld-Bill, derjenigen der Landtaxe. [2])

---

[1]) Conduct of the D. of Marlborough, p. 158.

[2]) Commons Debates, vol. III, p. 395. — Hoffmanns Berichte vom 5. und 12. December.

Wir müssen auch hier wieder, wie bei dem früheren Einbringen der Bill gegen die gelegentliche Conformität, in den Jahren 1702 und 1703, nachdrücklich daran festhalten, daß es sich nicht bloß handelte um eine innere Angelegenheit von England, sondern zugleich um die Stellung Englands nach außen und demgemäß um den Bestand der Allianz. Diejenigen Tories, denen das Partei-Interesse nicht über jeglicher anderen Rücksicht stand, erkannten dies: sie erhoben mit den Whigs ihre Stimmen gegen die Verknüpfung.

Das Verhältnis legt sich uns am kürzesten und klarsten dar in dem Berichte eines Mitgliedes der Tory-Partei von Gewicht und Namen, Lord Cutts. Am Abende dieses Tages meldete er einem Freunde in Holland: „Es ist acht Uhr und ich komme so eben aus dem Parlamente, wo ich bis jetzt geweilt, ohne heute gegessen noch getrunken zu haben. Ich habe also nur noch die Zeit Ihnen zu melden, daß einige Persönlichkeiten die Bill der gelegentlichen Conformität mit derjenigen über die Landtaxe haben verknüpfen wollen. Darüber haben wir heiß gekämpft den ganzen Tag. Ich habe gegen die Verknüpfung geredet, ohne auf das Wesen der Bill gegen die gelegentliche Conformität einzugehen, und die Versammlung hat mich mit vieler Nachsicht angehört. Wir haben mit großer Mehrheit den Sieg davon getragen, 251 gegen 134.[1]) Diese Entscheidung ist von höchster Wichtigkeit. Denn im anderen Falle, wenn der Antrag auf die Verknüpfung die Oberhand erlangt hätte: so wäre damit die Geld-Bill gefallen, die Feindschaft der beiden Häuser unversöhnlich geworden, und die Königin in die Nothwendigkeit gesetzt, das Parlament aufzulösen. Die Folge davon wäre gewesen der Verfall der allgemeinen Sache wider Frankreich."

Für die Wendung, welche die Dinge in England nahmen, ist es besonders lehrreich, des Verhaltens von Marlborough in dieser Angelegenheit zu gedenken. Er hatte im Oberhause die beiden früheren Male, 1702 und 1703, obwohl mit der Bill nicht einverstanden, für dieselbe gestimmt. Er konnte von seinem Standpuncte aus den per-

---

[1]) Lamberty t. XIII, p. 324. Dort steht gedruckt 151 gegen 134; allein Commons Debates, vol. III, p. 395 haben 251, und eben so Hoffmann im Berichte vom 12. December.

sönlichen Neigungen der Königin diese Concession machen, weil er, wenigstens zu Ende 1703, sicher sein durfte, daß die Bill nicht die Mehrheit haben würde. Im December 1704 lief die Strömung für ihn anders. Er hatte bei seiner Anwesenheit in Hannover kein Hehl daraus gemacht, daß er gegen die Bill sein würde. Jene Abstimmung im Unterhause fand statt, während er noch auf dem Festlande weilte. Er erkannte sein volles Lob dem Sprecher Harley dafür zu, daß er die Verknüpfung abgewendet habe. Er gebraucht dabei den auffallenden Ausdruck: „Ich halte diese Wendung der Dinge in Betreff Englands für einen eben so großen Sieg wie irgend einen anderen Vortheil, der errungen ist, seitdem wir uns zuletzt gesehen haben —",[1]) d. h. also gleich mit dem Siege von Höchstädt.

Mit dem Antrage, die zwei in sich völlig ungleichartigen Bills zu verknüpfen, fiel jedoch noch nicht die Bill gegen die gelegentliche Conformität als solche. Wie diese für sich allein bei der ersten Lesung im Unterhause die Mehrheit erhalten hatte, so auch ferner bei der zweiten und der dritten. Nur waren die streitenden Kräfte weniger zahlreich. Bei der zweiten Lesung stimmten dafür 145, dagegen 118; bei der dritten dafür 179, dagegen 131.[2]) Das Interesse für oder gegen die Bill hatte sich demnach am schwächsten gezeigt bei der zweiten Lesung, nach dem Scheitern des Antrages auf die Verknüpfung.

Es ist, nach jenen Worten der Königin an die Lady Marlborough, vom 21. November a. St., kaum anzunehmen, daß sie persönlich diese Niederlage der Partei Rochester-Nottingham mit Freuden gesehen habe.[3]) Aber diese Partei ging dann zu einem Angriffe vor, bei welchem wohl oder übel die Königin sich betheiligt fühlen mußte. Sie nahm den Anhaltspunct dazu her von dem Verhalten der Räthe der Königin gegenüber dem schottischen Parlamente. Wir haben gesehen, daß, auf den Rath von Godolphin und Harley, der Marquis Tweedale als königlicher Commissär für Schottland den Bescheid erhalten hatte, die schottische Sicherheits-Acte durch die Berührung mit dem Scepter zu sanctioniren.

---

[1]) Coxe's Marlborough, vol. I, p. 249.

[2]) Commons Debates, vol. III, p. 395.

[3]) Man vergleiche auch die Worte der Lady Marlborough in Conduct of the D. of M., p. 159.

Diese Sicherheits-Acte gestattete den Schotten und machte es ihnen zur Pflicht, sich militärisch zu organisiren und einzuüben. Dies erschien in London bedenklich und gefährlich zu einer Zeit, wo das schottische Parlament sich ablehnend gegen die Feststellung der Thronfolge für das Haus Hannover verhielt. Von diesem Puncte aus sann die Tory-Partei im englischen Parlamente auf einen Angriff gegen den Treasurer Godolphin. Der Plan konnte den Umständen nach nicht so verborgen gehalten werden, daß nicht auch die Königin ihn erfuhr. Sie begab sich, wie es nicht ihre Gewohnheit war, in ihre Loge am Saale des Oberhauses, um von dort aus ungesehen, wenn auch nicht unbemerkt, die Reden in dieser Sache zu vernehmen. [1])

Den Angriff eröffnete Lord Haversham. Seine Rede läßt den Kriegsplan erkennen, welchen von da an die Tory-Partei verfolgt. „Obwohl, sagte er, das Schreiben der Königin dem schottischen Parlamente die Feststellung der Thronfolge in der protestantischen Linie als die hauptsächliche Angelegenheit empfahl: so ward dann doch dieselbe im Parlamente bei Seite geschoben und hintangesetzt, so daß man darin zu nichts kam, theils weil die Minister der Königin dort unter sich nicht einig waren, theils weil sie, oder auch diejenigen, welche hier die schottischen Angelegenheiten in der Hand haben, niemals aufrichtig, noch wohlgesinnt für diese Feststellung der Thronfolge gewesen sind. Dies liegt augenscheinlich vor. Denn bei der Eröffnung der Session machte der Lord-Secretär einen Unterschied zwischen einem geheimen und einem geoffenbarten Willen. Und nicht bloß dies, sondern bereits in der vierten Sitzung wurde eine Exclusions-Bill [2]) angeregt. Mit diesem Namen nämlich bezeichne ich die Acte, welche die Schotten die Sicherheits-Acte benannt haben. Sie blieb auf dem Tische des Hauses liegen, bis man Nachricht darüber von hier erhalten konnte, und nach der Ankunft derselben erhielt sie die Sanction. Nun frage ich, ob ein vernünftiger Mensch glauben könne, daß diejenigen, welche diese Sicherheits-Acte, von mir Exclusions-Bill genannt, dort angeregt, oder auch diejenigen, welche hier die Sanction angerathen

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 5./16. December.

[2]) Mit demselben Namen wurde die Act of Security auch in St. Germain benannt, bei Macpherson vol. I, p. 666: (It) was considered as a positive exclusion of the h. of Hanover.

haben, in Wahrheit gesinnt sein können für die Feststellung der Thronfolge in Schottland nach dem Muster von England? Wer da weiß, daß man das von ihm Verlangte nicht gewähren wird, und dennoch es verlangt, will den Abschlag. Und dazu erwäge man, daß diese Exclusions-Bill, wie ich sie benenne, die allgemeine Bewaffnung in den schottischen Städten und Dörfern nicht bloß gestattet, sondern befiehlt, und dazu gebietet, daß die waffenfähige Mannschaft allmonatlich geübt werde." [1])

Der Kriegsplan der Partei Rochester-Nottingham, welcher Lord Haversham als vorgeschobener Posten diente, bezweckt also die Minister der Königin Anna anzuklagen, daß sie nicht aufrichtig für die Thronfolge des Hauses Hannover gesinnt seien.

Zunächst tritt uns entgegen die Frage nach der objectiven, der geschichtlichen Wahrheit dieser Ansicht. Daß die Königin Anna persönlich nicht für die Thronfolge des Hauses Hannover war, haben wir früher gesehen (Band X, S. 45 u. f.). Aber die Sachlage war derartig, daß die Königin, um für sich selber die Krone zu behalten, nicht anders konnte, als für jene Thronfolge arbeiten. Drücken wir diese Sachlage im Jahre 1704 aus mit den Worten eines mitten in den Dingen stehenden, und für die hannöversche Thronfolge eifrigen Schotten, des Grafen Marchmont. „Es wäre mir lieber, schreibt er an den Herzog von Devonshire, am 12. December 1704, daß solche Unterschiede, wie der von einem geoffenbarten und einem geheimen Willen, nicht aufgebracht würden. Aber wer die glänzenden Beweise des Eifers der Königin für die protestantische Sache beobachtet, oder die Fürsorge erwägt, welche die Königin nothwendig für ihre Selbsterhaltung haben muß, wird, wenn urtheilsfähig, zu keinem anderen Schlusse kommen können, als daß es der Königin selber ernstlich angelegen sein muß, die Thronfolge in der protestantischen Linie festzustellen und jegliche Hoffnung eines Papisten abzuschneiden." [2])

So richtig die Schlüsse Marchmonts von seinen Prämissen aus sind: so dienen sie für uns Spätere nur, den Widerstreit in der Seele

---

[1]) Die Rede Havershams bei Lamberty t. III, p. 325.

[2]) Marchmont papers, t. III, p. 280. Man vergleiche hierzu die Darlegung in Band X, S. 3 u. f.

der Königin Anna um so greller hervorzuheben. Nicht bloß als Unterschrift, sondern auch mitten in kurzen Briefen an Lady Marlborough finden wir damals die nachdrucksvollen Worte: Your poor, unfortunate, faithful Morley. [1]) Ob ihr für die innere Zerrissenheit der Strahlenglanz der Krone einen Balsam abgab, war eine Frage, welche die Königin Anna mit sich selber auszumachen hatte. Aber sie wollte die Krone behalten. Und um sie zu behalten, mußte sie darum thun, was sie aus sich nicht wollte. Sie war nicht aufrichtig für die Thronfolge des Hauses Hannover in ihrer Gesinnung; aber sie war es damals in ihrem Handeln, nicht um des Hauses Hannover, sondern um ihrer selbst willen. In diesem ihrem eigenen Interesse hätte es gelegen, wenn der Marquis Tweedale in Edinburg anstatt der Securitäts-Acte die Successions-Acte hätte sanctioniren können.

So war es mit der Königin. Etwas anders standen ihre ersten Räthe, Marlborough und Godolphin.

Die Nachrichten über Marlborough, die von St. Germain herstammen, thun dar, daß er indirecte Verbindungen mit St. Germain niemals aufgegeben hat. Vor seinem Aufbruche nach dem Festlande zu dem großen Feldzuge von 1704 ließ er in London einen Agenten des Hofes von St. Germain zu sich bescheiden, und betheuerte demselben seine Absicht, das Königshaus Stuart wieder einzusetzen. Er sprach sein Erstaunen aus, daß man Berwick so weit weg, nach Spanien, gesendet habe, wo es doch besser sein würde, ihn in der Nähe und bereit zu halten. Die Reden Marlboroughs machten einen solchen Eindruck auf den Agenten, daß er seinem Berichte an den Minister Caryll in St. Germain die Worte hinzufügte: „Ich kann an seiner Aufrichtigkeit keinen Zweifel hegen." [2])

Etwas anders urtheilte Caryll. „Ich sehe nicht ab, erwiederte er, warum die Verheißungen Marlboroughs stärker und bindender sein sollten als vor Jahren, wo sie sich wirkungslos erwiesen haben." Dennoch, meinten dann er und Middleton in St. Germain, würde es thöricht sein, die Erbietungen zurückzuweisen. In diesem Sinne übermittelten sie die erhaltenen Berichte dem Staats-Secretär Torcy in Versailles. [3])

---

[1]) Conduct of the D. of Marlborough, p. 157.
[2]) Macpherson's original papers, vol. I, p. 675.
[3]) A. a. O., p. 675.

Es fragt sich dann um Godolphin.

Als Marlborough, im April 1704, dem jacobitischen Agenten die oben erwähnten Betheuerungen machte, wies er zugleich denselben an, während seiner eigenen Abwesenheit auf dem Festlande, zuweilen zum Lord Godolphin zu gehen, und diesem die etwa wichtigen Nachrichten von St. Germain mitzutheilen. Demgemäß stand, nach der Ansicht Marlboroughs, Godolphin zu St. Germain eben so wie er selbst.

Der Minister Caryll in St. Germain erwiederte darauf seinem Agenten in London: „Wenn Sie im Verkehre mit Godolphin dieselbe Befriedigung erlangen wie mit Marlborough: so würde mir das eher glückverheißend erscheinen. Denn er ist nicht so freigebig mit Worten wie sein Freund, und folglich auch des Nicht-Erfüllens nicht in gleichem Maße verdächtig." [1])

Godolphin verhielt sich dem Agenten gegenüber kurz und mürrisch, nicht jedoch durchaus ablehnend. „Es würde mir eine Freude sein, meint Caryll am 17. November 1704, wenn ich mich in den Glauben hinein reden könnte, daß Marlborough und Godolphin ihrem Königshause gegenüber ehrlich verfahren: aber alle ihre Handlungen deuten auf das Gegentheil." [2])

Dennoch ließ man in St. Germain die Hoffnung nicht fahren. Sie schien sich heben zu müssen, als Marlborough auch im Beginne des Jahres 1705 seine Betheuerungen erneuerte. Caryll sprach dem Agenten seine Ueberraschung aus. „Es ist doch anzunehmen, sagt er, daß es wenige Menschen gibt, die da lügen, um zu lügen, sondern sie lügen um eines Nutzens, um eines Vortheils willen. Betrachten wir nun die glänzende Stellung, welche jener Mann zur Zeit inne hat; erwägen wir andererseits, daß das Königshaus in St. Germain mehr als jemals früher machtlos ist: so wäre es doch sehr auffallend, wenn er solche Versprechungen macht, ohne irgend welche Absicht sie zu halten. Andererseits sind Worte ohne Thaten nur Wind, und wenn Worte mit Worten in Widerspruch gerathen, so geben allein die Handlungen den Maßstab. Es ist wahr, daß er vorhergesagt: es würde

---

[1]) Macpherson's original papers, vol. I, p. 674 und 683.

[2]) A. a. O., p. 688.

in dem letzten schottischen Parlamente nichts zum Vortheile des Hauses Hannover oder zu unserem Nachtheile ausgemacht werden. So ist es ja allerdings; aber ist das bewirkt durch seine Thätigkeit, oder ist es geschehen wider seinen Willen? — Diese Frage liegt vor mir wie ein Räthsel. Denn öffentlich haben er und seine Partei dort ja doch immer für Hannover gehandelt." [1]

Das Räthsel in Marlborough erstreckt sich nicht minder auch für uns Spätere durch sein ganzes Leben.

Wir sehen ihn unzählige Male von seinen Feldzügen aus, unter dem Geräusche der Waffen, in seinen Briefen an seine Frau den Wunsch aussprechen, seine noch übrigen Tage im Vereine mit ihr in friedlicher Stille und Abgeschiedenheit zu verbringen. Und zugleich sehen wir ihn vor der Königin Anna, in Hannover, gegenüber der unglücklichen Familie in St. Germain, sich so verhalten, daß an allen drei Orten die Meinung erwachsen oder sich erhalten konnte: man habe je nach Zeit und Umständen seinen sicheren Verlaß auf Marlborough. Wo ist ein fester Grund zu finden in dem Sumpfe dieser Seele?

Und dennoch zwingt die Lage der Dinge beim Schlusse des Jahres 1704 uns zu der Annahme, daß, wohin immer die subjectiven Neigungen der Königin Anna und ihrer Räthe Marlborough und Godolphin gerichtet sein mochten, der Ausgang des schottischen Parlamentes vom Sommer 1704 ihren Wünschen nicht entsprach. Die schottische Sicherheits-Acte hatte die königliche Sanction erhalten, nicht aus gutem Willen der Königin und Godolphins, sondern aus Noth. Darum entbehrt der Angriff der Tory-Partei, den die Rede Haversham's im Oberhause einleitete, der Basis der Wahrhaftigkeit.

Eben derselben aber entbehrte sie auch nach der anderen Seite. In Worten geschah der Angriff zu Gunsten der Thronfolge des Hauses Hannover: in der That war das Ziel, wenigstens der Wissenden, ein anderes. Die furchtbaren Hochverraths-Gesetze wider den Prätendenten und wider die Verbindung mit ihm machten ein directes Handeln für ihn und seine Sache unmöglich. Nur indirect konnte dies geschehen. Eben dies war im Kreise der Wissenden der eigentliche

[1] Macpherson's original papers, vol. I, p. 699.

Zweck der Bill wider die gelegentliche Conformität.[1]) Darum war der Kampf um diese Bill nicht bloß eine englische, sondern zugleich eine europäische Angelegenheit von höchster Bedeutung. Der dreimal wiederholte Anlauf war, im December, endgültig mislungen. Und sofort dann ersehen sich die Führer dieser Partei ein anderes Kampfesfeld. Selber jacobitisch gesinnt, erheben sie gegen den ersten Rath der Krone, gegen den Treasurer Godolphin, die Anklage, in dem schottischen Parlamente der Feststellung der Thronfolge auf das Haus Hannover entgegen gewirkt zu haben. Man kann nicht sagen, daß der Lord Haversham positiv eine Unwahrheit vorgebracht hätte. Aber die Tendenz des Angriffes entsprach nicht der Wahrhaftigkeit.

Dem Lord Haversham als der Vorhut folgte dann die gesammte Partei. Rochester und Nottingham redeten in gleichem Sinne.

Es ist bemerkenswerth, daß in Versailles die eigentliche Tendenz sofort verstanden, und der Angriff als ein für Frankreich günstiges Moment aufgefaßt wurde. Man hob hervor, daß jene drei Lords zu den gewichtigsten von England gehörten.[2])

Um so schärfer durchschauten die Whigs im Oberhause den Plan. Der Natur der Sache nach mußte die Sanction der schottischen Sicherheits-Acte ihnen viel weniger genehm sein als den Tories. Aber der Angriff der Tories gegen Godolphin nöthigte sie, für ihn einzutreten. Und da die Königin ihrerseits gehandelt hatte nach dem Rathe Godolphins, da sie demgemäß ihn nicht fallen lassen wollte: so war hier der Punct gegeben, an welchem die Königin sich dahin gedrängt fand, mit der Whig-Partei Fühlung zu gewinnen. Die Whigs benutzten die günstige Gelegenheit, um Keile der Entfremdung einzutreiben zwischen die Königin und die Tory-Partei. Es fielen gegen Rochester und Nottingham, namentlich gegen den Letzteren, scharfe Reden. Man hielt ihm vor, daß er als Staats-Secretär im Jahre zuvor, wo die Verschwörung in Schottland offenkundig vorgelegen, jegliche Gefahr von dort her beharrlich verneint habe, nun aber, wo er außer Amt, dort nichts erblicke als Gefahren. Es scheine also, daß das Amt ihm die Augen geblendet, und die Entlassung erst ihm

---

[1]) Vergleiche Macpherson vol. I, p. 624 und 634.

[2]) Dangeau t. X, p. 207. Vom 25. December.

volles Licht gegeben habe. — Da indessen die Whigs sich über ein eigenes positives Ziel in der schottischen Sache vorher nicht geeinigt, so führten sie die Verhandlung so, daß am ersten Tage überhaupt kein Beschluß gefaßt, sondern dies einer zweiten Berathung vorbehalten wurde. „Die Whigs, meldet Hoffmann, haben dadurch der Königin trefflich den Hof gemacht." [1])

Am 6./17. December ward die schottische Angelegenheit im Oberhause abermals erörtert. Die Königin fand sich um 11 Uhr Morgens ein und verweilte bis 4 Uhr des Nachmittags. Rochester und Nottingham hoben abermals die Gefahr hervor, in der sich England in Folge der Sanction der schottischen Sicherheits-Acte befinde. Sie verlangten einen Tadel jener Acte von Seiten des englischen Parlamentes, ferner Beschlüsse zur Sicherung Englands gegen die Consequenzen derselben, endlich Rechenschaft von den Ministern, welche der Königin die Sanction eingerathen. Diese Minister seien unwürdig und unfähig, ferner noch ein englisches Amt zu verwalten. [2])

So die Reden. Nach der Ansicht der Gegner und nicht minder der Unparteiischen war der Zweck ein anderer, nämlich nicht etwa die Gefahren abzuwenden, denen England in Folge der Sanction der Sicherheits-Acte ausgesetzt sein konnte, sondern durch die vorgeschlagenen Repressiv-Maßregeln die Schotten noch mehr zu erbittern. Die Stellung der großen Parteien des englischen Parlamentes zu Schottland, oder genauer zu der Frage der Union, war nämlich sehr verschieden.

Das in sich arme Schottland konnte für das ungleich reichere England geringen Nutzen bringen. Dagegen konnte es dem Frieden Englands sehr gefährlich werden, wenn die Union nicht eintrat, wenn Schottland wieder einen eigenen König erhielt. Wir kennen als den Preis, den die Schotten für die Union verlangten, die Gleichstellung mit den Engländern im Handel, welche von englischer Seite bisher immer verweigert war. Es gab jedoch noch einen anderen wichtigen Differenzpunkt, nämlich die kirchliche Verfassung mit den Consequenzen, welche aus derselben für die ganze Lebensanschauung flossen. Schottland war presbyterianisch, England anglicanisch. Beide Namen entsprachen da-

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 16. December.

[2]) Desgleichen vom 19. December.

mals noch so sehr den Parteien der Whigs und Tories im englischen Parlamente, daß die fremden Gesandten in London, in deren Augen diese ursprünglichen Spottnamen keine greifbare Bedeutung enthielten, auch damals noch dabei beharrten, die Tories zu bezeichnen als Anglicaner, die Whigs als Presbyterianer. Die Letzteren hofften daher von der Union Schottlands mit England eine Verstärkung für sich und erstrebten demgemäß die Union, während die Tories eher abgeneigt waren.[1])

Diesem Streben entsprechend sehen wir die Whig-Partei im Oberhause, im December 1704, sich verhalten. Sie lobte nicht die Sanction der Sicherheits-Acte. Aber sie ließ die Entschuldigung gelten, daß nur diese Sanction es möglich gemacht habe, Geldmittel vom schottischen Parlamente zu erhalten, und daß ohne diese Geldmittel die Gefahr einer Meuterei der darbenden und hungernden Soldaten in Schottland unvermeidlich gewesen wäre. Indem aber die Whigs die geschehene Thatsache hinnahmen, und dadurch die Räthe der Königin in dieser Sache, Godolphin und Harley, sicher stellten, erkannten auch sie an, daß England trachten müsse den möglichen übelen Consequenzen vorzubeugen. Es geschah durch den folgenden Beschluß: „Nach Erwägung der verschiedenen Acte, die im letzten schottischen Parlamente durchgegangen, so wie der übelen Consequenzen, die daraus für den englischen Handel, für den gegenwärtigen und künftigen Ruhestand dieses Königreiches entspringen können, ist für gut befunden, daß zur Verhütung der gedachten übelen Consequenzen einige neue Gesetze errichtet werden sollen.“[2]) Für diesen Beschluß konnten beide Parteien sich vereinigen. Um jedoch den Schotten möglichst geringen Anlaß zur Erbitterung zu geben, fügte man hinzu, daß die beabsichtigten Gesetze nur temporär sein sollten, in der Hoffnung, daß dann die Schotten selber von ihrer Sicherheits-Acte sich zurückziehen würden.

Für die Königin war die Angelegenheit von großer Bedeutung. Die Tory-Partei hatte die ihr lieben Minister angegriffen; die Whig-

---

1) Finalbericht des Venetianers Mocenigo, vom Jahre 1706: Hora però che li Presbiteriani sono in Inghilterra i più forti, si va promovendo a tutto potere quest' opera, con l'oggetto ancora di rinforzare il proprio partito, ed assicurarsi nell' avvenire il dominio.

2) Im Berichte Hoffmanns vom 19. December 1704.

Partei über dieselben die abwehrende Hand gehalten. Man sagte, daß sie sehr befriedigt die Räume des Oberhauses verlassen habe.

Dann jedoch kam es auf den Inhalt der neuen Gesetze an.

Am nächsten Tage votirte das Oberhaus, d. h. die darin überwiegende Partei der Whigs, eine Reihe von Beschlüssen in dem vorerwähnten Sinne, nicht jedoch so, daß, wie die Tories gewollt hatten, nur Repressiv-Maßregeln in Aussicht gestellt, sondern zunächst den Schotten eine Lockung entgegen gehalten wurde. Der erste Beschluß nämlich lautet: „Um die übelen Consequenzen abzuwenden, die aus den im letzten schottischen Parlamente beschlossenen Acten sich ergeben können, wird Ihre Majestät die Königin bevollmächtigt, Commissäre zu ernennen, die mit den von schottischer Seite aufzustellenden Commissären verhandeln sollen über eine völlige und gänzliche Union beider Königreiche. Die Vollmacht soll jedoch nicht eher in Kraft treten, als bis auch das schottische Parlament eine Acte in gleichem Sinne errichtet hat."

Der Vergleich dieses Beschlusses mit demjenigen des schottischen Parlamentes über den Hamilton'schen Antrag (vgl. S. 324) thut dar, daß der Beschluß des englischen Oberhauses darauf berechnet war, conciliatorisch auf die Schotten zu wirken. Denn dieser Beschluß stellte den Schotten den Preis in Aussicht, welchen sie für die Union verlangten.

Eben darum ist dieser erste Beschluß bei weitem der wichtigste. Auf die Lockung nämlich folgte dann die Drohung. Wenn nicht die vollständige Union beider Königreiche vollzogen, und derselben entsprechend die Thronfolge in Schottland gleichlautend mit derjenigen in England festgestellt werde: so sollen nach einem zu bestimmenden Tage die in England weilenden Schotten die Rechte und Privilegien der Engländer nicht mehr genießen. Von demselben Tage an sollen die Schotten kein Vieh mehr nach England ausführen dürfen, die Engländer dagegen keine Wolle nach Schottland. Von dem Tage an sollen ferner die englischen Kriegsschiffe diejenigen schottischen Kauffahrer, die mit den Feinden Englands Handel treiben, aufbringen. Man wollte die Königin ersuchen, die nördlichen Festungen Newcastle, Berwick, Hull, Carlisle in Stand zu setzen, die Miliz in den nördlichen Grafschaften in den Waffen zu üben, auch reguläre Truppen dahin zu senden.

Die Absicht dieser Beschlüsse liegt demnach unverkennbar vor Augen. Wiederholen wir sie. Das Oberhaus oder die in demselben dominirende Whig-Partei will nicht den Jacobiten in die Hände arbeiten, wie es geschehen würde, wenn sie der schottischen Sicherheits-Acte lediglich ähnliche Droh-Beschlüsse entgegen stellte. Sie will die bisherige Personal-Union beider Königreiche wandeln in eine Real-Union. Zu diesem Zwecke stellt das Oberhaus die Vortheile der gehofften Union für die Schotten voran. Wie es dadurch auf die Masse der Nation lockend wirken will, so auf die feindselig Gesinnten einschüchternd durch Drohungen. [1])

Am 13./24. December gelangte die Sache an das Unterhaus. Die Tory-Partei dort verfolgte dieselbe Tactik wie im Oberhause. Sie brachte Anträge ein, welche bezweckten einerseits die Minister der Königin anzuklagen, andererseits die Schotten zu erbittern. Unzweifelhaft hatte die Tory-Partei im Unterhause die Mehrheit. Aber es trat ein ähnliches Verhältnis ein wie bei dem früheren Plane, die Bill wider die gelegentliche Conformität und diejenige der Landtaxe mit einander zu verknüpfen. Die vom Hofe abhängigen Tories wollten nicht für eine Anklage gegen die Minister stimmen. So kam es dahin, daß diese vom Hofe abhängigen Tories den Whigs im Unterhause zur Mehrheit verhalfen, und daß dort in der schottischen Angelegenheit dieselben Beschlüsse gefaßt wurden wie im Oberhause.[2]) Es geschah am 13./24. December. Zwei Tage später sandte das Unterhaus die Bill wider die gelegentliche Conformität, nachdem sie für sich allein auch bei der dritten Lesung die Mehrheit erlangt, an das Oberhaus. In der Session von 1702/3 war dort die Bill verworfen mit einer Mehrheit von 50 gegen 47 Stimmen; in der Session von 1703/4 mit einer Mehrheit von 71 gegen 59 Stimmen: im December 1704 stimmten 71 gegen, 50 für die Bill. In den Jahren 1702 und 1703 hatten Marlborough und Godolphin für

---

[1]) Lord Stanhope spricht p. 167 in Betreff des Oberhauses nur von der Drohung. Dies ist unvereinbar mit den Berichten von Hoffmann vom 20. und 26. December, der als Augenzeuge ausdrücklich und wiederholt den Plan der Whig-Partei angibt.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 26. December.

die Bill gestimmt,[1]) im December 1704 befanden sich ihre Namen unter der Mehrheit.

Die Whig-Strömung war im Steigen.

Dies war zu nicht geringem Theile die Consequenz des siegreichen Feldzuges an der Donau. Der Krieg gegen Frankreich entsprach dem National-Willen der Engländer: er war für die Königin die Pflicht der Selbsterhaltung auf dem Throne; aber im Parlamente waren die Whigs die eigentliche Kriegspartei. Die Erfolge des Feldzuges von 1704 kamen daher wesentlich dieser Partei zu gute. Andererseits lag es im persönlichen Interesse Marlboroughs, diese Erfolge den Engländern in möglichst glänzender Weise in die Augen leuchten zu lassen. Es geschah freilich nicht in einer durchaus zu rechtfertigenden Weise.

Er hatte nach der Schlacht bei Höchstädt auch dem holländischen General Hompesch die von dessen Corps erbeuteten Fahnen und andere Siegeszeichen abfordern lassen. Hompesch überlieferte sie nur gegen die Zusage, daß ein verhältnismäßiger Antheil im Haag für die Generalstaaten verbleiben würde. Vom Haag aus nahm jedoch Marlborough alles mit nach England. Der Staatsrath der Republik erließ darüber einen Tadel an Hompesch. Dieser wendete sich an Marlborough. Er habe, sagte er, nach der erhaltenen Zusage von Höchstädt, nicht erwartet, daß Marlborough die gesammten Trophäen mit nach England nehmen würde. Er schloß sein Schreiben mit der Meldung, daß der Staatsrath ihm, Hompesch, dafür eine Rüge ausgesprochen, die er durchaus gerecht finde. — Aber die französischen Feldzeichen waren einmal in den Händen Marlboroughs und blieben dort. Um des guten Einvernehmens willen schluckten die Holländer ihren Verdruß hinunter.[2])

Am 14./25. December landete Marlborough mit einem stattlichen Gefolge von französischen Kriegsgefangenen in Greenwich. Es bestand aus dem Marschall Tallard und sechsunddreißig höheren Officieren, unter denen sich sechszehn Generale befanden, und überhaupt keiner vom geringeren Range als demjenigen eines Obersten.[3]) Die

---

[1]) Lords Debates, vol. II, p. 69.

[2]) Lamberty t. III, p. 451.

[3]) Hoffmanns Bericht vom 26. December 1704.

Mehrzahl der geringeren Gefangenen hatte man in Deutschland belassen und in viele Orte vertheilt, denen man die Verpflegung auferlegte. Die Folge war, daß hier und da bei dem Entweichen der lästigen Kostgänger die Stadtväter ein Auge zudrückten. Bereits im April führte Marlborough schwere Klage, daß nach seinen Nachrichten von den 9000 Gefangenen, die er in Deutschland gelassen, 3000 entronnen seien. [1]) Seinen vornehmeren Gefangenen in England wurden zum Aufenthalte die Städte Litchfield, Northampton und Coventry angewiesen. Marlborough selber eilte von Greenwich weiter nach London, mit sich führend die erbeuteten Fahnen und Standarten, und zwar, wie nach jenem Vorgange mit Hompesch anzunehmen ist, sämmtliche des linken Flügels der Verbündeten, den er bei Höchstädt geführt. Er ließ sie bei seiner Ankunft zunächst im Tower niederlegen.

Dem sieggekrönten Feldherrn kam in London von allen Seiten die Anerkennung entgegen. Nachdem er der Königin sich vorgestellt, empfing er im Oberhause als dessen Mitglied den Dank der Versammlung, und in seiner Wohnung denjenigen des Unterhauses durch eine Deputation. Am 3./14. Januar 1705 erfolgte der Triumphzug, nämlich die feierliche Uebertragung der erbeuteten Siegeszeichen vom Tower aus durch die ganze Stadt nach Westminster Hall. Als der Zug, unter dem Donner der Kanonen und dem jubelnden Zurufe der Menge, vom Green Park her dem Palaste von St. James sichtbar wurde, bemerkte man am offenen Fenster desselben die Königin.

Die freudige Erregung, welche bei dem Anblicke der flatternden und wallenden Siegeszeichen von Höchstädt alle Schichten der englischen Bevölkerung durchdrang, legt Zeugnis ab für ein nationales Selbstbewußtsein, wie es damals keine andere Nation besaß. Eben daher auch ist es erklärlich, daß der große Sieg, obwohl errungen durch das Zusammen-Wirken vieler Verbündeten, dennoch, hauptsächlich um des Feldherrn willen und in Folge seiner wohl berechneten Veranstaltungen, schon bei den Zeitgenossen in England im Lichte eines specifisch englischen Sieges erschien. Die Schlacht bei Höchstädt, von den Engländern nach dem Orte der Gefangennahme der 27 französischen Bataillone, mit einiger Veränderung des Namens als die Schlacht

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 28. April 1705.

von Blenheim bezeichnet, galt fortan als einer der kriegerischen Ehrentage der Nation, ähnlich denen von Cressy, von Poitiers, von Azincourt.

Eine unparteiliche Würdigung der Dinge dagegen wird festzuhalten haben, daß der Gedanke des Feldzuges an der Donau nicht bei Marlborough entsprang, sondern bei Wratislaw,[1]) ferner daß nicht Marlborough hauptsächlich und zuerst in den Augusttagen 1704 zum Schlagen drängte, sondern der Prinz Eugen, und endlich daß nicht das englische Contingent bei Höchstädt an Zahl wie an Leistung die erste Stelle einnahm, sondern die Hannoveraner.[2])

Wie das Bewußtsein der nationalen Lebenskraft bei den Engländern sich demjenigen anderer Völker überlegen bewies in der Freude über den Erfolg, so in denselben Tagen kaum minder in dem Vertrauen auf die Festigkeit des eigenen Staatswesens und auf die Ehrlichkeit in der Verwaltung der öffentlichen Gelder. Ein Theil der Mittel für den Krieg sollte aufgebracht werden durch den Verkauf von Annuitäten auf 99 Jahre. Der Betrag der Annuität war 10 Pfund Sterling für eine Capital-Einzahlung von 150 Pfund Sterling. Die ganze verlangte Summe bestand in etwa vier Millionen Reichsthalern nach deutschem Gelde. An dem dazu bestimmten Tage wurde die Summe binnen zwei Stunden im Schatzamte eingezahlt.[3])

Dies nationale Bewußtsein gab sich ferner kund in dem Beschlusse einer Belohnung für Marlborough. Die Frage ward am 11./22. Januar 1705 im Unterhause angeregt.[4]) Es wurde einerseits geltend gemacht, daß eine Belohnung von Seiten des Parlamentes der königlichen Prärogative Eintrag thue. Andererseits hatten

---

[1]) In einem Privatbriefe vom 27. December 1704, bei Murray vol. I, p. 568, erkennt Marlborough, wenn auch nicht ausdrücklich die Urheberschaft, doch die große Bedeutung Wratislaws für den Feldzug von 1704 an.

[2]) Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VI, S. 521.

[3]) Hoffmanns Bericht vom 2. Januar 1705.

[4]) Hoffmann sagt im Berichte vom 23. Januar: gestern. Demnach ist die Angabe in Chandler's Commons Debates, vol. III, p. 435, wo der 11. December als das Datum angegeben wird, nicht richtig. Auch widerlegt sich dies aus den Umständen, weil Marlborough am 11./22. December 1704 sich noch nicht in London befand.

die Freunde Marlboroughs Grund zur Besorgnis, daß irgend ein Einspruch laut werde, und dadurch sein Verdienst schädige. Deshalb ward der Antrag gemacht, daß man die Sache der Königin anheim stellen möge. Dagegen erhob sich kein Widerspruch. Es ward daher eine Adresse beschlossen, des Inhaltes, daß die Königin geruhen wolle ein geeignetes Mittel zu erwägen, um das Gedächtnis der großen von dem Herzog von Marlborough geleisteten Dienste zu verewigen. — Als das Unterhaus in seiner Gesammtheit diese Adresse überreichte, erwiederte die Königin: „Ich bin über diese Adresse sehr erfreut, werde sie Eurem Wunsche gemäß in Betracht nehmen, und in kurzer Frist meine Gedanken darüber eröffnen."

Am selben Tage ging bereits die Rede, daß mitten in London ein großer Platz geschaffen werden und Marlboroughs Namen tragen solle, entweder mit einem Hause darauf für ihn, oder geschmückt durch sein Standbild in der Mitte.[1]) — Es kam indessen anders. Am 17./28. Januar ließ die Königin dem Unterhause eröffnen, daß sie dem Feldherrn den königlichen Park von Woodstock zu schenken gedenke. Das Unterhaus hielt die Schenkung genehm. Der Park hielt fünfzehn englische Meilen im Umfange, und es ward berechnet, daß, wenn Marlborough den Boden cultiviren lasse und in Pacht austhue, er jährlich 6000 Pfund Sterling davon einnehmen könne. „Die Verewigung des Gedächtnisses, sagte man, ist demnach ausgelaufen in eine Vermehrung des Reichthumes der Familie Marlborough."[2])

Blickten die Engländer im Beginne des Jahres 1705 mit Befriedigung auf die eigenen Leistungen, so nicht in gleicher Weise auf diejenigen ihrer Bundesgenossen. Namentlich war die Fortdauer der ungarischen Wirren ihnen ein Stein des Anstoßes, und zwar nicht bloß deshalb, weil dadurch ein großer Theil der Streitkräfte des Kaisers in Anspruch genommen wurde, sondern auch, weil die Sache der Rebellen in England Sympathien fand.

Als den Repräsentanten dieser englischen Sympathien für Rakoczy haben wir den englischen Gesandten in Wien selbst, George Stepney, wiederholt kennen gelernt.

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 12./23. Januar.

[2]) A. a. O., vom 30. Januar.

Ueber die Parteilichkeit desselben führte der Graf Wratislaw bei Marlborough schwere Klage. Das Verhalten des Letzteren darauf ist charakteristisch für ihn.

Er erwiedert, daß er mit Vergnügen den neuen Erfolg der kaiserlichen Waffen (bei Tyrnau) gegen die Ungarn vernommen, und daß er hoffe: dies werde beitragen, diese Leute zur Vernunft zu bringen. Er könne nicht bergen, in Holland und selbst auch in England viele Gemüther voreingenommen gefunden zu haben, als seien die kaiserlichen Minister nicht zum Frieden geneigt. Er arbeite nach Kräften, solche Meinungen zu widerlegen. Er und andere Wohlgesinnte seien der Ansicht, daß das beste Mittel zur Herstellung des Friedens sein werde, einen Engländer von Rang nach Oesterreich zu senden, dem ein Holländer sich beigesellen könne, welche beide dann die Vermittelung der Königin und der Generalstaaten anbieten würden. „Diese Gesandten, sagt weiter Marlborough, würden die Instruction mitbringen, sich in allen Dingen den Weisungen des Kaisers zu fügen und endlich den Ungarn zu erklären, daß, wenn sie keine Vernunft annehmen und billigen Bedingungen sich nicht fügen wollten, die Königin und die Generalstaaten sich genöthigt sähen, andere Maßregeln zu ergreifen und sie als Friedensstörer und Feinde der gemeinsamen Sache anzusehen." [1]) Stepney solle abberufen werden, sobald die Königin ihn seinen langen Diensten gemäß anderweit befriedigen könne. Aber Wratislaw möge dafür Sorge tragen, daß ihm für die kurze Zeit, die er dort noch verweile, keine Unannehmlichkeit widerfahre, zumal da die Mehrheit der Engländer sich dem Glauben hingebe, daß Stepney immer den Pflichten seines Amtes gemäß gehandelt habe.

Marlborough sandte zugleich eine Abschrift dieses Briefes an Stepney. [2]) Er meinte dadurch beide zu befriedigen. Aber er unterließ es, den Grafen Wratislaw in Kenntnis zu setzen, daß er dem Stepney eine Abschrift gegeben.

Dieser jedoch benutzte dieselbe zu einer Anklage in Wien gegen Wratislaw, der eigenmächtig die Abberufung Stepneys verlangt habe.

---

[1]) Murray t. I, p. 573. Vom 9. Januar 1705.

[2]) A. a. O., p. 575.

Wratislaw wandte sich in zürnenden Ausdrücken an Marlborough. Dieser erwiederte: „Ich nehme es Ihnen sehr übel, daß Sie mich für fähig halten können, Auszüge aus Ihren Briefen preis zu geben. Ich hätte eine andere Behandlung von Ihnen erwartet.“ [1]) Aber auch Stepney erhielt von Marlborough einen scharfen Verweis, mit der Milderung jedoch: „Ihr jetziges Auftreten ist um so mehr auffallend, da ja unsere Minister eben so wie ich Ihnen oft gesagt haben, daß die Königin, der allein Sie verantwortlich sind, allen Ihren Verrichtungen am Wiener Hofe ihre Zustimmung gibt.“ [2])

Dies letzte entsprach, wie wir aus dem Lobe des Staats-Secretärs Harley für Stepney gesehen haben, allerdings der Wahrheit. Um so weniger aber darf man sich dann verwundern, wenn der große Haufe der Engländer, der noch weniger als Stepney etwas wußte von dem Verhältnisse des Franz Rakoczy zu Ludwig XIV., der dagegen geneigt war, die ihm völlig unbekannten ungarischen Verhältnisse im Lichte der heimischen englischen Zustände anzuschauen, kurz die Magyaren für Engländer zu halten, und somit sich ein Bild zu entwerfen, dem alle Realität fehlte — wenn dieser große Haufe der Engländer dem Franz Rakoczy, der ja die bösen Jesuiten ausgetrieben hatte, eine stärkere Sympathie entgegen trug, als dem Kaiser, den man sich so gern als von jenen furchtbaren Jesuiten umlagert vorstellte.

Aehnlich oder schärfer noch als in England urtheilte man über die ungarischen Wirren auch im Haag. Der Gedanke der erneueten Vermittelung durch eine außerordentliche Botschaft, den Marlborough vertraulich den Grafen Goes und Wratislaw ausgesprochen, war dort bereits im Januar erwogen, und zwar in schärferer Form. Der Vorschlag ging dahin, daß diese Botschaft auf den Kaiser drücken solle bis zum Zwange. [3]) Stepney wünschte es, in der Hoffnung, daß diese Botschaft nach unparteiischem Urtheile sein Verhalten als vorwurfsfrei finden würde; aber er besorgte zugleich, daß England in dieser Weise sich nicht be-

---

[1]) Murray, t. I, p. 594. Vom 9. Februar.

[2]) A. a. O., p. 590.

[3]) Stepneys Bericht vom 24. Januar, p. 5, des II. Kötet: The Dutch were for sending hither a solemn embassy to force the Emperor (as it were) to an agreement etc.

theiligen werde. In der That erfuhr der Vorschlag dort die Milderung, die aus jenen Worten Marlboroughs hervorgeht.

In dieser Weise ging die Königin ein. Wie die Generalstaaten den Baron Almelo, der später den Titel eines Grafen Rechteren führte, so ernannte die Königin den Lord Paget, der sechs Jahre zuvor in ehrenvoller Weise den Frieden von Carlowitz vermittelt hatte. Auf das Gerücht dieser Ernennung hin meldete Rakoczy an Stepney, daß Lord Paget seinen Landsleuten nicht lieb sein würde, weil man ihm die Ausweisung Tökölys zuschriebe.[1]) Die Frage wurde nicht praktisch, weil Lord Paget sofort den ihm ertheilten Auftrag ablehnte. In der That wäre für ihn ein Auftreten im Sinne der Engländer, direct oder indirect zu Gunsten Rakoczys, der für sich das Fürstenthum Siebenbürgen davon tragen wollte, mit seinem Friedenswerke von Carlowitz, welches dem Kaiser das Land Siebenbürgen zusprach, moralisch unvereinbar gewesen.

Auch durch die Ablehnung des Lords Paget ward es den Führern der beiden Mächte, England und Holland, nicht klar, daß der Schritt, den sie vorhatten, einem Vorwurfe gegen den Kaiser gleich kam, und daher für Franz Rakoczy wie für Ludwig XIV. sehr willkommen sein mußte. Sie verzichteten nicht auf ihr Vorhaben. Und zwar geschah die Mittheilung an den kaiserlichen Gesandten in London in solcher Form, daß dieser unwillig erwiederte: „Ich kann mich nicht genug verwundern, daß man hier die Fortdauer der ungarischen Wirren lediglich dem Kaiser beimißt und den Rebellen auch nicht einmal zum Theile, wo doch die letzteren solche Ansprüche erheben und beharrlich festhalten, welche kein Souverän in der Welt eingehen könnte.“ [2])

Einige Tage später traf der neu ernannte kaiserliche Gesandte, Graf Gallas, in London ein. Marlborough trieb ihm gegenüber sofort dasselbe Spiel wie bei Wratislaw. Er eröffnete dem neuen Gesandten, daß, wie Gallas sich ausdrückt, die Gemüther in England in Betreff der ungarischen Wirren sehr seltsam eingenommen seien. Gallas erwiederte: der Kaiser habe nicht verlangt, daß Stepney ab-

---

[1]) Rakoczy an Stepney, 28. April, II. Kötet, p. 69.
[2]) Hoffmanns Bericht vom 6. Februar.

berufen werde, sei vielmehr mit den Intentionen desselben wider Frankreich wohl zufrieden. Dies Lob beziehe sich indessen nicht auf das Verhalten Stepneys in der ungarischen Sache. [1])

Die Consequenz dieser unentschiedenen Rede war, daß Stepney auch noch ferner in Wien verblieb, zur Freude von Franz Rakoczy, der ihm seinen Kummer über das Gerücht der Abberufung selber gemeldet, [2]) zum Verdrusse dagegen derjenigen, die ein Heilmittel für die Sache des Kaisers in Ungarn nur in einer nachdrücklichen Action erblickten, wie der Prinz Eugen, der sich nicht enthalten konnte, seinen Verdruß über Stepney auch äußerlich kund zu geben. [3])

Im englischen Unterhause erlangte die Sympathie für die Aufständischen in Ungarn ihren Ausdruck bei den Berathungen über die Leistungen der anderen Mächte für den Krieg. Die Meinungen einigten sich dahin, daß der Kaiser und das Reich für den Krieg zu wenig leisteten. Man beschloß daher durch eine Adresse die Königin zu ersuchen, auf die Verbündeten einzuwirken, daß sie für das kommende Kriegsjahr die vertragsmäßigen Contingente rechtzeitig und vollzählig stellten. Die Adresse hob dann besonders hervor, daß die Königin beharren möge bei ihren Bemühungen um einen Ausgleich zwischen dem Kaiser und seinen — wie die Adresse sagt — zur Zeit in Waffen stehenden Unterthanen in Ungarn. [4])

Die Vertreter des Kaisers in London, Gallas und Hoffmann, legten in ihren Berichten nach Wien auf diese Adresse einen starken Nachdruck. Namentlich Hoffmann, der aus langjähriger Erfahrung die Anschauungen der Engländer kannte, berichtete als die allgemeine Meinung derselben, daß der Kaiser alle seine Macht wider Ungarn wende, um den Seemächten die Kriegslast gegen Frankreich aufzubürden. Denselben Gedanken haben wir bereits früher von dem Staats-Secretär Harley vernommen. Indem dazu das Vorurtheil trat, daß es von dem Kaiser abhange, mit Rakoczy zu einem Frieden zu gelangen, wurde jener Verdacht doppelt schwer. Der Hinweis Hoffmanns bei den Engländern auf die, wie er sagte, leichtsinnige Hart-

[1]) Gallas, vom 24. Februar.

[2]) Rakoczy an Stepney, 28. April, II. Kötet, p. 69.

[3]) Harley an Stepney, 31. März, II. Kötet, p. 55.

[4]) Commons Debates, vol. III, p. 439.

näckigkeit und Bosheit der Rebellen, hatte keinen Erfolg, weil auch er nicht den Beweis zu führen vermochte, daß die Basis dieser Hartnäckigkeit bestand in dem Vertrauen auf die prompten Geldsendungen Ludwigs XIV.

Eben so schwer war es eine andere Anklage zurückzuweisen. Die Engländer machten nämlich auch für die geringen Leistungen des Reiches den Kaiser verantwortlich. Gallas und Hoffmann stellten ihnen den Satz entgegen: „Die schlechte Kriegsverfassung im Reiche ist beizumessen dem unersättlichen Geize der Fürsten und Reichsstände, den unbilligen Ansprüchen, deren Gewährung sie für die Stellung irgend einer Mannschaft dem Kaiser auspressen wollen." Den Engländern fehlte für diesen Einwand das Verständnis, weil ihnen die Kenntnis des unendlich verwickelten Reichsgefüges fern lag, und weil doch der Schein dafür sprach, daß der Kaiser als das Oberhaupt der deutschen Nation nicht aller reellen Machtmittel über dieselbe beraubt sein würde.[1]) Wir erinnern uns der Worte der Kurfürstin Sophie an Stepney: La prévention fait tout en Angleterre.

Bei Anlässen solcher Art hatte man in Wien Grund, mit schmerzlicher Klage der Zeit des Königs Wilhelm III. zu gedenken, wo das Oberhaupt selbst, vermöge seiner besseren Kenntnis und Einsicht in die Verworrenheit des Reiches, die unberechtigten Vorwürfe zum Schweigen verwiesen hatte. Ein ähnlicher Anlaß ergab sich in Betreff der Katholiken. Die Versprechungen Wilhelms III. zu Gunsten derselben waren persönlicher Art gewesen: sie banden nicht die Königin Anna.

Im März erhob sich im Oberhause unversehens ein Sturm gegen die Katholiken. Es lag eine Bill vor, durch welche eine große Anzahl französischer Refugiés naturalisirt werden sollte. Aus der Tory-Partei ward der Zusatz beantragt, daß sie nicht wahlberechtigt sein dürften. Der eigentliche Grund dafür war die Besorgnis, daß die Refugiés lediglich die Whig-Partei verstärken würden. Als den ostensibelen Grund dagegen brachte Nottingham vor, daß viele Refugiés sich auf dem Sterbebette als Katholiken bekannt hätten. Von der Whig-Partei aus ward dieser Gedanke sofort in einem anderen Sinne

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 10. März.

benutzt. Die Katholiken, erwiederten sie, seien allerdings in der Regel Jacobiten, und man könne daher vor ihrer Vermehrung nicht genug auf der Hut sein. Demgemäß wurde eine Reihe heftiger Repressiv-Maßregeln gegen das Wachsthum des Papismus beantragt. [1])

Die Vertreter des Kaisers hielten in verschiedenen Beredungen mit den Lords der Whig-Partei ihnen entgegen, wie thöricht es sein würde, zu einer Zeit, wo die französische Politik alles aufbiete, namentlich in Italien, um dem Kriege den Schein des Religionskrieges zu geben, derselben durch ein solches Gesetz in die Hände zu arbeiten. Die Vorstellungen verhallten wirkungslos. Die Bill gegen das Wachsthum des Papismus ward im Oberhause dreimal verlesen. Es wird ausdrücklich gemeldet, daß auch nicht eine einzige Stimme sich zu Gunsten der Katholiken erhob. [2]) Die Bill war eine verschärfte Erneuerung derjenigen von vier Jahren zuvor. „Die Verschärfungen, sagt Burnet, dessen Bericht ihn als einen eifrigen Beförderer der Bill zu erkennen gibt, würden die bisher wirkungslos gebliebene Bill von vier Jahren zuvor zur Kraft gebracht haben." [3]) Eine besondere Verschärfung dieser Art war, daß der geborene Katholik, der mit vollendetem achtzehnten Lebensjahre sich weigere protestantisch zu werden, eben dadurch sich seiner Güter verlustig mache.

„Es ward allgemein gewünscht, heißt es in dem etwa vierzig Jahre später erschienenen, der Regel nach farblosen Werke Chandlers über die Parlamentsgeschichte, daß eine so heilsame Acte kein Hinderniß finden möge." [4]) Allein die Bill gelangte an das Unterhaus. Bereits nach der ersten Berathung dort sah sich der Treasurer Godolphin im Stande, die Vertreter des Kaisers über den Ausgang durch die Worte zu beruhigen: Cela n'aboutira à rien. Nicht freilich das Princip der Gerechtigkeit entschied im Unterhause gegen die Bill. Burnet berichtet die Sache wie folgt: „Die Mehrheit im Unterhause wollte die Bill nicht durchgehen lassen. Um jedoch die nachtheiligen

---

[1]) Die Berichte von Gallas und Hoffmann vom 17. und 20. März. Die englische Bezeichnung der Bill ist: A bill for the further preventing the growth of popery.

[2]) Bericht des Grafen Gallas vom 20. März.

[3]) Burnet p. 770.

[4]) Commons Debates, vol. III, p. 439.

Folgen zu vermeiden, welche die Verwerfung einer solchen Bill für die Mitglieder des Unterhauses nach sich ziehen würde, hefteten sie Clauseln daran, welche die Bill den Lords zuwider machen sollten. Als sie erfuhren, daß das Oberhaus die Bill auch mit den Clauseln votiren würde, ließen sie die Bill unbeachtet auf dem Tische des Hauses liegen, bis die Vertagung eintreten würde." Bestimmter noch geben die Vertreter des Kaisers an, daß die Absicht im Unterhause die Bill nicht durchgehen zu lassen, der steigenden gereizten Stimmung gegen das Oberhaus entstammte. [1])

Von anderer Seite ward besonders bemerkt, daß die Tory-Mehrheit im Unterhause auf diese Weise an der Whig-Mehrheit im Oberhause Vergeltung übte für die Bill gegen die gelegentliche Conformität.

Das Wort Burnets, daß das vier Jahre zuvor erlassene Gesetz gegen die Katholiken wirkungslos geblieben sei, mochte durchweg begründet sein. Wenn es jedoch einmal zur Anwendung kam, so traf es mit furchtbarer Härte. Im October 1704 denuncirte eine Frau den römisch-katholischen Bischof Gifford, ihr das Sacrament der Firmung ertheilt zu haben, und nannte mit ihm zwei Priester. Der Lord Oberrichter nahm alle drei in Verhaft, ließ sie jedoch dann gegen eine Caution von 300 Pfund Sterling einstweilen auf freiem Fuße. Die Verhandlung fand statt. Da das Weib die Denunciation beschwor, so erfolgte der nach dem Wortlaute des Gesetzes unvermeidliche Spruch auf lebenslängliches Gefängnis für den Bischof Gifford. Die Gesandten der katholischen Mächte erhoben dringende Vorstellungen. Der Staats-Secretär Hedges erwiederte: es stehe nicht in der Macht der Königin, dem vor vier Jahren gemachten Gesetze zuwider eine Milderung eintreten zu lassen. Auch würde keiner der Minister sich betheiligen; denn, wer immer den geringsten Schritt in dieser Angelegenheit thue, lade auf sich selber den Verdacht, Papist und Jacobit zu sein. [2])

Die Differenz der beiden Häuser des Parlamentes, welche den Katholiken zu gute gekommen war, hatte einen geringfügigen äußeren

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 24. März.
[2]) A. a. O., vom 7. October 1704.

Anlaß. Das Unterhaus hatte fünf Personen in Haft nehmen lassen, das Oberhaus verneinte das Recht des Unterhauses zu diesem Vorgehen. Die Haft durfte sich in keinem Falle über die Session hinaus erstrecken; aber die Session selber verlängerte sich durch die Differenz, indem das Oberhaus zauderte, die ihm bereits zugestellten Bills zu erledigen. Nach dreiwöchigem Hader ward das Auskunftsmittel gefunden, daß jedes der beiden Häuser durch eine Erklärung in der ihm geeignet erscheinenden Weise sein Recht wahrte. Dann wurden die noch übrigen Bills rasch erledigt. Am 14./25. März erschien die Königin im Oberhause, ließ das Unterhaus an die Schranken bescheiden, sanctionirte eine lange Reihe von Bills und verlas ihre Thronrede.

Eine Stelle in derselben erregte eine besondere Aufmerksamkeit. „Wir haben, sagte die Königin, gute Aussichten einen günstigen Frieden zu erringen, wenn wir nicht selber sie verscherzen durch unsere unvernünftige Gereiztheit wider einander, deren verderblichen Wirkungen wir in dieser Session nur mit knapper Noth entkommen sind. Eben dies aber sollte uns eine ausreichende Warnung sein gegen derartige Versuche in Zukunft.“ [1])

Die allgemeine Ansicht sprach sich sofort dahin aus, daß diese Mahnung der Königin sich nicht beziehe auf die letzte Differenz beider Häuser, oder vielmehr der Parteien, die je in dem einen oder dem anderen die Mehrheit besaßen, sondern auf die frühere und ungleich wichtigere über die Bill wider die gelegentliche Conformität. Demgemäß lag die Consequenz nahe, daß der Tadel in erster Linie sich richtete gegen diejenigen Mitglieder der Tory-Partei, welche der Führung Rochesters und Nottinghams folgten. Diese Kundgebung der Königin gewann besonders dadurch an Gewicht, daß mit dieser Session die drei Jahre des damaligen Unterhauses zu Ende gingen. Es war also vom Throne aus zur Genüge angedeutet worden, welche Richtung man nicht wieder vertreten zu sehen wünschte. In der englischen Nation war aber auch die letzte Differenz beider Häuser zu Gunsten der Whigs ausgeschlagen. Man sah die im Oberhause überwiegende

---

[1]) Commons Debates, vol. III, p. 442.

Partei an als die Vorkämpfer der freiheitlichen Rechte eines jeden Engländers. [1])

Wichtiger indessen war die Wendung bei der Königin persönlich. Die zwei Versuche der Tory-Partei, derjenige der Anklage gegen Godolphin wegen der Sanction der schottischen Sicherheits-Acte, und derjenige der Verknüpfung des Gesetz-Vorschlages wider die gelegentliche Conformität mit der Bill der Landtaxe, hatten sie gegen diese Partei verstimmt. Die Königin konnte sich der Besorgnis nicht erwehren, daß, im Falle der unbedingten Herrschaft der Tory-Partei, die so stark mit Jacobiten durchsetzt war, sie der Krone auf ihrem Haupte nicht mehr sicher bleiben würde. Und das war ja doch ihr erstes und hauptsächliches Streben. Sie willigte also ein, die Fraction Rochester zu beschränken. Die Statthalterschaft in Cornwall wurde dem Lord Granville genommen und dem Lord Godolphin übertragen; in derjenigen von Kent mußte Lord Winchelsea dem Lord Rockingham weichen; in Essex Lord Guilford dem Grafen Rivers. Als Lord-Commissär für Schottland wurde der junge Herzog von Argyle ernannt, der zur presbyterianischen Partei gehörte. Das Commando der großen nach dem Mittelmeere bestimmten Flotte erhielt Sir Cloudesly Shovel, ein Whig, den Oberbefehl über diese Expedition Lord Peterborough. Das für die Königin persönlich wichtigste Zugeständnis jedoch bestand in der Entlassung des Herzogs von Buckingham als Geheimsiegel-Bewahrer. An seine Stelle trat der Herzog von Newcastle, einer der vornehmsten Whigs und reichsten Lords von England. [2])

Vielfach erwuchs von daher die Ansicht, daß eine völlige Schwenkung zu der Whig-Partei eintreten werde. Dies hätte den Wünschen der Lady Marlborough entsprochen: es war nicht die Absicht der Königin, noch Marlboroughs. Der Letztere hatte von Anfang an den Grundsatz aufgestellt (Bd. IX., S. 483), daß die Königin befähigte Persönlichkeiten aus beiden Parteien wählen möge. Er hatte nun so viel erreicht, daß die Königin einstimmte in die Klage über

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 27. März.

[2]) Hoffmanns Berichte im April.

das ruhelose Treiben beider Parteien.[1]) Er seinerseits versicherte ihr als sein Princip dahin zu trachten, daß die Königin nicht in die Hände der einen der beiden Parteien gerieth. „Und darum, fügte er hinzu, sind sie beide mir feindselig gesinnt.“ [2]) Unter dem Schutze der Königin aber, unbetheiligt am Parteigetriebe, werde er unbehelligt bleiben von der Bosheit und dem Neide, und ihrem Dienste im Parlamente leben. — Auf die dringende Bitte der Lady Sarah dagegen, daß er seinen Einfluß aufbieten möge für die neuen Wahlen, damit ein gutes Parlament zusammen komme, erwiederte er: ein gutes Parlament werde dasjenige sein, in welchem keine der beiden Parteien eine entschiedene Mehrheit besitze, so daß es immer bei der Königin stehe, die Wage nach der einen oder der anderen Seite zu senken.[3])

Unparteiische Beobachter jedoch sprachen von Anfang an ihren Zweifel aus, ob dies System des Gleichgewichtes haltbar sein werde. „Die Tories, sagten sie, obwohl bisher im Besitze fast aller Aemter, waren damit nicht zufrieden, sondern trachteten noch dazu, ihr Idol Rochester zum Treasurer zu machen. Das ist ihnen mislungen und sie werden jetzt zurückgedrängt. Um so mehr also sind sie zur Zeit unzufrieden. — Die Whigs dagegen werden zwar Marlborough und Godolphin in den höchsten Stellungen belassen und sich begnügen, unter ihnen die anderen wichtigen Aemter für sich zu nehmen. Allein sie behaupten zur Zeit getäuscht zu sein. Indem man ihrer bedurft habe, um Godolphin zu retten aus der Gefahr der Verfolgung, welche die Tory-Partei wegen seiner Rathschläge in Betreff Schottlands über ihn verhängte, habe man ihnen versprochen, daß nach dem Ende der Session des Parlamentes eine völlige Veränderung und Neubesetzung der Aemter eintreten solle. Dieses Versprechen habe man ihnen nur zum Theile gehalten. „Ihr Vorhaben daher ist, sagt Hoffmann, auf die völlige Aenderung zu bringen.“ [4])

Diese Worte zeichnen in den Grundzügen den Kampf der Parteien für die nächsten Jahre. Das im Jahre 1702 gewählte Unter-

[1]) Coxe's Marlborough, vol. I, p. 287: the restless spirit of both parties.
[2]) A. a. O., p. 287.
[3]) A. a. O., p. 346.
[4]) Hoffmanns Bericht vom 19. Mai.

haus hatte damals sein Ende erreicht. Es fragte sich also zunächst, wie die Neuwahlen ausschlagen, und dann, wie weit die Königin in ihren Concessionen an die Whig-Partei gehen würde. Die Bemühungen der Letzteren hatten eine scharf abgeschlossene Grenze gefunden an der Abneigung der Königin, den Lord Sunderland an der Stelle von Hedges zum Staats-Secretär zu ernennen. Sunderland, der Sohn des befähigten, aber für Jacob II. einst unheilvollen Staatsmannes, war, wie in seinen letzten Jahren der Vater, ein eifriges Mitglied der Whig-Partei. Die Freundschaft der Väter Marlborough und Sunderland im ersten Jahre der Königin Anna hatte beigetragen, eine Heirath zwischen dem Sohne Sunderland und einer Tochter Marlboroughs zu stiften. Aber der stürmische Whig-Eifer des Schwiegersohnes sagte Marlborough weniger zu als einst die besonnene Klugheit des Vaters. Die eindringliche Fürsprache der Lady Sarah half über dieses Hinderniß nicht hinweg. Man wußte indessen, daß gerade die Ernennung von Sunderland zum Staats-Secretär eine derjenigen Forderungen war, welche die Whig-Partei immer aufs neue erheben würde. [1])

Es gelang jedoch der Whig-Partei, den Lord Sunderland bald eine Stufe höher steigen zu machen durch einen Auftrag nach außen, der für die inneren Angelegenheiten von England keine unmittelbare Consequenz nach sich zog. Nachdem Lord Paget abgelehnt an der Botschaft nach Wien Theil zu nehmen, die den Kaiser zum Frieden mit den Rebellen in Ungarn drängen sollte, ernannte die Königin an seiner Stelle den Lord Sunderland. Im Juni erfolgte für diesen der zweite Auftrag, in Wien die Condolenz der Königin über den Tod des römischen Kaisers Leopold I. zum Ausdrucke zu bringen.

Dieser Todesfall vor dem Beginne der Feldzüge des Jahres 1705 fordert daher zunächst unsere Aufmerksamkeit.

## Der Tod des römischen Kaisers Leopold I., 5. Mai 1705.

Der damals im fünfundsechzigsten Lebensjahre stehende Kaiser Leopold erkrankte im December 1704. Man fürchtete für ihn, so daß der römische König Joseph, nach der Einnahme von Landau,

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 19. Juni.

seine Heimkehr beschleunigte. Indessen der Kaiser erholte sich wieder, und man nahm an, daß die Freude über den Erfolg Heisters, der am 27. December bei Tyrnau die ungarischen Rebellenhaufen zersprengte, nicht wenig dazu beitrüge. Am ersten Tage des neuen Jahres 1705 sah man den Sohn Heisters, den der Vater als Siegesboten entsendet, mit einer Reihe von Wagen, beladen mit Siegeszeichen, in Wien einfahren. Als besondere Trophäe führte der junge Heister den Franzosen Fierville mit, der als Agent Ludwigs XIV. bei Rakoczy in dem Treffen bei Tyrnau mitgefangen war. [1])

Der Kaiser erholte sich so weit, daß er am 19. Januar 1705 den Landtag von Nieder-Oesterreich in Person eröffnen konnte. Es geschah in der hergebrachten Form. Leopold, nicht als römischer Kaiser, sondern als Erzherzog von Oesterreich, setzte sich im Rittersaale des Landhauses auf den Thron. Zu seiner Rechten stand der Ober-Hofmarschall mit entblößtem Schwerte, zur Linken der Hofkanzler, vor dem Throne die Landstände. Nach dem Herkommen, wie es auf allen Landtagen der einzelnen Länder des Reiches Jahrhunderte hindurch beobachtet wurde, hielt der Kanzler, Graf Bucellini, die Eröffnungsrede. In raschem Ueberblicke zeichnete er den Gang des Feldzuges von 1704, hob die Erfolge desselben hervor und schloß mit der Mahnung, daß, um dieselben auszunutzen, man der Mittel bedürfe. — Dann sprach der Kaiser selbst in kurzen Worten die Bestätigung des Gesagten aus, so wie sein Vertrauen, daß die Landstände der Aufforderung entsprechen würden. [2])

Im Namen der Prälaten, Herren, Ritter und Städte des Landes Oesterreich unter der Enns versicherte der Landmarschall, Graf von Abensperg-Traun, die Willigkeit der Landstände, auf die Forderung des Kaisers einzugehen. Diese betrug an Geld 650.000 Gulden. Ferner wurden verlangt 2340 Rekruten, 700 Pferde und viele Naturalien.

Ungeachtet der Wieder-Erstarkung des Kaisers war jedoch das hauptsächliche Uebel seiner ganzen Regierung, sein Mangel an festem Willen, sein Hang zur Unentschlossenheit noch größer als zuvor. Die Getreuesten seiner Umgebung, der römische König Joseph, der Prinz

---

[1]) Stepneys Bericht vom 3. Januar, I. K., p. 613.

[2]) Rinck, S. 1102 u. f.

Eugen, der Graf Wratislaw, der Duca di Moles, sahen mit tiefem Schmerze, daß unter dem Vorwalten dieses Hanges der Kaiser sich am liebsten den Rathschlägen seiner Jugendfreunde Harrach und Mannsfeld hingab.[1])

Dieser Zustand dauerte indessen nicht lange. Der Gesundheitszustand des Kaisers blieb schwankend und erregte bald, von der Mitte des Monates April an, ernstliche Besorgnisse.[2]) Am Morgen des 24. April hielt der Beichtvater Menegatti S. J. es für seine Pflicht, dem Kranken zu eröffnen, daß der Zustand gefährlich sei. Der Kaiser erwiederte mit der Bitte um die heil. Communion. Jedoch befand er sich auch noch in den folgenden Tagen im Stande, Schriftstücke zu unterzeichnen. Eine der letzten, oder vielleicht die letzte Unterschrift von ihm, ist diejenige eines dringenden Befehls an den Grafen Gallas, in Anlaß einer Verhandlung in Löven über die Auswechselung von Gefangenen, die Freilassung des Dombechanten Mean von Lüttich zu fordern.[3]) (Vgl. Bd. IX, S. 412.)

Am Abende des 26. April versammelte sich ein großer Rath von Geheimräthen und Aerzten, den gefährlichen Zustand des Kaisers zu constatiren. Der Bischof von Wien setzte im St. Stephansdome das Hochwürdigste aus und ordnete ein vierzigstündiges Gebet an, an welchem sich mit der Geistlichkeit, Weltpriestern wie Ordensleuten, auch die gesammte Bürgerschaft und die Zünfte, je nach Stunden, betheiligten. In den sämmtlichen Kirchen der Hauptstadt fand dies Verfahren Nachfolge.

Die Stimmung, die dabei in Wien herrschte, erkennen wir am besten aus dem Berichte eines Mannes, der für die geistige Richtung des Kaisers Leopold I. geringe Sympathie fühlte, des Engländers Stepney.[4])

„Es ist nicht auszusprechen, meldet er, welche Bekümmernis und Zuneigung alle diese Menschen bei dem gefährlichen Zustande ihres

[1]) Wratislaw an Carl III., 22. Februar. Abgedruckt in Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VII, S. 545.

[2]) Wratislaw an König Carl III., 18. April. In Bd. XVI der österr. Geschichtsquellen, S. 15.

[3]) Im Gräflich Clam-Gallas'schen Archive.

[4]) Bericht vom 29. April, p. 70.

Fürsten für ihn fühlen, und wie sehnlich sie die Fortdauer seiner Regierung wünschen, die in der That sehr mild und gütig gewesen ist. Die Kaiserin ist so ausdauernd in ihrer Pflege bei ihm, daß sie ihre eigene Gesundheit in nicht geringem Grade in Gefahr bringt. Der römische König beweist in seinem ganzen Verhalten ein sehr zartes Pflichtgefühl."

Den Kaiser selbst bekümmerte auf diesem seinem Krankenlager hauptsächlich die ungewisse Zukunft seines Sohnes Carl. Der Name desselben war häufig auf seinen Lippen, mit warm empfundenen Reden über ihn. Wiederholt trat dann der Duca di Moles, dem hauptsächlich die Angelegenheiten Carls III. in Wien oblagen, an das Krankenlager, um die Weisungen des Kaisers zu empfangen. — Damit keine Unterbrechung der Geschäfte eintrete, erstatteten alle oberen Chefs ihre Berichte dem römischen König Joseph.

Vom Abende des 26. April an hob sich zusehends der Zustand. Am 29. durfte man hoffen, daß, wenn nur der Appetit wieder kehre, alles wohl gehen werde. Diese Hoffnung dauerte nicht lange. Vom 2. Mai an wurden die Nächte ruhelos. Am Morgen des 5. Mai gab der Kranke selber zu erkennen, daß nach seiner Ansicht keine Hoffnung mehr übrig. Er hatte seit dem 24. April bereits zweimal die heil. Communion empfangen: er verlangte nun abermals zu beichten und zu communiciren. Er verbat sich den Titel der Majestät: nur noch mit dem Namen Leopold solle der Beichtvater ihn anreden. Ueber seinem Bette hing das Crucifix, von welchem aus nach der Ueberlieferung einst an den Großvater Ferdinand II. das Wort erklungen war: Ferdinande, te non deseram! — Der Kaiser Leopold, zu dem Kreuze hinauf blickend, sprach: A Te sceptrum et coronam accepi: ad Tuos pedes ea hodie iterum depono.

Die Angehörigen sammelten sich um den Sterbenden, der bis zum letzten Augenblicke bei vollem Bewußtsein verblieb. Er nahm Abschied von ihnen Allen, und redete noch längere Zeit allein mit seinem Sohne, dem römischen Könige. Darüber war es Mittag geworden. Die Kräfte des Kaisers reichten noch aus einige Nahrung zu sich zu nehmen, und die Anwesenden zogen sich zu gleichem Zwecke zurück. Nur die Kaiserin blieb an dem Bette des Todkranken. Ueber diesen kam ein Schlummer, der ihr bedenklich erschien. Sie rief den

Leibarzt herzu. Er bestätigte ihr Bedenken, und gab dem nahen Beichtvater das Zeichen wieder zu erscheinen. Auch die Anderen traten wieder herzu. Der erste Hofcaplan ertheilte das Sacrament der letzten Oelung, und zur höchsten Verwunderung und Erbauung Aller sprach der wieder erwachte Sterbende selber mit vernehmlicher Stimme die Responsorien. Dennoch schwand sichtlich die Lebenskraft. Man reichte die Sterbekerze. Der Kaiser erfaßte sie, und der Oberst-Kämmerer Mannsfeld kniete nieder, sie aufrecht zu halten. Die Geistlichen sprachen die Sterbegebete. Noch einmal dann erhob der Pater Menegatti die Stimme zu der Frage: Intelligitne Vestra Majestas quae dico? — Es erfolgte die wohl vernehmliche Antwort: Ita, mi Pater. Menegatti ersuchte darauf um ein Zeichen des Verlangens nach der abermaligen sacramentalischen Absolution. Das Zeichen erfolgte, und darauf die Absolution. Zugleich ertheilte der Cardinal Kolonitsch, im Namen des Papstes, den vollkommenen Ablaß pro articulo mortis. Der Beichtvater wiederholte: In manus Tuas, Domine, commendo spiritum meum! — Und leise und dennoch wohl vernehmbar erklang die Antwort: Domine, memento mei! — Abermals sprach der Beichtvater: Moriatur anima mea morte justorum! — Und wiederum vernahm man den leisen Hauch der Worte: Consummatum est! — Es waren die letzten, nach drei Uhr Nachmittags am 5. Mai 1705.[1])

Am anderen Tage ward die Leiche geöffnet, und es erfand sich als nächste Todesursache eine Ansammlung von Wasser auf dem Magen. Am selben Abende ward die Leiche aufgebahrt, und zwar in möglichst einfacher Weise, nicht in königlichen Gewändern, sondern in der gewöhnlichen Kleidung mit dem verbrämten Mantel, wie der Kaiser Audienz zu geben pflegte. Zu Füßen lagen drei alte Kronen, ohne Juwelen, verfertigt aus gewöhnlicher Goldstickerei, auf eben solchen Kissen. Diejenige zur rechten Seite war in der Form der Kaiserkrone, die zwei anderen stellten die Kronen von Ungarn und Böhmen dar. Auf die Verwunderung der fremden Gesandten, daß bei dem Tode des im Range ersten weltlichen Fürsten der Christenheit so geringes

---

[1]) Theatrum Europaeum, Bd. XVII b, S. 70 u. f. — Wagner t. II, p. 789.

Ceremoniell aufgeboten wurde, erhielten sie die Antwort, daß das Herkommen im Hause Habsburg es so mit sich bringe, und daß mit allen Vorfahren Leopolds in derselben Weise verfahren worden sei.[1])

An anderen königlichen Höfen erstreckte sich die Verpflichtung zum Tragen der äußeren Abzeichen der Trauer bis tief hinab: in Wien beschränkte sie sich auf die Inhaber der vier obersten Hofämter, die bisherigen unter Leopold I. und die neu ernannten unter Joseph I. An anderen königlichen Höfen ward es ferner als eine Verpflichtung der Gesandten fremder Mächte angesehen, bei solchen Anlässen für sich und ihr gesammtes Personal Trauer anzulegen. Auf die Anfrage der Gesandten in Wien erwiederte der neue Kaiser Joseph I.: er sei erfreut über jede Rücksicht für das Gedächtnis seines Vaters; allein da auch den Geheimräthen, außer jenen acht Personen, eine Verpflichtung nicht obliege, so verlange er sie auch nicht von den Gesandten 'remder Mächte.

Nachdem, wie herkömmlich, das Herz des verstorbenen Kaisers ei den Augustinern, die anderen edelen Theile des Leibes in St. Stehan begraben waren, erfolgte am Abende des 9. Mai die Bei- :tzung der Leiche in der Kaisergruft bei den Kapuzinern. Auch dabei el den Fremden der geringe Aufwand an Ceremoniell auf. Jedoch :theiligten sich die sämmtlichen geistlichen Orden, denen allen der aiser Leopold ein Wohlthäter gewesen war. Wie der geringe Auf- ınd des Begräbnisses dem Herkommen im Kaiserhause entsprach, so tte, nach Anderen, diese minder kostbare Form der Bestattung auch ch den besonderen Zweck, ein Beispiel zu geben gegenüber dem Auf- ınde, der in der damaligen Zeit mit Begräbnissen getrieben wurde. e Pfarrkirchen wie die Klöster von Wien veranstalteten jede eine ondere Trauerfeier.

Die geistige Bewegung des folgenden Jahrhunderts war den een, die der römische Kaiser Leopold I. vertrat, und darum auch ıem Gedächtnisse, nicht günstig. Am wenigsten war es die für ropa damals tonangebende französische Literatur. Die Feindseligkeit

---

[1]) Stepneys Bericht vom 9. Mai, p. 77.

derselben gegen Leopold I. ist bei dem Cultus, welchen sie mit Ludwig XIV. trieb, um so eher begreiflich. Aber auch in der englischen Geschichts-Literatur ging, theils durch eigene Unkenntnis, theils durch den überwiegenden Einfluß der Franzosen, theils endlich auch durch denjenigen des Engländers Bolingbroke, dessen Haß gegen das von ihm gekränkte Haus Habsburg eben so groß ist wie die Gewandtheit seiner Feder, das eigentliche Bild Leopolds I. verloren. Man vergaß völlig, was Wilhelm III. von 1688 an wiederholt und nachdrücklich anerkannt hatte, daß England den Bestand seiner Umwälzung von 1688 gegenüber der Uebermacht Ludwigs XIV. dem Zutreten des Kaisers verdanke. (Vgl. Bd. IV, S. 487.)

Nach Verhältnis indessen weniger noch als Franzosen und Engländer, haben Schriftsteller der deutschen Nation im achtzehnten und im neunzehnten Jahrhunderte dem Gedächtnisse des römischen Kaisers Leopold I. Gerechtigkeit widerfahren lassen. Nicht Wenige unter ihnen haben von den französischen Anklagen her das Wort der Hauspolitik aufgenommen, und suchen den Kaiser, dem sein Zeitgenosse Leibniz einen wunderbaren Uneigennutz zuspricht, hinabzudrücken auf das Niveau anderer Fürsten seiner Zeit.

Anders verhält sich die Sache. Wie in dem Tropenwalde die Palme hinaussteigt über die Gipfel der anderen Bäume, ein Wald über dem Walde: so ragt, wenn auch nicht an Kraft, so doch an gutem Willen, der Kaiser Leopold I. hinaus über seine fürstlichen Zeitgenossen, und über die Fürsten des Reiches speciell durch seine Opferwilligkeit für dasselbe. Die Deutschen späterer Zeit haben ähnlich wie die Engländer allzu leicht vergessen, daß im Jahre 1688 der Kaiser im Osten, wo ihm und seinem Hause der Erwerb neuer Königreiche winkte, den Siegeslauf seiner Waffen hemmte, und zwar darum hemmte, damit er im Westen nicht etwa einen Gewinn für sich davon trüge, sondern kraft seines Berufes als römischer Kaiser die Schwächeren schütze gegen das Unrecht und die Gewalt des Stärkeren. Die Verpflichtung der Deutschen, dem Hause Habsburg gegenüber, mit besonderer Rücksicht auf den Kaiser Leopold I., hat, im Jahre 1690, der deutsche Zeitgenosse Leibniz in die Worte gekleidet: „Diesem Hause halte ich für gerecht es beizumessen, daß wir Deutschland noch auf-

recht stehen sehen, daß der Name des römischen Reiches noch nicht erloschen ist.“ [1])

Wegen der Ungunst der späteren Zeiten gegen den römischen Kaiser Leopold I. kommt es daher für uns in Betreff seiner mehr noch als bei vielen anderen geschichtlichen Persönlichkeiten auf die ur-theilsfähigen Zeitgenossen an. Wir haben die Ansicht Wilhelms III. ber den Kaiser Leopold bei verschiedenen Anlässen vernommen, ferner e Charakter-Schilderung, welche der Venetianer Cornaro nach seiner rsönlichen Kenntnis entworfen hat. (Vgl. Bd. IV., S. 457.) iter den Zeitgenossen ging die Rede: der Papst Innocenz XI. habe :derholt sich geäußert: man würde den Kaiser Leopold noch lebend er die Heiligen zählen dürfen, wenn nur die Gerechtigkeitspflege in en besser bestellt wäre. [2]) Die letzte Bedingung thut dem Worte Kaisers, daß er wissentlich Niemandem ein Unrecht gethan, keinen trag. Denn unzweifelhaft ist unter ihm manches Unrecht darum : verhütet, weil die Hand des Kaisers zum Strafen allzu langsam Und doch war ja auch dieser Fehler nur ein Auswuchs der gkeit.

Diese Gütigkeit trat besonders in seiner Friedensliebe zu Tage. icht hat kein anderer Fürst seiner Zeit eine solche Abneigung den Krieg empfunden wie er. Und doch haben sich die : so gefügt, daß die Zahl der Kriegsjahre seiner Regierung die-der Friedensjahre bei weitem übersteigt, nicht weil er wollte, n weil er mußte, weil fremde Schuld ihn zur Abwehr zwang. ) merkwürdiger ist dann die lange Kette der Siege, die an Namen hangt, und durch die er alle Vorfahren seines Hauses fft.

Bei seinen Zeitgenossen ward oft der Gedanke rege, dem Kaiser I. den Namen des Großen beizulegen. [3]) Namentlich hat der ınd Nachfolger Joseph I. dieses Streben in einer Urkunde von ›ethätigt. Und zwar verdient dies ein näheres Eingehen.

---

Pertz: Leibnizens geschichtliche Aufsätze. S. 234: Huic imputari aequum uod stare adhuc videmus Germaniae corpus, quod nondum Romani omen exstinctum est.

Rinck, S. 77. — Wagner t. II, p. 799.

Man sehe die Titel der Biographien Leopolds, von Rinck, Mencken, Wagner.

Die fast immer währenden Kriege verstatteten dem Kaiser Leopold I. nicht, seine Neigung für die Wissenschaften und Künste in gewünschter Weise zu bethätigen. Nur an der Musik ließ er sich nichts abbrechen, und seine Capelle war die erste der damaligen Zeit. Der Neigung zum Bauen setzten seine Mittel Schranken. Er begnügte sich mit den ererbten Schlössern, unter denen doch namentlich die Hofburg in Wien nicht der Würde des ersten weltlichen Hauptes der Christenheit zu entsprechen schien. Wenn er baute, so geschah es zu Ehren Gottes und der Kirche. So erhob sich die Kuppel der Peterskirche in Wien, so stieg in der Nähe derselben auf dem Graben die Dreifaltigkeitssäule empor, als der Dank des Kaisers für die Befreiung seiner Stadt Wien von einer pestartigen Seuche. Die Inschrift der Säule ist das eigene Werk des Kaisers. Im Jahre 1702 that er ein ähnliches Gelübde. Wir haben vernommen, daß er damals, auf den dringenden Wunsch des Königs Wilhelm III., der das kaiserliche Ansehen im Reiche zu stärken strebte, seinen Sohn Joseph in den Feldzug sandte. Leopold hegte eine besondere Neigung zu dem Heiligen Joseph, und eben daher stammt der bis dahin in dem Kaiserhause nicht herkömmliche Name. Am 12. September 1683 begann das Treffen der Entsatz-Armee mit den Türken am Kahlenberge, der damals auch den Namen Josephsberg führte.[1]) Der Kaiser, indem er dies in einem besonderen Schreiben dem Papste Innocenz XI. meldete, erklärte zugleich, daß er auch ferner dem Schutze des heiligen Joseph sein Oesterreich widme, und bat den Papst um die Aufnahme desselben in die Litanei der Heiligen.[2]) Dem Schutze dieses seines Lieblingsheiligen befahl auch im Jahre 1702 der Vater den Sohn, und gelobte nach der glücklichen Wiederkehr desselben dem Heiligen ein Monument. Dasselbe kam bei dem Mangel an Mitteln in den letzten zwei Jahren des Kaisers Leopold nicht mehr zur Ausführung. Jedoch hatte er den Entwurf des Künstlers Fischer von Erlach, der die hohenpriesterliche Zusammengebung des heiligen Joseph mit der Jungfrau Maria darstellt, bereits genehmigt, und mahnte auf dem Sterbebette seinen Sohn Joseph an die Ausführung. In den nächsten zwei Jahren stieg auf

---

1) Vgl. Theatrum Europaeum, Th. XII, S. 540.

2) K. k. Archiv. Romana. Schreiben vom 5. Februar 1684.

dem Hohenmarkte von Wien das Denkmal empor, unter einem Tempeldache ruhend auf sechs korinthischen Säulen. Und hier nun fordert die Inschrift unsere Aufmerksamkeit. Sie lautet wie folgt:

Viro Mariae de qua natus est
Jesus
Austriae tutelari
Leopoldo Magno vovente
Josephus I Romanorum Imperator
semper Augustus erexit
MDCCVI.

Der Kaiser Joseph I. hat dieses sein Streben, dem Vater den Namen des Großen zu sichern, nicht erreicht. Wir haben ja die Ungunst der folgenden Zeiten gegen die Ideen, die das Leben des Kaisers Leopold trugen, bereits berührt. Aber es muß hervorgehoben werden, daß damals protestantische deutsche Universitäts-Professoren, wie Rinck und Mencken, dem Kaiser Leopold nicht bloß das Prädicat des Großen, sondern zugleich auch des Heiligen gaben. Und zu diesen zwei gesellte sich ein dritter, gewichtiger als sie beide zusammen, der Hannoveraner Leibniz. Er drängte sein Gesammturtheil über den Kaiser Leopold I. zusammen in ein Distichon, welches er auf die Todeskunde dem ihm befreundeten Pater Orban S. J. übersandte. Es lautet wie folgt:

Aeternum decus Austriadum, Leopolde, probasti:
Et Sancti et Magni nomina stare simul.

Der Gegensatz gegen Ludwig XIV., der groß sein wollte, und nicht ein Heiliger war, liegt in diesen Worten vor Augen.

## Beginn des römischen Kaisers Joseph I.

Der ältere Sohn und Nachfolger, Joseph I., war damals 27 Jahre alt. Wie der Vater Leopold, so war auch er unter Mittelgröße, im Uebrigen wohlgeformt, mit blauen Augen, blondem Haare. Die in einem Bogen zusammen gewachsenen Augenbrauen gaben dem Blicke häufig den Ausdruck der Schärfe, der jedoch wieder gemildert wurde durch die Freundlichkeit seines Lächelns. Jedenfalls war sein Temperament heftiger als dasjenige seines Vaters. Ja es regte sich

sogar die Besorgnis, daß das Verhältnis zu der Kaiserin Eleonora, die mit sehr großer mütterlicher Sorgfalt jede Unregelmäßigkeit des Sohnes überwacht hatte, fortan sich nicht günstig gestalten würde. Die Besorgnis ging nicht in Erfüllung. Das erste Wort des neuen Kaisers war dasjenige des söhnlichen Respectes für seine Mutter. So blieb es auch fortan.[1]) Und nicht minder schwanden sofort andere verwandte Befürchtungen, die sich gründeten auf vorgekommene Ausbrüche von Heftigkeit. Der Venetianer Dolfin, der drei Jahre lang den neuen Kaiser zu beobachten Gelegenheit hatte, meldete dann: „Große Milde, Großmuth des Herzens, Freigebigkeit, Liebe zur Gerechtigkeit, sind die natürlichen Gaben des Fürsten. Er spricht vier Sprachen mit gleicher Leichtigkeit, als wären sie ihm natürlich. Er faßt schnell auf, erwägt, beschließt, spricht sein Urtheil aus mit Besonnenheit und Würde, ist gewandt im Tanze, unermüdlich auf der Jagd, bewandert in der Musik, ungezwungen in der Unterhaltung, kurz gleich vollkommen in ernsten wie in heiteren Dingen. Unzweifelhaft jedoch ist seine Neigung mehr dem Vergnügen als den Geschäften zugewandt. Er sucht jenes, er weicht zurück vor diesen: er verwendet auf jenes einen Theil der Zeit, welche diesen gebührte. Seine stärkste Leidenschaft ist diejenige der Jagd. Er gibt sich, wenn er kann, derselben täglich hin, ohne Rücksicht auf die Jahreszeit, die Oertlichkeit, die Gefahren. Mehr als einmal war er bei seinen Wagnissen dem Untergange nahe. Auch die kühneren unter den Hofleuten entziehen sich ihm zu folgen, und da oft auch die Wachen ihn aus dem Auge verloren, erschien er dann allein oder mit nur Einem Begleiter rückkehrend am Thore. Seine Hand ist immer offen, so daß, wer zuerst bittet, in der Regel auch zuerst erhält; denn er kann sich nicht entschließen zu versagen. Es ist häufig vorgekommen, daß, indem er mehr als Einem dasselbe versprach, sich bei dem unvermeidlichen Zurückziehen für ihn Unannehmlichkeiten ergaben. Die Minister empfehlen ihm darin mehr Reserve: er erkennt sie als nothwendig an, aber hält nicht daran fest. Wenn er mehr Reiche beherrschte, wenn er mehrere Menschenalter durchlebte: so würde seine Oekonomie doch immer unglücklich sein. Er schenkt Allen Alles, und bringt sich dadurch selber

---

[1]) Dies bestätigt auch Stepney, im Berichte vom 13. Mai, p. 81.

häufig in dringende Bedürftigkeit. Wenn er sich dem eifersüchtigen Auge seiner Gemahlin entziehen kann, so vergißt er gern seine Würde und sucht heimlich das Vergnügen. Wahr jedoch ist, daß er keine bleibenden Verbindungen anknüpft; denn er fürchtet und liebt Gott, und auch die vorüber gehenden Fehltritte büßt er mit bitterer Reue." [1])

Durch den Tod des Kaisers Leopold schien ein ähnlicher Stand der Dinge sich zu erneuern, wie beinahe zwei Jahrhunderte zuvor: zwei habsburgische Brüder auf den Thronen der österreichischen Erblande und Spaniens. Und dennoch bestand eine große Verschiedenheit, nicht bloß dadurch, daß Carl III. die spanische Monarchie noch nicht besaß, sondern erst gewinnen wollte, sondern auch darin, daß auch die Erbfolge in Oesterreich selber nicht so gesichert war, wie einst durch die zahlreiche Descendenz Ferdinands I. Kaiser Joseph I. war vermählt mit Amalie Wilhelmine, geborenen Prinzessin von Braunschweig-Lüneburg zu Hannover. Aus dieser Ehe waren zwei Töchter entstammt. Allein den am Hofe Kundigen blieb nicht verborgen, daß auf eine weitere Descendenz aus dieser Ehe geringe Aussicht war, daß demnach abermals das Aussterben des habsburgischen Mannesstammes zu befürchten stand, wenn er nicht durch Carl III. sich erhielte. [2]) Wie in den ersten Jahrzehnten des Kaisers Leopold der Mangel einer Descendenz, die orbitas Caesaris, als ein Factor in der Politik der Gegner des Hauses mitwirkte: so liegt es in der Natur der Dinge, daß sie von 1705 an abermals diese Thatsache mit in Berechnung zogen, voran unter ihnen Franz Rakoczy.

Joseph I. hatte dem sterbenden Vater das Versprechen gegeben, seinen Bruder Carl nicht zu verlassen. Derjenige Mann, auf welchen Carl III. am Hofe seines Bruders sein besonderes Vertrauen setzte, war der Graf Wratislaw, mit welchem er eigenhändig correspondirte. [3]) Wratislaw gab noch vor dem Tode des Kaisers Leopold I. dem Könige Carl die Versicherung, daß die Gesinnung des Königs Joseph

---

[1]) Dolfins Finalbericht, S. 3 u. f., herausgegeben von Arneth in den Fontes rerum Austriacarum, Bd. XXII.

[2]) Wratislaw an Carl III., 9. August 1705.

[3]) Die Correspondenz ist, größeren Theils, herausgegeben von Arneth in Bd. XVI des Archivs für die Kunde österreichischer Geschichtsquellen.

für ihn jede mögliche Hülfeleistung verbürge, mehr sogar als es bisher bei der Irresolution des Vaters möglich gewesen sei.

Unter den Ministern des neuen Kaisers ragte an Ansehen hervor der Fürst Salm, unter dessen Führung Joseph herangewachsen war. Man erkannte ihm Kenntnisse zu, namentlich in den Angelegenheiten des Reiches; aber er galt zugleich als hochfahrend und heftig, so daß er in häufigen Conflict gerieth. „Der Kaiser duldet ihn, achtet ihn, sagt Dolfin; jedoch er liebt ihn nicht." Aehnlich wie der Fürst Salm, verdankte auch der Oberst-Kämmerer Graf Trautson, ein friedlich stiller Mann, seine hohe Stellung der Anhänglichkeit Josephs I. für die Leiter seiner Jugend. An die Stelle des Grafen Bucellini als Hofkanzler für Oesterreich traten der Baron Seilern und der Graf Sinzendorf. Jener, aus pfälzischem Dienste herüber gekommen, war der Mann der Arbeit, weniger des Scharfsinnes. Der Graf Sinzendorf hatte von seinem Gesandtschaftsposten in Paris die Neigung mitgebracht, dort vorgefundene Einrichtungen auch auf den österreichischen Boden zu übertragen.

Unter den Ministern des Kaisers war, dem Herkommen gemäß, einer, den nicht er selbst ernannte. Der Kurfürst-Erzbischof von Mainz war nach der alten Ordnung des Reiches Erzkanzler desselben durch Germanien, und ernannte einen Stellvertreter am kaiserlichen Hofe. Nach dem Tode von Kaunitz, der noch vor dem Kaiser Leopold gestorben war, übertrug Lothar Franz von Mainz, aus dem Hause Metternich, das Amt des Reichs-Vicekanzlers seinem Neffen, dem Grafen Schönborn.

Es folgte im Rathe des Kaisers Joseph der Graf Norbert Kinski, Kanzler für Böhmen, Bruder des Grafen Ulrich Kinski, der lange Jahre unter Leopold I. als erster Minister fungirt hatte, dem Könige Wilhelm III. nicht zur Freude. Auch Norbert Kinski war damals schon in Jahren vorgerückt. Aber das Alter beschwichtigte bei ihm nicht den Verdruß, den er empfand über die höhere Geltung seines jüngeren Collegen, des Grafen Wratislaw.

Wir haben den Grafen Wratislaw zuerst kennen gelernt in Anlaß seiner Mission bei Wilhelm III., im Winter 1700/1. Seine Thätigkeit an den Ereignissen der folgenden Jahre hatte ihn rasch emporgehoben. Köperlich gehindert durch eine Anlage zur Fettsucht,

so daß Carl III. in der vertraulichen Correspondenz ihn mit dem Scherzworte: „Mein Dicker,“ anredet, ließ Wratislaw seinen glühenden Eifer, der einst dem Könige Wilhelm III. oft zu viel geworden war, dadurch nicht lähmen. Als der jüngste der Minister ward er nicht zu allen Conferenzen herbeigezogen; dennoch bildete sich bald die Ansicht aus, daß der Kaiser Joseph nichts Wichtiges beschließe, ohne vorher Wratislaw zu befragen. Niemand, sagte man, wisse besser dem Gedankengange des Kaisers zu entsprechen als er. Er selbst äußerte sich zu Dolfin, daß er sich in kein Geschäft einlasse, bevor er die Zusicherung erhalten habe, es auch zu Ende zu führen.[1])

Es unterlag von Anfang an keinem Zweifel, daß das Verhältnis des Kaisers Joseph zu den Seemächten dasselbe bleiben würde, wie dasjenige seines Vaters Leopold.

Zunächst indessen erhob sich in Folge der Notification des Todes des Kaisers Leopold eine in den damaligen Zeiten fast unvermeidliche Erörterung über den Titel der Königin von England. Nach herkömmlicher Weise gab die Reichskanzlei der Königin den Titel der Serenitas. Um jedoch jeder Misstimmung darüber zuvorzukommen, sendete der Kaiser Joseph zugleich ein Handschreiben, in welchem er der Königin den Titel der Majestät gab. Dies entsprach der im Jahre 1690 festgestellten Uebereinkunft. (Vgl. Bd. V, S. 343.) Der Staats-Secretär Harley jedoch, dessen unkundig, meldete dem Grafen Gallas, daß er ein Schreiben, in welchem der der Königin gebührende Titel der Majestät fehle, nicht ins Englische übersetzen könne, und sprach den Wunsch aus, daß alles unterbleiben möge, was das gute Einvernehmen beider Höfe stören könne.[2]) Gallas erwiederte, daß das Schreiben der Reichskanzlei conform sei mit allen anderen von dort her erlassenen, daß dieselbe nicht befugt sei, den seit Jahrhunderten gültigen Gebrauch aus sich zu ändern, und daß eben darum der Kaiser Joseph persönlich direct ein Handschreiben an die Königin erlassen habe.[3]) Er erhielt dafür das Lob des Kaisers, mit dem ferneren Hinweise, daß, im Falle einer abermaligen Anregung der Sache, er wie aus sich den Staats-Secretär auffordern möge, aus

[1]) Dolfin, S. 9.

[2]) Schreiben Harleys an Gallas, vom 14./25. Mai.

[3]) Schreiben von Gallas an Harley, vom 26. Mai.

dem englischen Staatsarchive ein Actenstück von Seiten der Reichskanzlei vorzubringen, welches einem Könige von England einen anderen Titel gewähre als denjenigen der Serenität. Wenn dem Kaiser eine Abweichung von dem Herkommen gestattet wäre: so würde er keinem anderen Souverän so bereitwillig zu Gefallen sein wie der Königin von England, welcher er so große Verbindlichkeit und Freundschaft schulde; aber er würde sich dadurch den Vorwürfen der Reichsfürsten aussetzen. Es sei eine Thatsache, daß der Kaiser Leopold auch dem Könige von Spanien den Titel der Majestät gegeben, jedoch nur in seinen Handbriefen, nicht in den officiellen Actenstücken der Reichskanzlei. Eben so verfahre der Kaiser Joseph gegenüber der Königin von England. Er hoffe, die Königin werde nicht durch eine Forderung darüber hinaus ihn in eine Verlegenheit bringen wollen. Eine solche aber würde unvermeidlich dadurch entstehen, daß alle Könige in Europa sich beeilen würden dasselbe Verlangen zu stellen.[1])

Die englische Regierung forderte über diese Angelegenheit einen Bericht von Stepney, namentlich über das Verhalten des Kaisers Leopold I. zu Ludwig XIV. in dieser Frage. In Wien gestattete man dem Gesandten freien Einblick in alle Documente. Es stellte sich heraus, daß der Kaiser Leopold I. mit Ludwig XIV. niemals durch die Reichskanzlei verkehrt hatte, sondern nur durch Handbriefe, von Seiten des Kaisers in italienischer Sprache. In diesen Handbriefen gab der Kaiser dem Könige den Titel der Majestät. Man nahm an, daß diese Art des Verkehres aufgekommen sei sogleich nach dem Tode des Kaisers Ferdinand III. im April 1657, wo sein Sohn Leopold zwar König von Ungarn und Böhmen, jedoch noch nicht römischer Kaiser, nicht habe vermeiden können, dem Könige von Frankreich den Majestäts-Titel zu geben, und daß dieser, einmal im Besitze, auch nach der Kaiserwahl den Fortgebrauch dieses Titels ihm gegenüber verlangt habe.[2])

Etwas anders, meldete Stepney, sei das Verhältnis zu den spanischen Königen. Der Verkehr des Kaisers Leopold I. mit denselben habe drei Formen gehabt: die öffentliche durch die Reichskanzlei,

---

[1]) Kaiserliches Rescript an Gallas, vom 22. Juli.
[2]) Stepneys Bericht vom 15. August, p. 121.

die anderen zwei, eher privater Natur, durch Handschreiben. In den letzteren habe der Kaiser jenen Königen den Titel der Majestät gegeben, in dem officiellen Verkehre der Reichskanzlei sei nur die Serenitas üblich.

Der englische Gesandte wies weiter darauf hin, daß der Vortheil, den ein nachdrückliches Verfolgen des Anspruches der Königin auf den Majestäts-Titel in öffentlichen Schriftstücken der Reichskanzlei ihr bringen würde, nicht im Gleichgewichte stehe mit den Inconvenienzen für den Kaiser. Denn andere gekrönte Häupter würden, ohne Rücksicht auf das besondere Verdienst der Königin von England um den Kaiser, sofort dasselbe verlangen. „Der König von Preußen zum Beispiel, fügt Stepney hinzu, der eine besondere Lust zu derartigen Differenzen hat, würde der erste sein in extravaganter Weise aufzutreten, mit der Drohung etwa seine Truppen abzuberufen oder sich von der Allianz loszusagen, wenn der Kaiser verweigern würde ihm irgend welchen Ehrenpunkt zu bewilligen, den er der Königin von England gewährt."

Die Abmahnung von Stepney in Wien stimmte also in den wesentlichen Punkten mit der Antwort des Grafen Gallas. Demnach entschloß sich der englische Hof, die Sache ruhen zu lassen.

Wichtiger war die Differenz der Ansichten zwischen Wien und London über die ungarische Verwickelung. Wir haben also zunächst den Stand der Dinge dort seit dem Beginne des Jahres 1705 zu überblicken.

## Die ungarische Verwickelung im Jahre 1705.

Der Feldmarschall Heister hatte am 27. December 1704 die Schaaren Rakoczys bei Tyrnau zersprengt; aber der Erfolg war nicht nachhaltig. „Die Kupfermünze, berichtet Rakoczy, lief um nach Wunsch: sie setzte mich in den Stand meine Armeen herzustellen. Indem ich damit die laufenden Kosten bezahlte, konnte ich das Gold und Silber, welches aus den allerdings spärlich betriebenen Bergwerken floß, aufbewahren für den Ankauf von Tuch und Waffen für meine Haustruppen." [1]) Um, wie Rakoczy sagt, die Freude des Hofes und des

[1]) Mémoires du prince Fr. Rakoczy, p. 68.

Volkes von Wien über den Sieg von Tyrnau zu dämpfen, schickte er im Februar 1705 den General Karoly über das Eis bis an die Vororte von Wien. Der Kaiser Leopold sah, wie bereits angeführt, von der Favorita aus die Dörfer seiner Unterthanen zwischen der Schwechat und der Leitha in Feuer aufgehen, ohne ihnen helfen zu können.[1])

In der That hatte aber selbst auch das Treffen bei Tyrnau den Feldmarschall Heister in den Augen der Kriegskundigen nicht sehr gehoben. Das Urtheil des Prinzen Eugen über ihn ist kaum verschieden von demjenigen Rakoczys. Wir erkennen es aus einem Berichte Wratislaws darüber an Carl III. „Heister ruinirt, meldet Wratislaw, die Cavallerie mit endlosen Märschen und Gegenmärschen, und hat ähnlicher Weise auch einen guten Theil der Infanterie verloren. Der Prinz Eugen als Präsident des Hofkriegsrathes hat dem Kaiser darüber treuen Bericht erstattet; dennoch ist der Kaiser nicht zu bewegen gewesen, eine Aenderung im Commando vorzunehmen, weil Heister seine Stützen findet an einflußreichen, jedoch des Krieges unkundigen Persönlichkeiten.“[2])

In Versailles wurde die Nachricht des Sieges von Tyrnau zuerst als eine für die Sache der Rebellen tödtliche betrachtet. Bald jedoch hob sich wieder die Hoffnung auf sie.[3]) Bereits am 4. März hieß es dort: die Malcontenten seien stärker als je. Einige Tage später ließ Ludwig XIV. sich an seinem Hofe verlauten: die Einigung der Malcontenten sei fester geworden als früher. Rakoczy und die hauptsächlichen Führer hätten auf die Evangelien und ihre gekreuzten Schwerter geschworen — denn das sei ihr Brauch bei feierlichen Verträgen — der erstere, niemals mit dem Kaiser einen Vertrag zu schließen, der nicht die Ungarn herstelle in den Besitz aller ihrer Rechte und Privilegien, namentlich desjenigen der freien Königswahl; die Häupter der Ungarn dagegen hätten geschworen, keinen Friedensvorschlag des Kaisers anzuhören, der nicht Franz Rakoczy als Fürsten von Siebenbürgen anerkenne. Einige Tage später verkündete der

[1]) Stepneys Bericht vom 7. Februar, p. 17.
[2]) Wratislaw an König Carl III., 18. April 1705.
[3]) **Dangeau t. X, p. 234, 236, 242.**

König seinem Hofe, daß der Feldmarschall Heister zurückgedrängt sei bis auf die Linien von Wien. — In allen diesen Reden Ludwigs XIV. vor seinem Hofe über die ungarischen Händel schlägt stets der Grundton durch, daß Rakoczy sich überhaupt in keinen Vertrag mit dem Kaiser einlassen werde.[1])

Die Sendungen Rakoczys nach Frankreich waren in den ersten Monaten des Jahres 1705 so häufig und es wurden so viele derselben aufgefangen, daß der Inhalt dieser Briefe auch sogar den Engländer Stepney zum Schwanken brachte. Noch am 7. Februar bat er Marlborough, daß der zu entsendende Botschafter nicht eine so scharfe Instruction erhalte, wie Marlborough sie in seinem Briefe an Wratislaw andeute, denn das würde, wie er sagt, die Leute hier — mit Hinweis auf den Hofkanzler Seilern und die Jesuiten — nur ermuthigen, noch grausamer und unhandlicher zu werden. Vierzehn Tage später jedoch meint derselbe Stepney: „Wenn die Häupter der Ungarn nicht aufrichtig sind, wenn sie mit den Türken oder mit Frankreich sich so verwickelt haben, daß sie nicht mehr Herren ihrer Entschlüsse sind: so müssen die Mittel der Gewalt gegen sie angewendet werden." [2])

Bis dahin hatte aber gerade Stepney und ihm folgend der Holländer Bruininx, als die Vertreter der wichtigsten Bundesmächte, jeder nachdrücklichen Kraftentfaltung des Kaiserhofes gegen die Rebellen ihre Abmahnung entgegen gestellt, und zwar so laut und vernehmlich, daß Rakoczy genaue Kunde davon hatte.

Es kam dazu die weitere Nachricht, daß der Gesandte Desalleurs, den Ludwig XIV. auf die Zusicherungen Rakoczys vom 9. August (vgl. S. 82) mit Geld zu ihm entsendet, und den der Pascha von Temesvar längere Zeit zurück behalten, dennoch durch Hülfe einiger Spenden in Constantinopel sich los gewirkt hatte. Der englische Gesandte Sutton von dort berichtete, daß Desalleurs eine Million französischer Livres mitbringe. Im April wurden Briefe von Rakoczy an Ludwig XIV. und Max Emanuel aufgefangen, enthaltend die Ver-

---

[1]) Dangeau t. X, p. 271, 275, 288.

[2]) Die Berichte Stepneys vom 7. und vom 21. Februar, p. 18 und 26: in which case violent remedies are to be applied.

sicherung, daß im Beginne des Monates Juni Oesterreich, Steiermark und Mähren brennen sollten. [1])

Der Eindruck solcher Berichte auf die Vertreter der Seemächte rief in ihnen die Erinnerung wach, daß sie, bei allem ihrem Andringen auf den Kaiserhof zum Frieden, noch nicht einmal die Gewisheit hatten, daß die ungarischen Häupter die Vermittelung der Seemächte auch nur annehmen wollten. Sie richteten daher an dieselben die Aufforderung sich darüber in feierlicher Weise zu erklären. Denn es sei daran zu zweifeln, weil aus aufgefangenen Briefen sich ergebe, daß von Ungarn aus dem Könige von Frankreich gemeldet sei: die Häupter wollten nicht ernstlich den Frieden, wenn auch noch so billige Bedingungen angeboten würden, sondern betrieben Verhandlungen nur, um Zeit zu gewinnen, und während derselben um so mehr Officiere und Geld von Frankreich zu erlangen. Es liege also im Interesse der conföderirten Ungarn selbst, sagen diese wohlmeinenden Gesandten, daß sie, um diese Gerüchte zum Verstummen zu bringen, wenigstens irgend eine Probe darbrächten, die Zeugnis ablegen könnte für die Aufrichtigkeit ihres Verhaltens. [2])

Die Antwort verzog sich längere Zeit. Der Sinn derselben liegt am klarsten vor in einem Privatbriefe von Rakoczy an Stepney und Bruininx. „Ich gebe Ihnen mein Wort, sagt darin Rakoczy, daß unser Zaudern die Vermittelung anzunehmen, nur von der Unaufrichtigkeit herrührt, welche die kaiserlichen Minister an den Tag legen. Denn sie sagen nichts von der Garantie, ohne welche die Vermittelung niemals angenommen werden kann. Ich habe die Stände des Königreiches aufgefordert mir die Autorisation zur Annahme derselben zu ertheilen, so wie auch in Bezug auf Schweden und Preußen." [3])

Nach diesem Briefe des Franz Rakoczy war also die Garantie die Vorbedingung der Annahme der Vermittelung. Und zwar die Garantie nicht bloß der Seemächte, sondern auch Schwedens und Preußens. Stepney selber fand diese Forderung extravagant und unvernünftig, jedoch nur in Betreff jener anderen zwei Mächte. Er

---

[1]) Stepneys Bericht vom 28. Februar, p. 37. — Suttons Bericht vom 6. April, p. 61. — Stepneys Bericht vom 18. April, p. 67.

[2]) Bericht vom 4. März, p. 40.

[3]) Der Brief in Stepneys Bericht vom 27. Mai, p. 100.

meint: „Wenn wir nur den Kaiserhof dahin bringen könnten, kurz und rund die Garantie der Königin und der Republik anzunehmen, so sind Bruininx und ich der Ansicht die Ungarn leicht bewegen zu können, von jenen zwei Königen abzustehen.“

Wir sehen, wie dieser in seinen Vorurtheilen befangene Engländer, in seinem Eifer eine Vermittelung zu Stande zu bringen, nach beiden Seiten hin den realen Boden unter den Füßen verliert. Zwei Tage später mußte er melden, daß der Fürst Salm keinen Anstand genommen, ihm offen auszusprechen, daß eine fremde Garantie unvereinbar sei mit der kaiserlichen Würde und Reputation.[1]) Als dennoch Stepney immer wieder aufs neue diese Forderung erhob, sprach ihm der Fürst Salm als seine Privatansicht aus: „Der Kaiser Joseph kann nicht, nachdem er eben den Thron bestiegen, sich zu einer Unwürdigkeit hinablassen, von der nur in der äußersten Noth die Rede sein dürfte, zumal da eine Garantie nicht vor dem Beginne einer Unterhandlung, sondern zum Schlusse derselben in Frage kommt. Die Malcontenten verlangen nicht bloß die Königin und die Republik als Garanten, sondern Schweden, Preußen, Polen und den gesammten Reichskörper. Da sie sicher wissen müssen, daß diese Forderung unerfüllbar, so liegt darin der klare Beweis vor, daß sie überhaupt nicht wollen.“[2])

Wenn auch manche Ungarn, die der Führung Rakoczys folgten, vermeinen mochten, daß sie nur in der Garantie fremder Mächte die Sicherheit für sich finden würden: so ergibt sich doch aus den gleichzeitigen Verhandlungen von Franz Rakoczy mit Ludwig XIV., daß der Fürst Salm die Absicht des Ersteren richtig erkannte.

Nachdem nämlich im März der französische Gesandte Desalleurs mit seinem Gelde zu Rakoczy gelangt war, schickte dieser als seinen Agenten den Magyar Vetes, zunächst an den Kurfürsten Max Emanuel von Bayern in Brüssel. Erst von da an beginnt der regelmäßige Verkehr zwischen Ludwig XIV. und Franz Rakoczy. Die vor einigen Jahren veröffentlichten Berichte dieses Agenten Vetes

[1]) Bericht vom 29. Mai, p. 93: Prince Salm made no difficulty of declaring etc.

[2]) Stepneys Bericht vom 27. Juni, p. 150.

eröffnen mehr als andere Publicationen dieser Art einen klaren Einblick in das Wirrsal jenes grausigen Kriegszustandes, der nicht bloß das unglückliche Ungarn in Asche legte, sondern, indem er die Macht des Kaisers lähmte, unheilvoll zurückwirkte auf den gesammten europäischen Westen.

Vetes begab sich nach Versailles, um dort das Schreiben zu überreichen, in welchem Rakoczy, wie er sich ausdrückt, mit Bewunderung die Hochherzigkeit des Königs anerkennt.[1]) Dann gab Vetes im Namen Rakoczys dem Minister Chamillart die Versicherung, daß Rakoczy sich in keinen Vertrag mit dem Kaiser einlassen werde, bevor der allgemeine Friedensschluß zu Stande komme. Ludwig XIV. vernahm das gern. Wenige Tage später lief am französischen Hofe die Rede um: Rakoczy habe dem Könige versichern lassen, daß er in kein Abkommen mit dem Kaiser eingehen werde, und daß er den König bäte auf seine Anhänglichkeit an Frankreich und die geheiligte Person des Königs zu zählen, wie wenn er die Ehre hätte, französischer Unterthan zu sein.[2])

Zur Belohnung erhöhte Ludwig XIV. den monatlichen Sold für Rakoczy von 10.000 Thalern auf 50.000 Livres.[3]) Ludwig XIV., wie immer in solchen Fällen, versprach nicht bloß: er sandte zugleich die Wechsel an den Agenten Bonac in Danzig. Franz Rakoczy war des Dankes voll. „Ich finde meine Mühen und Arbeiten um so süßer, erwiedert er, da sie fähig gewesen sind, durch die Erregung der natürlichen Großmuth des königlichen und heroischen Herzens Ew. Majestät mir so beträchtliche Vortheile zu verschaffen.“ [4])

Die Erhöhung des Soldes für Rakoczy erfolgte in Versailles am 19. Mai 1705, nach der Ankunft der Todesnachricht aus Wien.

In Wien mochte man vermuthen, daß derartiges geschehen würde; jedenfalls wußte man es nicht. Vielmehr schien der Tod des Kaisers Leopold seinem Sohne und Nachfolger Joseph I. die Bahn zu einer Verständigung mit den Ungarn eröffnen zu müssen. Nachdem wir die Stellung des Franz Rakoczy zu Ludwig XIV. kennen gelernt

---

[1]) Fiedler, Bd. II, S. 451.
[2]) Dangeau t. XI, p. 325.
[3]) Fiedler, Bd. I, S. 281.
[4]) Fiedler, Bd. II, S. 452. Vom 9. Juli.

haben, in welche von seinen Landsleuten höchstens Bercseny, und vielleicht auch nicht einmal dieser, einen Einblick hatte, ist es daher von besonderer Wichtigkeit das Verfahren Josephs I. klar zu stellen.

## Der Kaiser Joseph I. zu dem ungarischen Aufstande.

Der neue Kaiser berief den Cardinal Kolonitsch als Primas von Ungarn, den Palatin Fürsten Paul Esterhazy und den Grafen Nicolaus Palffy zu sich. Er erklärte ihnen, daß ihm die Leiden Ungarns tief zu Herzen gingen, und daß er daher fest entschlossen sei, die gegen die Regierung seines Vaters erhobenen Beschwerden zu untersuchen. An dieser Regierung habe er keinen Antheil gehabt: daher könne auch von da her ihm nichts zur Last gelegt werden. Er dagegen erklärte sich bereit seinen Krönungseid von 1687 genau zu erfüllen.

Von diesem Standpuncte aus handelte der Kaiser Joseph. Er erließ am 14. Mai eine Proclamation, in welcher er die Ungarn mahnte an den ihm bei seiner Krönung geleisteten Eid, dagegen seinerseits das Versprechen seines damaligen Diplomes für ihre Rechte, Privilegien und Freiheiten erneuerte. Er werde, sagte er, allen Fleiß und alle Mühe dahin aufwenden, daß die Ungarn in den Stand gesetzt würden, seine gnädige Gesinnung für sie durch die That kennen zu lernen.[1])

Dann jedoch folgte die Erklärung, daß, wenn die Ungarn diese günstige Gelegenheit der Rückkehr zu ihrer Pflicht vernachlässigten und in ihrem Ungehorsame beharrten, er entschlossen sei die äußerste Strenge walten zu lassen und lieber das letzte Dorf seiner Erblande zu verpfänden als auf Ungarn zu verzichten.

Auch der Engländer Stepney erkannte das Auftreten Josephs I. als zweckmäßig und verheißend an. „Sein Wahlspruch, meldet Stepney, lautet: Amore et Timore, und ich hoffe, eins dieser zwei Motive wird ausreichen, ihm das Königreich wieder zu gewinnen.“ [2])

Der Primas, der Palatin, der General Palffy führten in ihren Ansprachen an die Ungarn die Gedanken des Kaisers Joseph I. weiter

---

[1]) Imo omnem conatum et operam in eo adhibituri, ut in nobis benignissimum Dominum ac regem experiri valeant.

[2]) Bericht vom 16. Mai, p. 85.

aus. Der Palatin, dem es oblag, dem Königreiche den Thronwechsel officiell zu verkünden, sagt in seinem Ausschreiben an die ungarischen Stände: „Wenn daher auch nur noch ein Funke christlicher Gesinnung, ja vielmehr rechtschaffenen ungarischen Blutes in Euch ist, so werdet Ihr hoffentlich endlich einmal in Euch gehen und Euch das Herz fassen, nicht mehr auszugehen auf das offenbare Verderben des Vaterlandes und nicht mehr Verlangen zu tragen nach dem traurigen Blutvergießen, sondern, wo Euer rechtmäßiger Herr sich gnädig erbietet und verpflichtet, alle gesetzliche Gerechtigkeit zu beobachten, da werdet auch Ihr Euere Hände ausstrecken nach der Friedenspalme." [1])

Bevor noch diese Schreiben an die Aufständischen gelangten, erhielt der Kaiser Joseph einen Bericht des Erzbischofs Paul Szecheny von Kalocsa, abgefaßt am 29. April, also vor dem Tode des Kaisers Leopold. Danach waren die Forderungen der Aufständischen dieselben wie zuvor, namentlich diejenige der Forderung einer auswärtigen Garantie für den zu errichtenden Vertrag mit dem Kaiser. Stephan Szirmay, der im Auftrage des Palatins bei Rakoczy weilte, fügte hinzu: „Ich glaube, daß sie den Frieden ernstlich wollen; aber ihr beständiger Ruf dabei ist: Sicherheit, Sicherheit! Wenn ich ihnen entgegen halte, daß das Verlangen einer auswärtigen Garantie wegen des Nachtheiles für die königliche Autorität unerfüllbar: so errege ich damit nur ihr Mistrauen. Der französische Gesandte hier trägt beständig die Rede umher, daß der allgemeine Friedensschluß binnen zwei Jahren erfolgen werde." — Da der Kaiser Leopold die Forderung einer auswärtigen Garantie immer principiell zurückgewiesen hatte, so lag in der abermaligen Erhebung derselben die Andeutung, daß, wie der Kaiser Joseph sich ausdrückt, „bei den Aufständischen nicht die geringste Neigung zu einer gütlichen Beilegung wahrzunehmen ist." [2])

Dennoch entschloß sich der Kaiser Joseph sofort zur Antwort an den Erzbischof. Er hob auch diesem gegenüber hervor, daß selbst,

---

[1]) Quocirca si vel minima scintilla verae Christianitatis, imo boni Hungarici sanguinis inest Dominationibus vestris, condescendant tamen aliquando in se et cordi sibi sumant, ne desiderent Patriae tam manifestam ruinam, neque sitiant carae Nationis nostrae tam acerbam sanguinis profusionem etc.

[2]) Kaiserliches Rescript vom 4. Juli an den Grafen Gallas.

wenn unter der Regierung seines Vaters etwas verfehlt sei, man es nicht ihm zur Last legen dürfe, der keinen anderen Wunsch habe als seinen Krönungseid zur vollen Wahrheit zu machen. Der Kaiser bat daher den Erzbischof in seinem Eifer für einen friedlichen Ausgleich nicht nachzulassen. [1])

Es kam also darauf an, wie sich die Aufständischen gegenüber den Aufforderungen des Kaisers Joseph und des Palatins vom 14. Mai verhalten würden. Und zwar tritt für die geschichtliche Betrachtung zunächst voran der Graf Bercseny, die rechte Hand des Rakoczy.

Der Secretär des Palatins, Jeszensky, wurde mit diesem Schreiben am 20. Mai von Wien entsendet. Er mußte in Preßburg über eine Woche weilen, bis Bercseny von Neutra aus ihm den erforderlichen Geleitsbrief zustellen ließ. Am 30. Mai machte er sich auf, traf am nächsten Tage in Neutra ein und überreichte dem Grafen Bercseny das Schreiben des Palatins. Er fügte mündlich Vieles in gleichem Sinne hinzu. Bercseny nahm das Schreiben und las. Dann erwiederte er: der Tod des Kaisers Leopold sei ihm längst bekannt, aber er fasse nicht, warum der Palatin in seinem Schreiben die Nachfolge an der kaiserlichen Krone, und an derjenigen der Königreiche Ungarn und Böhmen in Einer Reihe nenne, wo doch die Krone von Ungarn zu jenen anderen in keiner Beziehung stehe, und die Nachfolge an der kaiserlichen Krone und derjenigen von Böhmen die ungarischen Angelegenheiten nicht berühre. Was die Krone Ungarn betreffe, so ergebe sich durch den Tod des Kaisers Leopold ein ganz anderes Verhältnis. Ungarn erkenne nicht an, daß nach dem Gesetze des Königreiches der gegenwärtige Kaiser die Regierung übernommen habe, noch übernehmen könne; denn der auf dem Preßburger Landtage von 1687, übrigens erzwungene und in einer früher nicht erhörten Weise geleistete Eid fasse Bedingungen in sich. Bevor diesen Bedingungen mit der Zustimmung des Königreiches Genüge geschehen, habe der Eid keine Rechtskraft, verbinde also auch den thatsächlichen König nicht zur Beobachtung der Gesetze. Er könne sich daher nicht genug verwundern, daß der kaiserliche Hof diese Sachlage nicht erkenne, oder wenn

[1]) Kaiserliches Rescript an den Erzbischof, vom 15. Juni.

er sie erkenne, dennoch sie als ein Mittel zur Befriedigung des Königreiches anbiete, gleich als habe man mit Thoren zu thun. [1])

Auf den Hinweis Jeszenskys auf den einzuberufenden Landtag erwiederte Bercseny: „Und wer soll ihn einberufen? Da die königliche Würde zur Zeit nur bedingungsweise besteht, so würde das Gesetz diese Ausübung der Autorität dem Amte des Palatins zuerkennen. Aber die Angelegenheiten Ungarns sind zur Zeit nicht in dem Stande, daß lediglich die Autorität des Palatins genügen würde, die Rechte und Privilegien des Königreiches herzustellen. Damals, als das Gesetz über die Vermittelung kraft der Autorität des Palatins errichtet wurde, war der Stand der Dinge ein völlig anderer. Die Stände des Königreiches hatten damals noch nicht vorausgesehen, daß einmal ein König darauf ausgehen würde, die gesammte Freiheit hinweg zu nehmen. Vielmehr wählte die Nation einen einheimischen König, den das Gesetz band und verpflichtete, nicht nach einer unumschränkten Herrschaft zu streben, und darum stand der königlichen Autorität diejenige des Palatins entgegen wie diejenige eines Controlors. [2]) Zur Zeit aber ist es mit der Autorität des Palatins dahin gekommen, daß außer dem Titel ihm nichts geblieben ist, und deshalb ist eine Vermittelung solcher Art nothwendig, welche sowohl der königlichen wie der palatinalen Würde ihre Rechte und Privilegien wieder zu geben vermag. Aus der jetzigen Kundgebung aber leuchtet als die Absicht des kaiserlichen Hofes hervor, von der Vermittelung der Königin von England und der Republik der Niederlande, welche der verstorbene Kaiser doch schon angenommen hatte, abzuspringen und dadurch zugleich den zuerst festzustellenden Punct, denjenigen der von außen her verbürgten Sicherheit, abzuschneiden. Wenn aber nicht zuerst und vor Allem dieser Punct der Sicherheit entschieden wird, so können sich die Stände des Königreiches Ungarn auf keine Tractaten einlassen. Deshalb ist es die Aufgabe des Palatins bei den hohen Vermittlern zu erwirken, daß die erforderliche, von dem verstorbenen Kaiser im Principe schon bewilligte Garantie uns verschafft werde."

---

[1]) Bericht des Secretärs Stephan Jeszensky vom 14. Juni.

[2]) Et ideo Palatinalis autoritas Regiae quasi contralor opposita fuerat.

Auf den Einwand des Jeszensky, daß ein vernünftiger Grund dem Kaiser Joseph gegenüber eine Garantie zu fordern, nicht vorliege, erwiederte der Graf Bercseny: „Nicht darum fordert das Königreich Ungarn eine Garantie, weil der gegenwärtige Kaiser die Gesetze und Rechte des Königreiches bisher gebrochen, sondern es muß sie verlangen, damit nicht der Kaiser oder seine Räthe sie verletzen können. Denn das Königreich hat aus einer nun mehr als anderthalb hundertjährigen Erfahrung gelernt, wie die ruhmvollen Vorfahren Sr. jetzigen Majestät, wo ihnen nicht eine Sicherheit von außen her entgegen stand, das Königreich so regiert haben, daß die eine Gesetzes- und Rechtsverletzung allmählich der anderen gefolgt ist."

So Bercseny. Dann fügte er hinzu: „Betrachten Sie indessen meine Antwort nicht als eine Resolution, sondern lediglich als einen Discurs. Eine Resolution zu geben, steht nur dem Fürsten Rakoczy zu." Nach einer weiteren Erkundigung nach den Aufträgen des Jeszensky fuhr er fort: „Aus dem Schreiben des Palatins an mich habe ich ersehen, daß dem Fürsten darin nicht der ihm gebührende Titel gegeben wird. Aber der Erzbischof von Kalocsa und der Graf Lamberg als kaiserliche Bevollmächtigte haben ihm den Fürstentitel nicht vermeint, auch nicht die Vermittler, so wie andere auswärtige Mächte." Auf diese Bemerkung bat Jeszensky ihm die Absendung eines Couriers an den Palatin zu gestatten. Es war unterdessen spät geworden: Bercseny verschob die Antwort auf den nächsten Morgen, den 1. Juni.

Als er um 10 Uhr des Morgens den Jeszensky vor sich ließ, eröffnete er, daß er Gründe habe die Absendung eines Couriers an den Palatin nicht zu gestatten. Jeszensky möge seine Reise nach Erlau auch so fortsetzen. Dann kam Bercseny wieder auf die Hauptsache zurück: er vermuthe, sagte er, der Secretär Jeszensky werde die Ankündigung bei sich tragen: der kaiserliche Hof, in Erkenntnis, daß der nur erst bedingungsweise existirende König die Regierung ohne vorherige Zustimmung des Königreiches nicht an sich nehmen könne, werde die Waffen suspendiren und seine Truppen aus Ungarn abführen, bis dahin daß über den Antritt der Regierung zwischen dem Könige und dem Königreiche eine Vereinbarung zu Stande gekommen sei.

Es war erforderlich auf diese Reden des Bercseny einzugehen, weil sie in sich selber den Beweis enthalten, daß Bercseny nichts Anderes wollte als das Beharren in dem Stande der Rebellion, und damit den Worten Ludwigs XIV. entsprach, daß ein Ausgleich überhaupt nicht zu Stande kommen werde.

Dann brach Bercseny nach Erlau auf, und ließ auch den Jeszensky so langsam dahin geleiten, daß er nach acht Tagen eintraf. Er und der Baron Szirmay, der sich als Bevollmächtigter des Palatins dort befand, verabredeten die weiteren Schritte. Auf ihre Anmeldung bei Rakoczy erhielten sie von Bercseny die Antwort: bevor der Fürst ihnen Zutritt gewähre, verlange er zu wissen, was sie vorzubringen hätten. „Obwohl Bercseny bereits von Neutra her alles genau wußte, berichtet Szirmay, fügten wir uns dennoch dieser Forderung.“ [1]) Sie hoben hervor, daß der König Joseph, um dem Gesetze völlige Genüge zu thun, die Würde des Palatins herstelle und in volle Kraft setze.

Nach langer Berathung kehrte Bercseny mit einer Antwort zurück. Der Fürst Rakoczy, sagte er, beklage schwer die traurige Lage der Dinge, daß der Palatin nicht erkenne, daß der zu Preßburg 1687 geleistete Eid des Königs Joseph nur bedingungsweise gelten könne. In der angebotenen Vermittelung des Palatins sei nichts Anderes zu erblicken als das Streben des kaiserlichen Hofes, von der Forderung der Garantie frei zu kommen, und durch die Verwirrung der Begriffe das ungarische Volk zu täuschen. — Die weiteren Reden waren in gleichem Sinne. Die Annahme der Beglaubigungsschreiben, weil darin ihm nicht der gebührende Titel gegeben, lehnte Rakoczy ab, ließ also den Gesandten des Palatins nicht einmal vor. Bercseny dagegen kam in einer neuen Unterredung mit Jeszensky darauf zurück, daß zuerst die auswärtige Garantie festzustellen sei. Dann könne man zu Tractaten schreiten, und in diesem Falle sehe er kein unüberwindliches Hindernis gegen einen Ausgleich. — Als die weitere Absicht aber vermuthete Jeszensky, daß, wenn der Ausgleich nicht zu Stande komme, die Häupter der Aufständischen die ihnen unterworfenen Co-

---

[1]) Bericht Szirmays an den Palatin, vom 10. Juni. Auch für das Folgende.

mitate nach dem Felde Rakos berufen, dort das Interregnum verkünden und einen Reichsverweser erwählen würden. [1])

Es ist von Wichtigkeit die Worte zu vernehmen, mit welchen der Kaiser Joseph seinen Gesandten im Haag und in London diesen Verlauf mittheilt. [2])

„Die Häupter der Rebellion, sagt er, beharren demnach nicht bloß bei ihren früheren Principien, sondern legen auch unser Krönungs-Diplom in ärgerlicher Weise aus. Sie weigern sich uns als legitim gekrönten und regierenden König anzuerkennen, machen uns die Berufung eines Landtages streitig, und lassen sich verlauten, ein Interregnum publiciren zu wollen. Diese unleidlichen Zumuthungen der Rebellen eröffnen so wenig eine Aussicht auf einen gütlichen Vergleich, daß sie vielmehr nach so vielen Schritten, die wir auf das Ersuchen der Vermittler, freilich fruchtlos, zu diesem Zwecke gethan, den Weg dazu völlig sperren und die Friedenshandlung unmöglich machen, weil ja jene Häupter selbst leicht ermessen können, daß wir mit ihnen auf diesem Fuße nicht verhandeln werden. Wir lassen daher jeden Unparteiischen urtheilen, ob wir bei dieser Sachlage nicht besser thun würden, die Verhandlung ganz und gar abzubrechen. Allein damit unsere Verbündeten und alle Anderen erkennen mögen, wie sehr wir der Vermittelung, obwohl dieselbe von Seiten der Rebellen noch nicht einmal formell angenommen ist, zu deferiren Willens, und daß wir am allerwenigsten gesinnt sind, die Sache durch die Waffen allein auszumachen, sondern, so lange einige Hoffnung bleibt, durch gütliche Wege wieder zum Ruhestande zu gelangen trachten: so haben wir eingewilligt, daß einerseits der Erzbischof von Kalocsa, andererseits der englische und der holländische Gesandte neue Schritte thun."

„Auf Grund dieser Thatsachen soll namentlich der Graf Gallas in England das gottlose, vermessene und von einer aufrichtigen Neigung zum Frieden ganz entfernte Verhalten der rebellischen Häupter darstellen, und den englischen Ministern den unbilligen Verdacht

---

[1]) Jeszenskys Bericht vom 18. Juni, im gräflich Clam-Gallas'schen Archive. — Stepney sagt im Berichte vom 22. Juli, p. 172: this relation is not altogether allowed either by P. Rakoczy or by C. Bercseny — ohne weitere Einzelheiten anzugeben.

[2]) Kaiserliches Rescript vom 4. Juli.

benehmen, als wolle der Kaiser die Unruhe nur mit Gewalt dämpfen. Gallas soll versichern, daß dem Kaiser nichts erwünschter sein werde, als wenn er, ohne allzu große Verletzung seiner königlichen Autorität, die ganze Sache in der Güte beilegen und weiterem Blutvergießen steuern könne. Dennoch müsse der Kaiser neue Streitkräfte nach Ungarn ziehen. „Denn es ist nur gar zu gewiß, daß, so lange die Rebellen keinen Widerstand finden, sie auch weder Friedensgedanken fassen, noch auch unseren und der Vermittler gelinden Worten den gleichen Eingang verstatten, wie den Anreizungen und Lockungen der französischen Emissäre."

Es fragt sich also um die weiteren Schritte, die der Kaiser Joseph nach England hin ankündigte.

Er schrieb dem Bischof von Kalocsa: „Ich gestehe aufrichtig, durch die widerlichen Unverschämtheiten mich so erregt gefühlt zu haben, daß ich nur schwer mich überwinden konnte, dem unermüdlichen Drängen der Vermittler nachzugeben. Sie machten geltend, daß die Aufständischen doch wohl nicht alle als der Enormität der Häupter schuldig, nicht einmal mitwissend, angesehen werden dürften. Sie versicherten ferner beharrlich ihre Hoffnung, die Anderen zu heilsameren Gedanken zu bringen. Sie baten, daß ihnen nur noch etwas Zeit gelassen werde." Demnach, schließt der Kaiser, habe er den Vermittlern, im Namen ihrer Souveräne, die abermaligen Schritte gestattet.[1])

Daß diese Gestattung von Seiten des Kaisers ein Opfer war, ergibt sich aus den mancherlei Aeußerungen des Unmuthes der kaiserlichen Räthe über die seemächtlichen Vermittler. Die außerordentliche Botschaft, bestehend aus Lord Sunderland und Baron Almelo, war damals in Wien noch nicht eingetroffen: die Sache kam also zunächst noch an auf Stepney und Hamel Bruininx.

### Die abermaligen Vermittelungsversuche.

Aber es durfte die Frage sein, ob auch von jener täglich zu erwartenden Botschaft eine mehr unparteiliche Haltung zu hoffen war. Die Nachrichten aus dem Haag und London klangen in dieser Beziehung

[1]) Handschreiben des Kaisers vom 5. Juli.

nicht verheißungsvoll. „Ich hätte gewünscht, meldet der Graf Goes aus dem Haag an Gallas in London, die Sendung des Barons Almelo nach Wien zu hindern; aber Marlborough hat sie betrieben. Almelo sagt hier, daß er nur zwei oder drei Monate in Wien bleiben werde. Sie sehen daraus, wie irrig die Rechnung dieser Herren ist, die da meinen, sie hätten nur einige Worte mit den ungarischen Häuptern zu reden, um den Frieden herzustellen.“ [1])

Bei den Engländern war die Unkenntnis über die ungarischen Verhältnisse mindestens eben so groß. Der Graf Wratislaw hatte, wie erzählt, wiederholt dem Lord Marlborough seine Klage über die Parteilichkeit des Gesandten Stepney ausgesprochen. Marlborough dagegen wies am 19. Juni den Baron Almelo an Stepney, mit den Worten: „Ich weiß Niemanden, der Sie über die ungarischen Angelegenheiten besser instruiren könnte, als unsere Gesandten Stepney und Hamel Bruininx: der Erstere erhält den Auftrag es zu thun.“ [2])

Die Klagen Wratislaws über Stepney wurden im Sommer 1705 immer nachdrücklicher. Er fürchtet, daß, wenn der Whig-Eifer Sunderlands sich zu den Meinungen Stepneys hinzugeselle, sie darauf ausgehen würden, in Ungarn eine Art Republik zu errichten. Marlborough möge daher die republikanischen Neigungen seines Schwiegersohnes dämpfen. Er nennt, einige Tage später, die Gesinnung des Stepney geradezu böswillig. Er macht Marlborough den Vorwurf, daß er, bei genügender Kenntnis der Meinungen des Stepney, welcher nicht zum Vortheile des Kaisers vermitteln werde, dennoch diesen und den Republikaner Sunderland zusammen gesellt habe. [3])

Nach diesem Schreiben Wratislaws wagte es allerdings Marlborough nicht mehr, auch dem Lord Sunderland ein offenes Zusammen-Gehen mit Stepney zu empfehlen. Er rieth ihm vielmehr Vorsicht an wegen der Erbitterung, die man am Wiener Hofe gegen Stepney habe. Aber er fügt hinzu, daß Stepney es sehr wohl meine, und daß darum Sunderland sich hüten möge, ihn in irgend etwas zu kränken. [4]) Marlborough urtheilt also auch nach den wiederholten

[1]) Goes an Gallas, 28. April.
[2]) Murray t. II, p. 118.
[3]) Coxe t. I, p. 341. Vom 19. und 30. Juli.
[4]) Murray t. II, p. 225. Vom 20. August.

Erfahrungen, welche man in Wien an Stepney gemacht, und nach London hin nicht verschwiegen hatte, in derselben anerkennenden Weise über Stepney wie früher (S. 347).

Was immer Franz Rakoczy und Bercseny fordern und wie sie ihre Forderungen durchzusetzen suchen, die Stimmung der leitenden Persönlichkeiten im Haag und in London bleibt ihnen günstig. Es erwächst also die Frage, ob diese einen schärferen Einblick in die Verkettung der Dinge besaßen, als der in englischen Vorurtheilen befangene Stepney, ob sie wußten, daß hauptsächlich das Gold Ludwigs XIV. das ungarische Feuer glühend erhielt, daß ohne dasselbe es in einen Aschenhaufen zusammen sinken werde.

Jedenfalls entging der umsichtigen Kenntnis des Rathspensionärs Heinsius nicht die Thatsache, daß Ludwig XIV. nach dem Tode des Kaisers Leopold die Subsidien für Rakoczy erhöht habe und prompt bezahle. Er theilte dies dem kaiserlichen Gesandten Goes mit. Aber er fügte dann hinzu: „Es folgt daraus mit Nothwendigkeit der Schluß, daß dies Feuer nicht durch die Waffen zu löschen ist, sondern durch geschwinde Tractaten." [1]) Die Cardinalfrage, ob denn auch Rakoczy, bei solcher französischer Bezahlung, tractiren und vor allen Dingen abschließen wolle, kam bei Heinsius nicht zur Erörterung.

In ähnlicher Weise verhielt sich Godolphin. Nachdem der Graf Gallas ihm ausführlich den Stand der Dinge in Ungarn dargelegt, fuhr Godolphin, wider seine Gewohnheit, heftig heraus mit den Worten, die Gallas ausdrücklich als dessen eigene berichtet: Vous avez beau dire, ne me prenez pas mal, si je vous parle comme cela; car si je ne vous dois pas parler avec franchise et sincérité, je ne parlerai pas du tout. Si vous ne pouvez pas faire un accommodement, il faut tout abandonner de ce côté-là, et l'Empereur le pourra toujours redresser, ce qu'il ne pourra pas faire de l'autre, si le duc de Savoye se perd. [2])

Es ist uns bereits früher einmal von englischer Seite eine ähnliche Aeußerung in Betreff Ungarns entgegen getreten (S. 214). Ein Verfahren solcher Art, zu bewilligen, mit dem inneren Vorbehalte bei

---

[1]) Bericht des Grafen Goes vom 9. Juni.

[2]) Bericht des Grafen Gallas vom 11. September.

gelegener Zeit zurückzunehmen, entsprach nicht der Weise des Hauses Habsburg. Auch mochte dem englischen Minister Godolphin nicht klar sein, wie weit die Ansprüche Rakoczys gingen. Diese treten offen hervor, wie wir gesehen haben und ferner sehen werden, in den eigenen Aeußerungen des Rakoczy zu seinem Gönner, Ludwig XIV. Diese seine eigenen Aeußerungen sind für die Geschichte seines Thuns und Treibens die erste und hauptsächliche Quelle.

Der Auftrag der englischen Regierung für Sunderland war daher, entsprechend jenen Reden Godolphins, in ähnlicher Weise allgemein und dennoch nachdrücklich gehalten, wie der holländische für Almelo. Er solle, hieß es darin, den Kaiser aufs äußerste drängen zum Frieden zu kommen.[1])

Aber Rakoczy konnte nicht geradezu handeln als Souverän von Ungarn, sondern mußte auf die Stimmung seiner Landsleute Rücksicht nehmen. Diese gab sich kund für die formelle Annahme der seemächtlichen Vermittelung. Dazu mochte kommen, daß die wenig ehrenhafte Behandlung, die dem Palatin Paul Esterhazy in seinem Boten Jeszensky widerfahren war, nicht bloß bei dem Kaiser und den in Wien weilenden ungarischen Magnaten, sondern auch daheim einige Misstimmung hervorgerufen hatte. In Betracht dieser Lage der Dinge entschloß sich Rakoczy, öffentlich einen Schritt der Beschwichtigung zu thun, nämlich die englisch-holländische Vermittelung formell anzunehmen. Am 3. Juli erließ er für seine Person eine Danksagung an die Königin von England. Das Schreiben, mit bombastischen Lobeserhebungen angefüllt, schließt mit dem Ausdrucke der Erwartung, daß das Ergebnis der Vermittelung auch durch die wirksame Garantie der Königin aufrecht erhalten werden möge.[2]) Das Schreiben, unterzeichnet Fürst Franz Rakoczy, war so abgefaßt, daß jedem Ungarn die Einsicht in dasselbe verstattet werden konnte.

Einige Tage später dagegen, am 8. Juli, verfaßte Franz Rakoczy ein anderes Schreiben. Es war gerichtet an Ludwig XIV. Auch dies Schreiben beginnt mit sehr starken Ausdrücken des Dankes, nämlich für die Vermehrung der Subsidien. Rakoczy verspricht sich

---

[1]) To press the Emperor to the utmost to come to a peace.

[2]) In den Berichten Stepneys, p. 174.

derselben würdig zu machen, indem er, so weit es ihm möglich, seinem Vaterlande dessen wahrhafte Interessen zeige, und indem er dem Könige von Frankreich mit demselben Eifer diene wie bisher. Dann fährt er fort: „Da jedoch nach dem Tode des Kaisers der römische König der ungarischen Nation alles versprechen zu wollen scheint, was sie wünschen kann, so nöthigen mich die Umstände einen allgemeinen Landtag einzuberufen, um die Intentionen der Stände zu erfahren. Ich würde untröstlich sein, wenn meiner Absicht die von Ew. Majestät mir bewilligten Subsidien wohl anzuwenden, die Consequenzen dieser Einberufung hinderlich entgegen träten. Allein für den Fall, daß, wider meinen Willen, der Friede zu Stande käme, lasse ich einen Theil der Gelder in den Händen Bonacs in Danzig, damit Ew. Majestät darüber anderswohin mit demselben Effecte verfügen können. Denn ich habe keinen größeren Ehrgeiz, noch einen dringenderen Wunsch, als Ihnen die Wärme und die Anhänglichkeit zu beweisen, mit welcher ich Ew. Majestät unterthänigster Diener bin." Das Schreiben trug die Unterschrift: „Fürst von Siebenbürgen." [1])

Es ist nicht anzunehmen, daß von diesem Briefe Franz Rakoczy einem seiner Landsleute eine Kunde gegeben habe. Sie würden dann ihr Mistrauen gegen die Aufrichtigkeit des kaiserlichen Hofes, an welchem Rakoczy sie lenkte nach seinem Willen, richtiger vielleicht gewendet haben gegen ihn selbst.

Lassen wir auf dieses Schreiben vom 8. Juli, durch welches Rakoczy sich zum unbedingten Diener Ludwigs XIV. erklärt, gleich die Antwort des Letzteren folgen. Sie ist vom 27. August, kurz, jedoch genügend. „Es wird mir sehr lieb sein, schreibt der König, wenn ich, neben meiner Hülfe für den Ruhm und das Glück einer erlauchten und durch ihre Tapferkeit immer ausgezeichneten Nation, auch für Ihre Privat-Interessen etwas beitragen könnte." [2])

Diese letzten Worte sind inhaltsschwer. Der Gedanke wird, im Fortgange der unsäglichen Wirrsale Ungarns, noch oft uns vor Augen treten.

Den Gesandten Stepney und Bruininx jedoch, welche allerdings diese Schriftstücke nicht kannten, aber auch sehr wenig sich mit der

---

[1]) Fiedler, Bd. II, p. 452.
[2]) A. a. O., p. 453.

Frage beschäftigten, ob solche Schriftstücke vorhanden sein könnten, schien jenes Dankschreiben von Franz Rakoczy, vom 3. Juli, an die Königin von England, die Bahn ihrer Thätigkeit zu eröffnen. Da die außerordentlichen Friedensbotschafter der Seemächte, Graf Sunderland und Graf Rechteren, früher Baron Almelo genannt, noch nicht in Wien eingetroffen waren, so richteten jene zwei, Stepney und Bruininx, am 10. Juli, ein Schreiben zunächst an den Erzbischof von Kalocsa. „Auf unsere dringenden Bitten, heißt es darin, hat der Kaiser eingewilligt, festzuhalten an der Declaration seines Vaters vom 20. Juni des vorigen Jahres. Wir zweifeln also nicht, daß auf Grund dessen unsere Vermittelung in formeller Weise von Seiten der Ungarn angenommen werde. Denn wir sind überzeugt, daß, wenn die conföderirten Ungarn sich wirklich nach dem Frieden sehnen, sie fortan keine Erörterung mehr anregen werden über das Krönungsdiplom oder den geleisteten Eid, und noch weniger das Recht des Königs in Zweifel ziehen werden; denn jegliche Erwähnung solcher Art reißt die Wunde wieder auf, die wir zu heilen wünschen." Sie bitten daher den Erzbischof, seinen Einfluß in diesem Sinne geltend zu machen.

Zugleich wenden sie sich an Rakoczy selbst mit einer Darlegung in diesem Sinne. „In dem Rechte des Königs, sagen sie, beruht der Cardinalpunkt der Sache. Wir haben mit Bedauern vernommen, daß man dieses Recht als bedingt hinstellen wollte. Wird dieser Stein des Anstoßes ferner bewegt, oder werden ähnliche Schwierigkeiten erhoben: so ist zu besorgen, daß der zum Frieden ganz geneigte Sinn des gütigen Kaisers im Beginne seiner Regierung selbst sich von seinem Vorsatze abwende. Deshalb bitten wir dringend, daß von solchen Bitterkeiten fortan abgestanden werde."

„Der Kern der ganzen Angelegenheit beruht auf zwei Punkten, demjenigen der inneren Sicherheit, und demjenigen der äußeren. Jener betrifft die Feststellung der Gesetze und Rechte der Ungarn, dieser die Zulassung anderer Mächte zur Garantie. In der ersteren Beziehung hat der König verheißen, die Gesetze und Rechte der Nation nach Inhalt seines zu Preßburg geleisteten Eides bewahren zu wollen. Die hinzugefügte Clausel: gemäß der Verständigung zwischen der Krone und dem Landtage — ist durchaus nicht so zu verstehen, als wenn

alle Rechte und Freiheiten in Zweifel gezogen werden dürfen, und als wenn aus diesem Zweifel an dem Ganzen etwa eine neue Regierungsform hervorgehen könne; sondern sie bedeutet lediglich, daß, wenn sich Artikel finden, deren Sinn bisher nicht genügend klar gestellt ist, diese in Zukunft durch die Vereinbarung zwischen der Krone und den Ständen auf einem Landtage ihre Auslegung finden sollen. Denn es ist unzweifelhaft, daß die meisten der auf dem Landtage zu Preßburg, so wie dem vorhergegangenen zu Raab, beschlossenen Artikel, als die Feststellung dessen, was seit so langen Jahren her als Recht gegolten, so klar ausgesprochen sind, daß über die Beobachtung derselben nach Eidespflicht ein Bedenken nicht aufkommen kann, so wie daß in diesem Sinne das königliche Patent in der Veröffentlichung durch den Palatin ausgelegt werden muß. Dagegen gehören, nachdem durch die Pacification die hauptsächlichen Beschwerden hinweggenommen sind, die übrigen Artikel vor den künftigen Landtag, und nach der Erledigung derselben dort ist mit Grund zu hoffen: die ungarische Nation werde, auf das königliche Wort vertrauend, eine auswärtige Garantie für nicht erforderlich erachten, und werde nicht beim Beginne der Regierung selbst eine Bedingung verlangen, die der Majestät der Krone nicht entspricht, noch auch in solchen Fällen den Fürsten gegenüber bräuchlich ist. Wir ersuchen daher Ew. Hoheit, Ihre Autorität bei den Conföderirten dahin geltend zu machen, daß nicht die gnädige Gesinnung des Kaisers erfolglos bleibe, sondern daß, nach solenner Annahme der Vermittelung der Königin von England und der Generalstaaten, so bald wie möglich die Verhandlungen beginnen mögen." [1])

Diese zwei Schreiben der Vermittler thun dar, daß sie principiell das Recht des Kaisers Joseph I. auf das Königreich Ungarn festhalten, und von diesem Standpunkte aus einen Ausgleich erstreben, daß demnach die Kluft zwischen ihnen und Rakoczy als dem unbedingten Diener Ludwigs XIV. ungleich tiefer und weiter war, als zwischen ihnen und den Kaiserlichen. Aber sie wußten und erkannten das nicht. Sie meinten, daß nur von kaiserlicher Seite ein Hindernis des Friedens erwachsen werde. Ein solches Hindernis konnte kommen von der Absicht des

[1]) Schreiben der Vermittler Stepney und Hamel Bruininx an Rakoczy, 10. Juli. Abgedruckt auch bei C. Höfler, zum ungarischen Ausgleich 1705, S. 42 u. f.

Schlagens. Stepney hatte hier und da die Rede vernommen, im Juli, daß eine entscheidende Stunde bevorstehe. Daher griff er mit Eifer den von dem Baron Szirmay hingeworfenen Gedanken auf, daß zunächst ein Stillstand der Waffen vereinbart werden möge. Zwar zweifelte er selbst. Die kaiserliche Armee in der Schütt, sagt er, ist bis auf die Stärke von 20.000 Mann gebracht, und darin liegt eine große Versuchung für sie ihr Glück sofort zu erproben. Ich werde mich sehr deshalb glücklich schätzen, wenn ich den Schlag zurückhalten kann, wenigstens bis der Graf Sunderland kommt; aber ich fürchte, es wird mir nicht gelingen." [1])

Am 23. Juli reichte Stepney seinen Antrag auf einen Stillstand ein. Der Kaiser Joseph war bereit zu bewilligen. Er sprach sich darüber zu seinen Gesandten in London und im Haag aus mit folgenden Worten: „Wir erkennen wohl, daß der Stillstand nur darum verlangt wird, damit die Häupter einen großen Theil ihrer Leute heimgehen lassen können, um die Ernte einzubringen. Allein, um denjenigen, welche dieses unser Bedenken etwa dahin auslegen möchten, als ob wir nicht genug Eifer zeigten, die Sache in der Güte auszumachen, ihre ungegründete Meinung noch mehr zu benehmen, haben wir auch dies Verlangen der Rebellen bewilligt." [2])

Dabei indessen stellte der Kaiser durch die Vermittler drei Forderungen, nämlich: die Erbfolge an der Krone dürfe nicht in Zweifel gezogen werden; von einer Herstellung der Clausel des Königs Andreas — die den Ständen das Recht der Waffen gegen den König zusprach — sei völlig abzusehen; die Frage der Garantie sei auf die Verhandlung selbst zu verweisen. — Die Vermittler baten die Häupter der Rebellion dringend, darauf einzugehen: dann könne die Verhandlung sofort beginnen. So am 27. Juli. [3])

Es war der Eifer Stepneys, der in solcher Weise sich bethätigte. Denn nicht einmal war der Wunsch nach einem Stillstande, wie der Kaiser meinte, von Rakoczy ausgegangen, sondern nur von Stepney. Auch war Rakoczy gar nicht Willens, sich über jene drei vom Kaiser

---

[1]) Stepneys Bericht vom 22. Juli, p. 172.

[2]) Kaiserliches Rescript an Gallas und Goes, vom 28. Juli.

[3]) Schreiben der Vermittler vom 27. Juli.

gestellten Forderungen auszusprechen. Die Vermittler mußten die Nachricht hinnehmen, daß ihr Schreiben vom 10. Juli, welches principiell jenen drei Forderungen entsprach, dem Rakoczy gar nicht einmal überreicht sei, weil der Erzbischof von Kalocsa Bedenken getragen habe. Nun aber war das Schreiben der Vermittler vom 27. Juli, welches abermals die drei Forderungen des Kaisers enthielt, dem Rakoczy zugekommen. Er ließ erwiedern: er dürfe nicht aus eigener Autorität über die drei Puncte entscheiden; denn er sei der Conföderation in Ungarn eidlich verpflichtet, in der Friedenssache keinen Schritt anders zu thun, als mit gemeinsamer Zustimmung. Darum habe er eine Art Landtag berufen, welche er bezeichnete als Berathung im Feldlager, auf den 1. September, im Felde Rakos, unweit Pest.[1])

Nach dieser Eröffnung, die durch den Erzbischof von Kalocsa den Vermittlern Stepney und Bruininx zuging, konnten sowohl sie wie die kaiserlichen Minister nicht anders als glauben, daß die Malcontenten oder Rebellen, je nachdem man sie benennen mochte, eine Körperschaft bildeten, in deren Namen und Auftrag Franz Rakoczy handelte. Aehnlich mochten auch viele dieser Malcontenten selber es meinen. Sie insgesammt wußten nicht, daß gleichzeitig auch eine andere Botschaft von Franz Rakoczy ausging, in welcher er sich nicht berief auf einen seinen Gefährten geleisteten Eid.

Franz Rakoczy erließ, am 29. Juli, an seinen Agenten Vetes in Brüssel den Auftrag, dem Kurfürsten Max Emanuel zu melden: in den ungarischen Comitaten sei allerdings die holländisch-englische Vermittelung angenommen. Aber Vetes soll zugleich dem Kurfürsten betheuern, daß, auch wenn der Friede zu Stande käme, Ungarn dem Kaiser keine Hülfe gewähren werde. „Wenn dagegen Gott unseren Waffen Glück gibt: so kann der Kurfürst sicher sein, daß die Nation nicht nur den Frieden verwerfen, sondern auch die Wahl und das Interregnum in Frage ziehen wird. Ich gehe — dessen mag der Kurfürst sich für überzeugt halten — in Allem mit solcher Aufrichtigkeit zu Werke, daß, auch wenn es zum Frieden käme, die Dinge jedenfalls mehr zum Nutzen des Königs von Frankreich als zu seinem Schaden ausschlagen sollen."[2])

---

[1]) Stepneys Bericht vom 5. August, p. 187.

[2]) Fiedler, Bd. I, S. 369.

Diese Worte sind augenscheinlich die Fortführung der Gedanken in dem früheren Schreiben an Ludwig XIV., vom 8. Juli (S. 387). Aber Franz Rakoczy ging nun einen Schritt weiter. Auch ohne die Antwort Ludwigs XIV. abzuwarten, die, vom 27. August datirt, wie wir gesehen haben, für die Privat-Interessen von Franz Rakoczy im voraus gewährend oder vielmehr einladend ausfiel, richtete er, am 29. Juli, zugleich auch ein Schreiben an seinen Agenten Vetes zum Vortrage bei Ludwig XIV. Das Schreiben thut dar, daß, was immer an Gelde der Gesandte Desalleurs mitgebracht haben mochte, den Ansprüchen Rakoczys an Ludwig XIV. nicht genügte. Es ist, wie die folgenden Worte des Schreibens ergeben, von Rakoczy persönlich die Rede. [1])

Das Schreiben beginnt mit der Klage, daß er, Franz Rakoczy, nicht ein eigentliches Bündnis mit Ludwig XIV. habe, noch auch nur von dem Könige die schriftliche Zusage erhalten könne, daß Ludwig XIV. nicht ohne ihn Frieden schließen werde. Es sei alles nur mündlich. „Dies ist die Ursache, fährt er fort, warum ich die Unterhandlungen fortsetze." Dann stellt er seine Forderungen auf.

„Wenn der König die Fortdauer unseres Kämpfens will, so verpflichte er sich, mit mir als Fürsten von Siebenbürgen ein ewiges Schutz- und Trutzbündnis zu schließen, so daß er nicht in eine Friedenshandlung eintreten werde, so lange nicht Ungarn vom Hause Oesterreich gelöst ist. Er darf sich ohne mich weder in eine Verhandlung einlassen, noch weniger eine solche abschließen."

„Der König muß mir zusichern, daß ich jedenfalls Siebenbürgen mit voller Souveränetät behalte, und von Ungarn so viel wie möglich. Er muß die Stände von Ungarn als frei und unabhängig anerkennen."

„Die Subsidien müssen fortgezahlt werden."

„Wenn ich gefangen würde, so befreit mich der König nicht bloß aus der Gefangenschaft, sondern gibt mir so viele Güter in Polen, daß ich meinem Stande angemessen davon leben kann."

„Es ist zu wünschen, daß dies alles abgemacht werde vor dem Ende September, bis wohin ich den ungarischen Landtag hinausziehen kann."

---

[1]) Fiedler, Bd. I, S. 371 u. f. Vom 29. Juli.

Das Schreiben, eins der wichtigsten, die im Laufe dieser unseligen ungarischen Wirren abgefaßt sind, enthält eine merkwürdige Selbst-Charakteristik des Franz Rakoczy. In dieser Beziehung ist der eine Brief, aus dem Leben gegriffen, mehr werth als die später im Exile zu Rodosto, mit dem Anrufe an die ewige Wahrheit, lang ausgesponnene Selbst-Biographie. In dem Briefe treten die eigentlichen Züge des vermeintlichen Patrioten so scharf und klar hervor, daß es eines weiteren Hinweises nicht bedarf.

Nur die Selbstüberschätzung des Franz Rakoczy fordert einige Bemerkungen, weil sie dem sonst so verschlagenen Manne die Augen blendete, seinen Gönner im wahren Lichte zu erkennen. Franz Rakoczy war für Ludwig XIV. ein sehr nützlicher Diener, einerseits durch die directe Feindschaft wider den Kaiser, dessen Länder er verdarb und verödete, andererseits durch die thörichte Neigung der Seemächte für den Rebellen. Darum war Ludwig XIV. bereit für Franz Rakoczy viel Geld, und zwar pünctlich zu zahlen, auch für sein Privat-Interesse ausgiebig zu sorgen. Wir werden sehen, daß die Forderung des Ankaufes von Gütern in Polen mit fürstlichem Einkommen nicht auf erhebliche Schwierigkeiten stieß.

Aber Ludwig XIV. wollte Franz Rakoczy eben auch nur als seinen bezahlten Diener. Er köderte allerdings, neben der Habgier, auch den Ehrgeiz des jungen Mannes durch die vorgehaltene Aussicht auf ein Bündnis, auf ein Versprechen, bei einem europäischen Friedensschlusse für Franz Rakoczy als souveränen Fürsten einzutreten. Aber Ludwig XIV. ließ derartige Aussichten nur mündlich eröffnen, durch seinen Gesandten Desalleurs, dessen mündliches Wort im Winde verflog und doch dabei in Rakoczy immer wieder den Wunsch und die Hoffnung erneuerte, daß der König es schriftlich bestätigen werde. Dieser Wunsch und diese Hoffnung war die Angel, an welcher Franz Rakoczy sich verbissen hatte, und daran sich weiter führen ließ, wohin es dem Interesse Ludwigs XIV. entsprach. Dieses Interesse bestand in der Lahmlegung des Kaisers durch die Verwüstung seiner Länder und das Verderben seiner Unterthanen.

Ja Ludwig XIV. machte nach anderen Seiten gar nicht einmal ein Hehl aus seiner wahren Gesinnung über Franz Rakoczy und den ungarischen Aufstand. Eben damals ließ er unter der Hand im Haag

Friedensanträge machen. In einer französischen Denkschrift zur Empfehlung derselben finden sich die folgenden Sätze, die für uns Spätere wie eine Antwort lauten auf jene ehrgeizigen Forderungen von Franz Rakoczy: Le simple bruit bien fondé de l'acheminement à cette paix produira la soumission des rébelles de Hongrie, qui ne pourraient alors se dispenser d'obéir entièrement à la volonté de l'Empereur. [1])

Es ist allerdings sehr wahrscheinlich, daß Rakoczy damals in diesen Wortlaut keinen Einblick hatte. Aber nur seine Selbstüberschätzung hinderte ihn den entsprechenden Maßstab für die Gedanken Ludwigs XIV. in sich selber zu finden.

Da die Anträge Ludwigs XIV. im Haag damals keinen Erfolg hatten, so dienen jene Worte nur zur Charakteristik. Die Dinge blieben wie sie waren, und demnach dauerte der Dienst Franz Rakoczys und derjenigen, die er führte, für Ludwig XIV. fort.

## Der Feldzug 1705 in Ungarn.

Die Worte von Franz Rakoczy in jenem Schreiben, vom 29. Juli, an seinen Agenten Vetes, zunächst für den Kurfürsten Max Emanuel bestimmt, lassen ersehen, daß er inzwischen auf einen Erfolg der Waffen hoffte, der seine Position verbessern, ihn in den Stand setzen werde, den völligen Bruch mit dem Hause Habsburg einzuleiten. Da er den 1. September als den Tag der Berathung auf dem Felde Rakos ausgeschrieben, so scheint es, daß er hoffte dort mit einer vollendeten Thatsache aufzutreten.

Andererseits haben wir von Stepney, zu Ende Juli, vernommen, daß die Reden der Kaiserlichen von dem Herannahen einer entscheidenden Stunde in ihm die Besorgnis vor der Vereitelung seines Vermittleramtes wach riefen. Demnach ward von beiden Seiten zum Schlagen gedrängt. Es kommt also auf die beiderseitigen Streitkräfte an.

Anstatt des Feldmarschalls Heister, den der Kaiser Leopold, ungeachtet des nicht günstigen Urtheils des Prinzen Eugen über ihn,

---

[1]) Lamberty t. III, p. 584.

bis zuletzt gehalten hatte, gab der Kaiser Joseph das Commando in Ungarn dem Grafen Herbeville, der im bayerischen Feldzuge des Jahres zuvor sich hohe Anerkennung erworben. Das eigentliche Ziel des Feldzuges sollte die Befreiung Siebenbürgens sein, wo Rabutin mit dem Aufgebote der letzten Kraft die kaiserliche Sache aufrecht hielt. Allein bei der Ausrüstung des Heeres, welches um Komorn sich sammelte, wiederholten sich dieselben Klagen, die wir von dem großen Türkenkriege her als regelmäßig kennen. Man war mit allem Nothwendigen so sehr im Rückstande, daß die Armee vier Monate thatlos in der Insel Schütt verbrachte. Im Juli schätzte Stepney, der, wie wir vernommen, auf ihre wachsende Fähigkeit und Lust zur Action mit Besorgnis blickte, sie auf 24 Bataillone zu je 500 Mann, und 10 Regimenter Cavallerie zu je 800, also in Allem 20.000 Mann. Die nächste Absicht war damals, die Festung Leopoldstadt, welche von den Rebellen umschlossen, aus Mangel an Lebensmitteln sich in höchster Gefahr befand, zuerst neu zu verproviantiren. Rakoczy dagegen, der bei Neuhäusel stand, hoffte, daß der beabsichtigte Zug der Kaiserlichen nach Leopoldstadt ihm eine günstige Gelegenheit darbieten würde sie zu schlagen.

Ueber die Truppen Rakoczys so wie überhaupt über den Stand seiner Angelegenheiten in Ungarn liegt aus dieser Zeit ein merkwürdiger eingehender Bericht vor, den der französische Gesandte Desalleurs nach mehrmonatlichem Aufenthalte bei Rakoczy für Ludwig XIV. niederschrieb. Daher dürfte, wenn auch einige Angaben Bedenken erregen mögen, die subjective Wahrhaftigkeit des Verfassers nicht anzuzweifeln sein. Der Bericht, etwas verkürzt, lautet wie folgt. [1])

„An der Spitze eines jeden der Comitate von Ungarn steht zur Zeit ein Comes, der einer der ersten Familien des Districtes angehört. Er hat in jedem Orte einen Vertreter, der seine Befehle ausführt. Die militärischen Commandanten stehen nicht unter dem Comes, sondern direct unter dem Staatsrathe, nämlich den General-Officieren."

„Dieser Staatsrath ist zur Zeit im Besitze der Souveränetät. Er besteht aus den vornehmsten Herren des Landes, welche die Aemter in Civil und Militär unter sich getheilt haben."

---

[1]) Fiedler, Bd. II, S. 457 u. f. Etat des affaires des Mécontents de Hongrie en 1705.

„Diese Herren haben den Prinzen Rakoczy zu ihrem Chef erwählt. Er ist General-Capitän, und alle Berathungen geschehen in seinem Namen. Er führt den Titel: Franz II. Rakoczy, von Gottes Gnaden erwählter Fürst von Siebenbürgen" u. s. w.

„Die gesammte Bevölkerung von Ungarn ist in zwei Parteien zerspalten, die sich unterscheiden durch die Namen der Labanzen und Kurruzen. Die ersteren sind kaiserlich, die letzteren für Rakoczy."

„In beiden Parteien sind die drei Religionen vertreten, deren freie Uebung in Ungarn gestattet ist: Katholiken, Lutheraner, Reformirte. Der Fürst ist sehr eifriger Katholik; aber fast alle seine Hausbeamte, wie auch die Mitglieder des Staatsrathes gehören den anderen zwei Confessionen an."

„Der Hofhalt ist eingerichtet auf dem Fuße desjenigen deutscher Fürsten. Der Fürst allein speist von Silber, die Uebrigen von Zinn. Sein Stall ist nicht prächtiger als seine Tafel. Nur einige Pferde haben reiches Geschirr, das von gemachter Beute herstammt. Eben so einfach sind seine Lagerzelte."

„Von Beginn der Unruhen an hatte Rakoczy die Vorsicht, zwei Regimenter Leibwache zu bilden. Diese, zu denen eine Compagnie französischer Grenadiere kam, waren bis zum Jahre 1705 die einzigen disciplinirten Truppen. Die Uebrigen bestanden aus zusammen gerafften Freiwilligen, schlecht bewaffnet, ohne Sold, ohne Officiere, mit der Freiheit nach ihrem Ermessen davon zu gehen."

„Die Erfahrungen des Treffens von Tyrnau, in Folge dessen Vielen die Sache wie verloren erschien, bewogen Rakoczy, am 1. Januar 1705 dem Staatsrathe vorzuschlagen, regelmäßige Truppen auf Sold zu errichten. Der Vorschlag fand Beifall, und man beschloß zu diesem Zwecke eine Kupfermünze zu schlagen, und derselben durch ein Edict Curs zu geben.[1]) Die Münzen trugen die Inschrift: Für die Freiheit. — Vom Februar 1705 an begann die Formirung der neuen Armee."

„Zugleich sammelte Rakoczy die Deserteure der Kaiserlichen, so wie einige Gefangene, und diejenigen Ungarn, die früher in der kaiser-

[1]) Rakoczy selber sagt in seinen Mémoires, p. 44: Cette grande disette d'argent monnoyé m'obligea donc dès le commencement de la guerre à introduire la monnoie de cuivre, etc.

lichen Armee gedient hatten. Er setzte ihnen deutsche Officiere vor, und ließ sie uniformiren. Sie erhielten den Namen der deutschen Regimenter und höheren Sold als die Truppen der Comitate."

„Ferner recrutirte er die beiden Regimenter seiner Leibwache. Das eine, Cavallerie, ist 600 Pferde stark, und hat bei Tyrnau seine Pflicht gethan. Nicht so das andere, Infanterie, bestehend aus Tolpatschen. Dennoch hat er auch diese behalten, weil er keine bessere hat, und der Truppe zu besonderem Danke verpflichtet ist. Denn sie zuerst haben ihm ihre Dienste angeboten. Sie waren bis dahin eine in Brigaden abgetheilte Banditen-Truppe, welche auf den großen Heerwegen raubte, und von den Dörfern Contribution erhob, unter der Führung eines Hauptmannes Adam, welcher auch heute noch ihr Chef ist, unter dem Titel eines Obersten der Leibwache."

„Die frühere Compagnie der französischen Grenadiere bestand aus den landstreichenden Deserteuren, die von einem Dienste in den anderen übergehen. Sie wurde bei Tyrnau fast völlig aufgerieben. Aber Rakoczy, der Gründe hat ein französisches Corps unter seinen Truppen zählen zu wollen, hat wieder 80 Franzosen zusammen gebracht, und ihnen eben so viele Ungarn beigesellt, welche ihm versprochen haben Muth zu besitzen.[1]) Daraus wurde eine neue Compagnie französischer Grenadiere gebildet, wohl gekleidet und bewaffnet, mit höherem Solde als die anderen, nämlich mit je zwölf Kupfermünzen monatlich."

„Im Mai 1705 musterte Rakoczy seine Armee. Es erfand sich ein Bestand von 44.800 Mann. Unter diesen jedoch sind in Allem nur 1400 Reiter und 5380 Fußgänger ein wenig disciplinirt und mit den nöthigen Waffen versehen, so daß man auf sie rechnen kann. Die Uebrigen sind nur geeignet der Armee das Brot wegzuessen, und Unordnung zu verursachen."

Man fragt sich verwundert, wie es möglich war, daß diese Armee der Freiheit Jahre lang sich erhalten konnte.

Einer der Gründe dafür war der Terrorismus, den Rakoczy ausübte und nicht einmal auf Ungarn beschränkte. Aus der kaiserlichen Armee am Rheine desertirten eben damals die geborenen Ungarn, Officiere und Gemeine, truppweise, so daß Ludwig XIV. befahl,

---

[1]) Qui lui ont promis d'avoir du courage.

eigene ungarische Compagnien zu errichten. Auf französischer Seite hieß es, daß diese Desertion die Wirkung der Drohung Rakoczys sei, welcher den Ungarn unter den kaiserlichen Fahnen die Alternative gestellt, entweder zu desertiren, oder Hab und Gut daheim verwüstet zu sehen. [1])

Wenn das Schreckenssystem des Rakoczy so weit hinaus seine Wirkung that, so läßt sich danach ermessen, in welcher Art es daheim seine Kraft entwickelte. Andererseits kommt in Betracht der Sittenzustand des Volkes. Von demselben entwirft der Franzose Desalleurs in seinem Berichte für Ludwig XIV. eine im Ganzen ungünstige Schilderung. Allein ohne die subjective Wahrhaftigkeit des Desalleurs in Zweifel zu ziehen, darf man doch die Frage aufwerfen, ob er nach dem Aufenthalte eines halben Jahres befähigt war, über die seiner Beobachtung ferner liegenden Objecte ein eben so zutreffendes Urtheil zu fällen, wie über diejenigen, die er täglich vor Augen sah, Rakoczy selber, dessen Umgebung und Kriegesschaaren. In einer sehr wichtigen Beziehung stimmt allerdings sein Urtheil zu demjenigen des Franz Rakoczy selbst. „Wenn die Ungarn in den Krieg gehen, so geschieht es nur in der Hoffnung auf Beute." [2])

Unter den disciplinirten Truppen hebt der Franzose, wie bereits bemerkt, die deutschen Ueberläufer und die Franzosen hervor, die höheren Sold erhielten. Die Artillerie ward geleitet von französischen Officieren; die Unterofficiere und die Mannschaft derselben bestand fast nur aus Deutschen.

„Zum Commando der Armee, sagt weiter Desalleurs, werden Ausländer nicht zugelassen. Alle ungarischen Magnaten beanspruchen Generale zu sein, und unter ihnen ist auch nicht ein Einziger dazu befähigt. Der Graf Bercseny steht an der Spitze der Truppen und der Geschäfte. Er ist weder der reichste, noch der vornehmste von Geburt; aber er hat mehr Verstand und Gewandtheit als die Anderen. Unglücklicher Weise ist er im Kriegswesen ganz unerfahren. Der Graf Forgacs ist der reichste und vornehmste Edelmann in

[1]) Pelet t. V, p. 403.

[2]) Fiedler, Bd. II, S. 467: S'ils vont à la guerre, ce n'est que par l'espérance du butin. — Unmittelbar vorher gehen sehr wenig ehrenhafte Bezeichnungen, in sich fast unglaublich.

Ungarn: er hat Muth und, vom kaiserlichen Dienste her, einige Erfahrung; jedoch ist er dort über den Obersten nicht hinaus gekommen. Der Graf Karoly hat als Oberstlieutenant im kaiserlichen Dienste gestanden. Er legt sich nur darauf, mit 2000 oder 3000 Mann Ausritte in Oesterreich und Mähren hinein zu machen. Er kennt dort das Land genau. Aber er scheint bisher nur darauf ausgegangen zu sein, Beute heim zu bringen. Die zwei Esterhazy sind vornehme Persönlichkeiten, Neffen des Grafen Tököly. Es gibt noch eine unendliche Zahl von anderen General-Officieren, die alle so schlechte Manöver gemacht haben, daß man sie gleichmäßig der Unwissenheit und der Untreue anklagt. Dies hat Anlaß gegeben zu der in der Partei Rakoczy häufigen Redensart: unter den Kurruzen gibt es viele Labanzen."

In den ersten Tagen des Monats August trat Herbeville mit 8000 Mann seiner Armee den Marsch von der Schütt aus auf Leopoldstadt an. Auch Rakoczy marschirte auf die Waag. In seinen Denkwürdigkeiten berichtet er ausführlich über seinen Plan, den Feldmarschall Herbeville in eine Falle zu locken, und über das Mislingen dieses Planes durch das Ungeschick seiner Generale. [1]) Herbeville verproviantirte Leopoldstadt. Dann wandte er sich zurück gegen Tyrnau. Der Kriegsrath Rakoczys votirte für den Angriff, in der Absicht, die rückkehrenden Kaiserlichen von der Insel Schütt abzuschneiden. Der Angriff erfolgte am 11. August, bei Pudmeritz unweit Tyrnau. Es wiederholte sich die alte Erfahrung: ungeachtet der großen Ueberzahl wurden die Rakoczyaner zersprengt, und ließen 400 Todte und die Hälfte ihres Geschützes auf dem Schlachtfelde. [2])

Der Erfolg war nicht entscheidend. Es war die Weise der Rebellen, nach solchen erlittenen Schlappen durch rasche Ausritte über die Grenzen ihre Furchtbarkeit in Erinnerung zu bringen. Bercseny trug die Brandfackel nach Mähren hinein. [3]) Aber die Ungarn sagten: dies geschehe zur Repressalie für das Brennen der Kaiserlichen in Ungarn. [4])

---

[1]) Mémoires p. 73 et suiv.

[2]) Stepneys Bericht vom 15. August, p. 189.

[3]) Mémoires du prince Fr. Rakoczy, p. 82.

[4]) Stepneys Bericht vom 19. August, p. 192.

Die hauptsächliche Aufgabe für Herbeville mit seiner Armee jedoch war der Marsch nach Siebenbürgen. Dort hatten, am 2. August, die Landstände auf einem ordnungsmäßig berufenen Landtage zu Hermannstadt die im Jahre zuvor geschehene tumultuarische Wahl von Franz Rakoczy zum Fürsten für nichtig erklärt.[1]) Der Kaiser wollte die ihm getreuen Stände nicht hülflos lassen. Am 26. August überschritt Herbeville mit seiner Armee von etwa 18.000 Mann die Donau bei Komorn, um zunächst auf Buda zu marschiren. In Wien hoffte man dadurch, daß man dem Franz Rakoczy den Anspruch auf Siebenbürgen vereitele, die aufständischen Ungarn unter einander zu spalten, sie von Franz Rakoczy abwendig zu machen.[2])

In dieser Beziehung dürfte die Berechnung von Anfang an als irrig bezeichnet werden. Wenigstens berichtete der Erzbischof von Kalocsa dem Kaiser: er habe noch niemals einen so leidenschaftlichen Ausdruck des Mistrauens bei den Ungarn wahrgenommen, als auf die Nachricht des Ueberganges der kaiserlichen Armee über die Donau.[3]) Ist diese Meldung des Erzbischofs richtig, so kam die Erregung der Ungarn wider die Schritte des Wiener Hofes dem Franz Rakoczy sehr zu statten für den von ihm berufenen Landtag im Feldlager, die consultatio campestris, vom 1. September an, bei Szecsin.

Diese Tage, wie Franz Rakoczy sie schildert,[4]) sind der Höhepunkt seines Glückes, sowie seiner Geschicklichkeit seine leicht erregbaren Landsleute nach seinem Willen zu führen.

Zu der Wirkung der Beredsamkeit mag allerdings auch der Umstand beigetragen haben, daß rund um die Versammlung der Berathenden die Armee der Freiheit lagerte. Nachdem Rakoczy zuerst eine Rede gehalten gegen die Tyrannei, welche Ungarn nunmehr seit zwei Jahrhunderten von dem Hause Oesterreich erlitten, trat er anscheinend ganz zurück. Und dennoch gelang es ihm durch diejenige Persönlichkeit die bis dahin getrachtet hatte, mit ihm die Oberleitung zu theilen, den Grafen Bercseny, seine Sache so zu führen, daß ihm allein die

---

[1]) Das Actenstück im Theatrum Europaeum, Bd. XVII$^{b}$, S. 60.

[2]) Stepneys Bericht vom 5. September, p. 202.

[3]) Bericht des Erzbischofs vom 10. October.

[4]) Mémoires, p. 82 et suiv. — Der Bericht an Ludwig XIV. bei Fiedler, Bd. II, S. 455.

Leitung zufiel. So berichtete Rakoczy damals gleich an Ludwig XIV. Nach seinen Denkwürdigkeiten redete Bercseny zu der Versammlung in folgender Weise. Da der Kaiser Vorschläge zum Frieden mache und erkläre, den Beschwerden der Nation abhelfen zu wollen, so habe man nicht Grund an eine neue Königswahl zu denken, sondern dem Beispiele der freiheitliebenden Polen zu folgen, die in einem solchen Falle eidlich sich verbündeten, sich einen Chef erwählten und unter dessen Führung die Herstellung ihrer Freiheit erstrebten. Aber der Titel eines Marschalles wie bei den Polen reiche für den Fürsten Rakoczy nicht aus, sondern er müsse das Haupt sein. Die ganze Versammlung stimmte zu.

Rakoczy nahm an. Er verlangte einen Beirath von vierundzwanzig Senatoren. Die Versammlung antwortete mit der Bitte, daß er sie ernenne. Es geschah.

„Ich war sehr gerührt, schreibt Rakoczy, durch die Liebe und das Vertrauen, welche die Nation mir bei dieser Gelegenheit bewies, indem sie mir die unumschränkte Macht bewilligte in allen politischen, militärischen, finanziellen Angelegenheiten."

In der That fand diese unumschränkte Macht ihren Ausdruck durch eine Bundes-Urkunde, welche die Prälaten und Magnaten persönlich, die Deputirten für ihre Körperschaften unterzeichneten. [1]) Die Geistlichen machten die Einschränkung: in so weit die Bestimmungen nicht dem Rechte der Kirche entgegen sind. Die Anderen unterzeichneten bedingungslos. Der Inhalt der Artikel des Bundes reicht aus diese Bereitwilligkeit zu erklären. Der neunte setzte Strafen fest für diejenigen, welche die Versammlung von Szecsin vor dem Ende verlassen hätten. Der zehnte verhängte Verbannung aus dem Königreiche für diejenigen, welche die Unterschrift der Bundesurkunde verweigerten. Der achtzehnte Artikel sprach Franz Rakoczy das Recht zu confiscirte Güter an diejenigen zu verleihen, die sich um das Vaterland wohl verdient gemacht hätten.

Ein französischer Bericht eines Augenzeugen, günstig für Rakoczy, drückt das Verhältnis aus mit den Worten: „Demnach wird Rakoczy commandiren, strafen, belohnen, comme il le jugera à propos." [2])

---

[1]) Histoire des Révolutions de Hongrie, p. 259.

[2]) In den Berichten Stepneys, II. Kötet, p. 244.

Rakoczy selber meldet darüber an Ludwig XIV.: „Ich habe durch dieses Mittel die ganze Nation für meine Interessen engagirt. Durch allgemeine Zustimmung und ein großes Vertrauen bin ich so autorisirt, daß ich sagen darf: man hat mir eine völlig souveräne Gewalt gegeben." [1])

Diese letzten Worte Rakoczys gehen über die Wahrheit offenbar nicht hinaus. Um zur Freiheit zu gelangen, wie sie meinten, hatten die Ungarn sich einen Despoten setzen lassen.

Nachdem die Urkunde der Conföderation von Szecsin dem Terrorismus, welchen Franz Rakoczy über das unglückliche Ungarn ausübte, einen scheinbar legalen Anstrich verliehen, wendete auch er seine Augen nach Siebenbürgen. Auf den Antrag nämlich, den Rakoczy durch Vetes bei Ludwig XIV. auf ein formelles Bündnis mit ihm als Fürsten von Siebenbürgen gemacht, hatte der König durch Desalleurs mündlich ihm erwiedern lassen: die erste Bedingung sei die Inauguration als Fürst von Siebenbürgen. [2]) Rakoczy machte sich daher, am 8. October, mit seiner Armee der Freiheit von Lager vom Szecsin aus auf den Weg, um in Siebenbürgen die Huldigung zu empfangen. Eben dahin aber marschirte auch Herbeville: demnach stand ein Treffen auf dem Boden Siebenbürgens in wahrscheinlicher Aussicht.

Nach dem Ueberschreiten der Donau bei Pest marschirte die kaiserliche Armee, durch einige tausend Raizen verstärkt, auf die Theiß. Die Absicht, sie bei Szolnok zu überschreiten, erwies sich wegen des Mangels an Brücken-Material als unausführbar. Deshalb marschirte man am rechten Ufer stromabwärts über Szongrad bis Szegedin, wo eine von Peterwardein heraufgebrachte Schiffbrücke den Uebergang möglich machte. Von dort ging am 11. October der Marsch weiter auf Großwardein, dessen Besatzung, rundum blokirt, bereits Mangel litt, dann auf Siebenbürgen zu. [3])

Die Hoffnung auf der einen Seite, die Besorgnis auf der anderen, daß dem Franz Rakoczy die Besitzergreifung von Siebenbürgen gelingen würde, prägte sich aus auf mancherlei Weise. In Versailles

---

[1]) Fiedler, Bd. II, S. 456.

[2]) Fiedler, Bd. I, S. 3. Die Denkschrift des Vetes von 1715.

[3]) Stepneys Bericht vom 21. October.

ging bereits das Gerücht, Rabutin sei genöthigt, mit den ihm noch übrigen 2000 Mann zu fliehen, Herbeville mit seinem Corps umzingelt und abgeschnitten, Rakoczy Herr des ganzen Landes Siebenbürgen.[1]) Die Furcht dagegen prägt sich in merkwürdiger Weise aus in dem Verhalten der Jesuiten in Klausenburg. Ihnen stand dasselbe Geschick bevor wie ihren Ordensbrüdern in Ungarn, die Rakoczy, seinen englischen und holländischen Gönnern zu Gefallen, aller Orten austrieb. Um den Zorn des Gewaltigen zu lindern, errichteten sie ihm daher für den zu erwartenden Einzug in Klausenburg einen Ehrenbogen, reich ausgestattet mit Inschriften in Beziehung auf das Haus Rakoczy.[2])

Die Furcht ging nicht in Erfüllung. Rakoczy, der eher eintraf als Herbeville, hielt den Paß von Sibo besetzt, wo die Samos das Gebirge durchbricht und dadurch den Eingang in Siebenbürgen eröffnet. Er hatte sogar die Zeit gehabt, Verschanzungen aufzuwerfen. Sie fruchteten nicht viel. Am Nachmittage des 11. November ward innerhalb einer Stunde die Armee der Freiheit geschlagen und zersprengt. Die ungarischen Reiter retteten sich durch die Flucht, die Infanterie, zum größeren Theile bestehend aus Tolpatschen, Franzosen, Deutschen, wurde niedergehauen. Man rechnete die Zahl derselben auf 6000, den Verlust der Kaiserlichen auf 400. Dazu verlor Rakoczy 28 Kanonen und alles Gepäck.[3])

Rakoczy selber schreibt in seinen Denkwürdigkeiten lange Jahre nachher: „Es war nichts so schwer wie bei solchen Gelegenheiten die Zahl der Gefallenen zu erfahren. Die Verwundeten sogar, wenn sie sich noch fortschleppen konnten, wollten lieber sich heim begeben, um sich von alten Weibern behandeln zu lassen, als von den Chirurgen der Armee. Dies zog viele schlechte Heilungen und Verstümmelungen der Soldaten nach sich. Bei ihrer Wiederkehr empfingen sie regelmäßige Belohnungen, und entsprechend auch die Witwen, wenn sie Zeugnisse über den Tod ihrer Ehemänner beibrachten."[4])

Es ist merkwürdig, daß sechs volle Wochen vergingen, bis ein genauer Bericht über dies Treffen von Sibo nach Wien gelangte.

---

[1]) Dangeau t. X, p. 440.
[2]) Theatrum Europaeum, Bd. XVII $^{b}$, S. 58.
[3]) A. a. O., S. 62.
[4]) Mémoires du prince Fr. Rakoczy, p. 91 et suiv.

Erst am 23. December traf der Schwiegersohn Herbevilles, der Graf Draskovic, mit der genauen Nachricht dort ein. [1])

## Die weiteren Verhandlungen in Preßburg und Tyrnau.

Unterdessen gingen, nachdem auch Lord Sunderland und Graf Rechteren in Wien eingetroffen, die Verhandlungen über einen Waffenstillstand immer fort. Der Erstere, weniger voreingenommen als Stepney, durchschaute bald die Lage der Dinge. „Die Ungarn, meldete er am 23. September, sind sehr zu tadeln, daß sie nicht das Erbkönigthum anerkennen wollen. Wenn sie nur dies nachgegeben hätten, so würde Niemand hier vermocht haben zu hindern, daß wir wenigstens zu einem Stillstande kämen. Dieser Umstand bringt mich, wie ich gestehe, zu der Ueberzeugung, daß die Häupter dort nicht den Frieden wollen." [2]) Sunderland bat daher um seine Rückberufung.

Diese seine Ansicht verstärkte sich mit jedem Tage, nicht blos auf Grund der Verhandlungen, sondern mehr noch in Folge von Privatmittheilungen, und er machte sie nachdrücklich nach London hin geltend. [3]) Dort jedoch hielt man mehr auf den, wie es schien, kundigeren Stepney.

In den Verhandlungen ließ Rakoczy, in dessen Namen Bercseny auftrat, eine längere Frist des Stillstandes verlangen, als anfangs beabsichtigt war. Der Kaiser Joseph bewilligte im Principe. Der Stillstand sollte acht Monate dauern und allgemein sein, so jedoch, daß während desselben die kaiserlichen Truppen in Ungarn untergebracht würden, „damit, wie der Kaiser seinen Gesandten schreibt, die Tractaten durch die Waffen unterstützt werden, und wir auf allen widrigen Fall im Stande seien, nach der Beschaffenheit der Dinge unserer Convenienz gemäß zu operiren." [4])

Der Kaiser ernannte zu seinen Comissären seinen Vetter, den Fürst-Bischof von Osnabrück, den Grafen Sinzendorf und den Erz-

---

[1]) Stepneys Bericht vom 23. December.

[2]) Sunderland an Harley, 12./23. September, p. 211.

[3]) Sunderland an Harley, 6./17. October, p. 222.

[4]) Kaiserliches Rescript an den Grafen Gallas in London, vom 26. September.

bischof von Kalocsa. Diese begaben sich nach Preßburg, Bercseny und die von Rakoczy ihm beigegebenen fünf Commissäre weilten in Tyrnau. In Preßburg wurden zunächst zwischen den Kaiserlichen und den Vermittlern, unter denen Sunderland sich nur ungern in die nach seiner Ansicht aussichtslose Reise gefügt hatte, die Präliminarien eines Stillstandes beredet. Aber die Kaiserlichen machten zugleich geltend, daß sie nicht bloß auf einen Stillstand, sondern auch auf den Frieden instruirt seien. Sie ersuchten daher die Vermittler von den Aufständischen eine formelle Darlegung ihrer Forderungen zu verlangen; denn etwas Authentisches darüber liege nicht vor, und man wisse alles nur aus den Berichten dritter Personen. [1])

Die Frage traf den Kern der Sache. Rakoczy und Bercseny wußten was sie nicht wollten, nämlich die Anerkennung des Erbkönigthumes. Aber was sie positiv wollten, richtete sich nach ihren Erfolgen. Darum war auf jene Frage eine Antwort von ihnen her nicht zu erwarten.

Im Anblicke des Verhaltens von Bercseny und dessen Gefährten gab Sunderland in Preßburg jegliche Hoffnung auf. Bereits am Tage nach jener Verhandlung meldete er nach London, am 4. November: „Seit meiner Ankunft in Wien bin ich nie der Ansicht gewesen, daß die Häupter der Rebellen irgendwelche aufrichtige Neigung zum Frieden hätten, mehr als der Hof; aber ich gestehe nicht erwartet zu haben, daß sie sich in dieser Beziehung so wenig verhehlen würden; denn in allen Unterredungen mit ihnen zeigen sie sich fester geeinigt und entschlossener als je zuvor, und sehr wenig bekümmert um den Frieden." [2])

Ja sogar ward Sunderland in seiner amtlichen Mission durch das Verfahren Bercsenys persönlich unangenehm berührt, und zwar in Betreff seiner Vollmacht.

Diese Vollmacht, ausgestellt am 15. Juni für Sunderland und Stepney, prägt die Unkenntnis aus, in welcher man sich in London über das ungarische Wirrsal befand. Es kamen darin die Worte vor, daß das Blut, welches zur Zeit ruhmlos vergossen werde, besser

---

[1]) Protokoll vom 3. November.

[2]) Bericht vom 24. October/4. November, p. 232.

zu verwenden sei im Kampfe für den rechtmäßigen König und für das Vaterland, zur Abwehr der alle insgesammt bedrohenden Herrschsucht des Königs von Frankreich.[1]) Die Vollmacht enthielt weiter die Worte: „Wir bitten dringend, Se. kaiserliche Majestät wolle gnädigst geruhen ihren Unterthanen Friedensbedingungen anzubieten. Wir ermahnen die Ungarn, daß sie, nachdem diese Bedingungen angeboten, sofort die Waffen niederlegen.“[2])

Die Bitte und die Mahnung ergeben, wie leicht man sich in London die Sache gedacht hatte. Anders jedoch urtheilten Bercseny und seine Gefährten. Sie fanden in dieser englischen Vollmacht formelle Mängel. Der Kaiser Joseph sagt darüber am 2. December: „Die ungarischen Rebellen mit ihrem gewöhnlichen Hochmuthe haben in der Vollmacht der englischen Vermittler allerlei Ausstellungen gefunden. Obwohl nun die Forderung die Ausdrücke zu ändern, sowohl der Autorität der Königin als der unsrigen zu nahe tritt, so wollen wir doch, aus Liebe zum Frieden, uns auch in dieser Sache überwinden und zulassen, daß der hier anwesende englische Gesandte eine andere bei sich führende Vollmacht vorlegt, an welcher nach seiner Meinung nichts auszusetzen sein wird.“ „Weil überdies, fährt der Kaiser fort, die Tumultuanten noch weiter fordern, daß eine Erklärung, nach welcher wir die Vermittelung von England und Holland angenommen, von der ungarischen Kanzlei ausgefertigt, und nicht an die Mediations-Minister allein gerichtet werde, sondern in der Form eines Manifestes an alle Völker ausgehe: so wollen wir zu allem Ueberflusse auch hierin nachgeben, so wie alle Beschwerde, die man geflissentlich uns zuschiebt, aus dem Wege räumen, nur um der ganzen Welt unser zum Frieden neigendes Gemüth zu erkennen zu geben.“[3])

Sunderland kehrte bald nach Wien zurück, wo damals auch sein Schwiegervater Marlborough eintraf, um mit diesem die Heimreise

---

[1]) Ut nobilis iste sanguis qui inglorie jam funditur, pro Principe suo legitimo et pro patria in extinguendam regis Galliae universaliter regnandi libidinem potius rependatur.

[2]) Obnixe igitur rogamus C. Mtem, ut pacis conditiones subditis suis clementer indulgere non dedignetur; hortamur Hungaricos, ut, iis conditionibus oblatis, arma statim deponant.

[3]) Kaiserliches Rescript vom 2. December 1705.

anzutreten. Das Bewußtsein, mit welchem der Kaiser Joseph in Betreff seines Verhaltens in der ungarischen Angelegenheit sie entließ, prägt sich aus in seiner Mittheilung des Standes der Dinge für den Grafen Gallas in London. „Hoffentlich, sagt darin der Kaiser, am 20. November, haben sowohl die Vermittler als Marlborough aus unserer Willfährigkeit auf alles einzugehen, unsere zum Frieden neigende wahre und aufrichtige Intention zur Genüge abgenommen. Auch setzen wir außer allem Zweifel, daß sie insgesammt den Sachverhalt unverändert berichten, und dadurch der bisher, ohne unser Verschulden, dort gehegten nachtheiligen Meinung entgegen treten werden."

Es würde zu weit führen, in die Einzelnheiten dieser aussichtslosen Verhandlungen einzugehen. Es genügt, den Eindruck wieder zu geben, welchen das Verhalten Bercsenys in Tyrnau auf die Vermittler machte. Auch den beiden Holländern, Rechteren und Bruininx, ging nach und nach die Erkenntnis auf, die sich dem Lord Sunderland von Anfang an erschlossen, die aber auch damals noch dem Engländer Stepney allzu schwer wurde.[1])

Im Beginne des Monates December gelangte nach Tyrnau ein dunkeles Gerücht über die Niederlage Rakoczys bei Sibo, vom 11. November. Bercseny allein in Tyrnau konnte Näheres und Bestimmteres darüber wissen; aber er schwieg. In ihrem Unmuthe meldeten die zwei Holländer von Tyrnau aus, am 8. December, dem Engländer Stepney, der sich nach Wien begeben hatte, über das Gesammtverhalten des Bercseny wie folgt.

„Bercseny sucht den Frieden zu vereiteln dadurch, daß er die Verhandlung an irgend einem Präliminarpuncte zum Stocken bringt. Er beherrscht seine Mit-Commissäre völlig, verbirgt ihnen sein Spiel, macht sie und das Volk glauben, daß mit dem kaiserlichen Hofe nichts anzufangen sei. Wir halten es für unsere Pflicht, ihm die Bahn der listigen Windungen abzuschneiden, um so mehr, weil, nach unserer Ueberzeugung, der Adel und das Volk sich nach einem Frieden auf vernünftige Bedingungen sehnen. Wir müssen ihn nöthigen, entweder in die Friedenshandlung einzutreten, oder müssen dem Adel und dem

---

[1]) Sein Bericht vom 11. November, p. 234.

Volke das Geheimnis seines Spieles aufdecken, und darlegen, daß er allein einen gerechten und billigen Frieden hindert." [1])

In der That drangen nun die zwei Holländer lebhaft auf Bercseny ein. Sie überreichten demselben in Tyrnau, am 14. December, eine Schrift, die in ihren Ausdrücken über die Wünsche des Kaisers noch hinaus ging. [2]) Die Hauptsache indessen war, daß sie hervorhob: es sei nun, ob mit Waffenstillstand, ob ohne denselben, kein Hindernis mehr übrig, sofort zu den Friedensverhandlungen zu schreiten. [3]) In ihrer Nachricht darüber an den Engländer Stepney in Wien melden sie: „Wir schmeicheln uns, daß nun die ungarische Deputation keinen haltbaren Vorwand noch Ausweg mehr finden könne, um nicht in eine formelle Friedenshandlung einzutreten." [4])

Noch am selben Tage, an welchem die zwei Holländer sich in solcher Weise aussprachen, dem 15. December, behauptete Bercseny ihnen gegenüber, daß an der Grenze Siebenbürgens ein Treffen statt gefunden, in welchem der Verlust der Kaiserlichen das Sechsfache der Rakoczyaner betragen habe, 1500:247. [5])

Derartige Unwahrheiten hielten nicht Stand. Bereits einige Tage später traf endlich die sichere Nachricht des Schlages von Sibo ein. Der Kaiser zeichnete für seine Gesandten die gehofften Consequenzen mit folgenden Worten: „Dieser Sieg sichert uns den Besitz von Siebenbürgen, gibt unseren Truppen die Winterquartiere, kostet dem Rakoczy seine beste Miliz, nimmt ihm seine Autorität und seinen Credit, hält die Türken in Respect, welche allgemach schon einige Neigung zeigten, sich in den Handel einzumischen, und bringt endlich das ganze ostwärts der Theiß gelegene Gebiet in unsere Gewalt." Mit dem Auftrage die Bedeutung dieses Sieges bei der englischen und der holländischen Regierung geltend zu machen, erfolgt jedoch zugleich die Versicherung: „daß wir unsere Waffen, so glücklich dieselben auch

---

[1]) Bericht vom 8. December, p. 269.

[2]) Kaiserliches Rescript vom 23. December.

[3]) Ideoque nihil jam amplius superesse quam sub aut sine armistitio ipsos tractatus pacis ingredi.

[4]) Schreiben an Stepney vom 15. December: Nous nous flattons qu'après cela la députation hongroise ne pourra plus trouver de prétexte ou d'échappade raisonnable pour ne pas entrer dans un traité solennel de paix.

[5]) Bericht der Holländer Rechteren und Bruyninx vom 15. December, p. 276.

immer sein mögen, nicht anders anzuwenden vorhaben, als die Gesetze zu schützen, das Königreich aufrecht zu halten, vornehmlich aber den inneren Unruhen ein Ende zu machen." [1])

Die hier ausgesprochenen Hoffnungen des Kaisers waren zum Theile begründet, zum Theile nicht. In der ersteren Beziehung ist vor allen Dingen wichtig, daß, wie der Kaiser sich ausdrückt, die Türken in Respect gehalten wurden. Wenige Wochen später traf die Bestätigung ein. Bereits hatten die Minister der Pforte dem Rathe des französischen Gesandten, Franz Rakoczy als Fürsten von Siebenbürgen zum Vasallen der Pforte anzunehmen, ein williges Ohr geliehen. Es kam nur darauf an, daß sich Rakoczy den Winter über in Siebenbürgen behauptete: dann stand ihm im Frühlinge 1706 türkische Hülfe in Aussicht. Der Schlag von Sibo war der Dämpfer dieser Plane. [2])

Und das ist die hauptsächliche Bedeutung des 11. November 1705 für Oesterreich und das gesammte Westeuropa: in dem Passe von Sibo an den Ufern der Samos wurde es bewahrt gegen die neue Fluth des Osmanenthumes, die damals Rakoczy und seine Gönner in Westeuropa, wie zweiundzwanzig Jahre früher Tököly und die Seinigen, herauf zu beschwören gedachten.

Weniger begründet dagegen war die Hoffnung des Kaisers Joseph, daß der Schlag von Sibo den Credit des Rakoczy bei seinen Anhängern zertrümmern werde. Nicht auf den Credit kam es an, sondern auf die Macht und Herrschaft. Und diese hatten die Ungarn ihrem Führer Franz Rakoczy völlig in die Hand gegeben.

Die holländischen Vermittler in Tyrnau hatten, bei der Uebergabe ihrer Aufforderung an Bercseny, vom 14. December, gemeint, daß es darauf nicht mehr möglich sein werde, einen Ausweg zu finden, um der Friedenshandlung zu entkommen. Die Meinung war nicht richtig. Auf jene Aufforderung vom 14. December antworteten die Häupter am 20. December mit einer langen Schrift. Der Kern derselben drängt sich zusammen in die Forderung, daß, bevor sich die Conföderirten auf eine Unterhandlung einlassen könnten, der Kaiser

[1]) Kaiserliches Rescript an die Grafen Gallas und Goes, vom 23. December.
[2]) Suttons Bericht aus Constantinopel, vom 13. Januar 1706, p. 350.

sich über die Thronfolge in Ungarn und das Statut des Königs Andreas befriedigend aussprechen müsse. Die Forderung stellte die Geduld der Vermittler auf eine harte Probe. Demgemäß lautete ihre Antwort dies Mal fest und entschieden. Sie verneinten jegliches Recht der Ungarn eine solche Forderung zu erheben. Aber sie schlossen daran abermals die dringende Bitte, das heilsame Werk des Friedens mit allem Eifer aufzunehmen.[1])

Der Kaiser dagegen schrieb an seine Gesandten: „Aus dem Verhalten der Häupter gegenüber den Vermittlern ist zu ersehen, wie geringe Lust diese Leute zum Frieden zeigen, und wie sie, ungeachtet des neulich in Siebenbürgen empfangenen schweren Streiches, und ungeachtet dessen, daß unsere Armee nunmehr im Stande ist, in Ober-Ungarn und also in ihrem Centrum wider sie zu agiren, dennoch in ihrem Hochmuthe, ihrer Hartnäckigkeit und ihrem bösen Willen verharren. Das wirkt nachtheilig zurück auf unsere Armee in Italien. An der Aufrechthaltung derselben hangt fast das ganze Gewicht des jetzigen Krieges und des künftigen Friedens. Und dennoch vermögen wir bei dieser Lage der Dinge ihr nicht zu helfen, weder mit Mannschaft, noch mit Geld.“[2])

Die traurige Betrachtung, mit welcher der Kaiser Joseph I. das Kriegsjahr 1705 in Bezug auf Ungarn abschloß, war nur zu sehr begründet. Wir haben diese Begründung auch von der anderen Seite her genauer kennen zu lernen.

Indem der Unmuth der zwei Holländer in Tyrnau über den Trotz Bercsenys sich steigerte, schärfte sich zugleich ihr Blick für die richtige Erkenntnis der Sachlage. Am 24. December berichten sie an Stepney: „Welche Sehnsucht auch die ungarische Nation nach einem Frieden auf gerechte und billige Bedingungen haben mag: es wird schwer sein dahin zu gelangen, weil sie sich mit Rakoczy und Bercseny so tief eingelassen haben, daß sie nicht im Stande sind zu handeln, noch auch nur zu sprechen wagen. Deshalb wird man alle Mühe von der Welt haben, die Ungarn den Beiden zu entreißen. Denn diese haben alle Angelegenheiten in Händen, sowohl die politischen als die

---

[1]) Denkschrift der Vermittler vom 23. December.

[2]) Kaiserliches Rescript vom 23. December.

militärischen und die finanziellen, und führen sie nach ihrem Wohlgefallen, ohne irgend welche Mitberathung eines Anderen. Und da doch augenscheinlich auch der Ehrgeiz und das Interesse von Rakoczy und Bercseny einigermaßen mitbetheiligt sind: so mögen Sie danach urtheilen, ob es dem Hofe viele Mühe kosten wird, die Unterhandlung scheitern zu lassen, zumal da Sie ja doch auch die Sinnesart von Bercseny kennen, über dessen zukünftiges Verhalten man urtheilen darf nach dem bisherigen. Auch glauben wir mit genügender Sicherheit sagen zu können, daß Rakoczy und Bercseny Verbindungen haben mit Frankreich." [1])

Die letzten Worte sind sehr merkwürdig. Endlich also doch hatte der Scharfsinn dieser holländischen Staatsmänner die Fährte aufgespürt, die nach den zahlreichen aufgefangenen Briefen und nach dem Stande der Dinge in Ungarn selbst, wo 50.000 französische Livres monatlich für Rakoczy nicht sich spurlos verlieren konnten, seit zwei Jahren wie offen vorlag, nur daß die holländischen und englischen Friedensvermittler darüber hinweg gesehen hatten.

Und diese Aeußerung der beiden Holländer führt uns endlich auf den Kern dieser Dinge, auf den Grund, weshalb die Verhandlungen in Tyrnau zu nichts führten und zu nichts führen konnten. Dieser Grund lag in den gleichzeitigen für Rakoczy ungleich wichtigeren Verhandlungen mit Versailles.

## Die Verhandlungen Rakoczys mit Versailles.

Wir haben vernommen, daß Franz Rakoczy, am 29. Juli, seinem Agenten Vetes eine Reihe von Vorschlägen für Ludwig XIV. zugehen ließ. Vetes entwickelte sie, am 1. September, in einer Denkschrift nach seiner Weise, so daß darin nicht die Person des Franz Rakoczy in den Vordergrund tritt, sondern die ungarischen Stände. Es heißt darin: „Die Ausdrücke des Fürsten Rakoczy lassen positiv genug erkennen, daß die ungarischen Stände den festen Entschluß haben, im Falle sie nicht die Ehre haben können zu einem Bündnisse mit Ew. Majestät zu gelangen, die über das Haus Oesterreich erwor-

[1]) Bericht vom 24. December, aus Tyrnau, p. 306.

benen Vortheile zu ihrem eigenen Nutzen zu verwerthen. Wenn aber die Ungarn ihren Vertrag mit dem Kaiser machen, so wird auch der Fürst von Siebenbürgen gezwungen ihnen zu folgen. Er kann sie nicht hindern, weil er nur ihr General-Capitän ist."

„Die Vernunft nöthigt uns lieber zufrieden zu sein mit einem Abkommen mit Oesterreich, als uns durch die Hartnäckigkeit des Beharrens in einem Kriege, in welchem wir früher oder später unterliegen müssen, dem unvermeidlichem Verderben auszusetzen."

Diese durch den Präsidenten Rouillé eingereichte Denkschrift, die mehr dem Gedankengange des Vetes entsprach, als den von Rakoczy ihm ertheilten Instructionen, scheint dem Könige Ludwig XIV. sehr ungelegen gekommen zu sein. Er ließ dem Vetes durch Rouillé erwiedern: er sei sehr erstaunt, von seinem Gesandten Desalleurs keine entsprechenden Nachrichten zu haben.[1] Wir haben gesehen, daß er zugleich durch diesen Agenten Desalleurs dann dem Rakoczy die Bedingung stellen ließ, sich als Fürsten von Siebenbürgen inauguriren zu lassen, daß Rakoczy dieser Bedingung zu genügen suchte, und darum die Niederlage von Sibo erlitt.

Vetes dagegen drängte aufs neue, dies Mal in Torcy.[2] Er bemerkte, daß er die Ausdrücke der Ungarn nicht verstärkt, sondern abgeschwächt habe. Die Billigkeit verlange, daß, wenn sie nicht durch den Schutz des Königs ihr Glück finden können, sie wenigstens volle Freiheit haben müßten, von ihren gegenwärtigen Vortheilen Nutzen zu ziehen.

Um den Eifer des Vetes abzuwehren, ließ Ludwig XIV. ihm die Erwiederung zugehen: er erhebe gegen die Annahme der vorgeschlagenen Puncte keine Schwierigkeit; aber seine königliche Würde gestatte ihm nicht, sich mit Vetes, als der mit Creditiv und Vollmacht nicht versehen, sich weiter darüber einzulassen. Er werde dem Desalleurs Vollmacht geben, die Sache zur Zufriedenheit des Prinzen Rakoczy auszuführen. So am 6. October.[3])

In der Wirklichkeit hatte Ludwig XIV. sich durch Desalleurs bei Rakoczy über Vetes beschwert. Der letztere erhielt einen Verweis,

---

[1]) Fiedler, Bd. I, S. 21 und 286.

[2]) A. a. O., S. 39, 40, 287.

[3]) A. a. O., S. 373.

daß er direct auf das Ziel losgegangen sei, wo er durch den Kurfürsten Max Emanuel hätte vorbereiten sollen.[1])

Einige Tage später erfolgte die Niederlage Rakoczys bei Sibo. Er wendete sich mit einem directen Schreiben an Ludwig XIV., ungleich weniger dringend als zuvor sein Agent. Aber er hob hervor, daß es dem eigenen Interesse Ludwigs XIV. in Ungarn förderlich gewesen wäre, wenn man beim Zusammentritte des ungarischen Landtages einen solchen Vertrag hätte vorlegen können.[2]) Als auch darauf eine Rückäußerung Ludwigs XIV. nicht erfolgte, suchte er zum Schlusse des Jahres 1705, von Munkacs aus, dem Könige von Frankreich eine Uebersicht seiner Lage zu geben.

Diese seine Kundgebung ist von besonderer Wichtigkeit, namentlich im Vergleiche zu der gleichzeitigen des Kaisers Joseph, die wir vernommen haben.

Rakoczy klagt darin über die schnelle Veränderung unter den Seinigen. Auf den Aufschwung beim Beginne des Krieges sei eine ihm unerklärbare Schwäche und Entmuthigung gefolgt. Die weitere Darlegung bezieht sich speciell auf das Treffen von Sibo, in welchem Rakoczy dem Marquis Desalleurs das Commando des rechten Flügels anvertraut hatte. Rakoczy berichtet, daß weder seine Befehle, noch das Beispiel des Desalleurs die Seinigen zu bewegen vermocht haben, ihre Pflicht zu thun, zu einer Zeit wo die Fortschritte der Waffen des Königs von Frankreich nur Glück zu verheißen schienen. Dieser Schwäche und Muthlosigkeit gegenüber herrsche unter allen Generalen eine geheime Eifersucht, welche die best ausgedachten Plane vereitele, und die Verwendung der Truppen eben so sehr hindere, wie es andererseits geschehe durch die geringe Disciplin, durch welche Einige sich die Zuneigung der Soldaten zu gewinnen suchen, und durch die Unwissenheit im Kriegswesen. „Es gibt Einige darunter, sagt weiter Rakoczy, welche sich schämen zu lernen, und welche, um ihre Unwissenheit zu verbergen, vorschützen: man müsse sich an die alten Grundsätze der Nation halten, obwohl die Erfahrung zur Genüge gezeigt hat, wie verderblich diese uns gewesen sind. Kurz, die Generale sind einig nur

---

[1]) Fiedler, Bd. I, S. 375. Vom 9. November.

[2]) A. a. O., Bd. II, S. 453. Vom 25. November.

in dem Willen, alle unabhängig von einander zu stehen." Er gebraucht über die Gesammtheit den Ausdruck, daß die Nation nicht gezaudert habe, sich in den Krieg gegen das Haus Oesterreich zu stürzen, aber unwillig sei die Beschwerden desselben zu ertragen und das eigene Leben zu wagen.

Nach einem solchen Eingange dürfte man als den Zweck erwarten, die Friedenswilligkeit zu motiviren. Nicht das ist die Absicht des Briefes von Rakoczy. Langsam und allmählich erwächst aus demselben der Eindruck, daß Rakoczy allein die Sache der Empörung halte und ferner halten wolle, daß also der König von Frankreich sich für die ihm so nützliche Diversion im Osten verlassen könne nur auf die Person von Franz Rakoczy.

Aber dann wieder taucht eine andere Aussicht empor. Die Friedenshandlung dauert noch. Rakoczy hat auf den 25. Januar 1706 den Senat einberufen, welcher die Instructionen für die Bevollmächtigten feststellen soll. „Man wollte einen Stillstand vorhergehen lassen, sagt Rakoczy. Ich habe die Vorschläge für denselben verworfen, um diesen Winter hindurch die Operationen fortzusetzen, von denen alles abhangen wird." [1])

Die letzten Worte enthalten den Schlüssel zu dem Ausweichen des Bercseny in Tyrnau, welches die holländischen Vermittler so sehr verdrossen hatte.

Die Darlegung des Rakoczy ist demnach der früheren des Vetes ähnlich und doch davon wieder ganz verschieden. Vetes verlangt französische Hülfe für die Aufständischen in Ungarn, weil diese sich sonst nicht halten können, sondern ein Abkommen suchen müssen. Rakoczys Darlegung drängt sich zusammen in die Gedanken: die Sache der Rebellion ist geschwächt, er allein hält sie aufrecht; aber die Friedenshandlung ist noch im Gange. Zum Schlusse jedoch tritt die Application näher. „Ew. Majestät wollen entschuldigen, sagt Rakoczy, daß, wenn ich unter den unregelmäßigen Läufen der Gestirne des Firmamentes über mir noch den Polarstern nicht wählen kann, ich auch nicht zu sagen vermag, in welchen Hafen der Wind und die Wellen mein Fahrzeug treiben werden. Demnach werde ich gemäß

---

[1]) Fiedler, Bd. II, S. 454 u. f.

der Ungewißheit, in der ich mich befinde, haushälterisch sein mit den von Ew. Majestät mir so großmüthig gewährten Subsidien. Die positive Versicherung jedoch kann ich geben, daß die Richtschnur meines Verhaltens mir gegeben ist durch den Wunsch, die Gnade Ew. Majestät zu verdienen."

Wir haben gesehen, daß Ludwig XIV. schon durch die allgemein gehaltene Antwort vom 11. August seine Bereitwilligkeit ausgesprochen hatte, auch für das Privat-Interesse seines nützlichen Dieners Franz Rakoczy etwas zu thun. Wir haben ferner gesehen, welche Forderungen in dieser Beziehung Franz Rakoczy nicht bloß für seine persönliche Sicherheit, sondern auch für sein Wohlergehen nach geendigtem Kriege erheben ließ, und daß er zu diesem Zwecke ein zur Behauptung des fürstlichen Ranges ausgiebiges Besitzthum in Polen verlangte. Ludwig XIV. hatte also darüber seine Entschlüsse zu fassen, und war, wenn sie gewährend ausfielen, der Fortdauer des Brandes in Ungarn unter Franz Rakoczy sicher.

Das war der Stand der Dinge beim Schlusse des Jahres 1705: die Wahrscheinlichkeit, ja die Gewißheit der Fortdauer des unsäglichen Kriegszustandes zum Dienste des Königs von Frankreich.

## Der bayerische Aufstand.

Wenig besser als um Ungarn stand es im Jahre 1705 um das unglückliche Bayerland, und zwar auch hier hauptsächlich in Folge des Starrsinnes des einen Mannes, des Kurfürsten Max Emanuel, der, obwohl sein Luftgebilde einer Krone bei Höchstädt ihm zerronnen war, dennoch nicht der Verzeihung des Kaisers das Behalten seines Besitzes verdanken wollte, sondern dasselbe, und zwar vergrößert, wieder zu gewinnen hoffte durch die Hülfe Frankreichs. Seine Flucht dahin zog den Vertrag von Ilbersheim nach sich, den die Kurfürstin mit den Kaiserlichen abschloß, und demgemäß die Besetzung des Landes durch kaiserliche Truppen. Der Prinz Eugen hatte sich, im December 1704, bemüht die Anstalten so zu treffen, daß der kaiserliche Soldat und der bayerische Bauer friedlich mit einander leben könnten.

Zunächst erweckte das Verhalten der Organe des Kurfürsten Max Emanuel stätig den Verdacht, daß eine Erhebung geplant werde.

Die eigenen Worte des treulosen Mannes an die Kurfürstin zur Zeit seiner Flucht, im August und September des Jahres zuvor, haben uns gezeigt, daß ihm nie zu trauen war. Demgemäß handelte man von kaiserlicher Seite. Als die Kurfürstin sich, im Februar, von München nach Venedig begeben hatte, wohin von Rom aus ihre Mutter ihr entgegen kam, ward ihr die Rückkehr nicht gestattet. Der Verdacht, daß eine Erhebung vorbereitet werde, stärkte sich bis fast zur Gewißheit, als man in Donauwörth einen Baron Lier verhaftete, der als Courier zwischen dem Kurfürsten und der Kurfürstin reiste, und dessen Papiere einsah. Nach dem Vertrage von Ilbersheim sollte München von kaiserlicher Besatzung frei bleiben. Allein von kaiserlicher Seite ward die Anklage erhoben, daß die Kurfürstin den Vertrag nicht erfüllt habe. Die Kanonen seien nur zum geringeren Theile ausgeliefert, die anderen an verschiedenen Orten vergraben. Ferner ward der Verkehr mit den Rebellen in Ungarn nachgewiesen. Am 16. Mai rückte daher der kaiserliche Statthalter, Graf Löwenstein-Wertheim, mit einigen tausend Mann kaiserlicher Truppen in München ein. Der Secretär Neusönner, der am Ilbersheimer Vertrage betheiligt gewesen war, wurde gefangen hinweg geführt.[1])

Verstand es die kaiserliche Verwaltung in Bayern Furcht und Schrecken einzuflößen, so bewies sie nicht das Streben, dem bayerischen Bürger und Landmanne den Zustand, der in Folge der Besetzung über das Land gekommen war, minder drückend zu machen. Die Verwaltung der kaiserlichen Beamten, die schon daheim gegenüber dem eigenen Landesherrn und dessen Unterthanen nicht immer in dem Rufe der Ehrlichkeit stand, senkte sich schwer lastend und saugend auf die unglücklichen Bayern. Der Prinz Eugen hatte vorzubauen gesucht. Mit demselben Nachdrucke, mit welchem er, weil die volle Territorial-Hoheit über Bayern nunmehr an den Kaiser gefallen, die Ablieferung der herrschaftlichen Einkünfte verlangte,[2]) wollte er jeder Anforderung darüber hinaus entgegen treten. Aber es gereichte ihm zum schmerzlichen Verdrusse, daß der Kaiser Leopold I., wider seine Abmahnung, dem Grafen Löwenstein die Verwaltung von Bayern übertrug, im

[1]) Theatrum Europaeum, Bd. XVII$^{b}$, S. 113. — Lamberty t. III, p. 615.

[2]) Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VII, S.-Heft, S. 15 u. f.

Februar 1705. Graf Wratislaw klagte darüber bei dem Könige Carl III., daß dadurch der einzige Fundus, durch welchen einerseits dem Kaiser, andererseits dem Könige Carl aus der großen Misere geholfen werden sollte, in fremde Hände gespielt und dadurch Anlaß gegeben werde, daß ein Jeder von diesen Einkünften profitire und dem Erzhause ein schlechter Nutzen erwachse.[1]) Bereits im März wurden die Klagen der Bayern so laut, daß der Prinz Eugen von dem Feldmarschall Gronsfeld, der in Bayern commandirte, strenge Untersuchung über jeden Exceß und jede Erpressung forderte.[2]) Er ergänzte diesen Befehl durch einen anderen an den Hof-Kammerrath Vorster, vom 18. März. Nach einer scharfen Mahnung alle begangenen Excesse namhaft zu machen, fährt der Befehl fort: „Ja es trage darunter der Herr Hof-Kammerrath keine einzige Consideration, sondern verrichte nur sein Amt, auch dann, wenn es den Herrn Grafen Grousfeld selbst betreffen und er sowohl für sein Regiment, als für sich eigens wider die Gebühr oder wider das Reglement einen Heller gezogen, darüber aber weder die Satisfaction geleistet, noch dem Amte assistirt haben würde: so wird man schon wissen, wie das Weitere gegen denselben zu ahnden sein möge.“ [3])

Wir sehen den guten Willen des Prinzen Eugen. Der Erfolg entsprach demselben nicht. Weniger gegen den Grafen Löwenstein als Statthalter, oder den Grafen Lamberg, dem die Militärsachen unterstellt waren, richteten sich die Klagen der Bayern, als gegen Mollart, der die Finanzsachen verwaltete. Wer die größere Schuld trug, ist für uns Spätere nicht zu unterscheiden. Aber den Klagen gemäß sehen wir in Bayern, im Jahre 1705, ein Nachspiel des großen Vorbildes, welches einst Wallenstein in ungleich weiter ausgedehnten Strecken des Reiches gegeben. Das Land verarmte unter dem Drucke kaiserlicher Beamten: diese wurden reich. Von diesem Reichthume gelangte ein geringer Antheil in die Schatzkammer des Kaisers.[4]) Die Bayern behaupteten nachher, daß die Kaiserlichen in dem ersten Jahre sieben Millionen Gulden aus ihrem Lande gezogen, und daß davon

[1]) Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VII, S.-Heft, S. 545.

[2]) A. a. O., S. 69.

[3]) A. a. O., S. 73. Vom 18. März.

[4]) Finalbericht des Venetianers Dolfin, S. 13.

zur Cassa des Kaisers gekommen sei etwa der sechste Theil.[1]) Aber der ganze Haß lud sich ab, ähnlich wie einst im dreißigjährigen Kriege durch ganz Deutschland auf die Sache des Kaisers Ferdinand II., so nun in Bayern auf diejenige des Kaisers Leopold I.

Die Unzufriedenheit stieg aufs höchste, als im August der Graf Löwenstein die Ankündigung ergehen ließ, daß die bayerische Mannschaft im Lebensalter zwischen 18 und 35 Jahren sich an bestimmten Orten zu stellen habe, damit 12.000 Mann für den kaiserlichen Kriegsdienst ausgehoben werden könnten.[2]) Anstatt sich zu stellen, flüchteten sich die jungen Männer in die Wälder. Es war unvermeidlich, Maßregeln dagegen zu treffen. Und wieder war es die Folge, daß die Erbitterung darüber zum bewaffneten Widerstande trieb. Namentlich die Bauerschaften des Rentamtes Burghausen griffen zu den Waffen.

Vom October an durchzogen aufständische Haufen das bayerische Land. In der Mitte November sah man bei Vilshofen eine Schaar von 5000 Mann. Sie theilten sich wieder. Es ist in der ganzen Erhebung keine Einheit, kein Plan ersichtlich, dagegen fehlt es nicht an Greuelthaten auf beiden Seiten. Ein Ausschreiben des Kaisers Joseph vom 19. December verhieß Amnestie für diejenigen, welche die Waffen niederlegen würden, und drohte den Nicht-Willigen mit den schärfsten Strafen. Aber bereits hatten sich der Bewegung einige Häupter bemächtigt, deren Leidenschaft es nicht zu einer ruhigen Erwägung der Zwecklosigkeit des Unternehmens kommen ließ. In Kelheim, am 18. December, ferner vor der Stadt München in der Christnacht, dann in Vilshofen wurde der Aufstand mit schwerem Blutvergießen niedergeschlagen. In den ersten Tagen des Jahres 1706 erließen die bayerischen Landstände eine dringende Abmahnung an ihre noch in Waffen stehende Landsleute. Sie behaupten darin aus sicherer Nachricht zu wissen, daß der Kurfürst Max Emanuel an diesem Aufstande ein großes Misfallen habe. Zwei Tage später, am 4. Januar, erließ die Landschaft eine neue verschärfte Abmahnung, namentlich an die Bewohner des Rentamtes Burghausen, des eigentlichen Herdes der Empörung. Die Mahnung wies hin auf die neuliche Niederlage

---

[1]) Theatrum Europaeum, Bd. XVII b, S. 116.

[2]) A. a. O., S. 118 u. f.

auf dem Sendlinger Felde vor München, am Christtage, wo die Aufhetzer und Anführer auf die eigene Rettung bedacht gewesen seien.[1])

Die Mahnung fruchtete nicht mehr. Die Haufen glaubten sich stark genug Stand zu halten. Der General Kriechbaum kam über sie bei Aidenbach, am 8. Januar 1706. Es erging, wie die Landschaft es den verblendeten Haufen mit Bezug auf die Mahnung an das Sendlinger Feld voraus gesagt. Nur war die Niederlage doppelt so groß, bis zu 5000 Mann.

Dann zog Kriechbaum vor Schärding, dessen sich die aufständischen Bauern bemächtigt hatten. Vor der Ankunft der Kaiserlichen jedoch entflohen sie, und die Bürger erbaten und erhielten Verzeihung. Die Stadt Cham, die in ähnlicher Weise in die Hände der Bauern gerathen war, wurde durch Accord übergeben, am 14. Januar.

Auf den Bericht, daß der Aufstand überwältigt, erfolgte sofort, am 5. Februar, das Amnestie-Patent des Kaisers Joseph I. für die Betheiligten. Aber wir sehen, daß der Besitz des Bayerlandes dem Kaiser im Jahre 1705, und noch bis in 1706 hinein, nicht zu einem nennenswerthen Vortheile gereichen konnte.

## Der nordische Krieg im Jahre 1705.

Wie im Osten und im Westen der Monarchie die Dinge sich für den Kaiser und demgemäß für die Allianz wider Frankreich im Jahre 1705 nicht heller gestalteten: so blieb auch die Verwickelung im Norden wesentlich dieselbe. Dort stand nach wie vor der junge Schwedenkönig mit seiner starken Macht. Zwar übte Carl XII. keine unmittelbare Drohung aus. Er betrachtete sich als Freund des Kaisers. Er wußte, daß der alte Kaiser Leopold oft mit lobender Anerkennung von ihm geredet. Darum ließ auch er in seinem Condolenzschreiben an Joseph I. das heiligmäßige Leben des Vaters und dessen gewissenhafte Treue in der Haltung der Verträge besonders hervorheben.[2]) Der Schatten dieses Lobes fiel dann, der Natur der Sache nach, auf Ludwig XIV. Auch war es nicht die Absicht Carls XII., dem Kaiser-

---

[1]) Theatrum Europaeum, Bd. XVII c, S. 95.

[2]) Nordberg, Bd. II, S. 595.

hause zu nahe zu treten. Als damals Rakoczy sich beeilte, dem neugewählten Könige in Polen, dem Geschöpfe Carls XII., seine Anerkennung entgegen zu tragen, und durch ihn einen Bund der Könige von Schweden, Polen und eines neu zu wählenden Königs von Ungarn beantragen zu lassen, bestand die Antwort Carls XII. in Schweigen.[1]) Aber der Schwedenkönig beharrte bei seinem Plane, die Entthronung seines Vetters August II. zur vollen Wahrheit zu machen, und dieser Plan war die andauernde Quelle der Unruhe und des Unfriedens in Polen selbst und der Besorgnis für die Nachbaren bis tief in das Reich hinein. Denn es war die Frage, ob der Plan Carls XII. jemals durchführbar sein werde ohne einen Einbruch in Kursachsen. Der Weg dahin führte über das Gebiet des Kaisers.

Carl XII. hatte im Beginne des Jahres 1705 noch nicht den festen Entschluß. Allein er ließ am Wiener Hof erklären, daß, wenn abermals sächsische Truppen sich durch Schlesien nach Polen begeben würden, es seine Absicht sei, ihnen in Schlesien entgegen zu treten. Nicht ihm also möge der Kaiser es zumessen, wenn Schlesien der Schauplatz des Krieges würde. — Darauf hin ließ der Kaiser Leopold am 1. Februar in Dresden kund thun, daß er sich diesem Aeußersten nicht aussetzen wolle. Daher möge der König August seine Maßregeln so treffen, daß sie nicht dem Kaiser zum unverschuldeten Nachtheile gereichen.[2])

Während der Kaiser Leopold so den unmittelbaren Brand von sich abwehrte, suchte er dies bedrohliche Feuer überhaupt zu löschen. Er erneuerte, im Winter des Jahres 1704/5, seine Vorschläge der Vermittelung und fand auf seine Aufforderung auch die Seemächte zu gleichem Zwecke willig. Der Graf Sinzendorf überreichte dem schwedischen Staats-Secretär Hermelin eine Denkschrift. Er erhielt darauf die Antwort, daß der König Carl XII. bei dem Plane der Entthronung beharre. Derselbe Bescheid wurde den Gesandten der Seemächte.[3])

Es wurden andere Vorschläge gemacht. Von Berlin aus glaubte man den gefährlichen Brand zu löschen, wenn Litthauen an Stanislaus gegeben würde, Polen für August verbliebe. — Der Letztere

---

[1]) Theatrum Europaeum, Bd. XVII $^{b}$, S. 61.

[2]) Patkuls Berichte, Bd. I, S. 373.

[3]) Lamberty t. III, p. 637.

ließ dafür an Carl XII. den Vorschlag gelangen, die Sache dadurch beizulegen, daß dem Stanislaus beide Preußen gegeben würden, das herzogliche wie das königliche, das erstere also auf Kosten des Hauses Hohenzollern. — Carl XII. hörte weder auf den einen Vorschlag, noch auf den anderen. Eben aber nur auf ihn kam es an. Ob August II. Willigkeit zum Frieden hatte oder nicht, war bedeutungslos, so lange er nicht die Bedingung entgegen trug, welche Carl XII. forderte, den Verzicht auf die Krone Polen.

Bei dieser Lage der Dinge, in welcher August II. vorher sah, daß eine schwedische Invasion in Kursachsen ihm früher oder später bevorstand, fragte er auch den russischen General und Gesandten Patkul um seine Ansicht. Das Gutachten desselben ist merkwürdig durch die Offenheit, mit welcher Patkul darlegt, daß Kursachsen gegen eine Invasion nicht mehr mit dem Degen, sondern nur noch mit der Feder zu schützen sei, nämlich durch Verträge — dann aber ausführt, daß zu einem Vertrage mit dem Könige-Kurfürsten in dieser Richtung keine Macht sich bereitwillig finden werde, daß vielmehr August II. durch sein Bündnis mit dem Czaren Peter sich in Westeuropa vielfaches Odium zugezogen habe. Dazu komme, daß bei allen Höfen Europas die Räthe und die gesammte Regierung in Kursachsen für völlig corrumpirt angesehen würden. [1])

Den Schluß, der aus der ganzen Auffassung der Dinge in diesem Gutachten mit Nothwendigkeit folgt, daß nämlich August II., wenn er sein Erbland Kursachsen vor der schwedischen Invasion retten wolle, kein anderes Mittel mehr besitze als die Einwilligung in die Forderung Carls XII. die polnische Krone niederzulegen — diesen Schluß zieht allerdings Patkul nicht in ausdrücklicher Weise. Ebenso wenig aber scheint er für sich persönlich den anderen gezogen zu haben, daß, wenn ihn die Räthe Augusts II. nicht auch so schon haßten, dieses sein Gutachten einen solchen Haß mit den etwaigen Consequenzen für ihn in hohem Grade hervorrufen mußten.

In Polen selbst war im Laufe des Jahres 1705 die Sache des Königs August II. zusehends im Sinken. Er befand sich in

---

[1]) Das Gutachten vom 8. März 1705 in Patkuls Berichten u. s. w., Bd. III, S. 56 u. f.

Sachsen. Schon im Beginne des Jahres erhob sich der Zweifel, ob er es wagen würde, noch wieder nach Polen zurückzukehren. Bei dieser Ungewisheit fand Stanislaus immer mehr Anerkennung. Es bildete sich im Anfange des Jahres eine dritte Partei, diejenige der Indifferenten, unter der Führung des Palatins von Kiew, des Grafen Potocki, deren Hauptsitz in Lemberg war. Der Fortschritt der Sache des Stanislaus zeigt sich klar daran, daß diese Partei bald zu ihm überging. [1])

Die wichtigste Persönlichkeit indessen war der Primas des Reiches, der Cardinal Radziejowski. Er hatte, nach seiner Flucht von Warschau vor August II., in der Stadt Danzig Zuflucht gefunden, und verhielt sich Monate lang dort wie ein stiller Zuschauer. Aber Carl XII. und sein Schützling Stanislaus wußten, wie viel die Stimme des ersten Geistlichen des Landes galt. Der Cardinal willigte ein, mit Stanislaus in einem Dorfe in der Nähe von Danzig zusammen zu treten. Aber erst das Fernbleiben des Königs August brachte ihn zum Entschlusse. Jedoch stellte er dem Schwedenkönige vorher drei Bedingungen. Die zwei ersten betrafen den Schutz und das Gedeihen Polens, die dritte die Verwendung Carls XII. für den Cardinal bei dem heiligen Stuhle. Der Schwede bewilligte.

Demgemäß erließ der Cardinal von Danzig aus, am 31. Mai, eine Proclamation an die Polen. Sie beginnt mit heftiger Klage über den König August II. wegen des gewaltsamen Eindringens in Warschau, im Juli des Jahres 1704, und der dort geschehenen Plünderung. Sie erhebt dann den schweren Vorwurf, daß der König das Land Polen verlassen habe, und wie ein treuloser Steuermann das ihm anvertraute Fahrzeug dem Winde und den Wellen preis gebe. Der Grundsatz der Regierung des Königs August sei bisher gewesen das: divide et impera. Da er nun sich entfernt, sei eben dadurch die Einigung, die Versöhnung möglich. Er, der Cardinal, gehorche der Pflicht des Gewissens, der Treue für das Vaterland, und dem Berufe seiner Stellung als Primas des Reiches, indem er auf den 11. Juli einen allgemeinen Reichstag nach Warschau aus

[1]) Lamberty t. III, p. 639.

schreibe. [1]) — Eine ähnliche Schrift der Einberufung erließ am selben Tage Broniß, der Marschall der allgemeinen Conföderation von Warschau. [2])

Die Bitte des Cardinals um die Verwendung des Schweden-Königs für ihn bei dem Papste kam, der Zeit nach, zur rechten Stunde. Denn Clemens XI., der nicht unter dem Drucke einer Furcht vor den schwedischen Waffen stand, erließ fast gleichzeitig mit jenem Ausschreiben des Cardinals, am 10. Juni, zwei Breven nach Polen. Das eine derselben ist gerichtet gegen den Cardinal-Primas Radziejowski persönlich. Nachdem der Cardinal sich um alle Abmahnungen, die der Papst an ihn gerichtet, nicht gekümmert, und der Ladung vor den päpstlichen Stuhl nicht gehorcht, verkündet ihm Clemens XI., kraft apostolischer Macht, die Absetzung von dem erzbischöflichen Stuhle von Gnesen, und zugleich den Verlust der Würde des Primas von Polen. — Das andere Breve, gerichtet an alle Erzbischöfe und Bischöfe von Polen, enthält das Verbot, sich in irgend einer Weise bei der Krönung des neugewählten Königs zu betheiligen. [3])

Es erfolgte von Seiten schwedisch gesinnter Polen mancher scharfe Einwand. Diese Einwände sämmtlich fanden ihren Ausdruck in dem Sendschreiben eines polnischen Adligen über die Macht des römischen Papstes. Dasselbe hebt namentlich hervor, daß die Schweden nichts gegen die katholische Religion in Polen verbrochen, um so mehr dagegen die Russen, die Freunde des Königs August. Besonders merkwürdig aber ist, daß die Erkenntnis der Gefahr, in welcher die Freiheit des päpstlichen Stuhles durch Frankreich schwebe, damals so allgemein war. „Mehr als einmal, sagt die Schrift, haben wir die Sorbonne gegen das Papstthum sich erheben und die Schwäche des kanonischen Rechtes darlegen sehen. Der Hahn wird krähen, um Petrus abermals zum Weinen zu bringen. Was jetzt verschoben ist, wird sich erfüllen in einer anderen Zeit, wo der Glanz eines neuen Metropoliten von Frankreich denjenigen des römischen Stuhles verdunkeln wird." [4])

---

[1]) Lamberty t. III, p. 640.

[2]) A. a. O., p. 643.

[3]) Das zweite Breve bei Lamberty t. III, p. 650. Man vgl. Nordberg, Bd. I, S. 602.

[4]) Lamberty t. III, p. 651.

Ungeachtet dieser Einwände der schwedischen Partei in Polen liegt es in der Natur der Dinge, daß die am 10. Juni ergangene Mahnung des Papstes nicht ohne Wirkung blieb.

Der König August II. erhielt die Kunde des Auftretens des Cardinal-Primas Radziejowski gegen ihn zu Carlsbad in Böhmen. Er antwortete mit einem Rundschreiben an die Senatoren von Polen, in welchem er die Anklagen des Cardinal-Primas in seiner Weise zurückgibt, und am Schlusse mit Nachdruck erklärt, daß er eher alle Güter, ja sein Leben selbst zum Opfer bringen wolle, als die Krone verlassen. [1])

Zu der Abmahnung des Papstes und der Erklärung des Königs August trat als drittes Motiv gegen den Besuch des von Radziejowski ausgeschriebenen Reichstages die Furcht vor den raschen Griffen des Parteigängers Smigelski, der sich zu Gunsten Augusts II. erhoben. Am angesetzten Tage, dem 11. Juli, war die Zahl der in Warschau erschienenen Landboten gering. Der Marschall vertagte die Versammlung; aber die Zahl der Mitglieder stieg doch in allem nur auf vierzehn. Sie hielten sich auch so für berechtigt, Beschlüsse im Namen der Nation zu fassen. In der Versammlung fehlte namentlich diejenige Persönlichkeit selbst, welche sie berufen hatte, der Cardinal. Der erste Beschluß war daher, ihn um sein Erscheinen zu bitten. Die Versammelten beschlossen ferner, den König von Schweden um Commissarien zum Abschlusse eines Vertrages zu ersuchen, und weiter ihn durch den neugewählten Stanislaus zu bitten, Sicherheit der Heerstraßen in Polen zu verschaffen. Nach diesen Beschlüssen enteilten die Vierzehn von Warschau, wo sie sich bei dem Anrücken eines sächsisch-polnischen Corps unter Patkul nicht mehr für sicher hielten.

Man sieht, daß auch im Jahre 1705 die Polen sich dem Drucke des übermächtigen Schweden-Königs nur fügen, weil sie in sich selber nicht die Einigkeit und die Kraft besitzen ihm auszuweichen. Ein positives Zusammengehen mit ihm ist auf ihrer Seite nicht da.

Abermals jedoch war die Ueberlegenheit der Waffen auf schwedischer Seite. Die von Patkul geführten polnisch-sächsischen

---

[1]) Lamberty t. III, p. 644. Vom 22. Juni.

Truppen wurden am 21. Juli in der Nähe von Warschau durch eine an Zahl ungleich geringere schwedische Macht unter Nieroth geschlagen. [1])

Die Truppen des Czaren waren unterdessen in Liefland eingedrungen. Ihnen voran ging ein hochtönendes Manifest des Czaren, daß er dem Könige August, seinem Bruder und Bundesgenossen, mit allen Kräften beistehen, daß er jeden Polen, der sich zur Versammlung in Warschau begebe, mit Feuer und Schwert verfolgen werde. [2]) Auch diese Hülfe brachte für den König August II. keine Frucht. Am 26. Juli wurde der Russe Scheremetew von dem Schweden Lewenhaupt bei Gemauerthof geschlagen.

Und nun verlangte Carl XII. mit Nachdruck die Krönung seines Geschöpfes Stanislaus in Warschau. Der Weg dahin war frei. Aber die Polen wandten ein, daß zwar die Wahl bei Warschau zu geschehen habe, daß jedoch die Krönung nach Herkommen und Recht in Krakau statt finden müsse. Der Einwand brach zusammen vor dem Willen des Schweden. Das Amt der Krönung gebührte dem Cardinal-Primas. Aber auf der Seele desselben lastete schwer das päpstliche Breve der Absetzung. Der Wille des Schweden ersah einen Anderen, den Erzbischof Zielinski von Lemberg. Es war dem Boten schwer den Kirchenfürsten aufzufinden, der sich mit wenigen Begleitern an einem abgelegenen Orte zwischen einem Walde und Moraste unter einem Zelte aufhielt. [3]) Aber, einmal aufgefunden, mußte er die Botschaft vernehmen, daß ihm obliege, das Vaterland aus dem Elende zu erretten. Und dann geleitete ihn ein schwedisches Truppencorps nach Warschau.

Dem Stanislaus Lescinski dagegen lag es am Herzen, den Schein der rechtmäßigen Krönung wenigstens in so weit zu wahren, daß sie vollzogen würde von dem Cardinal-Primas. Auf die dringenden Bitten ließ Carl XII. von seinem Grolle gegen den Primas so viel nach, daß er versprach, für die Sicherheit desselben Maßregeln zu treffen. Aber Radziejowski kam der erneuten Aufforderung zuvor

---

[1]) Nordberg, Bd. I, S. 606 u. f.

[2]) A. a. O., S. 604.

[3]) A. a. O., S. 613.

durch die Bitte, daß man mit der Krönung nicht bis zu seiner Ankunft warten, sondern dieselbe ohne Verzug verrichten möge.[1])

Dies entsprach dem Willen Carls XII. August II. hatte vorsorglich die Reichskleinodien nach Sachsen hinweg geschafft. Dies wäre in früheren Zeiten ein Hindernis gewesen. Carl XII. jedoch besaß die Mittel neue anfertigen zu lassen. Am 4. October fand in Warschau der feierliche Act statt, mit dem ganzen Ceremoniell, wie es in Polen und überhaupt in allen älteren Königreichen Europas demjenigen der römischen Kaiserkrönung nachgebildet war.[2]) Stanislaus, im königlichen Ornate, empfing vor dem Altare von dem Erzbischofe von Lemberg die Salbung und die Krone. Kein äußerer Umstand erinnerte, daß dieser scheinbar feierlichste Act des Königreiches Polen eben dies Königreich tief entwürdigte. Die hauptsächliche Persönlichkeit, die den ganzen Actus in Betrieb setzte, hatte sich die Genugthuung nicht versagt, bei dem Schauspiele gegenwärtig zu sein; aber es geschah unerkannter Weise.

Wenige Tage später trat derjenige Mann vom Schauplatze ab, dem, so viel immer sonst er gegen den Frieden seines Vaterlandes gesündigt haben mochte, es dennoch gelungen war, die Unehre des Actes dieser Krönung von sich persönlich fern zu halten, der Cardinal-Primas Radziejowski. Er starb in Danzig am 13. October.

Dann schlossen die beiden Könige, Carl XII. und Stanislaus, ihren Bundesvertrag. Die wichtigsten Artikel desselben betrafen den gemeinschaftlichen Kampf gegen den König August, und gegen den Czaren von Moscovien. Man wollte keinen Frieden, noch Stillstand mit dem Ersteren eingehen, bis er der Krone Polen feierlich entsage, und dem Könige von Schweden und der Republik Polen den durch den Krieg angerichteten Schaden erstatte. In gleicher Weise wollen die beiden Könige mit geeinten Waffen dem Czaren von Moscovien alles wieder entreißen, was er den Kronen Schweden und Polen genommen.[3])

---

[1]) Nordberg, Bd. I, S. 613.

[2]) Ausführliche Berichte bei Nordberg, Bd. I, S. 614 u. f.; und bei Lamberty t. III, p. 665 et suiv.

[3]) Der Vertrag bei Lamberty t. III, p. 669; und bei Nordberg, Bd. I, S. 626.

Nach dem Inhalte des Vertrages kam also zuerst der König August daran. Die Bezeichnung in diesem Falle dürfte richtiger lauten: der Kurfürst Friedrich August von Sachsen; denn jener Artikel gegen ihn enthält die Verkündigung des herannahenden Unheiles für das arme Sachsenland.

Nach Sachsen hin drängte namentlich Stanislaus, dem für sein neues Königthum August gefährlicher war als der Czar, und der darum wünschte, den ersteren völlig reducirt zu sehen. Carl XII., obwohl sein Starrsinn wider seinen Vetter August II. den unglücklichen Wirrwarr in Polen heraufbeschworen, ging doch nicht so weit, sein Interesse im Osten seinen Rachegedanken nach Westen hin sofort völlig zu opfern. Sobald er sich nach Sachsen wende, erwiederte er, werde die ganze feindliche Macht auf Polen fallen; eben so wenig dürfe er Liefland völlig preis geben.[1]) Einstweilen also ward im Jahre 1705 der Einbruch in Sachsen noch vertagt.

Der König August II. hatte unterdessen Zuflucht gesucht bei dem einzigen Freunde, den er hatte, dem Czaren Peter. Er begab sich, im October 1705, heimlich nach Danzig, und gelangte von da aus zu dem Czaren. Von dem Lager zu Grodno aus erließ er eine Proclamation an die Polen zu ihm zu stehen. So mächtig die schwedischen Waffen sich über das Land erstreckten: sie beherrschten es dennoch nicht. Die Conföderation von Sendomir hatte in einer heftigen Schrift wider die Krönung des Stanislaus protestirt. In Grodno fanden sich viele Senatoren bei dem Könige August ein, und bewiesen dadurch, daß seine Machtstellung in Polen, unterstützt durch die Russen, noch immer eine Bedeutung hatte.

Es kam im Laufe des Jahres 1705 nicht mehr zu einem Zusammenstoße. Aber die Lage der Dinge blieb eine solche, daß Carl XII., bevor er sich durch einen abermaligen Schlag nach Osten hin gesichert hätte, noch nicht nach Westen abzuziehen wagte.

Die Gefahr für Europa, daß die gleichzeitigen Kriegesflammen von Osten und von Westen her zusammen schlagen könnten, trat also im Jahre 1705 noch nicht unmittelbar heran. Die Besorgnis war freilich immer vorhanden, namentlich in Berlin. Wie im Jahre zuvor,

---

[1]) Nordberg, Bd. I, S. 629.

so ward auch 1705 dort unablässig mit beiden Parteien verhandelt. So weit die Mittheilungen eines preußischen Historikers[1]) darüber ein Urtheil verstatten, scheint nur das beständige Schwanken über die Frage, von welcher Seite mehr geboten werde, einen Entschluß der Betheiligung verhindert zu haben. Auch die französische Politik benützte dieses Schwanken in Berlin zu abermaligen besonderen Erbietungen. Da ein Entschluß nicht erfolgte, so würde es zu weit führen, den bedeutungslosen und zugleich wenig ehrenhaften Windungen des Berliner Hofes weiter folgen zu wollen.

Für die Gesammtheit dagegen war es wichtig, daß Carl XII., obwohl auch er nicht den Willen hatte, seinen Krieg gegen seinen Vetter August II. direct auf denjenigen des Westens einwirken zu lassen, doch durch sein Vorgehen im Jahre 1705 eine Frage nahe gerückt hatte, die auch andere Mächte mit ihm verwickeln konnte. Er hatte sein Geschöpf Stanislaus Lescinski nicht bloß wählen, sondern auch krönen lassen. Folgerecht also würde er von den anderen Mächten auch die Anerkennung desselben fordern. Aber die sämmtlichen europäischen Mächte hatten August II. als König von Polen anerkannt. Die Frage war da seit dem Krönungstage, dem 4. October 1705; aber sie übte erst im nächsten Jahre eine Wirkung aus.

Eine besondere Einwirkung dagegen von dem Kriegsschauplatze im Westen her auf denjenigen im Osten verdient hervorgehoben zu werden. Der Krieg in Italien im Jahre 1705 wandte sich noch nicht glücklich, so daß der Prinz Eugen genöthigt war, neuen Nachschub zu verlangen. August II., der die meisten seiner Truppen nach Sachsen gezogen und es zu schwierig fand, sie gegenüber dem schwedischen General Renschild wieder nach Polen zu führen, bot 6000 Mann für den Sold der Seemächte an, in derselben Weise wie Friedrich I. die 8000 Mann Preußen-Brandenburger gestellt hatte. Aber er verlangte dafür die Garantie seiner von den Seemächten anerkannten Krone. Er ersuchte den Kaiser um Fürsprache, und berief sich dafür darauf, daß er nun ja auch sein Reichs-Contingent gestellt, also im vierten Jahre des Reichskrieges. Der Kaiser befürwortete bei den Seemächten jenen Vorschlag durch den Hinweis, daß der neugewählte Stanislaus

---

[1]) Droysen: Friedrich I., S. 288 u. f.

Lescinski mehr französisch gesinnt sei als sogar der Prinz Conti.[1]) Allein die Seemächte weigerten sich einer solchen Garantie, und daran zerging der Vertrag.[2])

Im sächsischen Dienste befanden sich aber auch etwa 7000 Mann russischer Hülfstruppen, mangelhaft genährt und gepflegt. Der Bevollmächtigte des Czaren, Patkul, bot sie dem Grafen Stratmann für den kaiserlichen Dienst an. Die Unterhandlung darüber ward rasch geführt, ein Vertrag geschlossen. Stratmann schickte einen Courier mit demselben nach Wien. Bevor indessen der Kaiser die Ratification vollzogen, traf ein zweiter Courier Stratmanns ein, mit der Meldung, daß der czarische Bevollmächtigte Patkul inzwischen vom sächsischen Ministerium verhaftet und auf den Sonnenstein gebracht sei. Patkul habe von dem Czaren keine specielle Vollmacht zu dem Vertrage gehabt, und dieser Mangel sei von Seiten des sächsischen Ministerii zum Vorgehen wider ihn benutzt worden. Stratmann bewies demselben sein Mistrauen auch für seine Person, indem er sich von Dresden aus auf kaiserliches Gebiet nach Breslau begab.[3]) Aber der Vertrag war durchbrochen.

Der Grund der Verhaftung Patkuls lag noch etwas tiefer als Stratmann angab. Die Minister Augusts II. hegten seit Jahren tiefen Groll gegen den fremden Tadler ihres Treibens (vgl. S. 422). Es bot sich ihnen nun die Gelegenheit der Rache. August II. hatte das Angebot seiner Truppen bei den Seemächten nicht durchsetzen können. Zu dem Verdrusse darüber kam nun die Thatsache, daß Patkul das zum sächsischen Dienste bestimmte czarische Hülfscorps, ohne einen bestimmten Befehl dafür zu haben, an die Stelle jener Sachsen treten lassen wollte. Auf die doppelte Misstimmung Augusts II., der auch für seine Person des unbequemen Mahners längst überdrüssig war, rechneten die sächsischen Minister, indem sie den ihnen verhaßten Patkul Nachts aus dem Bette holen und auf den Sonnenstein bringen ließen.

---

1) K. Rescript an Gallas, vom 9. September.

2) Bericht des Grafen Goes vom 13. October.

3) Bericht über die Sache im Rescripte des Kaisers an den Grafen Gallas, vom 29. December.

Der Fürst Galliczin als Gesandter des Czaren protestirte in heftiger Form gegen den Bruch des Völkerrechtes. Eben so lassen die Schreiben des Czaren darüber an August II. selbst und an den römischen Kaiser Joseph I. keinen Zweifel, daß nicht, wie man oft angenommen, der Czar sich über diesen Act mit August II. in Grodno verständigt habe. Der Letztere jedoch hieß die ohne sein Vorwissen geschehene That gut, und vertheidigte sie durch sein Schreiben an andere Souveräne. Dem Kaiser gegenüber behauptete er, daß jener Vertrag Patkuls mit Stratmann zu seinem höchsten Nachtheile und zugleich widerrechtlich gewesen sei, um so mehr da Patkul auf seinen Charakter als russischer Bevollmächtigter bereits vorher verzichtet habe.[1]) Gewichtiger als diese ärmlichen Entschuldigungen des Königs und seiner Minister war die Thatsache, daß die Macht in diesem Falle bei ihnen stand.

Indem August II. das erste Verbrechen an dem unglücklichen Patkul gut hieß, konnte er allerdings nicht vorhersehen, daß die Consequenz der Dinge ihn um ein Jahr später zu einem zweiten Verbrechen an demselben treiben würde. Einstweilen saß Patkul auf dem Sonnensteine, seines Geschickes harrend.

Wenden wir uns zu den Kriegsschauplätzen des Westens im Jahre 1705.

## Der Feldzug in Ober-Italien.

Der Beginn des Jahres 1705 fand die französische Armee unter Vendome in den Laufgräben vor Verrua. Nach der Rechnung der Belagerten hatte der Marschall in den drei Monaten bis dahin 100.000 Kanonenschüsse auf sie abgefeuert, 20.000 Bomben geworfen, dazu eine unendliche Menge von Steinen; dennoch hatte er in fünf Wochen nicht einen Zollbreit Boden gewonnen. Der Krieg dort war unsäglich mörderisch für Frankreich an Menschen, und unendlich kostspielig an Geld. Wie von jenen viele tausende zu Grunde gingen, so berechnete man die Ausgaben, die Verrua erfordere, bereits im

[1]) Die Actenstücke in dem Werke: Patkuls Berichte an das Czarische Cabinet, Theil III, Abschn. 24 und 25.

Beginne des Jahres 1705 auf 12 Millionen französischer Livres. Die geschickte, rastlose, muthige Vertheidigung war vor Allem das Werk des Herzogs Victor Amadeus persönlich.[1])

Aber es war eben auch nur eine Vertheidigung. Die Offensive stand bei Vendome. Die Aufgabe des Herzogs Victor Amadeus war, sich so lange zu halten, bis ihm Hülfe kommen könne. Diese Hülfe mußte kommen von dem Kaiser. Victor Amadeus hatte ausgeschaut nach ihr von dem Tage an, der ihm die Kunde des Sieges von Höchstädt und Blindheim brachte. Aber das Jahr 1704 ging zu Ende, ohne daß eine Hülfe erschien. Im December 1704 und Januar 1705 trafen sichere Nachrichten ein, daß Marlborough in Berlin den Vertrag geschlossen, der für den Sold der Seemächte 8000 Mann Preußen der Armee des Prinzen Eugen zuführen werde. Aber wie lange noch würde es dauern, bis der Prinz Eugen als Retter erscheinen konnte? Erst im März 1705 setzten sich diese Preußen in Marsch nach der fernen Lombardei.

Victor Amadeus war geneigt, alle seine Klagen auf die Langsamkeit des kaiserlichen Hofes zu werfen, oder gar auf das Uebelwollen des Prinzen Eugen.[2]) Gerade dieser letzte Vorwurf dient zum Maßstabe auch für den anderen. Der englische Gesandte Hill stimmte dem Herzoge zu, ohne sich darüber klar zu werden, daß gerade die Thorheit der Engländer, welche für die Sache des Rebellen Rakoczy Partei nahmen, in ihrer Weise negativ in ähnlicher Weise beitrug, das versengende Feuer Ungarns zu schüren, wie das Gold Ludwigs XIV., und dadurch dem Kaiser eine wirksamere Bethätigung nach Westen hin sehr schwer zu machen. Obwohl aber auch der Kaiser noch keine Hülfe nach Piemont senden konnte: so bestand doch diejenige Macht, durch welche Victor Amadeus sich erhielt, hauptsächlich aus Kaiserlichen. Er selbst meldet, im Januar 1705, dem Prinzen Eugen, daß die ganze verfügbare Macht zum Schutze für Turin und Piemont betrage 2700 Mann Cavallerie und 3836 Mann Infanterie.[3]) Der Engländer Hill berichtet in denselben Tagen, daß die Zahl der Kaiser-

---

[1]) Hill's Correspondence, vol. II, p. 481.

[2]) A. a. O., p. 483.

[3]) Heller: Milit. Correspondenz des Prinzen Eugen, Bd. II, S. 299.

lichen hinab geschmolzen sei auf 4500 Mann.[1]) Sind die Zahlen richtig, so waren es ja fast nur die kaiserlichen Truppen, welche die Sache des Herzogs Victor Amadeus hielten. Aber der Kaiser schickte nicht einmal Sold für diese Truppen. Demnach war es billig und gerecht, daß Victor Amadeus die prompt gezahlten Subsidien Englands für diese Truppen verwendete, wenn dafür auch 10.000 Pistolen monatlich erforderlich waren.[2]) Denn diese Mannschaft vor allen Anderen verdiente nicht Mangel zu leiden. Es war der Ueberrest derer, die mit dem Prinzen Eugen die Alpen überstiegen, unter seiner Führung die Schlachten von Chiari und Luzzara geschlagen, dann unter Starhemberg mitten im Winter 1703/4 den kühnen Zug zur Rettung Piemonts vollbracht, und nun drei Jahre hindurch der Ruhe der Winterquartiere entbehrt hatten.[3])

Die Kriegführung Vendomes war nach wie vor darauf berechnet, dem Herzog Victor Amadeus, der nicht recrutiren konnte, alle Streitkräfte zu entziehen. Deshalb gestand Vendome keine Auswechselung der Gefangenen zu. „Er läßt lieber, meldet Hill, 600 bis 700 seiner Officiere und Soldaten in der Gefangenschaft hier verderben, als sie einzutauschen gegen eine gleiche Anzahl unserer Leute, die unter seinen Händen sterben.“[4])

Das Beharren bei dieser Barbarei läßt den Zorn und Haß des Marschalls Vendome und seines Herrn gegen den Herzog Victor Amadeus erkennen. Je länger dagegen dieser das kleine Verrua hielt, desto stärker hob sich dort die Neigung zum Spotte über den „guten Mann“, wie Hill den Marschall nennt, der die Truppen, die ausgereicht haben würden zur Besetzung des ganzen Piemont bis an die Thore von Turin, vor Verrua sich verzehren lasse, und eben dort so viel Pulver verschieße, wie ausgereicht haben würde für die Belagerung von Turin. Eben damals sandte Ludwig XIV. den Ingenieur Lapara in das Lager von Verrua. Die Belagerten glaubten zu wissen, daß der Bericht Laparas über die getroffenen Anstalten ungünstig laute. Aber auch

---

[1]) Hill's Correspondence, vol. II, p. 483.

[2]) A. a. O., p. 484.

[3]) A. a. O., p. 486.

[4]) A. a. O., p. 495. Vom 7./18. Februar.

nach dem Eintreffen Laparas kamen für längere Zeit die Franzosen nicht weiter.[1])

Erst im Beginne des Monates März gewann Vendome einen erheblichen Vortheil, indem es ihm um Mitternacht gelang, den Brückenkopf der Po-Brücke zu erstürmen, und dadurch sich der letzteren zu bemeistern. Die Folge war, daß Verrua, abgeschnitten von dem Lager des Herzogs in Crescentino, nun keine Hülfe von dort mehr empfangen konnte. Die Besatzung in Verrua bestand aus 1400 Mann, die für einen Monat mit Lebensmitteln versehen waren.[2]) Es war der Wille des Herzogs, daß die Stadt sich halten solle, bis der letzte Sack Mehl verzehrt sein würde. Die Besatzung entsprach diesem Willen. Die Correspondenz zwischen Crescentin und Verrua ward dadurch hergestellt, daß der Herzog seine Befehle dorthin in eine leere Bombe legen ließ, die dann aus einem Mörser von einer Schanze am Po-Ufer in das Schloß von Verrua geschleudert wurde. Auf gleiche Weise sendete der Gouverneur von Verrua seine Berichte ein.[3])

Aber auch das Lager von Crescentino war, seitdem die Wegnahme der Po-Brücke dem Marschall Vendome den directen Angriff gestattete, nicht mehr haltbar. Bevor der Angriff erfolgte, verließ der Herzog Victor Amadeus den Posten, den er zehn und einen halben Monat behauptet, und zog sich mit allen noch vorhandenen Kräften auf Chivasso, um dort abermals sich zu vertheidigen, so lange es möglich und bis ihm die ersehnte Hülfe kam.

Verdient die militärische Haltung des Herzogs Victor Amadeus die vollste Anerkennung, so nicht sein Benehmen gegenüber dem Manne, dessen muthiger That vom Januar 1704 allein er es verdankte, daß er sich hatte halten können, dem kaiserlichen Feldmarschall Starhemberg. Freilich mochte auch bei diesem die Fügsamkeit nicht ein besonderer Charakterzug sein; denn der Prinz Eugen wirft ihm mehr als einmal übele Laune vor.[4]) Aber der Herzog gab in Chivasso seinen

---

[1]) Hill's Correspondence, vol. II, p. 494 und 495.

[2]) A. a. O., p. 498.

[3]) A. a. O., p. 503. Vom 11. März.

[4]) Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VII, S.-H., S. 181, 336, 341.

Verdruß über Starhemberg durch ein auffallendes Nicht-Beachten kund. Das Verhältnis legt sich uns dar in den Worten des Augenzeugen Hill: „Dieser kleine Oesterreicher fühlt sich eben so stolz und hoch wie ein mächtiger Fürst; aber er ist ein Mann von Kraft und Ehre, der immer recht thun wird." [1])

Es lag dem Könige Ludwig XIV. vor Allem daran, den Herzog Victor Amadeus zu erdrücken, bevor ihm von irgend einer Seite eine Hülfe kommen konnte. Eine Hülfe war nicht bloß möglich zu Lande durch den Anmarsch eines kaiserlichen Heeres, sondern auch zu Wasser, vermittelst der Häfen von Nizza und Villafranca. In Versailles war man der Ansicht, daß die Seemächte zu diesem Zwecke 8000 Mann rüsteten. Der König gab daher dem Herzog La Feuillade den Befehl, frühzeitig von der Provence aus vorzubringen und jene beiden Städte zu nehmen. Es gelang. Bereits zu Anfang April fiel erst Villafranca, dann auch, nach der hartnäckigen Vertheidigung eines Monates, die Stadt Nizza in die Hände der Franzosen. Nur nicht das Schloß. La Feuillade erhielt den Befehl dasselbe bloß zu cerniren, auch von einer weiteren Unternehmung gegen Oneglia abzustehen, dagegen sich bereit zu halten zur Rückkehr in die Provence. [2])

Man hatte nämlich in Versailles durch einen aufgefangenen Bericht des piemontesischen Gesandten in London, des Grafen Briançon, in Erfahrung gebracht, daß der hauptsächliche Plan von England aus weder Spanien, noch Italien zunächst ins Auge faßte, sondern abermals den französischen Seekriegshafen Toulon. Die Vernichtung desselben war, wie im Jahre zuvor, für England das wichtigste Object des Krieges. [3]) Wir werden auf diesen Plan zurückzukommen haben in Anlaß der Unternehmung auf die spanische Küste. Es genügt hier hervorzuheben, daß der Plan im Jahre 1705 gebaut war auf die Mitwirkung des Herzogs Victor Amadeus, ja sogar schon die Hülfe der kaiserlichen Armee unter dem Prinzen Eugen mit in Anschlag brachte. Der Irrthum dieser Voraussetzung legt sich uns dar in den Worten des Engländers Hill von Turin aus an Godol-

---

[1]) Hill's Correspondence, p. 517. An Marlborough, 25. März.

[2]) Pelet t. V, p. 123.

[3]) Der Bericht Briançons bei Pelet t. V, p. 629 et suiv.

phin, im Anfange Mai: „Und wenn Toulon mit 500 Mann zu nehmen wäre, wir könnten diese Zahl hier nicht entbehren." Er wiederholt einige Tage später noch nachdrücklicher seine Mahnung zum einstweiligen Abstehen von dem Plane gegen Toulon, mit den Worten: „Ich versichere auf das stärkste, daß für uns in dem Laufe dieses Feldzuges sich nicht eine Aussicht über die Alpen hinaus eröffnen kann. [1])

Die Berichte Hills konnten der Regierung in London keinen Zweifel belassen, daß der Herzog Victor Amadeus mit seiner Macht zu jedem Acte der Offensive unfähig war, und daß man sehr froh sein mußte, wenn es ihm gelang in der Defensive auszuhalten. Denn nur auf seine Person kam es an. „Die Franzosen, meldet Hill, pflegen gern Gerüchte von ihren Unterhandlungen mit dem Herzoge auszustreuen. Diese sollen stattfinden bald hier, bald da. Was ich davon weiß, ist, daß die Franzosen gar gern dem Kriege hier ein Ende machen würden, bevor der Prinz Eugen und mit seiner Armee auch die Preußen im Solde der Königin kämen; ferner daß der Marschall Vendome und der Herzog La Feuillade und jeder französische General hier im Lande sehr bereitwillig sein würde mit uns zu unterhandeln; ferner daß jeder Fürst und jeder Staat in Italien gern mithelfen würde zu einem so christlichen Werke; endlich daß jeder Minister, jeder Officier, jeder Unterthan in Piemont eifrig sein würde, seinen Rath dafür zu geben, seinen Dienst dafür anzubieten. Allein der Herzog fragt von ihnen Allen auch nicht Einen. Andererseits aber weiß ich auch, daß es Zeit wäre für den Prinzen Eugen zu kommen." [2])

Niemand mahnte den Prinzen Eugen eifriger als der Herzog selbst. Bereits am 6. März schrieb er: „Wenn Sie noch länger zaudern und nicht sich bemühen von der mailändischen Seite her auf irgend eine Weise eine starke Diversion zu machen: so werden Sie nicht mehr vermögen Turin zu retten; denn ich habe nur noch 2250 Mann dienstfähig." [3])

---

[1]) Hill's Correspondence, vol. II, p. 542 und 549.

[2]) A. a. O., p. 519.

[3]) Heller, Bd. II, S. 340. Carl III., S. 14 u. f.

Es genügt einen Blick in die betreffenden Kundgebungen des Prinzen Eugen zu werfen, um zu ersehen, daß an seinem Eifer kein Mangel war. Dem Herzog Victor Amadeus gegenüber durfte er dafür sich berufen auf das Zeugnis der Gesandten desselben. Aber bei seiner Rückkehr nach Wien, im Januar, hatte er dort alles im Rückstande gefunden, und das erste Geld, das verfügbar gemacht werden konnte, war erforderlich der Miserie des Corps Leiningen abzuhelfen, welches, wie der Prinz Eugen sich ausdrückt, „auf der Spitze des Unterganges gestanden." [1])

Die Absicht des Prinzen Eugen war gewesen, selber noch im Februar aufzubrechen. Es war ihm nicht möglich. Ein dringendes Schreiben des Herzogs mahnte, daß Verrua sich nur bis zum 4. April halten könne. Der Prinz erwiederte: er hoffe, am 6. April an der italienischen Grenze zu sein. Es gelang ihm nicht. Bis zum 16. April war er noch in Wien. Am 23. April traf er in Roveredo ein. [2])

Man dürfte nicht berechtigt sein, dem Prinzen Eugen daraus einen Vorwurf zu machen, sondern lediglich dem stockenden Räderwerke der Verwaltung der kaiserlichen Beamten, welches auch selbst der Eifer und die Thatkraft des Prinzen Eugen nicht in einen schnelleren Gang zu bringen vermochte. Er kam zu dem schmerzlichen Aufrufe: „Wenn ich nicht für heuer das Commando in Italien auf mich genommen, so thäte ich es nicht mehr." [3]) Er hatte es gethan auf die dringende Bitte des römischen Königs Joseph, und sogar sich entschlossen aufzubrechen auch ohne Geld, in der Hoffnung, daß man nicht unterlassen werde, ihm das Erforderliche nachzusenden. Seine Absicht war, wenn möglich, bald zu einem Treffen mit dem Groß-Prior zu gelangen, dem jüngeren Vendome, dem der ältere Bruder das Commando im Mailändischen überließ.

Es erhebt sich also für uns die Frage, wie zur selben Zeit, im Frühling des Jahres 1705, Ludwig XIV. und der Marschall

---

[1]) Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VII, S.-H., S. 29. Vom 29. Januar.

[2]) Heller, Bd. II, S. 366, 368, 391. — Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VII, S.-H., S. 78 u. f. — Wratislaws Bericht an Carl III., S. 15.

[3]) Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VII, S.-H., S. 94, 104.

Vendome den Stand der Dinge in Piemont und der Lombardei ansahen.

Es war allerdings der Wunsch Ludwigs XIV., daß Vendome sofort nach dem voraussichtlichen endlichen Falle von Verrua die Belagerung von Turin unternehmen solle, und zwar am 15. April. Es stand zwischen dem Könige und dem Marschall von vorn herein fest, daß auch die Besatzung von Verrua keine andere Capitulation erhalten dürfe als diejenige der Kriegsgefangenschaft. Der Herzog, wenn auch noch um diese Mannschaft geschwächt, die aus kaiserlichen Truppen bestand, werde nicht mehr im Stande sein, Turin mit Nachdruck zu vertheidigen, und der Fall dieser Stadt werde das Ende des Krieges in Italien sein. — So dachte sich Ludwig XIV. die Sache am 21. März, und fand den Widerhall dieser seiner Ansicht bei seinem Minister Chamillart, mit der Verstärkung, daß Vendome für die Ausführung dieses Planes keinen Augenblick verlieren dürfe. [1])

Noch bevor dem Vendome das Schreiben des Königs zukam, sprach er nach Versailles hin seine Ansicht über Victor Amadeus und den Krieg dort in ganz anderer Weise aus. „Daß der Fall von Turin, sagte er, den Herzog Victor Amadeus zum Nachgeben zwingen und somit den Krieg in Italien beenden werde, halte ich nicht für richtig. Die Hartnäckigkeit dieses Fürsten ist allzu sehr bekannt, und er, der bisher kein Bedenken getragen, alle Verträge zu brechen, wird sich bei seinen Verbündeten das Lob der Festigkeit und Beständigkeit dadurch zu erwerben trachten, daß er Ew. Majestät Schaden zufügt, so lange er kann. Er wird den Krieg fortsetzen, bis er sich beschränkt sieht auf die Berge von Mondovi. Er wird sich Turin und selbst Coni lieber nehmen lassen als einen Ausgleich eingehen, zumal so lange ihm von Seiten der Lombardei noch irgend eine Hoffnung bleibt. Ich kann mich täuschen; aber ich muß nach Pflicht und Gewissen offen meine Meinung heraussagen, daß der Herzog Victor Amadeus der geschworene Feind Ew. Majestät ist, mehr als es der einstige Prinz von Oranien je gewesen." [2]) Vendome entwickelte weiter seinen Plan,

[1]) Pelet t. V, p. 247 et suiv.

[2]) A. a. O., p. 243 et suiv.

persönlich das Commando in der Lombardei zu führen und doch auch zugleich Turin belagern zu lassen. Für die letztere Aufgabe schlug er den Herzog La Feuillade vor, den Schwiegersohn des Ministers Chamillart. Einer der wichtigsten Einwände gegen die Wünsche Ludwigs XIV. aber war die Erklärung, daß der neue Feldzug vor dem 20. Mai nicht beginnen könne. Diese eine Erklärung ist gewichtig. Der Marschall Vendome behelligte den König nicht mit den Einzelnheiten des Zustandes seiner Armee; aber jene Erklärung, den schwachen Kräften des Herzogs Victor Amadeus gegenüber, beweist, daß auch die Armee Vendomes, ohne eine Zeit der Ruhe und ohne Verstärkung, nicht mehr leistungsfähig war.

Unterdessen war die kleine Besatzung von Verrua auf das Aeußerste gebracht. Als Vendome von einem Deserteur erfuhr, daß der Gouverneur beabsichtige die Werke zu sprengen, ließ er durch einen Trompeter entbieten, daß er im Falle der Ausführung die ganze Besatzung dem Schwerte überweisen werde. Der Gouverneur erwiederte: er habe seine Befehle, und nichts werde ihn hindern dieselben zu vollziehen. In der nächsten Nacht ließ er an alle Minen unter den Festungswerken Feuer legen. Ueber die Trümmer hinweg erscholl von dem letzten Thurme aus am Morgen des 9. April, nachdem das letzte Brot vertheilt war, der Trommelschlag der Chamade. Der Gouverneur mit der Besatzung erbot sich zur Kriegsgefangenschaft. Er wußte, daß er nicht mehr bedingen konnte; aber Vendome seinerseits erkannte, daß er dies nicht abschlagen dürfe. Die sechsmonatliche Vertheidigung von Verrua war eine der denkwürdigsten ihrer Zeit.[1])

Durch den Fall Verruas, so wie durch den gleichzeitigen von Villafranca und der Stadt Nizza war Piemont umzingelt zu Lande und zu Wasser. Die Haltung des Herzogs Victor Amadeus war gebeugt. Die Willenskraft, die er bis dahin bewiesen, schien entwichen. „Ich erkenne meinen Helden von Crescentino nicht wieder," meldete der Engländer Hill. Gerüchte von Unterhandlungen tauchten abermals auf. Sie stimmten zu den Wünschen der Piemontesen.[2])

---

[1]) Hill's Correspondence, vol. II, p. 529.

[2]) A. a. O., p. 533.

Dennoch war dies nur für einige Tage. Dann richtete sich Victor Amadeus wieder empor. Vendome wußte unterdessen genau, daß jene Gerüchte, die auch er begünstigen ließ, der Wahrheit nicht entsprachen. Entscheidend für das Beharren des Herzogs war dem Marschall Vendome die Kunde, daß die Arbeit an der Befestigung von Coni festgesetzt wurde. Es gab also noch drei Plätze, in denen Victor Amadeus sich vertheidigen konnte. Er stand in Chivasso. Er hatte noch seine Hauptstadt Turin und die Festung Coni. Bevor man zur Belagerung von Turin schreiten konnte, mußte Chivasso genommen werden. [1])

Den Abmahnungen Vendomes gegenüber bestand Ludwig XIV. nicht auf der sofortigen Belagerung von Turin. Er nahm mit Freuden die Versicherung Vendomes entgegen, zugleich den Feinden in der Lombardei entgegen zu treten und Turin zu belagern. „Ich überlasse Ihnen die Führung des Ganzen, fügte er hinzu, und bin erfreut, durch diese Auszeichnung Ihnen die Befriedigung kund zu geben, welche ich über Ihre Dienste in Italien empfinde.“ [2])

Vendome begab sich, im April, nach Mailand, um dort mit dem Statthalter Vaudemont die Maßregeln zu verabreden. Der eine Theil der französischen Armee sollte den Herzog Victor Amadeus in Chivasso bedrängen, und dem von Nizza her heranziehenden La Feuillade die Hand bieten; der andere, größere, dem Prinzen Eugen in der Lombardei entgegen treten. Denn die Belagerung von Turin könne nur dann in Ruhe unternommen werden, wenn man von der Lombardei aus nichts mehr zu fürchten haben werde.

Diese letzten Worte Vendomes zeichnen die Grundlinien des Feldzuges 1705 in Italien.

Vendome gab zunächst seinem Bruder, dem Groß-Prior, den Auftrag, das von den Kaiserlichen besetzte Mirandola zu nehmen. Er erhielt auch dafür, wie damals für alle seine Maßregeln, die volle Zustimmung des Königs. Denn auf Ludwig XIV. lag im Mai 1705 schwer lastend die in seinen Schreiben an Vendome

---

[1]) Pelet t. V, p. 257.

[2]) A. a. O., p. 259.

wohl erkennbare Besorgnis vor der Rückkehr des Prinzen Eugen nach Italien. [1])

## Der Feldzug des Prinzen Eugen und die Schlacht bei Cassano.

Die Berichte des Prinzen Eugen lassen nicht ersehen, daß er selber seine Macht für so furchtbar hielt. Die Nachricht des Falles von Verrua traf ihn noch in Roveredo. „Ich sollte nun Hals über Kopf eilen," meldet er von dort aus dem Kaiser am 26. April. „Dies aber auszuführen mit nackten, bloßen, ausgehungerten Leuten, ohne Geld, ohne Zelte, ohne Brot, ohne Fuhrwesen, ohne Artillerie — ist unmöglich. Wohin ich mich wende, höre ich Lamentationen, sehe ich Noth und Elend. Alles ist in einen solchen Kleinmuth verfallen, daß ich mir nicht zu rathen, noch zu helfen weiß. Um mich zu regen, habe ich wenigstens 300 Wagen nöthig, um für drei oder vier Tage Brot mit zu führen. Ich habe aber nur fünf, und diese sind kaum tauglich. Ich kann nicht sechs Regimentsstücke bespannen. Bis jetzt hat man gehofft auf mich und auf meine Ankunft. Nun aber, da ich gekommen bin ohne Mittel, beginnt die Desertion, neulich 50 bis 60 Mann an Einem Tage." [2])

Daß eine Armee in solchem Zustande für die eine kämpfende Partei in Italien der Hoffnungsstern der Rettung sein konnte, daß dagegen die andere in ihr das Gewitter des Verderbens über sie fürchtete — ist erklärlich nur durch den Namen des Führers.

Der Prinz Eugen vermochte es dennoch, am 5. Mai, dem Todestage des Kaisers Leopold, von Roveredo aus aufzubrechen. Er führte mit sich acht Stücke bespannten Geschützes. [3]) Er zog das zusammen geschmolzene Corps Leiningens an sich, und erreichte am 11. Mai das Ufer des Mincio. Bis zum Eintreffen dieser Nachricht in Turin beriethen dort die Frauen Plane der Flucht. Dann blieben sie. [4])

---

[1]) Pelet t. V, p. 147, 268.

[2]) Heller: Militärische Correspondenz des Prinzen Eugen, Bd. II, S. 391. Eben so in Feldzüge des Prinzen Eugen, S.-H., S. 102 u. f.

[3]) A. a. O., p. 405.

[4]) Hill's Correspondence, p. 559.

Am Mincio erhielt der Prinz Eugen die Nachricht vom Tode des Kaisers Leopold. Er wandte sich sofort mit einem nachdrücklichen und eindringlichen Berichte über den Zustand seiner Armee an den Kaiser Joseph I. Er meldet, daß das Desertiren aufgehört habe, weil er alles verfügbare Geld für die Soldaten verwende. Um so schlimmer aber stehe es um die Officiere, die fast alle seit fünfzehn Monaten und mehr keinen Heller Sold empfangen. Abermals und abermals legt der Prinz dem Kaiser die Fürsorge für die Armee in der ganzen Monarchie ans Herz. „Mit allerunterthänigst treueiferigen Vorstellungen flehe ich nochmals Ew. k. Majestät bittlich an, nachdrucksam die Media und Remedia maturiren zu lassen, so lange es noch Zeit sein kann, dero Krone und Scepter mit Land, Leuten und Armeen, vor dem sonst unvermeidlichen Verlust und Untergange erhalten und besorgen zu können." [1])

Unter den Officieren ward die besondere Klage lebhaft geführt, daß „der General Trautmannsdorf mit allen Chargen zu trafikiren gepflegt habe". Um ein Beispiel zu statuiren, ließ der Prinz Eugen die Sache eines Oberstwachtmeisters Klippel untersuchen, und ihn, nach dem Ergebnis derselben, vor der ganzen Armee cassiren, „zur besonderen Consolation der armen Officiere".

Mirandola capitulirte am 11. Mai. So vortheilhaft dieser Erfolg für Frankreich, stiegen doch nach der Ankunft des Prinzen Eugen in Italien die Besorgnisse Ludwigs XIV. Er wies den Marschall Vendome an, die Gegenwehr in der Lombardei als die Hauptsache zu betrachten, und zu diesem Zwecke lieber die Truppen aus Piemont zu ziehen. Der Marschall Vendome war nicht dieser Ansicht. Er berichtete, am 24. Mai, vom Lager von Moscolino aus, dem Könige ausführlich über die beiderseitigen Stellungen. Er fand die seinige so vortheilhaft, daß er sich entschloß, das Commando dort seinem Bruder zu überlassen, für seine Person dagegen nach Piemont zurückzukehren, und die Armee dort in Bewegung zu setzen. „Ich werde dann keine Zeit verlieren, meldete er, um Chivasso einzunehmen und die Armee Ew. Majestät vor Turin aufzustellen. Denn, wenn einmal dies geschehen, so ist meine Gegenwart dort nicht mehr erfor-

[1]) Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VII, S.-H., S. 120 u. f.

derlich. Ich werde dann im Stande sein hierher zurückzukehren, um dem Prinzen Eugen entgegen zu treten, im Falle nämlich ihm erhebliche Verstärkungen zukommen. Denn, wenn nicht, so glaube ich nicht, daß er uns beunruhigen könnte." [1])

Vendome schrieb diesen Bericht am 24. Mai. Die Antwort Ludwigs XIV. vom 2. Juni läßt erkennen, daß er in den Groß-Prior nicht dasselbe Vertrauen setzte, wie Vendome. „Ich will Ihnen keine Schwierigkeiten machen, sagt er; aber ich kann doch auch nicht genug hervorheben, wie wichtig es ist zu hindern, daß der Prinz Eugen Fortschritte macht. Ich hätte gewünscht, daß meine Absichten gegen Piemont sich vereinigen ließen mit dem Verlangen, daß Sie in der Lombardei blieben, die dortige Armee zu commandiren." [2]) Es scheint, daß Ludwig XIV. nach der früher dem Marschall Vendome ertheilten Auszeichnung, ihn nach seinem Ermessen handeln lassen zu wollen, nicht gewagt hat, ihn durch directen Befehl wieder zu beschränken. Er versuchte es auf indirecte Weise, indem er ihm eine „Denkschrift über die Aufgabe des Marschalls Vendome" beischloß. Der König nannte den Autor nicht; aber er lobte die Denkschrift. Dennoch gestattete dies Verfahren dem Marschall eine ausweichende Antwort. Seine Kritik drängt sich zusammen in den Schluß seiner Antwort: „Ich, der ich an Ort und Stelle bin, und die Feinde in der Nähe beobachte, würde dem Könige schlecht zu dienen glauben, wenn ich nicht die Ueberlegenheit seiner Truppen über diejenigen des Feindes benutzte, und ich werde sie benutzen, es sei denn, daß ein ausdrücklicher Befehl des Königs es mir untersagte." [3]) In seinem directen Schreiben an den König versicherte er zugleich auf seinen Kopf, daß er Turin weit leichter nehmen werde als Verrua. Wenn nur der König, wie versprochen, sich völlig auf ihn verlasse, so bürge er dafür, daß der Prinz Eugen nichts Erhebliches ausrichten und daß Turin fallen werde. [4])

Nachdem Vendome so am 10. Juni im voraus die Erfolge verkündet, die, wenn das Glück ihm leuchtete, damals doch nur noch

---

[1]) Pelet t. V, p. 285.

[2]) A. a. O., p. 147.

[3]) A. a. O., p. 645 et suiv.

[4]) A. a. O., p. 149. Vom 10. Juni.

erst möglich waren, begab er sich vor Chivasso. Wenn Chivasso genommen, wollte er sofort auf Turin marschiren.

Während Vendome solche Hoffnungen aussprach, meldete der Engländer Hill nach London: „Vendome berennt Chivasso und der Herzog vertheidigt es, so lange er kann. Inzwischen schlafen wir Andere ruhig in Turin, des festen Vertrauens, daß der Prinz Eugen aufbieten wird, was er vermag, um uns die Befreiung zu bringen. Wir haben sein Wort dafür, an welchem zu zweifeln nicht gestattet ist. Auch haben wir einige Briefe des Groß-Priors an Vendome aufgefangen, die uns in unserem Glauben bestärken." [1])

So Hill am 24. Juni. In der That hatte sich inzwischen die Lage der Dinge ostwärts verändert, nicht zum Vortheile der Franzosen.

Im Laufe des Monates Mai trafen die Verstärkungen für den Prinzen Eugen bei ihm ein, namentlich die Preußen unter dem Prinzen Leopold von Anhalt-Dessau und die Pfälzer. Doch mußte er, wegen des Mangels der Artillerie und der Fuhrwerke, noch längere Zeit in Gavardo verweilen. Am 19. Juni erhielt er dort die Nachricht, daß der Feind bei Ivrea die Dora Baltea überschritten, also weiter gegen Turin zu. „Also, meldet er, ist keine Minute mehr zu versäumen, dem Herzog durch eine starke Diversion Luft zu machen." Am 21. Juni brach er auf. [2])

Sofort nach dem Abzuge des Marschalls Vendome erhoben sich unter den höheren Officieren in der Lombardei Klagen über die Thatlosigkeit des Groß-Priors. [3]) Bereits am 10. Juni stellte ein Bericht des Prinzen Vaudemont dem Marschall Vendome in Aussicht, daß der Prinz Eugen ungehindert den Oglio überschreiten werde. Er betonte, daß man nur noch auf die Wiederkehr des Marschalls hoffe, daß im anderen Falle ein völliger Umsturz dort zu erwarten stehe. Diese Meldungen wurden dringender von Tage zu Tage. Am Abend des 27. Juni überschritt der Prinz Eugen den Oglio, ohne eine Gegenwehr zu finden. Die Klagen der französischen Unterbefehlshaber

---

[1]) Hill's Correspondence, p. 560.

[2]) Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VII, S.-H., S. 207.

[3]) Pelet t. V, p. 704—714.

gingen, im Anfange Juli, bereits direct nach Versailles, an Chamillart.[1]) Aber auch der Groß-Prior berichtete. An den erlittenen Unfällen trage nicht er die Schuld, sondern die Lässigkeit der Unter-Commandanten. Immerhin habe der Feind den Oglio passirt; aber dies verringere nicht die Vortheile seiner Stellung an der Adda, und darum sei für die französischen Waffen in Piemont nichts zu fürchten.[2])

Unterdessen gingen die Fortschritte des Prinzen Eugen rasch von statten. Am 17. Juli stand er in Romanengo. Von dort aus berichtete er: „Wenn die Feinde ihre Maßregeln besser getroffen und ihre Positionen hinter den Canälen und an mehreren für sie vortheilhaften Orten nachdrücklicher vertheidigt hätten, so hätte ich nicht daran denken dürfen bis hier vorzudringen, auch wenn ich zwei bis drei Armeen gehabt hätte, eine jede so stark wie diese hier. Aber sie haben alle Stellungen preisgegeben, auch die vortheilhaftesten, und doch hatten, wie man mir hier zu Lande versichert, die aufgeworfenen Werke mehr als zwei Millionen gekostet."[3])

Die Entschuldigungen und Behauptungen des Groß-Priors befriedigten weder den König in Versailles, noch den Marschall Vendome. Ludwig XIV. hatte als die erste und wichtigste Aufgabe der Kriegführung in Italien hingestellt, zu hindern, daß der Prinz Eugen sich mit dem Herzog Victor Amadeus vereinige. Aber der Erstere war nun in vollem Marsche zu diesem Zwecke. Ludwig XIV. sah sich daher genöthigt, dem Marschall Vendome die volle Freiheit der Bewegung nach Osten hin zurückzugeben, den Wunsch der Belagerung von Turin einstweilen wieder zu vertagen.[4])

Demgemäß übergab Vendome den Befehl vor Chivasso dem bei ihm eingetroffenen La Feuillade, und schiffte sich, am 12. Juli, mit 10 Bataillonen bei Crescentino auf dem Po stromabwärts ein. Bei seiner Ankunft fand er den Stromlauf des Oglio völlig in den Händen des Prinzen Eugen.[5]) Er stellte es sich zur Aufgabe, den Prinzen

---

[1]) Pelet t. V, p. 716.

[2]) A. a. O., p. 718.

[3]) Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VII, S.-H., S. 271.

[4]) Pelet t. V, p. 300. Leider gibt Pelet nicht den Wortlaut des Befehles.

[5]) Sein Bericht vom 16. Juli, bei Pelet t. V, p. 312.

über diesen Strom zurück zu drängen. Aber er verlangte zugleich, daß der Plan der Belagerung von Turin festgehalten werde, und daß darum der König alles aufbiete, das Corps La Feuillades zu verstärken. Er verbürge sich, sagte Vendome, daß er mit seinen Truppen den Prinzen Eugen so beschäftigen werde, daß von diesem her eine Störung der Belagerung nicht zu befürchten stehe.[1])

Ludwig XIV. mochte damals noch nicht vergessen haben, daß derselbe Marschall Vendome sich einige Wochen zuvor mit seinem Kopfe noch für etwas mehr verbürgt hatte.

Während der Marschall Vendome den Prinzen Eugen über den Oglio zurückzudrängen hoffte, trachtete dieser die Adda zu überschreiten. Wirksamer als die Waffen des Groß-Priors hatte ihn bis dahin der Mangel an Geld und an Requisiten zurück gehalten. Wochenlang mußte er in Romanengo stehen bleiben. Am 31. Juli gab er dem Kaiser seinen Entschluß kund, von Romanengo aufzubrechen und den Uebergang über die Adda zu versuchen, obwohl er ihn schwierig und ungewis finde; aber die Noth des Herzogs Victor Amadeus mache es ihm zur Pflicht.[2]) Jedoch erst am 10. August konnte er aufbrechen und nach Brembate gelangen. Einestheils der hohe Wasserstand der Adda, andererseits der Mangel an Requisiten, namentlich an den so oft und sehnlichst gewünschten Lederschiffen, machten das Wagnis des Stromüberganges zu schwierig. Unterdessen war auch der Marschall Vendome heran gekommen.

Am 14. und 15. August erneuerte der Prinz Eugen den Versuch, eine Brücke über die Adda zu schlagen. Als er erkannte, daß an der Stelle nicht durchzudringen war, setzte er sich, in der Morgenfrühe des 16. August, in Marsch gegen Lodi, in der Hoffnung, den Groß-Prior, der mit 8000 Mann dort am Strome stand, zu überraschen und zu schlagen. Allein auf die Nachricht des Aufbruches setzte auch Vendome sich sofort in Marsch, dem Groß-Prior, der bei Cassano stand, zur Hülfe. Vom Mittage des 16. August bis zum Abende entwickelte sich die blutige Schlacht von Cassano.

---

[1]) Pelet t. V, p. 314.

[2]) Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VII, S.-H. S. 297, 317.

Die beiderseitigen Schlachtberichte liegen vor, in den Einzelnheiten unvereinbar. Der Prinz Eugen gab dem Kaiser seinen Verlust auf 4000 Mann an, und schätzte denjenigen des Feindes weit höher.[1]) Vendome meldete dem Könige in Versailles: „Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich sage, daß dem Feinde mindestens 12.000 Mann kampfunfähig gemacht sind." [2]) In Versailles schwoll diese Zahl auf mehr als 13.000 Mann, und man fügte hinzu, daß die Feinde, wider ihre Gewohnheit, anerkannten, daß sie tüchtig geschlagen seien.[3]) Auch das letztere war nicht richtig. Wie Vendome seinerseits, so nahm auch der Prinz Eugen den Sieg für sich in Anspruch.

Von Gewicht über diese Frage sind namentlich die Worte des englischen Gesandten Hill in Turin, am 2. September: „Wir beginnen hier, meldet er, die Wirkung des letzten Treffens zu fühlen, in welchem der Prinz Eugen sicherlich alle Vortheile davon trug, nur daß er nicht die Adda überschreiten konnte." [4]) — Dies aber war der hauptsächliche Zweck des Treffens gewesen, und dieser Zweck war also vereitelt. Mußte man in so weit sagen, daß der Sieg auf Seiten Vendomes war: so wagte dieser nicht in den nächsten Tagen den Prinzen Eugen wieder anzugreifen, um ihn, wie er vorher gesagt, über den Oglio zurück zu drängen, sondern traf seine Maßregeln so, daß nicht dennoch der Prinz Eugen, ungeachtet des vermeintlichen Verlustes von 11.000 oder 12.000 Mann, die Adda überschritte.[5])

Die Bedeutung der Schlacht von Cassano dürfte, ähnlich wie der früheren von Chiari und von Luzzara, nicht an Einzelnheiten der Verluste oder localer Erfolge abzumessen sein. Zunächst bestand diese Bedeutung darin, daß die kaiserlichen Waffen, ungeachtet der Minderheit ihrer Zahl, in Italien sich erhielten, daß mithin Ludwig XIV., ungeachtet seines bedeutenden Mehraufwandes an Menschen und Geld, abermals den Krieg dort sich verlängern sah, zunächst für das Jahr 1705. Das Verhältnis in Italien war wie folgt. „Die Fran-

---

[1]) Heller, Bd. II, S. 633. — Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VII, S.-H., S. 321 u. f.

[2]) Pelet t. V, p. 333.

[3]) Dangeau t. X, p. 403.

[4]) Hill's Correspondence, p. 617.

[5]) Pelet t. V, p. 335.

zosen, meldet Hill, haben in der That alle Vortheile der festen Plätze und der Ströme. Mailand, Mantua, Modena, Montferrat stehen ihnen offen. Sie erhalten unendlichen Nachschub an Geld, Artillerie, Munition, Rekruten, die von Frankreich her beständig im Marsche sind. Das Alles wird dem Prinzen Eugen nur spärlich gereicht. Wir erblicken nichts, was allen jenen Vortheilen die Wage halten könnte, als das Verdienst, die Führung, die Kraft des Prinzen Eugen. Und davon haben wir hier die denkbar höchste Vorstellung." [1])

Es fragte sich dann aber weiter um die Wirkung der Schlacht von Cassano auf den Herzog Victor Amadeus.

Er hatte vor der Uebermacht La Feuillades, welche sich zwischen ihn und Turin zu drängen und somit ihn abzuschneiden drohete, das Lager von Chivasso nicht mehr halten können, hatte es in der Nacht vom 29. auf den 30. Juli, in aller Stille, und ohne jedweden Verlust geräumt. Er legte seine gesammte Infanterie in Turin, vertheilte die Cavallerie rund um, während La Feuillade bis auf eine Stunde der Stadt nahe rückte, sich namentlich der Venerie bemächtigte. Man rechnete die Stärke seiner Armee auf 16.000 bis 17.000 Mann, die für eine regelrechte Belagerung von Turin nicht ausreichen würden. Dagegen sei ein Bombardement zu fürchten. [2])

In den nächsten Tagen jedoch geschah vom französischen Lager aus keine weitere Regung. Die Truppen La Feuillades lagen völlig still. Man bemerkte nicht, daß er sich vorbereite gegen Turin, daß er Magazine anlege. Er hinderte nicht, daß die Stadt Turin Vorräthe einbrachte. Dieser Zustand dauerte vom Anfange des Augustmonates an Wochen lang. [3])

Das auffallende Verhalten des französischen Heerführers rief in Turin vielfach die Meinung hervor, daß nicht in ihm der Grund zu suchen sei, sondern in Victor Amadeus. Namentlich der Engländer Hill hegte diese Ansicht. Es handele sich für den Herzog, sagt Hill, um seine letzte Zuflucht, um seine Hauptstadt: es sei zu vermuthen, daß er, bevor er es zu einer Belagerung kommen lasse, mit La Feuil-

---

[1]) Hill's Correspondence, p. 612.
[2]) A. a. O., p. 588.
[3]) A. a. O., p. 612.

lade verhandele. Diese Besorgnis Hills wuchs durch den Anblick der steigenden Spannung zwischen dem Herzoge und Starhemberg. Jener verlangte von diesem einen Entwurf für die Vertheidigung von Turin. Starhemberg lehnte ab. Der Herzog machte selber den Entwurf. Bei der Ausführung ergab sich, daß er der noch vorhandenen kaiserlichen Mannschaft die ungedeckten Stellungen überwies. Man gedachte daran, daß im Jahre zuvor, in der Zeit des vollen Vertrauens, Victor Amadeus den kaiserlichen Truppen gerade die Citadelle überwiesen hatte. Man gedachte ferner des Umschwunges vor neun Jahren, wo Victor Amadeus im Verlaufe weniger Wochen aus dem Verbündeten des Kaisers ein Feind desselben geworden war. Konnte nicht Aehnliches abermals sich vorbereiten?[1])

Hill trug kein Bedenken, diese seine Besorgnis nach London, an Marlborough und überhaupt an Engländer zu melden.

So scheinbar diese Besorgnis sein mochte, so war sie dennoch nicht begründet. In den Berichten La Feuillades nach Versailles deutet keine Spur auf eine damalige Verhandlung mit Victor Amadeus. Dagegen bestürmte der Herzog unablässig den Prinzen Eugen mit der Bitte um den Anmarsch. Täglich erhielt der Letztere Briefe auf Briefe, daß alles verloren sei, wenn er nicht komme. Hauptsächlich dem Herzoge zu Gefallen hatte ja der Prinz das Treffen bei Cassano geliefert. Aber auch nachher dauerten die Bitten des Herzogs an.

Konnte der Prinz Eugen ihnen willfahren? — Seine Berichte über den Zustand seiner Truppen lauten nach der Schlacht von Cassano ebenso düster wie vorher, nicht jedoch wegen der Schlacht. Nachdem er, am 16. September, nochmals dem Kaiser den gesammten Nothstand dargelegt, fügt er, wie er sagt, seine allerunmaßgeblichste Meinung noch in aller Unterthänigkeit hinzu. „Ein Mirakel ist es, allergnädigster Herr, daß die Armee noch also beisammen, und wegen der gar zu vielen Mängel nicht schon wenigstens aus einander gelaufen, sonderlich aber die verbündeten Truppen — welche, wie delicat man mit ihnen umgehen müsse, Ew. k. Majestät allergnädigst schon bekannt — noch beibehalten worden (sind). Bisher hat man zwar mit

[1]) Hill's Correspondence, p. 595.

unglaublicher Mühe gethan, was möglich war: es hat sich aber der Stand der Dinge dahin alterirt, daß endlich die Unmöglichkeit vor Augen liegt, und man ohne sofortige Remedur weder zu helfen noch zu rathen weiß." [1])

Von den Bayern, die man für den kaiserlichen Dienst angeworben, waren damals bei der Armee des Prinzen Eugen kaum 50 mehr vorhanden. Die Anderen waren desertirt. Demnach übte die aussaugende Verwaltung des bayerischen Landes durch die kaiserlichen Beamten auch sogar auf den Bestand der Armeen ihre nachtheilige Wirkung. Denn diese Deserteure, die sich nicht in die Heimat zurück wagten, suchten Zuflucht unter ihrem Kurfürsten Max Emanuel in der französischen Armee in Belgien.

Der traurige Zustand seiner Truppen war dem Prinzen um so schmerzlicher, weil, nach den Aussagen aller Ueberläufer, der Feind sich nach der Schlacht von Cassano in beständiger Furcht befand. Diese Aussagen erhielten Bestätigung durch andere Umstände, namentlich dadurch, daß Vendome, der doch die Adda vor sich hatte, sein ganzes Lager mit Verschanzungen umgab. „Von dieser Consternation des Feindes solle man profitiren, meldet der Prinz Eugen, und ich wäre längst dazu Willens gewesen; aber ich kann mich nicht bewegen aus Mangel an Brot und Fuhrwesen." [2]) Nach der Schlacht bei Cassano lag daher der Prinz Eugen für lange Wochen unthätig in Treviglio, weil er aus Mangel nichts unternehmen konnte. Der Marschall Vendome dagegen hielt sich in seinem verschanzten Lager.

Die Motive des Prinzen Eugen und des Marschalls Vendome für die thatsächliche Waffenruhe nach Cassano liegen also vor: es kommt darauf an auch für das ähnliche Verfahren La Feuillades das Motiv zu erforschen, welches nicht, wie Hill meinte, in Unterhandlungen mit dem Herzoge lag.

Die Macht La Feuillades, 16.000 bis 17.000 Mann, reichte nicht aus Turin zu umschließen. Da er jedoch die Vertheidiger nur auf

---

[1]) Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VII, S.-H., S. 372.

[2]) A. a. O., S. 375.

4000 Mann Infanterie und reichlich 3000 Mann Cavallerie anschlug, meinte er in den ersten Tagen, daß es einer Umschließung nicht bedürfe. Auf eine Denkschrift Vaubans über eine Belagerung von Turin änderte La Feuillade seine Ansicht, und verlangte einen Nachschub von 14 Bataillonen und 15 Schwadronen.[1]) Die Correspondenz über diese Vorfragen währte den Monat August hindurch. Während La Feuillade darin, ähnlich wie so manche seiner Lands- und Zeitgenossen, den Ruhm der Thaten, die er zu vollbringen gedachte, im voraus für sich in Anspruch nahm, machte er, wie wir aus dem Berichte Hills vernommen haben, den Bewohnern von Turin die unerwartete Freude, sie sehr wenig zu behelligen.

Man gewöhnte sich in Turin sogar im Laufe der Wochen an die Nähe des feindlichen Heeres. „Dieser La Feuillade, meldet Hill am 9. September, ist ein unangenehmer Nachbar, aber ein harmloser Feind. Er ließ gestern melden, das er sich unsere Trompeter verbitte, und daß auch er keinen mehr senden werde; denn er habe den Befehl sich auf keine Auswechselung von Gefangenen einzulassen. Der junge Prinz von Piemont ist krank, und schafft uns dadurch mehr Sorge als die Feinde. Wir sind in einer sonderbaren Lage. Die Feinde sind uns so nahe wie sie sein können: nur ein kleiner Fluß trennt uns, über welchen sie zwei Brücken gelegt haben. Wenn ihre Neugier sie herüber führt, so schießen wir auf sie; wenn wir näher nach ihnen ausschauen, so feuern sie. Wir sind weder umschlossen, noch belagert, noch auch nur beengt als nach dem feindlichen Lager zu. Wir haben weder Frieden, noch Krieg, noch Waffenstillstand, noch einen Zustand, der einem von den drei genannten ähnlich wäre."[2])

Anders dachte man sich die Sache in Versailles. Man malte sich aus, mit welchem ungeheueren Apparate La Feuillade vor Turin lagere, mit wie vielen schweren Geschützen und Mörsern, mit mehr als einer Million Pfund Pulver. Er lasse Circumvallations-Linien

---

[1]) Pelet t. V, p. 169 et suiv. Aeußerungen der Prahlerei p. 173: J'ose dire qu'il me paraît que S. M. peut avoir quelque confiance en moi; so wie p. 182: Vous devez convenir que je suis le seul capable de parler si hardiment avec un si petit nombre de troupes. — Aehnlich p. 188.

[2]) Hill's Correspondence, p. 621.

aufwerfen vom Po oberhalb der Stadt bis zur Dora, und wieder von der Dora bis zum Po unter der Stadt. Er habe Vollmacht des Königs, den Mitgliedern der Familie des Herzogs den Auszug zu verstatten. [1])

Während man in Versailles sich solchen Hoffnungen hingab, traf dort jene Meldung des La Feuillade ein, daß er für den Beginn der eigentlichen Belagerung einen Nachschub verlange. Das Verlangen wurde nicht bewilligt, vielmehr ihm die Forderung gestellt, daß er die Belagerung von Turin am 15. September beginnen und bis Allerheiligen zu Ende führen solle. Er gab, am 3. September, eine lange prahlende, und dennoch in der Hauptsache ausweichende Antwort. Ludwig XIV. forderte den alten Marschall Vauban in Versailles zu einem Gutachten auf. [2]) Dieser rieth zu einem Angriff zunächst auf die Stadt Turin, und trat dadurch in Widerspruch mit dem Befehle Vendomes, welcher den Angriff zunächst auf die Citadelle von Turin forderte. [3]) La Feuillade glaubte dem Befehle seines Ober-Commandanten, des Marschalls Vendome, folgen zu müssen, und begann am 26. September seine Vorbereitungen zu treffen.

Hatte schon bis dahin der Kampf des Wollens und des Nicht-Wollens in La Feuillade der Stadt Turin für lange Wochen zur Deckung gedient: so tritt vom Ende September an dies Schwanken hin und her in noch mehr auffälliger Weise hervor.

Noch bevor La Feuillade am 26. September seine Vorbereitungen begann, faßte Ludwig XIV., gestützt auf die Ansichten Vaubans, in Versailles den Beschluß, daß es zweckmäßiger sein werde, die Belagerung von Turin auf das nächste Jahr hinauszuschieben. Der betreffende Befehl traf bei La Feuillade ein am 30. September. Sofort ersuchte er in einem dringenden Schreiben den König, den Befehl zurück zu nehmen, mit der Betheuerung: „Ich nehme den glücklichen Ausgang des Angriffes gegen Turin auf meinen Kopf.“ [4]) Ein Courier eilte mit dem Schreiben ab nach Versailles.

---

[1]) Dangeau t. X, p. 420.

[2]) Das Gutachten bei Pelet t. V, p. 652.

[3]) A. a. O., p. 193.

[4]) Pelet t. V, p. 201.

Ueber Nacht jedoch besann sich La Feuillade. Am anderen Morgen, dem 1. October, traf er Anstalten, die Artillerie und die Munition nach Chivasso und nach Susa zurückführen zu lassen.[1])

Die Meldung wurde in Turin mit Freuden, aber auch mit Staunen vernommen. Man dachte sich, daß immerhin der Hof von Versailles Bedenken haben könne, sich in eine Unternehmung einzulassen, die, wenn der Prinz Eugen in der Lombardei einen abermaligen Erfolg davon trug, für Frankreich übel ausschlagen werde; aber man hielt nicht dies Bedenken für den wahren Grund des Abzuges von Turin. Die Bewohner dieser Stadt meinten: der Friede mit Frankreich sei geschlossen, und gaben ihren Glauben und ihre Freude auch dem Herzoge Victor Amadeus kund, der seinerseits seinen Zorn darüber nicht verhehlte. Er redete darüber zu dem englischen Gesandten Hill. Dieser freilich berichtete heim: „Ich bin allzu sehr Häretiker, als daß ich mich durch Legenden bekehren ließe. Der Herzog hat etwas von den Friedensberedungen in Holland gehört, und meint sich besser zu stehen, wenn er für sich selber seine Rechnung macht.“ [2])

In dem Verhalten der Bewohner von Turin am 1. October liegt indirect das Urtheil, daß das Aufgeben der Belagerung dem französischen Interesse nicht entsprach.

Aber war man denn auch wirklich schon so weit?

Der Courier La Feuillades, vom 30. September, traf am 4. October in Versailles ein. Auf jene dringenden Bitten des La Feuillade willfahrte Ludwig XIV. sofort. Er nahm den Befehl zur Aufhebung der Belagerung von Turin zurück, und beließ dem General die Wahl des Ortes zum Angriffe nach eigenem Ermessen.[3])

Der Courier eilte zurück. Auf die Ankunft berief La Feuillade den Kriegsrath der Generale, am 11. October. Sie gelangten einstimmig zu der Ansicht, daß es außerhalb menschlicher Macht liege, die Dinge in den früheren Stand herzustellen, und daß daher die Belagerung von Turin auf das nächste Jahr hinauszuschieben sei.[4]) Erst von da an war Turin für das Jahr 1705 sicher.

---

[1]) Pelet t. V, p. 203.

[2]) Hill's Correspondence, p. 644.

[3]) Pelet t. V, p. 205.

[4]) A. a. O., p. 667.

Nur mit dem äußersten Widerstreben und mit manchem Tadel für La Feuillade fügte sich der Marschall Vendome in das Geschehene, mit der Betheuerung zugleich, daß das hauptsächliche und einzige Absehen für den nächsten Feldzug die Belagerung von Turin sein müsse. Die Aussichten dafür hingen nach seiner Meinung ab von dem Ausgange seines noch nicht beendigten Feldzuges gegen den Prinzen Eugen. [1])

## Die letzten Monate des Feldzuges in Italien.

Als im Verlaufe einer Reihe von Wochen der Prinz Eugen aus Treviglio nicht hervorbrach, faßte Vendome den Entschluß die Offensive zu ergreifen und ihn vom Oglio hinweg zu drängen.

Vendome mochte wissen, daß im Hauptquartiere des Prinzen selbst eine Richtung seinen Wünschen förderlich war, nämlich die Stimme des Prinzen Leopold von Anhalt-Dessau und anderer deutscher Generale, welche für ihre Soldaten Winterquartiere forderten, und zwar in Ferrara. Der Prinz Eugen bewilligte nicht. Er bestritt, daß die Republik Venedig für Frankreich Partei nehmen und dadurch die kaiserliche Armee in Gefahr bringen könne. Ob immer der Senat von Venedig ein drohendes Gesicht mache: die Republik habe mit dem gesammten Europa das Interesse gemeinsam, daß Frankreich geschwächt werde, daß nicht das Haus Bourbon in den Besitz beider Kronen gelange. Ja die Republik habe sogar mehr als irgend eine andere Macht das Interesse, daß der Herzog von Savoyen gerettet werde, und daß nicht eine der beiden kriegführenden Parteien, vor dem Abschlusse des Friedens, sich der vollen Herrschaft über Italien bemächtige. Darum seien die Verbündeten der Gunst des Senates immer sicher.[2])

„Im Uebrigen, schloß der Prinz Eugen, haben wir nach den Befehlen von Wien, so wie gemäß den Interessen der Allianz, keine andere Frage aufzuwerfen, als wie wir die Mittel ausfindig machen, noch einen vortheilhaften Streich auszuführen, oder den Winter über am Ufer des Oglio zu verbleiben, und in einer solchen Stellung, daß

---

[1]) Pelet t. V, p. 751, cf. p. 356.

[2]) A. a. O., p. 746. Augenscheinlich durch Verrath an Vendome berichtet.

wir im Stande sind von dort aus im nächsten Frühlinge eine Diversion zu machen, die den Herzog von Savoyen und mit ihm das gesammte Europa errettet. Wir haben also nicht daran zu denken, uns auf den Mincio zu ziehen und dadurch dem Feinde die Gelegenheit zu geben, den Krieg in der Lombardei mit der Hälfte der Truppen zu führen, und in Piemont nach seinem Belieben zu verfahren. Ein solches Zurückziehen unsererseits würde den König von Frankreich zum Herrn von Europa machen, und zwar dies in einer Zeit, wo die begründete Hoffnung vorliegt, ihn zu Bedingungen zu zwingen, welche die allgemeine Freiheit sichern."

„Wir führen hier in Italien nicht einen Krieg der Eroberung, noch auch um Winterquartiere, sondern einen Krieg der Diversion. Diese Diversion kostet dem Könige von Frankreich bereits etwa 100.000 Mann und alljährlich viele Millionen Goldes. Denn er muß in Italien 80.000 Mann mit unermeßlichen Kosten unterhalten, während die Verbündeten dort in Allem nur 40.000 haben, für welche noch dazu die Ausgaben nach Verhältnis weit geringer sind. Um uns die beträchtlichen Vortheile zu erhalten, welche die Franzosen hindern, in Flandern, in Deutschland, in Spanien die Ueberlegenheit zu erlangen, ist es also nothwendig den Winter hindurch die Posten zu behaupten, in deren Besitze wir die Franzosen in beständiger Unruhe erhalten. Von Winterquartieren in Ferrara kann daher keine Rede sein."

Die Correspondenz Ludwigs XIV. und Vendomes bestätigt von ihrer Seite die Gedanken des Prinzen Eugen. Seine wirkliche Lage jedoch, den Zustand seiner Armee, die zahlreichen Mängel derselben, kannten sie nicht. Vielmehr ist die Besorgnis vor der vermeintlich anwachsenden Macht des Prinzen durch die Verstärkungen, die er an sich ziehe, der vorherrschende Gedanke des Königs. Ludwig XIV. spricht eben so wie gelegentlich Vendome die Ansicht aus, daß, wenn es dem Kaiser gelänge, das Feuer in Ungarn zu löschen, die Armee des Prinzen Eugen sofort derjenigen Vendomes überlegen sein würde. „Ich wage nicht, ruft er aus, meine Gedanken so weit zu erstrecken, in Betracht des völligen Umschlages, den eine solche Veränderung nach sich ziehen würde." [1])

---

[1]) Pelet t. V, p. 356. Vom 20. October.

Ludwig XIV. selber wußte am besten, daß er in seinem Golde das Mittel besaß, das Feuer in Ungarn nicht ausgehen zu lassen. Aber auch so forderte der Krieg in Italien von Frankreich neue Opfer. Wie der Prinz Eugen seinem Kriegsrathe angekündigt, daß das wichtigste Object des nächsten Feldzuges die Befreiung des Herzogs Victor Amadeus sein müsse: so meldete Vendome dem Könige, daß, um welchen Preis immer es sei, der nächste Feldzug beginnen müsse mit der Belagerung von Turin, und daß daher der König nicht genug Maßregeln treffen könne, um beide Armeen in Italien zu verstärken. — Und ähnlich wie der Prinz Eugen, sprach dann auch Vendome seine Ansicht über die damalige Stellung aus. „Wenn wir so glücklich wären, den Feind vom Oglio abzudrängen, ihn in die Berge zurückzuwerfen, ihm die Wiederkehr ins Brescianische zu versperren, und ihn zu zwingen, für den nächsten Feldzug sich am Mincio und in Nieder-Ferrara zu halten: so wäre unsere Vertheidigung leicht. Im anderen Falle dagegen ist sie sehr schwer, und fordert eine bei weitem größere Truppenzahl." [1])

Der Prinz Eugen war am 10. October aus Treviglio aufgebrochen, nicht freilich zum Zwecke des Rückzuges. Aber die Uebermacht Vendomes, dem noch mehrere Bataillone von La Feuillade her zugekommen waren, drückte auf ihn. Er konnte Soncino, den einzigen Platz, den er im Mailändischen besaß, nicht halten. Die Republik Venedig dagegen erhob neue, fast drohende Einsprache gegen jegliche Postirung am Oglio.

Die Anzahl der Truppen des Prinzen Eugen bestand damals, im Spätherbste 1705, noch aus 11.000 Mann Infanterie und 4000 Mann Cavallerie; diejenige der französischen Truppen Vendomes aus 20.000 Mann Infanterie und 7000 Mann Cavallerie, abgesehen von den Truppen in spanischem Solde. [2]) Es ist merkwürdig, daß, ungeachtet dieser Ueberlegenheit, man dennoch auf französischer Seite Besorgnis trug vor einem Plane des Prinzen Eugen auf Mantua. Vendome theilte diese Ansicht nicht. Er glaubte gegen jegliche Unternehmung des Prinzen im Winter so sehr gesichert zu

---

[1]) Pelet t. V, p. 359.
[2]) A. a. O., p. 375.

sein, daß er um die Erlaubnis bat sich nach Versailles begeben zu dürfen. Der Statthalter Vaudemont wirkte entgegen. Aus dieser Abwesenheit, meinte er, könne ein Unheil erwachsen, welches das Aufgeben von Piemont nach sich ziehen würde. Vendome mußte bleiben. „Um dem Könige alle möglichen Besorgnisse zu benehmen, fährt der französische Bericht fort, gab Vendome ihm die Versicherung, daß, wenn, wie anzunehmen, zum Beginne des nächsten Feldzuges der Prinz Eugen trachten würde ihm ein Treffen zu liefern, er wissen würde sich so zu stellen, daß jener keinen Vortheil über ihn haben solle." [1])

Nicht so sehr der Marschall Vendome, als die Noth seines Heeres zwang den Prinzen, über den Oglio zurück zu gehen. Aber die Frage für ihn war, die Armee für den Winter unterzubringen. Er zog sich zurück bis Montechiaro, also auf das Gebiet der neutralen Republik Venedig. „Ich will lieber sie schreien hören, meldet er dem Kaiser, als die Armee zu Grunde gehen lassen." [2])

Am 5. December stattete er, von Lonato aus, dem Kaiser seinen Endbericht ab. „Es ist die höchste Noth, meldet er, und keine Minute mehr zu versäumen, daß sich Ew. k. Majestät ohne weiteren Aufschub allergnädigst entschließen wollen, wie der gegenwärtigen Extremität abgeholfen werden könne. Die bisherigen guten Worte und Vertröstungen steuern dem Uebel nicht, noch erhalten sie den nothleidenden Soldaten. Vielmehr beruht alles nur darauf, daß Ew. k. Majestät zu einer solchen positiven allergnädigsten Resolution zu schreiten geruhen wollen, durch welche die Armee wieder in den Stand gesetzt, die erforderlichen Geldmittel herbeigeschafft, und eine Grundlage festgestellt werde, auf welche man für die Subsistenz der Armee von Monat zu Monat sich verlassen kann. Im anderen Falle bricht alles zusammen, und in kurzer Zeit wird von dem Reste der tapferen Truppen, welche nicht nur bisher dem so sehr überlegenen Feinde so nachdrücklichen Widerstand gethan, sondern auch aus Liebe zu Ew. k. Majestät Dienste Leib und Leben so willig als schuldig aufgeopfert haben — wenig oder gar nichts mehr übrig sein." Der Prinz Eugen führt dies aus in der Anwendung auf die Gefühle der Einzelnen, dann aber auch auf

[1]) Pelet t. V, p. 376.

[2]) Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VII, S.-H., S. 492.

sich selber. „Leib und Leben, Gut und Blut bin ich zwar schuldig Ew. k. Majestät allerunterthänigst aufzuopfern, nicht aber Ehre und Reputation.“ Lieber wolle er vom Commando abberufen werden.

Es kam also darauf an, ob die eindringlichen Vorstellungen des Prinzen Eugen Eingang fanden, oder vielleicht mehr noch, ob Mittel verfügbar gemacht werden konnten, denselben für den Feldzug des Jahres 1706 zu entsprechen.

Der Prinz Eugen blieb bei der Armee bis in den Beginn des Jahres 1706. Dann begab er sich nach Wien, um persönlich seinen Vorstellungen beim Kaiser Joseph noch mehr Nachdruck zu geben. Auf die Nachricht dieses Aufbruches wagte es auch Vendome, dem vorher Vaudemont eine Abreise dringend widerrathen, sich nach Versailles zu begeben. [1])

Der fünfte dieser mörderischen Feldzüge in Italien war zu Ende. Die Kaiserlichen hatten, ungeachtet der wiederholten Erfolge ihrer Waffen, nicht ein nennenswerthes Terrain in Italien erstritten; aber sie hatten den Erfolg, mit geringerem Aufwande an Menschen und Geld als Frankreich, dennoch sich behauptet zu haben. Immerhin hatten sie sich seit dem Ende des Jahres 1703 behauptet nur durch den Zutritt des Herzogs Victor Amadeus. Andererseits aber hatte dieser sich erheben und aufrecht halten können nur an der Stütze der kaiserlichen Waffen.

So gefahrdrohend auch immer das Jahr 1705 für den Herzog anbrach: das Ende war nicht schlimmer als der Beginn. Es war dem Prinzen Eugen, trotz des furchtbaren Blutbades von Cassano, nicht gelungen dem Herzoge die Rettung zu bringen; aber sein letztes Bollwerk, Turin, war von der Belagerung frei geblieben. Die Franzosen hatten Verrua, Crescentino, Chivasso gewonnen; aber diese Erfolge förderten nicht direct das schwierigste Werk, das sie zu vollbringen hatten, die Belagerung von Turin. Der Herzog dagegen hatte seine Zeit benutzt, diese Aufgabe noch schwieriger zu machen. Er hatte neue Werke zur Vertheidigung aufgeführt. Es war ihm gelungen

[1]) Pelet t. V, p. 379.

die Zahl seiner kriegesfähigen Mannschaft aus seinen Unterthanen zu steigern. [1])

Der Herzog Victor Amadeus durfte ferner hoffen auf Diversionen in seiner Nähe. Die Sevennolen regten sich wieder, so sehr, daß auch Cavalier sich entschloß, wieder Antheil zu nehmen, und der Engländer Hill es wagte, ihm zu diesem Zwecke 400 Pistolen zu geben. [2]) Es war ein Zehntel dessen, was Rakoczy von Ludwig XIV. allmonatlich erhielt. Aber immerhin war es etwas.

Ungleich wichtiger war die Diversion in Spanien, wo sich, wie wir später sehen werden, Barcelona und das gesammte Catalonien für Carl III. erhoben hatten.

Endlich aber war da der Prinz Eugen. Es war die wohl begründete Hoffnung, ja die Zuversicht des Herzogs Victor Amadeus, daß der Prinz das Werk, welches er im Jahre 1705 nur versucht, nicht ausgeführt hatte, im Jahre 1706 abermals unternehmen werde. Die Bedingung war nur, daß er den erforderlichen Nachschub erhielt. Daß dieses geschah, werden wir später vernehmen, in Anlaß der Reise Marlboroughs nach Wien, im November 1705.

## Die Stellung des Papstes Clemens XI., im Jahre 1705.

Indessen, was immer man von der Zukunft hoffen mochte, das Jahr 1705 hindurch blieb die französische Machtstellung in Italien der kaiserlichen überlegen. Unter dem Drucke dieser Ueberlegenheit konnte namentlich der Papst Clemens XI. zur Freiheit in seinen politischen Entschlüssen nicht gelangen. Er ließ vielfache Uebergriffe von französischer Seite hingehen. Die Franzosen warben päpstliche Unterthanen an, nicht mit freiem Willen derselben, sondern mit Gewalt. „Wenn ich zu dem Papste oder seiner Regierung darüber rede, meldet der Graf Lamberg, so wissen sie nichts davon, obwohl die Sache offenkundig und ganz Rom sich über diese parteiische Nachsicht ärgert.“ [3])

---

[1]) Hill, p. 651 u. f.

[2]) A. a. O., p. 666.

[3]) Lambergs Bericht vom 21. Februar.

In dieser Bevölkerung herrschte dieselbe Stimmung wie früher: die Prälatur und der Adel unter dem Drucke der Furcht erschienen französisch; das Volk war kaiserlich. Diese Stimmung äußerte sich oft in herber Weise gegen den Papst, in mancherlei Pasquinaden. Eines Morgens fand man angeschlagen: „Der heutige Papst ist der wahre und rechtmäßige Nachfolger des heil. Petrus; denn er verspricht, leugnet ab und weint.“ [1])

Nicht Alles freilich ließ Clemens XI. hingehen. Die Franzosen bemächtigten sich des Ortes Bondeno im päpstlichen Gebiete. Der Cardinal-Legat von Ferrara beschwerte sich darüber bei dem französischen Commandanten, und der Papst selber bei dem Cardinal Janson Forbin. Dieser misbilligte. Er wolle, sagte er, dem Commandanten darüber schreiben. Dieser aber werde wohl seine Entschuldigung darin finden, daß er gehandelt habe zum Dienste der Kirche, damit nicht die Deutschen sich des Ortes bemächtigten. — Clemens XI. entgegnete: wenn er der Hülfe einer der beiden Parteien bedürfe, so werde er darum bitten. [2])

Der Graf Lamberg dagegen benutzte die Gelegenheit der Sendung eines Prälaten an ihn, um dem Papste seine Ansicht kund zu thun. „Mit jener Entschuldigung, sagte er, scheint mir der Cardinal Janson seinem eigenen Könige schlecht zu dienen. Denn indem er den Papst nöthigt, eine solche Parteilichkeit für Frankreich in Kleinigkeiten zu beweisen, aus welchen ein reeller Vortheil nicht erwächst, erregt er bei Anderen einen so starken Verdacht, daß er dadurch den Papst außer Stand setzt, in wichtigeren Angelegenheiten dem Könige von Frankreich einen Vortheil zuzuwenden.“ [2])

Lamberg indessen erfuhr, daß der wirkliche Befehl des Papstes dahin laute: wenn kaiserliche Truppen in geringer Anzahl das päpstliche Gebiet verletzen: so haben die eigenen Truppen sie abzuwehren. Geschicht ein Einbruch mit stärkerer Macht, so ist der Groß-Prior um Hülfe zu ersuchen. [3])

Ein Einbruch solcher Art von 200 Mann in Ferrara erfolgte im April. Der Papst erhob durch den Prälaten Passionei bei Lam-

---

[1]) Lambergs Bericht vom 17. Januar.

[2]) Desgleichen vom 7. März.

[3]) Desgleichen vom 14. März.

berg heftige Beschwerde. Er fragte, ob das der Dank sei für seine Weigerung, dem Könige Philipp V. die Belehnung mit Neapel zu ertheilen. Lamberg erwiederte: er habe den Papst oft ersucht, nicht dem Cardinal Janson Forbin eine solche Willfährigkeit zu beweisen, nicht diesen Fremden schalten und walten zu lassen, als wäre er Gouverneur von Rom. Er habe den Papst dringend gebeten, sich mit dem Kaiser auszugleichen, und nicht durch Parteilichkeit für Frankreich die Dinge dahin kommen zu lassen, daß auch der Kaiser ihn nicht mehr schützen könne. Er wisse, daß die kaiserlichen Generale den Befehl hätten, gegen päpstliche Unterthanen die größte Rücksicht zu beobachten. Aber seit dem schweren Unrecht von Figaruolo, welches der Papst an den Franzosen nicht geahndet, welches er vielmehr durch die Fiction eines Prozesses in Vergessenheit zu bringen gesucht habe, seien die Dinge sehr verändert. „Daher, schloß Lamberg, kann ich mich nicht verbürgen für dasjenige, was in Zukunft sich noch ereignen kann. Die Befehle, die seitdem die Commandanten erhalten haben, sind mir nicht bekannt, und ich habe nicht das Recht mich darein zu mischen. Wenn ein Souverän mit gebundenen Händen einhergeht, so sind solche Uebelstände unvermeidlich." [1])

Wir sehen die Misstimmung im Wachsen. Der Papst war für sich persönlich weit entfernt, den Vorgang von Figaruolo zu billigen. Damals selbst hatte er das Verfahren einen Mangel genannt; im April 1705 erkannte er in vertraulicher Rede an: es sei von französischer Seite ein wirklicher Verrath gewesen. [2]) Aber er faßte darum nicht den Entschluß, in seine politische Stellung gegenüber dem Kaiser Klarheit zu bringen. Er ließ sich die Aeußerung entfallen: er bekomme aus Deutschland viele Nachrichten, daß kaiserliche Truppen den Kirchenstaat besetzen würden. Das Wort scheint mit Absicht gesprochen worden zu sein, damit es an den Botschafter Lamberg gelange. Dieser ließ in gleicher Weise erwiedern: wenn der Papst in Wirklichkeit neutral sein wolle, so habe er nichts zu fürchten. [3])

---

[1]) Desgleichen vom 11. April.

[2]) Oggi confessa ch'era stato un mero tradimento di Francesi.

[3]) Lambergs Bericht vom 9. Mai.

War der Papst Clemens XI. nach der Ansicht des kaiserlichen Botschafters Lamberg parteiisch für Frankreich, so war er es in den Augen der Franzosen viel zu wenig. Von einem festen Entschlusse des Papstes, meinte Vendome, würde es abhangen für Italien die Neutralität herzustellen. Allerdings war ja das Kriegs-Theater in Italien für Frankreich das kostspieligste an Blut und Geld. Vendome gibt dann dem Könige seine Meinung an, warum Clemens XI. jenen Entschluß nicht fasse. „Aber der Papst, sagt er, ist ein schwacher, um nicht zu sagen, übel gesinnter Mann, der sich einschüchtern läßt durch die Drohungen des Kaisers, welcher keine Rücksicht für ihn beobachtet. Und ich glaube, daß, wenn Ew. Majestät eben so gegen ihn verfahren wollten, dies das rechte Mittel sein würde, ihn zu dem Entschlusse zu bringen, der dem Interesse beider Kronen entspricht. Denn wir sind in der Lage in Rom uns mehr gefürchtet zu machen als die Deutschen. Verzeihen Ew. Majestät, daß ich mir die Freiheit nehme, mich über diesen Punct auszulassen; aber ich halte es im Interesse Ihres Dienstes für nothwendig, und lebe der Ueberzeugung, daß, wenn der Papst handelte als der gemeinsame Vater aller Völker, die Neutralität Italiens bald zu Stande kommen würde." [1])

Die Meinungen des Marschalls Vendome legen nicht Zeugnis ab für eine genaue Kunde der Stellung Ludwigs XIV. zu dem Papste; aber sie beweisen, daß die Stimmung der französischen Armeeführer in Italien dem Papste kaum günstiger war, als diejenige der Kaiserlichen. Clemens XI., dem dies nicht unbekannt sein konnte, sah sich daher von beiden Seiten her in der Enge.

Dann trat der Tod des Kaisers Leopold I. ein, zu Anfang Mai. Clemens XI. faßte die Hoffnung, nach dieser Seite hin mit dem Nachfolger Joseph I. zu einem besseren Verständnisse zu gelangen.

Wenige Tage nach der Ankunft der Todesnachricht in Rom verlautete dort das Gerücht, daß die Botschafter Uzeda und Janson Forbin ausgestattet seien mit einem Proteste, im Falle daß Clemens XI. Joseph I. als römischen Kaiser anerkennen würde. „Wenn das noch nicht ausreicht sie lächerlich zu machen, fügt Lamberg seiner Meldung hinzu, so sollen sie, wie der Papst dem Uditore Kaunitz gesagt hat,

---

[1]) Pelet t. V, p. 245. Vom 19. März.

noch weiter erklären, daß binnen Kurzem der König von Preußen als Kaiser ausgerufen werden solle." [1])

Daß in Berlin derartige Wallungen der Eitelkeit in jenen Zeiten sich geregt haben und nicht einmal geheim gehalten worden sind, ergibt sich aus den Berichten des Venetianers Dolfin aus Wien. Dort pflegte der preußische Gesandte Bartholdi offen die Rede zu führen: sein König werde nicht dulden, daß das Haus Oesterreich sich um einen Fußbreit Bodens in Deutschland vergrößere, und es sei billig, daß die Kaiserkrone auch einmal an einen protestantischen Fürsten gelange. [2]) — Wir sehen demnach, wie sehr der Begriff der römischen Kaiserkrone bereits verdunkelt war, so daß der innere Widerspruch des Preußenthumes mit derselben nicht mehr verstanden wurde.

Der Papst Clemens XI. dagegen knüpfte seine Hoffnung mit dem neuen Kaiser zu einem Ausgleiche zu gelangen, an die alte Bedeutung der römischen Kaiserkrone. Er benutzte die Abschieds-Audienz eines Grafen Althann, Domherrn von Olmütz, um durch diesen seine Wünsche nach Wien gelangen zu lassen. Gegenüber der Forderung der Franzosen den Kaiser nicht anzuerkennen, sagte er, bedürfe er eines Schildes. Der alten Zeiten zu geschweigen, erinnere er daran, daß an seine Vorgänger Paul V. und Urban VIII. je eine kaiserliche Obedienz-Botschaft entsendet sei. Auch der Kaiser Leopold I. habe, in Anlaß der Krönung des römischen Königs Joseph in Augsburg, dem Papste Alexander VIII. eine solche Obedienz-Botschaft in Aussicht gestellt. Dieselbe sei nicht zur Ausführung gekommen, weil der Papst, wider den widerholten Einspruch des Kaisers, den Bischof von Beauvais zum Cardinal Janson Forbin ernannt habe. Dies sei zu den Zeiten Innocenz XII. wiederholt zur Sprache gekommen. Aber das Versprechen bestehe ebenso wie das Herkommen, und der Papst hoffe, daß der neue Kaiser die gleiche Rücksicht für den päpstlichen Stuhl haben werde wie seine Vorfahren. Wenn sich der Kaiser dazu entschließe, so decke er dadurch den Papst gegen das Andringen der Franzosen, welche ihrerseits die Belehnung Philipps V. mit Neapel forderten. Denn

---

[1]) Lambergs Bericht vom 30. Mai.

[2]) Fontes rerum Austriacarum, Bd. XXII, S. 25. — Vergleiche auch den Bericht Harleys an Stepney in Archivum Rakoczianum, II. Osztály: III. Kötet, p. 218.

dem Einwande des Papstes, daß er dem Könige Philipp V. diese Belehnung nicht ertheilen könne, so lange er nicht von allen christlichen Mächten als König anerkannt sei, stellten sie die Behauptung entgegen, daß auch gegen das Recht der Wahl Josephs I. Proteste erhoben würden, nämlich von den Kurfürsten von Bayern und Köln, und vielleicht noch von einem Dritten. [1])

Da die Kurfürsten von Mainz, Trier, Pfalz, Sachsen und Braunschweig-Lüneburg unzweifelhaft kaiserlich gesinnt waren: so kann mit dem Dritten, welchen der Papst nicht nannte, nur der Kurfürst-König Friedrich von Brandenburg-Preußen gemeint sein.

Der Graf Althann erwiederte, daß eine solche Obedienz-Botschaft die Franzosen nicht hindern würde, nach wie vor die Belehnung Philipps V. zu verlangen. Der Papst entgegnete: „Und dennoch würden wir sie ihm nicht geben. Denn es liegt unsererseits die Antwort bereit, daß die Fälle nicht gleich sind, daß Joseph I. zu seiner Zeit rechtmäßig erwählt, Philipp V. jedoch nicht von den Häuptern anerkannt ist, denen dies Recht der Anerkennung zusteht. Um aber dem Andringen der Franzosen zuvorzukommen, ist das einzige Mittel die Schnelligkeit und Heimlichkeit einer solchen Botschaft. Das leichteste Verfahren würde sein, wenn der Kaiser seinem hiesigen Botschafter zu diesem Zwecke Vollmacht gäbe, so daß derselbe hier, den Franzosen unerwartet, zum Consistorium berufen werden, und nachher wieder in seinem Posten als ordentlicher Botschafter verbleiben könnte." [2])

Der Graf Althann hielt entgegen, daß die bestehenden Differenzen zwischen Wien und Rom ein Hindernis sein würden, da der Kaiser Joseph, ohne eine Genugthuung erhalten zu haben, das wiederholt dem Vater zugefügte Unrecht nicht vergessen könne. Der Papst unterbrach ihn mit den Worten: „Der Marchese del Vasto verdiente es wahrlich nicht, daß der kaiserliche Hof für ihn so eifrig Partei nahm. Allein auch selbst, wenn er es noch mehr verdient hätte: so sollte man doch nicht wichtigere Interessen zu Gunsten von Kleinigkeiten aufs Spiel setzen. Wir haben doch auch etwas entgegen zu stellen. Wir haben, alles Andringens ungeachtet, niemals die Beleh-

---

[1]) Bericht Lambergs vom 23. Mai.

[2]) Derselbe Bericht, wie auch für das Folgende.

nung mit Neapel ertheilt. Wir haben oftmals den Neutralitätsbund verworfen, der noch neuerlich wieder durch den Abbé Pomponne im Namen anderer italienischer Mächte uns angeboten ist. Wir haben, trotz des französischen Zornes darüber, den König August II. von Polen gehalten. Dies und Anderes der Art verdiente doch wohl, daß der Kaiser über Dinge von geringerer Wichtigkeit hinweg sähe und den günstigen Moment für eine Sache von solcher Bedeutung darüber nicht verlöre."

Es war der Wunsch des Papstes seinen Vorschlag durch Althann direct an den Kaiser Joseph gelangen zu lassen, nicht durch den Botschafter Lamberg. Dieser jedoch erfuhr die Sache, und fügte dem Berichte darüber nach Wien sein Gutachten bei. Wolle der Kaiser auf den Vorschlag des Papstes eingehen, so getraue er, der Botschafter, es sich, nach allem Anscheine der Dinge einen vollständigen Ausgleich herbeizuführen. Neige sich jedoch der Kaiser nicht zu einer Willfährigkeit für den Wunsch des Papstes: so rathe er zu antworten, daß der Kaiser in der Ehrerbietung für den päpstlichen Stuhl den Fußstapfen seiner ruhmvollen Vorfahren folgen, und darum zu seiner Zeit sich in Person nach Rom begeben werde, um die Kaiserkrone aus den Händen des Papstes zu empfangen. Eine solche Antwort werde jegliches fernere Andringen des Papstes abschneiden. In Wahrheit dagegen fürchte der römische Hof nichts so sehr, als daß das Erscheinen des Kaisers in Italien die Autorität des kaiserlichen Namens herstelle. Denn das Volk dort halte im Herzen durchweg fest an der kaiserlichen Würde. Nicht freilich der höhere Adel, theils weil er sich Reichslehen angeeignet, theils weil er Lehen habe von der Krone Spanien, einige auch, weil sie in das französische Interesse eingegangen.

„Ich glaube, fährt Lamberg fort, als getreuer Vasall Ew. k. Majestät versichern zu dürfen, daß in Folge der Ergebenheit, welche das Erzhaus dem römischen Stuhle immer bewiesen, an diesem Hofe sich die Meinung festgesetzt hat, daß, wie auch immer man sich stelle, vom Kaiser her nichts zu fürchten sei. Derjenige, der das Königreich Neapel besäße, würde als der nächste Nachbar hier in Rom mehr beachtet werden, als die größten Mächte. Nur der König von Frankreich wird gefürchtet wegen seiner Entschlossenheit, weil man aus Erfahrung weiß, daß auf seine Drohung jedes Mal auch die Erfüllung

folgt. Ein gemeines Sprichwort sagt, daß die Priester zu leiten sind mit der Börse und mit dem Stocke. Die Spanier sowohl wie die Franzosen haben sich dies zu Nutze gemacht. Sie haben von Zeit zu Zeit durch kirchliche Pfründen und Jahrgelder Anhänger an sich geknüpft. Die Franzosen haben z. B. sich der kaiserlichen Basilika von St. Johann zum Lateran durch Stiftung von Canonicaten bemächtigt, der kaiserliche Hof hat dies und hundert andere Dinge vernachlässigt. Besonders aber hat auch der römische Hof getrachtet sich kaiserliche Rechte anzumaßen, namentlich die Lehen des Reiches, wie er ja die ungerechte Bulle hat ausgehen lassen, daß es innerhalb des päpstlichen Gebietes fremde Lehen nicht geben dürfe."

„Ich spreche daher, sagt weiter Lamberg, als unterthänigster Vasall meine Ansicht dahin aus, daß, wenn Ew. k. Majestät Ihren Namen und Ihre Regierung ruhmvoll machen wollen, Sie sich der Eigenschaften der Liebe und der Furcht zuerst gegen diesen römischen Hof bedienen müßten, nämlich, während die Liebe für die Kirche Gottes Ihnen eingeboren bleibt, wäre die Furcht in Anwendung zu bringen gegen die Ungerechtigkeit und gegen die Usurpationen."

„Dazu hat bei jenem seinem Vorschlage der Papst kein anderes Ziel, als sich befähigt zu machen für die künftige Vermittelung, weil er den Frieden nahe glaubt. Die Franzosen würden nicht abgeneigt sein, weil sie an ihm einen für ihre Interessen günstigen Vermittler haben würden. Ja wie ich aus vielen Vorgängen unter diesem Pontificate wahrgenommen, sind dem Papste die Hände gebunden, und die Franzosen ihrerseits verhehlen nicht, daß sie die mit ihm getroffenen Verabredungen der Welt kundmachen würden. Er ist nach seinem Naturell erfüllt von dem Gedanken, seine Regierung und sein Papat ruhmvoll zu machen, und erkennt sehr wohl, daß für diesen Zweck die Homilien und das feierliche Durchwandern der Kirchen dieser Stadt nicht ausreichen. Im Uebrigen ist es gut, daß er furchtsamer Natur ist, und daher des festen Entschlusses ermangelt."

Der Botschafter Lamberg ergeht sich dann in weiteren scharfen Reden über die Unzuverlässigkeit der römischen Prälaten. Aber auch die angegebene Rede genügt darzuthun, daß er die Zeit für gekommen erachtet, den Papst Clemens XI. für die mannigfachen ihm vorgeworfenen Parteilichkeiten im französischen Interesse büßen zu lassen.

Die Rede Vendomes, einige Monate früher (S. 462), hat dagegen gezeigt, daß wenigstens die französische Armee in Italien an eine Parteilichkeit des Papstes Clemens XI. für sie nicht glaubte. Beide, Lamberg und Vendome, stimmen darin überein, als einen hauptsächlichen Charakterzug des Papstes seine Furchtsamkeit anzusehen, und rathen daher gegen diesen Punct den Angriff zu richten. Wir haben mehr als einmal Gelegenheit gehabt zu beobachten, daß Janson Forbin und Uzeda in diesem Sinne handelten.

Es fragt sich also, in welche Stimmung am kaiserlichen Hofe das Schreiben Lambergs hinein traf.

Diese Stimmung war dem Papst Clemens XI. so wenig geneigt, daß der erste Entwurf des Handschreibens, durch welches Joseph I. dem Papste den Tod des Kaisers Leopold I. anzuzeigen gedachte, mit den Worten begann: „Obwohl wir, wie Ew. Heiligkeit wohl bekannt, gewichtige Gründe haben, uns jegliches Schreibens an Ew. Heiligkeit zu enthalten." [1]) — Diese scharfen Worte indessen wurden gestrichen, und der Vorwurf eingehüllt in die allgemeinen Worte: „Indem wir irgendwelche menschliche Beweggründe hintansetzen, thun wir sofort Ew. Heiligkeit kund u. s. w." [2]) Aber darum änderte sich nicht die Gesinnung. Diese verlangte eine Satisfaction von Seiten des Papstes für die mannigfache ihm zur Last gelegte Parteilichkeit.

Bereits gingen Gerüchte um, daß der kaiserliche Botschafter aus Rom abberufen werden solle. Sie drangen auch zu dem Papste. Er äußerte, daß er in einem solchen Falle den Botschafter nicht eher abziehen lassen werde, bis der Nuntius Davia das kaiserliche Gebiet verlassen habe. Er hegte die Hoffnung, daß August II. von Polen, den er dazu aufgefordert, zwischen ihm und dem Kaiser vermitteln werde. Der kaiserliche Hof ließ sich darauf nicht ein. Ein Courier überbrachte dem Grafen Lamberg den Befehl, sich im tiefsten Geheim nach Lucca zu begeben, und Sorge zu tragen, daß er unterwegs nicht angehalten werde. Es gelang ihm, den Befehl auszuführen. [3]) Als

---

[1]) Benche havessimo havuto potente raggioni per astenerci di scrivere a V. S., le quali sono ben note a V. S. istessa ed a tutto il mondo.

[2]) Posthabitis rationibus quibuscumque humanis, certiorem hisce statim reddimus S. V.

[3]) Bericht aus Siena, vom 22. Juli.

Lamberg in Sicherheit, erfolgte an den Nuntius Davia die Aufforderung, die Residenz des Kaisers zu verlassen.

Clemens XI. war auf ein Vorgehen solcher Art gegen ihn nicht gefaßt. Er wandte sich, am 30. August, in einem eigenhändigen Schreiben an den Kaiser. Dies Verfahren, sagte er darin, kündige die Absicht des Bruches an zwischen dem Vater aller Gläubigen und dem ersten weltlichen Fürsten der Christenheit, noch dazu in einer Zeit, wo diese zerrissen werde durch so vielen Jammer. Aber der Papst, in der Voraussicht der unglückseligen Folgen, die ein solcher Bruch auch für die Religion nach sich ziehen werde, sei entschlossen, weder vor Gott, noch vor der Welt den Vorwurf auf sich zu laden, daß er nicht alles gethan, um dieses Unheil abzuwenden. Darum schreibe er eigenhändig, um auch den Kaiser zu bitten, nicht die Schuld dieses Aergernisses auf sich zu laden. Er versichere mit der Freimüthigkeit, welche jedem Menschen das gute Gewissen verleihe, daß er zu jeder Zeit bereit sei, durch die Wahrheit der Thatsachen darzulegen, wie sehr diejenigen im Unrechte, welche darauf ausgingen, das Gemüth des Kaisers mit Anklagen wider ihn, den Papst, einzunehmen. „Gott weiß, sagte weiter Clemens XI., die ganze Welt und wir selber, was wir in dem ganzen Verlaufe unseres unglücklichen Papstthumes gethan und zu thun geweigert, vielleicht nicht ohne den Vorwurf die Interessen des heil. Stuhles dadurch vernachlässigt zu haben, daß wir uns auch nicht im geringsten von der vollständigen Neutralität des gemeinsamen Vaters entfernen wollten. Wir zweifeln nicht, daß auch Ew. k. Majestät dies erkennen werden, wenn, wie wir fest hoffen, Sie den Impulsen der Frömmigkeit und Gerechtigkeit folgen, die auf Sie verstammt sind von Ihren ruhmvollen Vorfahren, gleich wie die Würde und die Ehre des Schirmvogtes der Kirche.“ [1])

Es war dem Kaiser Joseph schwer, auf ein solches Schreiben des Oberhauptes der Kirche nicht zu antworten.

Zwar ward in der Conferenz der Minister, des Fürsten Salm, des Cardinals Grimani, des Grafen Martinitz, des Herzogs Moles, und des Freiherrn von Seilern, der Thatsache Erwähnung gethan,

---

[1]) Das Schreiben vom 30. August, ganz eigenhändig von Clemens XI., in den Romanis des k. k. Archivs.

daß Ludwig XIV. mehr als einmal päpstliche Schreiben unbeantwortet gelassen habe; aber man beschränkte sich auf die Erwähnung, um dann einstimmig dem Kaiser Joseph eine eigenhändige Antwort anzurathen. Auch für den Inhalt derselben wurden bestimmte Vorschläge gemacht. Der Kaiser Joseph genehmigte.[1])

Demnach erwiederte er dem Papste, daß die gemachten Schritte nicht beabsichtigten, den Verkehr mit dem päpstlichen Stuhle abzubrechen, sondern lediglich bis dahin zu suspendiren, daß der päpstliche Stuhl für seine Begünstigung der Feinde des Kaisers und des Reiches eine Genugthuung geleistet haben werde. Ueber die Form dieser Genugthuung hatte der Kaiser Joseph mit dem Nuntius Davia reden lassen, der sich in Wiener-Neustadt befand. Darauf verwies der Kaiser, und begnügte sich dem Papste gegenüber zu bemerken, daß er die Reparation des Unrechtes erwarte als prompt und wirksam, nicht verschieden von derjenigen in ähnlichen Fällen.[2])

Die Schritte sollten so wenig einen Bruch bedeuten, daß der Kaiser, als er damals seinem Botschafter Lamberg die erbetene Erlaubnis zur Heimkehr bewilligte, durch den Uditore Kaunitz dem Papste ausdrücklich versichern ließ, daß dies nur eine Erlaubnis, nicht eine Abberufung sei.[3]) Aber eine solche Vorsicht konnte nicht verhindern, daß die übrige Welt die Dinge so beurtheilte, wie der Papst in seinem Schreiben vorher gesagt hatte.

In jedem Falle würde es ungerecht sein, dem Papste eine positive Begünstigung der Interessen des Hauses Bourbon beimessen zu wollen. Es geschah eben damals, daß er bei einem besonderen Anlasse entschieden seinen Willen kund gab. Als er das Schreiben ausgehen ließ, welches den polnischen Bischöfen untersagte, sich bei der Krönung des Stanislaus Lescinski zu betheiligen, erbat sich der spanische Botschafter Uzeda eine Audienz und ersuchte darin den Papst, an die Bischöfe in Catalonien, Arragonien und Valencia ein entsprechendes Schreiben in Bezug auf Carl III. zu erlassen. Der Papst lehnte ab mit dem Hinweise auf die Verschiedenheit beider Fälle. Der

---

[1]) Conferenz-Protokoll vom 20. September.
[2]) Kaiserliches Handschreiben vom 26. September.
[3]) Kaiserliches Rescript an Lamberg, vom 26. September.

Botschafter widersprach und ereiferte sich. Statt einer Antwort ergriff der Papst das Glöcklein auf seinem Tische und schellte. Uzeda war entlassen. [1])

Daß es dagegen dem Papste um einen Ausgleich mit dem Kaiser zu thun war, bewies er dadurch, daß er zugleich mit jenem Schreiben an den Kaiser, vom 30. August, an den Kurfürsten Johann Hugo von Trier die Aufforderung ergehen ließ, die Vermittelung zu übernehmen. Johann Hugo war willig. Er erhielt vom Kaiser Joseph die Erwiederung: es hange nur von dem Papste ab, den Nuntius zu ermächtigen, die Beschwerden der kaiserlichen Minister entgegen zu nehmen und zu erledigen. [2])

Auch Andere unterzogen sich der Aufgabe der Vermittelung, namentlich der Cardinal Lamberg in Passau. Er entsendete einen Bevollmächtigten nach Rom, welcher dem Papste die Beschwerden der kaiserlichen Regierung in bestimmter Fassung überreichte. Clemens XI. ließ sich darauf ein sie mündlich zu beantworten, weniger als Papst oder Souverän, denn als Privatmann. Die erste Beschwerde behauptete, daß der Papst dem Herzoge von Anjou den Zehnten von den kirchlichen Einkünften bewilligt habe, unter dem Vorwande des Krieges gegen die Mauren. Clemens XI. verneinte eine solche Concession gegeben zu haben. Eine Bewilligung dieser Art könne in Kraft treten nur durch Bullen oder Breven, welche durch die Hände vieler Beamten gingen. Der Bevollmächtigte fügt seine Ansicht hinzu, daß der Papst nicht so entschieden geredet haben würde, wenn der geringste Anschein vorhanden, daß ein Beweis der Existenz erbracht werden könne. [3])

Die zweite Beschwerde war, daß der Papst den Franzosen den Besitz von Mesola verstattet habe. — Clemens XI. erwiederte, daß er eben so wenig wie den Kaiserlichen, die achtzehn Monate hindurch Mesola besessen, eine Erlaubnis dieser Art ertheilt habe, eben so wenig auch den Franzosen. Er besitze nicht die Macht sich den Gewalt-

---

[1]) Lambergs Bericht vom 18. September: Nondimeno riscaldato l'ambasciatore nelle repliche, sonnò S. B. la campanella, mandandolo via in questo modo.

[2]) Kaiserliches Rescript vom 4. October.

[3]) Bericht aus Rom, vom 17. October, an den Cardinal Lamberg, auch für das Folgende.

thätigkeiten von der einen oder der anderen Seite zu widersetzen, sondern müsse geschehen lassen.

Die dritte Beschwerde betraf die Rekrutirung der Franzosen aus päpstlichen Soldaten. — Der Papst verneinte diese Anklage entschieden. Niemals habe er den Franzosen auch nur Einen Soldaten überlassen, um so weniger, da die Zahl derselben für die Vertheidigung seines eigenen Landes nicht ausreiche. Der Papst versicherte abermals und abermals, die strengste Neutralität beobachtet zu haben. Es ist zu beachten, daß der wichtigste Punct, von welchem die Differenz zwischen Papst und Kaiser ihren Ursprung genommen, bei diesen Erörterungen nicht zur Sprache kam. Dieser Punct war der Plan des Papstes, vom Jahre 1701 u. f., zum Zwecke des Friedens außerordentliche Nuntie auszusenden. Clemens XI. hatte, wie aus seinen Worten sich uns ergeben hat, diesen Plan gefaßt auf Grund der Täuschung, in welche die französische Politik ihn verstrickt hatte, daß zwischen Wilhelm III. und Ludwig XIV. eine geheime Abmachung zu Ungunsten des Prätendenten bestehe, den Clemens XI., ohne die eigentliche Sachlage zu ergründen, allzu rasch und übereilt als König Jacob III. von England anerkannt hatte. Dieser erste Fehlgriff des Papstes Clemens XI. zog jenen anderen nach sich, so wie alle weiteren Consequenzen. Der Punct jedoch konnte im Jahre 1705 deshalb nicht mehr zur Sprache kommen, weil der Kaiser Leopold durch die Abweisung des außerordentlichen Nuntius Spada an der Grenze seines Landes, in Passau, sich selber bereits die Satisfaction genommen hatte.

Indessen auch der Papst seinerseits erhob seine Beschwerden gegen den Kaiser. Die hauptsächlichste derselben betraf die Nicht-Anerkennung seiner Beharrlichkeit, dem Könige Philipp V. die Belehnung mit Neapel nicht zu gewähren, um dem Anspruche Carls III. nichts zu vergeben. Er verlange diese Anerkennung, sagte er, weil mehr als einmal seine Vorgänger auf dem päpstlichen Stuhle dem thatsächlichen Inhaber des Königreiches Neapel die Belehnung ertheilt hätten. Der thatsächliche Inhaber aber sei zur Zeit unbestritten Philipp V. Der Papst erzählte, wie oft der Cardinal Del Giudice im Namen Philipps V. sich darum bemüht, sogar mit dem Anerbieten einer neapolitanischen Provinz, und mit dem Hervorheben der günstigen Umstände für den Papst, die sich ändern würden mit dem Ende des

Krieges. Auf die Erbietungen habe dann der Cardinal Del Giudice Drohungen folgen lassen, eben so wirkungslos wie jene. Denn er, der Papst, bleibe fest bei dem Entschlusse, Philipp V. nicht als König von Neapel zu belehnen. — Er berichtete ferner die mannigfachen Versuche, die Frankreich gemacht, ihn in eine Liga zu ziehen, zu dem Zwecke die Deutschen aus Italien zu treiben. — Er behauptete, den Marchese Del Vasto durch die eigene Handschrift desselben überführen zu können. Er versicherte, daß in dem Processe gegen den General Paolucci wegen des Vorfalls von Figaruolo sich eine Schuld desselben nicht ergeben, und daß dennoch der Papst den General in sein Amt nicht hergestellt habe.

„Die lange Unterredung, schließt der Berichterstatter, gab mir den Beweis, daß Se. Heiligkeit ein sehnliches Verlangen trägt, das völlige Einverständnis mit Sr. kaiserlichen Majestät herzustellen."

Allein ein weiterer entscheidender Schritt auf dem Wege eines Ausgleiches geschah von keiner der beiden Seiten. Und darum lag in der Natur der menschlichen Dinge, daß die Spannung nicht nachließ, sondern sich steigerte. Die Consequenzen derselben werden in der späteren Zeit wiederholt unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

## Spanien.

### Zustände am Hofe zu Madrid.

Mußten in Betreff Italiens die verbündeten Mächte gegen das Ende des Jahres 1705 es schon als einen Erfolg ansehen, daß der Herzog Victor Amadeus nicht der Uebermacht erlegen war, sondern sich behauptete: so entwickelten sich die Dinge für sie günstiger in Spanien. Negativ mochte nicht wenig dazu beitragen, daß die Regierung Philipps V. in Madrid ohne Kraft und Ansehen war.

Wir haben vernommen, daß Ludwig XIV. auf die zahlreichen Beschwerden seiner Organe in Madrid im Mai 1704 die Prinzessin Orsini abberief. Aber die junge Königin wollte diese ihr unentbehrliche Persönlichkeit wieder haben. Demgemäß wünschte es auch der Gemahl, Philipp V. Marie Louise vermochte nicht direct auf Ludwig XIV. zu wirken; aber sie fand einen Weg dazu durch die Frau von Maintenon. Sie klagte derselben ihr Leid, daß man ihr in

grausamer Weise jene Persönlichkeit weggenommen, die am wenigsten eine solche Behandlung verdiene, nicht bloß wegen ihrer Lebensstellung und der Zuneigung, welche sie beide, das königliche Paar von Spanien, ihr entgegen getragen, sondern auch wegen ihres Verhaltens, dessen bester Augenzeuge sie, die Königin, selber sei.[1])

Für Monate lang war allerdings die Aussicht auf die Rückkehr der Orsini sehr gering. Ludwig XIV. schrieb noch am 20. September 1704 der jungen Königin von Spanien einen ausführlichen Brief, in welchem er die Orsini als die Gegnerin seiner Interessen in Spanien darstellt, und sich für dieses sein Urtheil bezieht auf das Verhalten der jungen Königin selbst. „Ich fälle, sagte er, mein Urtheil über die Rathschläge, welche die Prinzessin Orsini Ihnen gegeben, gemäß der Wirkung derselben. Sie sind oft meinen Vorschlägen entgegen getreten. Sie beweisen meinen Botschaftern kein Vertrauen. Sie lieben und Sie hassen gemäß den Weisungen der Prinzessin Orsini. Sie wollen mit fünfzehn Jahren, unberathen, eine wenig geordnete Monarchie regieren. Und doch, von wem können Sie bessere und weniger eigennützige Rathschläge erhalten als von mir? Und wenn die Prinzessin Orsini aufrichtig verführe: so würde sie Ihnen keine andere geben können. Wenn die Prinzessin in dieser Weise sich verhielte, so würden Sie sehen, ob ich gegen dieselbe eingenommen, ob ich fähig bin, mich gegen sie aufreizen zu lassen, und ob ich nach anderen Motiven handele, als denjenigen unserer gemeinsamen Interessen, welche sich nicht trennen lassen." Es folgt dann die Ermahnung, Vertrauen in ihn zu setzen und auf seinen Rath zu hören, dessen sie noch lange bedürfen werde.[2])

Zugleich suchte Ludwig XIV. auf seinen Enkel Philipp V. durch den Botschafter Grammont in Madrid zu wirken. Der letztere erhielt den Auftrag dem jungen Könige zu sagen: er möge doch endlich als Herr auftreten, unabhängig von dem Willen der Königin. Es sei eine Schmach für ihn und eine Schande für seine Regierung, daß die Königin sich in die Angelegenheiten derselben einmische.[3])

---

[1]) Das Schreiben in den Lettres de Madame de Maintenon, t. VII, p. 204.
[2]) Oeuvres de Louis XIV, t. VI, p. 169.
[3]) A. a. O., p. 177.

Dennoch vollzog sich dann binnen kurzer Zeit in Ludwig XIV. eine auffallende Umwandlung. Und zwar geschah dies in Consequenz des Zusammenwirkens von vier Frauen. Die junge Königin von Spanien besaß in Versailles außer der Frau von Maintenon noch eine andere Bundesgenossin, ihre eigene ältere Schwester, die Herzogin von Bourgogne. Für die Frau von Maintenon mochte die Aussicht mitwirken, daß, wenn es ihr gelang, die Orsini in die Stellung der Oberst-Hofmeisterin wieder einzusetzen, sie durch die beiden Frauen, die Orsini und die junge Königin, selber Spanien regieren werde.

Der erste augenfällige Erfolg der Frau von Maintenon in dieser Angelegenheit war die Ernennung des Generals Tessé zum Marschall, mit dem Auftrage Berwick in Spanien zu ersetzen. Tessé hatte von der Frau von Maintenon den besonderen Auftrag, auf dem Wege dahin die Prinzessin Orsini zu besuchen, die sich in Toulouse befand. Die junge Königin von Spanien vernahm das mit großer Freude. Sie hatte schon vorher von der Frau von Maintenon den Wink erhalten, selber an den König zu schreiben, ihm die Bitte auszusprechen, daß die Prinzessin Orsini sich vor ihm vertheidigen dürfe. Das Schreiben wurde dem Könige überreicht durch die Schwester, die Herzogin von Bourgogne. Ludwig XIV. willfahrte.[1])

Es ist von Interesse hier die Daten zu vergleichen. Am 20. September erläßt Ludwig XIV. jenes vorwurfsvolle Schreiben an die junge Königin über diese selbst und über die Orsini. Bereits am 1. November hat die junge Königin in Madrid die Kunde, daß ihre Bitte gewährt, daß der Orsini verstattet ist nach Versailles zu Hofe zu kommen und sich dort zu vertheidigen. Marie Louise richtet ihren Dank dafür an die Frau von Maintenon.[2])

Nachdem die junge Königin diesen ersten Schritt erlangt, wird ihr Drängen noch ungleich lebhafter. Sie sendet einen eigenen Courier mit einem Dankschreiben an den König. Aber der Courier überbringt zugleich andere Schreiben für die Herzogin von Bourgogne und die Frau von Maintenon. Marie Louise entwickelt darin die Gründe, weshalb die Orsini ihr und ihrem Gemahle unentbehrlich. Nicht mehr um eine

---

[1]) Sein Schreiben an die Königin in Oeuvres de Louis XIV., t. VI, p. 174.
[2]) Lettres de Madame de Maintenon, t. VII, p. 208.

Vertheidigung dieser Dame handelt es sich für sie, sondern um die Herstellung derselben in das frühere Amt.[1]) Wenige Tage später folgt an dieselben beiden Frauen eine neue eindringliche Bitte und Mahnung, und wiederum eine dritte.[2]) Die junge Königin versteigt sich in einem dieser Schreiben zu dem Ausdrucke: Elle m'adoucissait le joug où je suis condamnée. Ainsi, quand ce ne serait que par pitié, vous êtes obligée en conscience de demander fortement au roi de me la renvoyer vite. Mais cette raison n'est rien en comparaison de toutes les autres qui seraient trop longues à dire.[3])

Es fragte sich also, ob diese Gründe bei Ludwig XIV. das Gewicht haben würden, ihn zu bestimmen, das Gegentheil dessen zu thun, was er einige Monate zuvor gethan hatte. Die Ausweisung der Orsini aus Spanien hatte Aufsehen gemacht: größeres Aufsehen noch mußte die Rückkehr erregen.

Den Hofleuten in Versailles lag die Tragweite der Ladung der Prinzessin Orsini nach Versailles noch nicht offen vor; aber sie ward geahnt. Dangeau trug in sein Tagebuch ein: „Der König läßt die Prinzessin Orsini hierher kommen; aber man (d. h. der König) sagt durchaus nicht, daß man sie wieder nach Spanien schicken werde."[4])

Indessen, war schon die Ladung auffallend, so noch mehr der Empfang. Die Hofleute beobachteten mit Verwunderung, daß die erste Audienz der Dame, die doch bis dahin öffentlich noch als eine Angeklagte oder Verurtheilte dastand, zwei und eine halbe Stunde dauerte. Das Erstaunen stieg, als man nachher die Aeußerung des Königs zu der Frau von Maintenon vernahm: es seien viele Dinge in der Audienz noch nicht zur Sprache gekommen.[5])

Es handelte sich indessen dabei nicht mehr um eine Entschuldigung oder Rechtfertigung der Orsini für vergangene Dinge, sondern um den völligen Umschlag des Verhaltens von Ludwig XIV. gegenüber der jungen Königin von Spanien. Die Thatsache ist so über-

---

[1]) Lettres de Madame de Maintenon, t. VII, p. 208. Vom 28. November.

[2]) A. a. O., p. 210. Vom 19. December.

[3]) Lettres de Madame de Maintenon, t. VII, p. 213.

[4]) Dangeau t. X, p. 180.

[5]) A. a. O., p. 229. Von 11. Januar 1705.

raschend, und doch dabei so charakteristisch für Ludwig XIV., daß sie nur auf der Grundlage seiner eigenen Worte dargestellt werden darf.[1])

Er hatte einige Monate früher, wie wir vernommen haben, dem Botschafter Grammont den Auftrag ertheilt, seinem Enkel Philipp V. eindringlich zuzureden, ihm die Einmischung der Königin in die Angelegenheiten der Regierung als eine Schmach und Schande darzustellen, und zwar alles dies im Namen Ludwigs XIV. selbst. Allmählich jedoch überkam ihn dabei eine besondere Furcht. Er dachte sich, die Fügsamkeit Philipps V. unter den Willen von Marie Louise könne so weit gehen, daß er ihr den ganzen Auftrag Grammonts wieder berichte. Als Grund für diese Besorgnis führte Ludwig XIV. dem Botschafter gegenüber die Thatsache an, daß Philipp V. zur selben Zeit, wo er bei Grammont sich gestellt, als misbillige er das Verhalten der Königin, seinen Vater, den Dauphin gebeten habe, bei Ludwig XIV. ein gutes Wort für die Rückkehr der Prinzessin Orsini einzulegen, weil sie für die gute Leitung seiner Angelegenheiten in Spanien durchaus nothwendig sei. Wenn aber jenes wirklich geschehe, sagt weiter Ludwig XIV., wenn die Königin durch ihren Gemahl den ursprünglichen Auftrag des Grammont erfahre: so werde sie das als eine tödtliche Beleidigung ansehen. Die Königin aber werde das Gemüth Philipps V. immer völlig beherrschen.

Von dieser Erwägung aus ertheilt Ludwig XIV. dem Grammont den neuen Auftrag: er soll, wenn möglich, das Vertrauen der jungen Königin zu gewinnen suchen: er soll ihr nicht Anlaß geben zu vermuthen, daß er ihre Einmischung in die Regierungssachen verhindern wolle. Ludwig XIV. geht noch einen Schritt weiter: er schlägt in das völlige Gegentheil um. Er kleidet dieses Umschlagen in die Worte: „Besser als sich vergeblich abzumühen, der Herrschaft der Königin über ihren Gemahl entgegen zu arbeiten, ist es, sich diese Herrschaft zu nutze zu machen.“ [2]) Zu diesem Zwecke sollte ihm die Orsini dienen.

---

[1]) Man vergleiche in Betreff des Folgenden das Schreiben in Oeuvres de Louis XIV, t. VI, p. 177 et suiv. Vom 6. Januar 1705.

[2]) Il faut plutôt songer à se servir du pouvoir qu'elle conservera, que de tâcher inutilement de le détruire.

Die Biegsamkeit des Selbstherrschers von Versailles unter einen fremden Willen, wenn nur dieser Wille die erforderliche Zähigkeit mit der Kraft vereinte, liegt hier in einer merkwürdigen, vielleicht sonst nicht erhörten Weise zu Tage. Der siebenundsechszigjährige Despot, der gegenüber der fünfzehnjährigen kleinen Königin von Spanien seine üblichen Mittel des Bedrohens und Bestechens nicht anwenden kann, sucht sie durch Nachgiebigkeit zu gewinnen. Eben vorher noch hat er sie wegen ihres Eigenwillens scharf getadelt, hat die Unterwürfigkeit seines Enkels vor ihr als Schmach und Schande bezeichnet: nun nimmt er selber diese Schmach und Schande auf sich, um nur den Zorn abzulenken, den sie wegen seiner Schritte gegen sie zuvor auf ihn gefaßt haben kann, und andererseits, um durch dieses Sich-Beugen unter ihren Willen dennoch wieder ein Mittel zu gewinnen, sie nach seinem Sinne zu leiten. Denn dies ist der eigentliche Beweggrund für Ludwig XIV., die Orsini wieder zu Gnaden aufzunehmen. Nicht die Reden dieser Persönlichkeit in der langen Audienz vom 11. Januar 1705 haben die Umstimmung Ludwigs XIV. in Bezug auf sie hervorgerufen. Sein Schreiben, in welchem er dem Herzog von Grammont jene Ankündigung macht, daß er nicht mehr seinen Enkel von der Unterwürfigkeit unter die junge Königin abmahnen, sondern trachten wolle, die Herrschaft der Frau über den Mann für seine Zwecke auszunutzen, ist datirt vom 6. Januar, also um fünf Tage früher. Die Orsini war eines guten Empfanges bei Ludwig XIV. deshalb im voraus sicher, weil er, der früher sie hinaus gewiesen, nun sich ihrer als Werkzeug bedienen wollte, um die Gunst der jungen Königin von Spanien wieder zu gewinnen.

So stellt sich die Sache dar nach den eigenen Worten Ludwigs XIV. Dabei indessen lag noch etwas im Hintergrunde, was er nicht aussprach. Die junge Königin hatte in ihren Briefen an die Maintenon wiederholt und offen ausgesprochen, daß sie auf ihr Königthum nicht einen großen Werth lege. Sie hatte in Bezug auf dasselbe der Frau von Maintenon gegenüber sogar, wie wir gesehen, den Ausdruck gebraucht: Elle (la princesse d'Orsini) m'adoucissait le joug où je suis condamnée. Wenn man aber etwas als ein Joch fühlt, so erwächst auch die Neigung dasselbe abzuschütteln. Dazu hatte die junge Königin bewiesen, daß sie einen Willen besaß, und

Ludwig XIV. wußte zur Genüge, daß sein Enkel Philipp V. dieser Qualität entbehrte. Beide Töchter des Herzogs Victor Amadeus, die Herzogin von Bourgogne in Versailles und die junge Königin in Madrid, blieben fortdauernd ihrem Vater anhänglich. Wie nun, wenn Marie Louise, gekränkt durch die Ausweisung der Orsini, dann gereizt durch die Reden, welche Grammont im Namen Ludwigs XIV. zu ihrem Gemahle über sie führte, Entschlüsse faßte, wie etwa ihr Vater Victor Amadeus sie ihr anrathen würde? „Es ist ganz sicher, meldet der Marschall Tessé aus eigener Beobachtung einige Monate später, daß die Königin das ganze Königreich umgestürzt hätte, wenn der König in Versailles nicht einwilligte, ihr die Orsini zurückzugeben!" [1]) Ludwig XIV. wußte auch, daß, was immer die Königin wollte, sie an dem Gemahle Philipp V. keinen Widerstand finden würde. „Der Zauber, den sie auf ihn ausübt, meldet Tessé, ist so stark, daß es überhaupt gar nichts gibt, von welcher Art immer es sei, was er auf ihren Antrieb nicht thun würde." [2]) Demnach erwuchs für Ludwig XIV. die Besorgnis, daß das Meisterstück seiner Politik, die Erwerbung der spanischen Monarchie für das Haus Bourbon, dasjenige Werk, für welches er vom Beginne seiner Regierung an unablässig gearbeitet, für welches er seine Seele mit wiederholtem Meineid, Verrath und Untreue und unendlicher Blutschuld beladen, durch einen Act der Leidenschaft der jungen Königin in Trümmer geschlagen werden könne. Die Gefahr wurde dagegen abgewendet, wenn die Königin wieder gewonnen wurde, wenn ihr als der einzigen Persönlichkeit in Spanien, die einen Willen hatte, ihre Stellung dort angenehm gemacht wurde, so daß sie im eigenen Interesse trachten würde, sich zu behaupten. Der wichtigste Schritt dafür war die Rückkehr der Orsini. Darum unterzog sich Ludwig XIV., der für sein politisches Meisterstück an dem spanischen Erbe schon so Vieles auf sich genommen, auch noch dieser Demüthigung.

Die Mitwirkung der Frau von Maintenon bei dem Handel ergibt sich aus dem täglichen Beisammen-Sein dieser zwei Damen, bald mit Ludwig XIV., bald ohne denselben. [3]) Die Gunst für die

---

[1]) Mémoires de Tessé, t. II, p. 157.

[2]) A. a. O., p. 155.

[3]) Man vergleiche das Journal de Dangeau, t. X, p. 229 et suiv.

Orsini war in raschem Steigen. Bereits am 13. Januar ging unter den Hofleuten das Gerede, daß die Prinzessin Orsini doch wohl nach Spanien zurück gesendet werden dürfte. Die Herzogin von Bourgogne und die Frau von Maintenon waren nur mit ihr beschäftigt. Die Orsini trat täglich höher auf. Sie erschien auf einem Balle in Marly mit einem kleinen Hunde auf dem Arme. „Das, meinte man, würde sogar die Herzogin von Bourgogne sich nicht herausgenommen haben." Aber der gewaltige Herrscher, der zu anderen Zeiten darauf sann, wie er das Oberhaupt der christlichen Kirche zum Caplane des Hauses Bourbon hinab drücken könne, streichelte das kleine Thier. In stummer Verwunderung schauten es die Hofleute. Von da an erblickte man in Marly die Prinzessin Orsini nicht mehr ohne den Wachtelhund auf dem Arme.[1])

Die Gefühle der jungen Königin in Madrid über die Aussicht auf die Rückkehr der Orsini waren, wie sie der Frau von Maintenon schreibt, unaussprechlich. Auch sie kam nun zu der Ansicht, daß Ludwig XIV. ein großer König sei, der dem Verdienste Gerechtigkeit erweise.[2])

Demgemäß erging, mit sanftem Tadel für die Unwahrhaftigkeit Philipps V., an ihn die Meldung des Großvaters, daß er, auf die wiederholte Bitte des Enkels, die Rückkehr der Prinzessin Orsini nach Madrid bewilligt habe. Ludwig XIV. weigerte sich noch, auch den Orri, das frühere Werkzeug der Orsini, zurückzusenden. Auch diese Weigerung hielt nicht Stand. Der Großvater sagte dem Enkel, daß sie beide enger und zärtlicher verbunden sein müßten, als jemals Vater und Sohn. Die Qualität dieses Bandes wird gekennzeichnet durch die Worte am Schlusse: „Ich dringe auf die Abreise der Prinzessin Orsini, so viel ich kann. Ich bin überzeugt, daß, wenn Sie in Betreff derselben noch die geringste Unruhe haben, sie selber durch ihre Haltung diese bald beschwichtigen wird."[3]) Fortan also ging durch die

---

[1]) Dangeau t. X, p. 266.

[2]) Lettres de Madame de Maintenon, t. VII, p. 213. Vom 22. Januar 1705: Il faut avouer que c'est un grand roi, et qui sait rendre justice à qui la mérite.

[3]) Oeuvres de Louis XIV, t. VI, p. 180.

Orsini der Faden, an welchem Ludwig XIV. oder die Frau von Maintenon das Kinderpaar im Buen Retiro zu leiten gedachte.

Der Umschlag Ludwigs XIV. zog noch andere Veränderungen nach sich. Er hatte bereits zuvor anstatt des Herzogs von Berwick, den die Königin Marie Louise unerträglich fand, auf die Verwendung der Frau von Maintenon den Marschall Tessé nach Spanien entsendet. Dieser gewann sofort die Gunst der jungen Königin durch seine Lobreden auf die Prinzessin Orsini. Für den Botschafter Grammont, der bisher auf Befehl Ludwigs XIV. in Madrid gegen die Orsini geredet hatte, war diese Aufgabe etwas schwerer. Nur der König selber konnte in solchen Dingen Schwarz in Weiß verwandeln, nicht der Diener seines Willens. Auch scheint Grammont dies nicht versucht zu haben. Er beobachtete mit Verdruß die Dienstfertigkeit des Marschalls Tessé. Er berichtete nach Versailles: „So lange Ew. Majestät an diesem Hofe einen General haben, der darauf ausgeht, der Vertrauensmann der Königin zu sein und es in der That sein wird: so werden Sie hier nur unaufhörliche Cabalen erblicken, die alles zu Grunde richten und aus denen Sie nie herauskommen werden.“ [1]) Aber Grammont hatte sich, bei der veränderten Strömung in Versailles, für Spanien abgenutzt. Er wurde abberufen, und an seine Stelle kam Henault, der, den Umständen nach, zu keiner Bedeutung gelangen konnte.

Ging Tessé für sich persönlich in Madrid nur darauf aus, sich die Gunst der Königin zu erwerben: so beobachtete er mit mehr unbefangenem Blicke und berichtete offen den Zustand der Dinge in Spanien. Er meldete, daß alle Spanier darin einig und voran die Königin, sich nicht von Frankreich her regieren zu lassen, sogar einen allgemeinen Umsturz vorzuziehen. „Aber auch nur in dieser Negative, meint er, sind alle einig: dann gehen sie auseinander. Die Königin, obwohl befähigt, versteht von Geschäften gar nichts, und wird auch keinen anderen Gefallen daran finden, als nach Maßgabe der Annehmlichkeit der Person, welche die Dinge ihr vorträgt, und in welche, ob Mann, ob Frau, sie fähig ist ihr ganzes Vertrauen zu setzen. Der König ist willenlos. Der engere Rath der Minister um ihn, das

---

[1]) **Mémoires de Tessé, t. II, p. 150.** Vom 5. Februar.

despacho, besteht aus vier Spaniern und dem französischen Botschafter, mit welchem jene vier sich in beständigem Widerspruche befinden. Der König läßt sie reden, schweigt, und hört mit Vergnügen die Glocke schlagen, deren Klang ihn erlöst, ohne daß man zu einem Schlusse kommt. — Die eigentliche Regierung liegt in den Händen des Präsidenten des Rathes von Castilien, Don Manuel d'Arias, welcher auftritt, als wäre er der Vormund des Königs und des Königreiches." [1])

Eben so wenig günstig wie von dem eigentlichen Ministerium, urtheilt Tessé von dem Kriegsrathe, der zusammengesetzt sei aus Personen, die vom Kriege nichts verstehen, die alles unbestimmt lassen, die befehlen und dann widerrufen, die über sichere und bestimmte Mittel nicht verfügen. „Wenn die Dinge nicht eine andere Gestalt gewinnen, meint er, so wird Frankreich, weil es auf sich genommen hat, Spanien zu stützen, selber daran zu Grunde gehen. Es liegt den Spaniern wenig daran, ob Philipp, ob Carl in Madrid auf dem Throne sitzt, wenn der König, den sie haben, nur ihren Willen thut. Mit Ausnahme von einem halben Dutzend Personen, die, im Falle eines Umsturzes, dem Könige Ehren halber folgen würden, weiß ich in Madrid Niemanden, der nicht bereit sein würde, dem Erzherzoge die Hand zu küssen." [2])

## Belagerung und Entsatz von Gibraltar.

Es war auf der Seite der verbündeten Mächte vielleicht nur ein einziger Mann, der die Lage der Dinge in Spanien genau kannte und von seinem Standpuncte aus ähnlich beurtheilte wie Tessé in Madrid. Es war der Landgraf Georg von Hessen-Darmstadt. In den Unternehmungen der drei Jahre zuvor hatte freilich nicht sein Rath den Ausschlag gegeben; aber er hatte im August des Jahres 1704 so viel erreicht, daß ihm von der verbündeten Flotte aus die Mittel gewährt wurden, die Felsenfeste Gibraltar für den König Carl III. zu nehmen und zu behaupten. Wir haben dort ihn verlassen am

[1]) Mémoires de Tessé, t. II, p. 157 et suiv.

[2]) A. a. O., p. 162.

Schlusse des Jahres 1704, wo er, verstärkt durch neu angekommene 1700 Mann, mit größerer Zuversicht den Kämpfen des Jahres 1705 entgegen sehen konnte. Der französische Marschall Tessé hob bei seiner Ankunft in Madrid bei Philipp V. die Wichtigkeit der Festung hervor. Der dauernde Besitz derselben in der Hand der Gegner würde den Verlust auch von Cadix und von ganz Andalusien nach sich ziehen. Er bat dahin zu gehen, den Angriff leiten zu dürfen. Philipp V. bewilligte es anfangs nicht. Erst im Februar 1705 gab er dem Marschall Tessé, den er zum Generalissimus von Spanien ernannt hatte, den erbetenen Auftrag. [1])

Bis dahin hatte der Spanier Villadarias als General-Capitain von Andalusien die Belagerung geleitet. Bei dem Wirrwar in Madrid ward Villadarias nicht vorher benachrichtigt, daß Tessé ihm übergeordnet werden sollte. Er erfuhr es erst aus den Reden des Marschalls Tessé selbst, zog sich dann aus dem Dienste zurück und wandte sich beschwerend nicht an Philipp V., sondern an Ludwig XIV. [2])

Wenige Tage vor der Ankunft des Marschalls hatten die Belagerten einen heftigen Sturm zurückgeschlagen. Am Tage der Ankunft selbst, dem 16. Februar, war Tessé Augenzeuge, daß zwei von dem Landgrafen längst ersehnte Kriegsschiffe mit sechs Compagnien Holländer und namentlich mit einem ausreichenden Vorrathe von Pulver in die Bucht von Gibraltar einsegelten. [3]) Die ersten Meldungen des Marschalls ergeben, daß seine Hoffnung Gibraltar noch wieder zu nehmen, von Anfang an gering war. Wie der Landgraf lange harren mußte auf die Mittel zur Vertheidigung, so Tessé auf diejenigen zum Angriffe. Aber der Unterschied war, daß jener sie endlich doch wirklich erhielt, daß dagegen Tessés Andringen in Madrid fruchtlos blieb, und er nur noch hoffen durfte auf eine französische Hülfe. Da Gibraltar landeinwärts wie in einer Sackgasse lag, indem etwa eine französische Meile von der Stadt ein Gebirgszug rundum abschloß: so konnte für beide Theile, für die Belagerer sowohl wie für die Eingeschlossenen, eine Hülfe an Kriegsmitteln nur von der See aus kommen.

---

[1]) Mémoires de Tessé, t. II, p. 146.
[2]) Lamberty t. III, p. 515.
[3]) Mémoires de Tessé, t. III, p. 147. — Künzel, S. 544.

Die Ankunft des Marschalls Tessé brachte daher im Lager der Angreifer nicht eine größere Thätigkeit hervor. Der Landgraf Georg forderte schriftliche Gutachten der sämmtlichen höheren Officiere ein, was sie bei der Sachlage zu thun für rathsam hielten.[1])

Aber wenige Tage später veränderte sich die Lage der Dinge. Der französische Admiral Pointis fuhr am Morgen des 26. Februar mit sechszehn Kriegsschiffen in die Bucht von Gibraltar ein. Die Belagerten erfuhren bald, daß ein allgemeiner Sturm gegen die Festung beabsichtigt werde. Landgraf Georg entsendete nach Lissabon an den Admiral Leake einen Eilboten mit dringender Bitte um Hülfe.[2])

Die Erwartungen in Versailles über den Gang der Dinge vor Gibraltar schwankten auf und ab. Am Ende des Jahres 1704 hieß es, daß die Vertheidigung nur noch matt geführt werde, daß die Festung bald erliegen müsse. Aber eine Woche nach der anderen verging. Zu Anfang Februar 1705 kam von Villadarias Nachricht ein, daß er bald am Ziele zu sein hoffe. Officiere in Versailles, die der Oertlichkeiten kundig sein wollten, bestätigten diese Ansicht. Aber dann traf Tessé vor Gibraltar ein. Er fand die Dinge nicht nach Wunsch. Es mangelte an Pulver. Pointis mit seiner Flotte segelte ein; aber Tessé berichtete abermals, daß sein Bedarf an Pulver durch die französische Flotte nicht gedeckt werde.[3])

Das erwartete Pulver, von Toulon aus eingeschifft, war unterwegs. Es kam nicht zur Verwendung. Bevor es eintraf, überfiel die Flotte des Admirals Pointis in der Bucht von Gibraltar ein Sturm, riß die Schiffe von ihren Ankern und verschlug und verstreuete sie. Fünf derselben sammelten sich wieder an der Einfahrt der Bucht. Aber der Hülferuf des Landgrafen nach Lissabon war dies Mal nicht vergeblich geblieben. Am Morgen des 21. März tauchte vor den Blicken der Franzosen eine überlegene Flotte der Verbündeten auf. Von den fünf noch übrigen Kriegsschiffen der Franzosen fielen drei in die Hände der Gegner, die zwei größten Schiffe, nach

---

[1]) Die Aufforderung vom 20. Februar bei Künzel, S. 549.

[2]) A. a. O., p. 551.

[3]) Dangeau t. X, p. 213, 256, 262, 271.

einem aussichtslosen Versuche sie zu retten, wurden von Pointis selber verbrannt.[1])

Von da an war auf die Wiedernahme von Gibraltar keine Aussicht mehr. Der Landgraf berief einen Kriegsrath, und suchte die Officiere zu dem Beschlusse eines starken Ausfalles zu bewegen. Die Mehrheit war dagegen. Sie mochten nicht wissen, daß die Belagerten sogar an Zahl bereits stärker waren als die Belagerer. Der Marschall Tessé berechnet in seinem Berichte vom 15. April seine dienstfähigen Truppen noch auf 800 Mann.[2])

Tessé erhob vor Ludwig XIV. die Anklage, daß das Secretariat des Krieges in Madrid in dem letzten Vierteljahre auch gar nichts expedirt habe. Dessen ungeachtet hielt Philipp V. fest daran, daß Gibraltar auch ferner belagert werden müsse.[3]) Der Unmuth darüber war in Ludwig XIV. so mächtig, daß er sich nicht enthalten konnte, demselben in irgend einer Weise Ausdruck zu geben. Mit gedämpfter Stimme wandte er sich eines Abends beim Schlafengehen zu zwei oder drei Hofleuten und sagte, daß ihm von Madrid aus kein Courier mit einer anderen Nachricht zukomme, als daß man dort den von ihm gegebenen Rathschlägen jedes Mal entgegen handele. Nun wolle man gar die Belagerung von Gibraltar fortsetzen, vor welchem die Armee zu Grunde gehen müsse.[4]) Den wiederholten, dringenden Mahnungen indessen fügte sich Philipp V. Tessé erhielt den Befehl des Abzuges. Ludwig XIV. äußerte sich darüber: es klinge auffallend, daß man sich freue über die Aufhebung einer Belagerung, und dennoch sei in diesem Falle die Freude berechtigt.[5]) In Wahrheit mochte der Ausdruck der Freude weder aufrichtig, noch berechtigt sein. Ludwig XIV. war damals leidend. Die Frau von Maintenon, indem sie seinen Zustand in einem Briefe an den Cardinal Noailles bespricht, gebraucht die Worte: Il s'y mêle des vapeurs et du chagrin; car on n'est accoutumé ni à souffrir ni à être vaincu.[6]) — Die letzteren

[1]) Künzel, S. 553. — Dangeau t. X, p. 295.

[2]) Künzel, S. 557. Bericht des Landgrafen vom 14. April. — Mémoires de Tessé, t. II, p. 167. Vom 15. April.

[3]) Tessé t. II, p. 188.

[4]) Dangeau t. X, p. 307. Vom 19. April.

[5]) A. a. O., p. 314. Vom 27. April.

[6]) Lettres de Madame de Maintenon, t. IV, p. 272.

Worte können sich, bei der Lage der Dinge im April und Mai 1705, nur auf Gibraltar beziehen.

Um so berechtigter war die Freude des Landgrafen Georg, dessen Ausdauer hauptsächlich den wichtigsten Platz bewahrt hatte. Diese Freude prägt sich lebhaft aus in seiner Meldung, vom 14. April, an den König Carl III. in Lissabon: „Ich darf nunmehr in der Zuversicht leben, daß dieser Schlüssel zu der Monarchie von Spanien Ew. Majestät für alle Zeit zu eigen bleiben wird." [1]) Aber auch schon während der Belagerung hatte sich sein Auge und seine Thätigkeit nicht auf Gibraltar beschränkt. Namentlich auf Catalonien war fortdauernd seine Aufmerksamkeit gerichtet. Der Admiral Rooke hatte ihn um seine Ansicht gefragt über die Verwendung von etwa 6000 oder 8000 Mann Landungstruppen an Bord der großen Flotte, die im Sommer an der Küste Spaniens erscheinen würde. Der Landgraf sandte, am 20. Februar, seine Antwort an Godolphin ein. Er mache sich anheischig, sagte er, mit einer solchen Truppenzahl Herr von Catalonien zu werden, und vor Beginn des Herbstes auf Madrid zu marschiren. Dann sei dem Könige Carl III. der Weg zu seinem Throne gebahnt. [2])

Die Aussichten schienen sich ihm noch günstiger zu gestalten nach der Aufhebung der Belagerung von Gibraltar. Es traten vor ihn Boten aus Murcia, Valencia, Arragonien, Catalonien, mit dem Erbieten, daß diese Länder bereit stünden, sich für Carl III. zu erklären, so bald sie eines militärischen Schutzes sicher sein würden. [3]) Der Landgraf selber ließ in seinem Gutachten für Carl III. den Plan auf Barcelona fallen, den er früher befürwortet hatte, und sprach gegen denjenigen von Cadix, der von den Engländern vielfach erwogen wurde. Weil diese Plane durch die Ereignisse der Jahre zuvor bekannt, so dürfe vorausgesetzt werden, daß von spanischer Seite dagegen Maßregeln getroffen seien. Der nächste Seehafen aber nach Madrid zu gelangen, sei Alicante, nur 60 Stunden von dort entfernt. Das ganze Land Valencia sei für den König Carl, ein Widerstand

---

[1]) Künzel, S. 556.
[2]) A. a. O., S. 550.
[3]) Der Landgraf an Galway, 8. Mai, bei Künzel, S. 564.

daher nicht zu fürchten. Pferde und Fuhrwesen zur Erleichterung eines Heereszuges gebe es dort genug. „Die Dinge liegen so, schließt der Landgraf, daß ich hoffen darf, Ew. Majestät zu Anfang August in Madrid proclamirt zu sehen." [1])

Dies Alles jedoch setzte voraus, daß nicht wie in den Jahren 1702 und 1704 der Landgraf nur diejenige Berücksichtigung fand, welche die englischen Commandanten ihm gewähren wollten, sondern die Oberleitung des Ganzen in seine Hand bekam.

Und dafür war am Hofe von England eine Willigkeit nicht vorhanden. Denn das specifisch englische Interesse trat hier in Collision mit demjenigen der Allianz, mit den Verpflichtungen, welche die Königin Anna dem Kaiser Leopold und seinem Sohne Carl gegenüber auf sich genommen.

### Aussendung der englischen Flotte ins Mittelmeer.

Nicht die Erwerbung von Spanien für Carl III. war das nächste und wichtigste Object der großen englischen Flottenrüstung, sondern, wie im Jahre zuvor, die Zerstörung des französischen Kriegshafens von Toulon. Zu diesem Zwecke sollte Piemont und auch sogar die kaiserlichen Truppen dort mitwirken. [2])

Zu Anfang April 1705 eröffneten Marlborough und Godolphin dem Piemontesen Briançon diesen Plan, welcher gebaut war auf die Voraussetzung, daß Victor Amadeus eine Truppenmacht gegen Toulon verfügbar machen könne. Diese Voraussetzung erwies sich nachher auch in den Augen Marlboroughs und Godolphins als irrthümlich; aber die spätere Einsicht nahm nicht die Schritte hinweg, die von dem Irrthume aus begangen waren, noch deren Consequenzen. Der Plan ging auf die völlige Zerstörung der Werfte und Magazine des Hafens

---

[1]) Künzel, S. 561 und 566.

[2]) Schreiben des piemontesischen Gesandten Briançon aus London, 7. April 1705, von den Franzosen aufgefangen und abgedruckt bei Pelet t. V, p. 629 et suiv. Es ist zu bemerken, daß sich auch bei neueren englischen Historikern keine Spur einer Kunde von diesem wichtigen Schreiben findet. — Man vergleiche die Denkschrift des Marschalls Tessé in den Mémoires de Tessé, t. II, p. 167 et suiv.

von Toulon, ja, wenn es möglich war, des Hafens selbst, sei es für immer, sei es für Jahre hinaus. Der Herzog Victor Amadeus solle den geeigneten General stellen, als welchen Marlborough den Grafen Starhemberg benannte. Briançon seinerseits bestätigte in dem Berichte, daß auf der Flotte und bei den Landungstruppen sich nicht Eine geeignete Persönlichkeit fände, der die Leitung eines solchen Unternehmens anvertraut werden dürfe. Lord Peterborough, dem man das Commando der Landtruppen übertragen, sei eine geistig rege Persönlichkeit, von hervorragendem Muthe, aber im Landkriege ganz unerfahren. Indem Marlborough selber dies anerkannte, hob er hervor, daß die Befehle der Königin an Peterborough ihn anweisen würden, sich völlig den Anordnungen des Herzogs zu fügen, so daß auch in Betreff des Generals, den der Herzog sende, keine Schwierigkeiten entstehen könnten.

Der Plan, sagte Marlborough weiter, dürfe nicht nach Wien hin mitgetheilt werden. Denn erstens würde er von dort aus bald öffentlich werden; zweitens würde der kaiserliche Hof ihn nicht gut heißen. Denn von Wien aus dringe man unablässig auf eine Landung in Catalonien. Von englischer Seite belasse man ihnen diese Hoffnung, ohne jedoch sie verwirklichen zu wollen, es wäre denn nach der Beendigung der Expedition gegen Toulon, wenn nämlich der Herzog sie ausführbar befinde. In diesem Falle werde man den Plan einer Landung in Catalonien öffentlich verkünden, die Flotte dagegen anweisen, sich an der Küste von Spanien des Rufes des Herzogs gewärtig zu halten. — Vor der Abreise von London wiederholte Marlborough dem piemontesischen Gesandten noch einmal den Plan, und hob hervor, daß die Zerstörung von Toulon eine der hauptsächlichsten Absichten der englischen Nation ausmache.

Die Unaufrichtigkeit dieses Verfahrens von Marlborough und Godolphin gegenüber dem Kaiser liegt vor Augen. Und dazu erwuchs noch eine besondere Gefahr. Die Instruction für Lord Peterborough wies ihn an den Herzog Victor Amadeus und an den General, den dieser ihm vorsetzen würde. Wie nun aber, wenn, wie nachher sich zeigte, Victor Amadeus sich auf die Unternehmung gegen Toulon nicht einlassen konnte? Für diesen Fall war keine Fürsorge getroffen, und demnach stand dann die gesammte Ausrüstung unter dem Oberbefehle

eines Mannes, dem sein Gönner selber, Marlborough, die erforderliche Kriegserfahrung nicht zuerkannte.

Die Ernennung Peterboroughs fand statt im Anfange April, nach dem Ende des Parlamentes, weil vorauszusehen war, daß die Ernennung keiner der beiden Parteien genehm sein würde.[1]) Zuerst wurde kund, daß Lord Portmore die Landungstruppen commandiren solle. Er hatte militärischen Ruf, und wir erinnern uns, daß der Landgraf bei der Unternehmung gegen Cadix im Jahre 1702 ihn als einen der befähigtsten Officiere bezeichnet hatte. Am folgenden Tage verlautete die Ernennung des Grafen Peterborough zum Ober-Commandanten über Flotte und Landungstruppen, und zwar, wie ein unparteiischer Bericht besagt, zu Jedermanns Verwunderung.[2]) Lord Portmore gab sofort sein Commando zurück, mit der Begründung, daß er sich nicht unter Lord Peterborough stellen könne.

Da nun augenscheinlich nicht die militärische Qualification für die Ernennung von Lord Peterborough den Ausschlag gegeben, so liegt es nahe nach einem anderen Grunde zu suchen. Die hochfliegenden Ausdrücke der Ergebenheit und Dankbarkeit, welche dieser Letztere damals an Lady Marlborough richtete,[3]) legen die Vermuthung nahe, daß nicht zuerst Marlborough und Godolphin sich über die Ernennung geeinigt haben, sondern Missis Freeman und Missis Morley.

Das Commando der Flotte unter Peterborough oder, nach dem Ermessen des Letzteren, neben ihm, erhielt der erfahrene Seemann Cloudesly Shovel. Die Befähigung, der Eifer, die Thatkraft dieses Seemannes, der von unten auf durch alle Stufen des Dienstes sich empor gearbeitet, ward allseitig anerkannt.

In den kaiserlichen Gesandten in London, Gallas und Hoffmann, die, wie alle Welt, in der Unkunde erhalten wurden, daß die Expedition principiell nach Catalonien gerichtet sei, regte sich sofort

---

[1]) Hoffmanns Bericht an den Kaiser, vom 7. April.

[2]) Derselbe Bericht. Weniger ausführlich auch an Carl III., bei Künzel, S. 555.

[3]) Life of the Earl of Peterborough, London 1853, Vol. I, p. 131. Ich glaube mich auf diese Schrift da beziehen zu dürfen, wo sie wörtliche Citate anführt. — In ähnlicher Weise ergibt sich das Verhältnis aus den Schreiben Peterboroughs an die Lady Marlborough, bei Coxe t. I, p. 332, und in Correspondence of the Duke of Marlborough, vol. I, p. 7.

bei der Ernennung Peterboroughs die Besorgnis, wie sich der Letztere verhalten würde zu dem Landgrafen Georg, dem, nach ihrer Ansicht, aus vielen Gründen die Oberleitung gebührt hätte. „Denn Lord Peterborough, meldet Hoffmann, ist von einer solchen Gemüthsart, daß er nicht einen Gleichen, viel weniger denn einen Vorgesetzten leiden kann. Er ist ein überaus unruhiger, ränkevoller Charakter, der sich mit Niemandem vertragen kann und unter allen Regierungen bisher sich viele auffallende und verdrießliche Händel zugezogen hat. Dabei ist er zu Lande wie zu Wasser fast ohne alle Kriegserfahrung." [1]) — Gallas befragte daher den Herzog Marlborough. Dieser suchte sich aus der Sache zu ziehen. Er deutete an, daß vermuthlich die eigentliche Bestimmung der Flotte abermals die Stadt Cadix sein werde, daß dagegen, wenn die Flotte sich gegen Catalonien wende, es sich schicke, daß der Landgraf als Vicekönig das Commando über die Landung habe. — So wenig sonst die Worte der Wahrheit entsprachen: so ließ sich doch daraus erkennen, daß eine bestimmte Instruction für Peterborough über seine Stellung zu dem Landgrafen nicht existire. [1])

Die Gesandten Gallas und Hoffmann bemühten sich daher zu bewirken, daß die Frage dieses Verhältnisses vor der Abfahrt der Flotte klar gestellt werde. Da der eigentliche Plan gegen Toulon ihnen unbekannt blieb, so arbeiteten sie von einer unrichtigen Basis aus, also erfolglos. Lord Peterborough ließ sich jedoch persönlich mit ihnen näher ein. Der Graf Gallas meldet darüber: „Er hat sich ganz bescheiden ausgesprochen und erklärt, daß, wenn es zu einer Landung in Catalonien komme, er nicht die geringste Schwierigkeit machen werde, von dem Commando des Landgrafen abzuhangen." „Wenn der Effect mit den Worten stimmt, meint dann Gallas, so hat man alles Gute von dieser Expedition zu hoffen." [2]) Minder günstig urtheilte Hoffmann über die Worte Peterboroughs zu ihm. Der Letztere sagte, er werde dem Landgrafen allen geziemenden Respect beweisen, ihm die Ernennung der Gouverneure überlassen, nicht jedoch die Verfügung über die Truppen. „Demnach, fügt Hoffmann hinzu, ist das Verhältnis für den Landgrafen ein sehr schwieriges." [3])

---

[1]) Bericht Hoffmanns vom 7. April, bei Künzel, S. 555.

[2]) Bericht des Grafen Gallas vom 21. April.

[3]) Hoffmanns Bericht vom 26. Mai.

Die Abfahrt der stattlichen Flotte, deren Kosten auf 10 Millionen Thaler berechnet wurden, verzog sich bis in den Anfang des Monats Juni.

## Der Frühlingsfeldzug von Portugal aus.

Unterdessen hatte der Feldzug von Portugal aus begonnen. Die Hauptarmee stand unter dem Commando des Portugiesen Grafen Galveas, unter welchem der Engländer Galway, der Holländer Fagel, der Spanier Corsana, je eine Woche um die andere im Befehle alterniren sollten. Man nahm Valencia d'Alcantara am Tajo mit Sturm. Bei der Plünderung, die weder der Kirchen, noch der Klöster schonte, brannten zwei Drittel der Stadt nieder. Das daneben liegende Castell capitulirte, und eben so einige Tage später Albuquerque, aus Furcht vor dem Geschicke von Valencia. Das Heer der Verbündeten in den Provinzen Beira und Alemtejo betrug in Allem an 30.000 Mann, denen der Marschall Tessé nur 5000 bis 6000 Mann gegenüber zu stellen hatte. Dann jedoch ging der Marsch nicht den Tajo hinauf, sondern seitwärts ab nach dem Guadiana, um die Stadt Badajoz zu belagern. Aber auch selbst dazu kam es nicht. Dem Beschlusse der Mehrheit des Kriegsrathes über den Guadiana zu gehen und Badajoz anzugreifen, trat der Oberbefehlshaber Graf Galveas mit der Erwiederung entgegen, daß er erst bestimmte Befehle von Lissabon erwarten müsse. Einige Tage später, am 10. Juni, eröffnete er den Generalen den Befehl des Hofes, das Heer in die Sommerquartiere zu legen. [1])

Auf verbündeter Seite erzählte man, daß der eigentliche Grund zu suchen sei in dem Mangel der Erfordernisse auf portugiesischer Seite. Von dort her sei angegeben, daß zum Zwecke einer Belagerung 15.000 Kugeln für schweres Geschütz bereit lägen. Ein englischer Ingenieur, zum Zwecke des Augenscheines hingeschickt, habe dann in zwei portugiesischen Magazinen zusammen Einhundert Kugeln gefunden. Aus Scham, daß solche Dinge offenkundig würden, habe die portugiesische Regierung eine Belagerung nicht gestattet. Nicht einmal so

---

[1]) Lamberty t. III, p. 515 et suiv.

viel hatte das weit überlegene Heer der Verbündeten erreicht, daß es seine Quartiere im spanischen Andalusien nahm. [1])

Der junge König Carl III. in Lissabon konnte nicht anders als mit schmerzlichem Verdrusse diesen Gang der Dinge vernehmen. Die Verbündeten hatten ihn nach Lissabon geführt mit dem Versprechen, ihm das Erbe seiner Vorfahren zurückzugeben, den Prinzen des Hauses Bourbon aus Spanien zu treiben. Und nun, wo der Weg den Tajo hinauf nach Madrid ihnen bereits offen lag, hatte man sich weitab zur Rechten gewendet, nicht im Interesse der Sache Carls III., nicht im Interesse Spaniens, sondern damit Portugal sich die Stadt Badajoz sichere. Und dann hatte die portugiesische Indolenz dennoch nicht einmal einen Angriff auf diese Stadt gestattet.

Anders freilich faßte der Marschall Tessé diese Dinge. Er, der fast nur über eine schlecht ausgerüstete Cavallerie zu verfügen gehabt hatte, der dagegen die Commandanten der von den Gegnern gewonnenen Plätze des Einverständnisses mit dem Feinde beschuldigte, berichtete über sich heim: J'ose dire que j'ai sauvé la Castille. [2])

Die Selbstsucht der Verbündeten mußte den jungen König um so schmerzlicher berühren, da sich eben damals an einem auffallenden Vorgang ergab, wie sehr man in Madrid sich fürchtete. Der französische Botschafter Henault in Madrid erhielt wiederholte Anzeigen, daß ein Plan gegen das königliche Paar vorbereitet werde, daß es die Absicht der Verschworenen sei, dasselbe in Buen Retiro aufzuheben und rasch nach Lissabon oder Gibraltar hinweg zu führen. Als das Haupt dieser Verschwörung wurde der Marquis Leganez genannt, Gouverneur des Palastes Buen Retiro. Leganez hatte aus seiner kaiserlichen Gesinnung niemals ein Hehl gemacht, sowohl zu Lebzeiten Carls II. als nachher. Er hatte sich geweigert, dem Könige Philipp V. den Eid zu leisten. Er hatte offen gesagt: es sei schrecklich für ihn, daß man von ihm verlange, den Degen gegen das Haus Oesterreich zu ziehen, dem seine Familie durch so viele Wohlthaten verpflichtet sei.

---

[1]) Die Berichte Hoffmanns im Juli.

[2]) Mémoires de Tessé, t. II, p. 194.

Wegen dieser seiner Gesinnung hatte man ihm im Jahre 1702 die Stelle als General-Capitän von Andalusien genommen; aber es ist auffallend, daß man ihn im Besitze seines Postens in Madrid beließ. [1])

Wenn die Anzeige auf Wahrheit beruhete, so sollte die That geschehen am Frohnleichnamsfeste, dem 11. Juni. Am 10. Juni erhielt der Prinz Tserclaes den Auftrag, den Marquis Leganez zu verhaften. Es geschah in den Gärten des königlichen Palastes. Tserclaes umringte seinen Gefangenen mit 20 Mann Fußgardisten und führte ihn so an ein Gartenthor, das sich auf das freie Feld eröffnete. Dort stand eine Kutsche mit zehn Maulthieren bespannt, umgeben von dreißig Reitern. In der Kutsche befanden sich drei Officiere, die den Gefangenen in Empfang nahmen. In der Entfernung weniger Meilen stand ein neues Gespann bereit, damit der Arrestant so schnell wie möglich von Madrid entfernt würde. Man brachte ihn nach Pamplona und bald nachher nach Frankreich.

Aber war Leganez wirklich schuldig? Er selber verneinte es, und man scheint keinen Beweis gegen ihn gefunden zu haben. Dies ergibt sich aus einem Briefe, den um ein Jahr später die Prinzessin Orsini aus Burgos in Spanien an die Frau von Maintenon schrieb. „Ich vernehme von Herrn Torcy, sagt sie, daß der Marquis Leganez die Erlaubnis erhalten hat, in Vincennes sich eine Wohnung zu nehmen. In Gottes Namen, Madame, wollen Sie doch nicht dort diesen Mann als unschuldig ansehen! Ich halte ihn für einen argen Verbrecher. Und, wenn man in seinen Papieren keine Beweise gefunden hat: so kommt dies daher, daß die Untersuchung geführt worden ist von Personen, die völlig den Feinden ergeben sind." [2])

Die zornigen Worte der Prinzessin Orsini gegen Leganez erschienen in Versailles doch nicht geeignet, den Beweis einer Schuld zu vertreten. Man wagte nicht weiter gegen ihn vorzugehen, und beschränkte sich darauf ihn im Exile zurückzubehalten. War er schuldig, so war die Strafe zu leicht; war er unschuldig, so war es eine harte Willkür. Er starb im Exile 1711.

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 3. Juli. — Dangeau t. X, p. 352 et suiv. — Mémoires de Tessé, t. II, p. 197.

[2]) A. a. O., t. II, p. 199.

In jedem Falle aber, mochte der Plan der Entführung des jungen Königspaares im Juni 1705 reell oder vorgeblich sein: die Furcht, welche sich in den Maßregeln gegen denselben kund gibt, beweist, wie schwach das bourbonische Königthum in Spanien noch bewurzelt war.

Allein eine andere Frage war für Carl III., ob er nach den Erfahrungen zweier Jahre abermals wieder darauf vertrauen wollte, daß seine Verbündeten von Portugal aus direct für ihn und seine Sache handeln würden.

## Die Unternehmung auf Barcelona.

Nach der Aufhebung der Belagerung von Gibraltar entwickelte sich um so lebhafter die Correspondenz des Landgrafen in Gibraltar mit Carl III. in Lissabon über die ferneren Plane. Wir haben vernommen, daß dem Landgrafen viele Zuschriften aus den östlichen Ländern zugingen, namentlich aus Catalonien. „Sie versichern mich alle, meldet er, daß, sobald nur die Flotte sich zeige und die gelandete Mannschaft nicht wieder wie im vergangenen Jahre an Bord zurück rufe, sie insgesammt sich für Ew. Majestät erklären werden.“ Der Landgraf kannte dort von seinem langen Aufenthalte her genau die Verhältnisse und die Personen. Da jedoch der Plan auf Catalonien allgemein kund, und darum der Vicekönig Velasco seine Gegenanstalten getroffen habe: so beharrte der Landgraf bei seinem bereits früher gemachten Vorschlage, zwar den Plan auf Catalonien zu verkünden, jedoch von der großen Flotte aus in Alicante zu landen und von dort aus direct auf Madrid zu marschiren.[1] Er wiederholte diese Ansicht einige Wochen später in einem längeren Gutachten in englischer Sprache, in welchem er die in Frage stehenden Vorschläge einzeln besprach. Denjenigen auf Cadix, für dessen Sicherheit eine Reihe guter Anstalten getroffen seien, verwarf er völlig. Besser sei derjenige auf Barcelona. Aber auch hier hob er alle einzelnen Vorkehrungen hervor, die Velasco in und um die Stadt gemacht, und die, auch bei aller österreichischen

[1]) Künzel, S. 567. Vom 8. Mai.

Gesinnung der Bürger, denen man die Waffen abgenommen habe, militärisch die Sache erschweren würden. Der beste Plan sei derjenige einer Landung in Alicante, welches nicht befestigt, ohne Besatzung, und, was das günstigste, bisher in Betreff eines Angriffes nicht zur Sprache gekommen sei. Die Entfernung sei die kürzeste von Madrid, Pferde genug vorhanden, um sofort 2000 Mann beritten zu machen, ferner Maulthiere und Wagen, Lebensmittel ausreichend, und Willigkeit der Bewohner. [1])

Unterdessen traf die große Flotte vor Lissabon ein. Dem Könige Carl III. selber durfte Peterborough nicht verhehlen, daß der Auftrag der Unterstützung des Herzogs Victor Amadeus für ihn in erster Linie stehe. Ob er ihm den Plan der Vernichtung von Toulon dabei offen ausgesprochen, ist aus den späteren Worten Carls III. über die Sache nicht mit Sicherheit zu entnehmen. In häufig wiederholten Berathungen wurden die Plane auf Cadix und Barcelona erwogen. Denjenigen auf Alicante behielt Carl III. vor bis auf die Ankunft des Landgrafen, den er von Gibraltar her beschieden hatte. In den Berathungen waren alle verbündeten kriegführenden Mächte vertreten: zuerst Carl III., für Portugal mehrere Persönlichkeiten, für England der Gesandte Methuen, Peterborough und Galway, für Holland der Gesandte Schonenberg und der General Fagel. Die Mehrheit war für den Angriff auf Catalonien. [2]) Entschieden wider diesen Plan, dagegen für denjenigen auf Cadix war namentlich der Admiral von Castilien; aber es war ihm nicht mehr vergönnt, seine Stimme im Kriegsrathe geltend zu machen. Auf dem Wege nach Lissabon ereilte ihn ein jäher Tod. Die Leiche wurde beigesetzt in der Gruft der Herzöge von Braganza. — Im Anfange Juli gelang es endlich dem Landgrafen Georg, nachdem sein Bruder Heinrich vom Könige Carl III. zum Commandanten in Gibraltar ernannt war, sich dort frei zu machen und nach Lissabon zu begeben. Er drang indessen dort mit seinem Plane einer Landung in Alicante gegen den Widerspruch Peterboroughs nicht durch, sondern es blieb bei dem Beschlusse eines Angriffes auf Barcelona.

---

[1]) Künzel, S. 571. Vom 1. Juni.

[2]) Bericht des Fürsten Liechtenstein an den Landgrafen, vom 27. Juni. Bei Künzel, S. 573. — Ebenso Peterborough an Leake, S. 577.

Auch so erschienen die Aussichten günstig. Der Lord Galway, einer derjenigen Engländer, die gern und freudig die Befähigung und die Leistung des Landgrafen Georg anerkannten, schrieb damals an ihn: „Ew. Hoheit haben durch Ihre Ausdauer und Ihre Fähigkeit diesen Platz Gibraltar zu Ihrem unsterblichen Ruhme behauptet: wir dürfen jetzt auch nichts versäumen, um aus dieser großen That, die ganz Europa bewundert, den rechten Nutzen zu ziehen. Ich hoffe, daß es Ew. Hoheit auch noch beschieden sein wird, Se. Majestät auf den Thron zu setzen, um so den Nutzen mit dem Ruhme für Se. Majestät zu verbinden." [1])

Der Landgraf Georg eilte der Flotte voraus, um in Gibraltar diejenigen Regimenter in Stand zu setzen, die von dort aus mitgenommen werden sollten. Denn die auf der Flotte mitgekommenen Truppen waren neu und unerfahren: es erschien daher zweckmäßiger, einen Theil derselben in Gibraltar zur Einübung zu belassen, und dafür kriegsgewohnte Truppen von dort mitzunehmen.

Die Königin Anna hatte durch den Lord Peterborough dem jungen Könige Carl III. den Rath gegeben, sich auf der Flotte miteinzuschiffen. Carl III. hatte auf dem Boden Portugals ein nicht erfreuliches Jahr verlebt. Er war hergekommen mit dem Willen und Entschluß selber um seine Krone zu kämpfen. Die portugiesische Politik oder die Ränke derselben hatten ihm diesen Wunsch und Willen das Jahr 1704 hindurch vereitelt. Er hatte nicht bloß an dem Kriegeszuge von 1704 nicht Theil nehmen dürfen, sondern war sogar in einer seines Ranges nicht würdigen Weise gehalten, und zwar, wie sein Berather Liechtenstein sich ausdrückt, gleichsam wie in einem Gefängnisse. [2]) Der junge König dachte sich aus, wie so ganz anders es um ihn stehen würde, wenn er, nicht dem Wohlwollen der Seemächte oder gar Portugals preis gegeben, mit kaiserlichen Truppen sich das Erbe seiner Vorfahren wieder erringen könne. Er meldete seine Klage und seinen Wunsch dem Prinzen Eugen von Savoyen. Die Lage der Dinge daheim war nicht derartig, daß der Prinz Eugen willfährig

---

[1]) Klinzel, S. 615.

[2]) Liechtenstein an den Grafen Wratislaw. O. D. Abgedruckt in Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VII, S. 548.

antworten konnte.[1]) Des thatlosen Aufenthaltes in Portugal müde, von der Heimat her ohne Aussicht, neigte sich daher Carl III., auf den durch Peterborough ihm ausgesprochenen Rath der Königin Anna einzugehen. Dies um so mehr, da Peterborough ihm versicherte, daß es an nichts ermangeln werde. Er habe 40.000 Pistolen an Bord, von denen 8000 ihm von der Königin Anna gegeben, die übrigen sein eigenes Geld seien, ferner einen unbeschränkten Credit auf Genua und Livorno.[2]) Carl III. willigte ein und ging an Bord.

Nicht aber geschah dies in der Weise, welche Lichtenstein berichtet, daß der König Carl III. den Entschluß gefaßt habe sich einzuschiffen, „und das deroselben aufgetragene Commando gedachter Flotte und deren Anlandungstruppen auf sich zu nehmen.“[3]) Es wird sich vielmehr aus dem Verlaufe der Dinge ergeben, daß Carl III. den Oberbefehl nicht hatte, weder zu Wasser noch zu Lande, und daß das Verhältnis der Subordination, in welchem Lord Peterborough zu ihm zu stehen hatte, nicht klar und bestimmt geregelt war. Einem anderen Commandanten der englischen Streitkräfte gegenüber würde sich dies Verhältnis vielleicht glatt geebnet haben, nicht gegenüber dem Lord Peterborough, dem der Cultus seiner eigenen Persönlichkeit höher galt als der Dienst. Jene Worte Liechtensteins zeigen, daß er sich über das rechtliche Verhältnis in voller Unklarheit befand; aber dieser Unterlassungsfehler der Nicht-Klarstellung fiel weniger dem unerfahrenen Könige zur Last, der sich aus seiner unerträglichen Lage in Portugal heraussehnte, und von Eifer glühete selbstthätig zu handeln, als dem Fürsten Liechtenstein, der zum Zwecke der Berathung dem jugendlichen Könige mitgegeben war.

Dagegen ist hervorzuheben, daß Carl III. um die Instructionen des Lords Peterborough wußte, daß mithin, wenn die erste

---

[1]) Prinz Eugen an Carl III., 7. Januar 1705, in Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VII, S.-H., S. 1.

[2]) Aus der Denkschrift des Grafen Gallas an die Königin Anna, vom 20./31. August 1706: Mylord, pour engager S. M. C. au dit départ, l'asseura que rien ne luy manqueroit, qu'il avoit 40/m. pistoles sur son bord, dont 8/m. luy avoient été données de V. M., le reste estant de son propre argent, avec un crédit illimité sur Gênes et Livourne.

[3]) Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VII, S. 548.

und wichtigste derselben zur Ausführung kam, Carl III. nicht an der spanischen, sondern an der italienischen Küste landen würde. Wir haben dafür als Zeugnis seine eigenen Worte in einem Schreiben an den Herzog Victor Amadeus, um einige Monate später, vom 22. October 1705. Carl III. sagt darin: „Bei den günstigen Erfolgen, die es Gott gefallen hat, mir hier in Catalonien zu verleihen, sehe ich mit äußerster Betrübnis auf die schwierige Lage, in welcher Ew. Hoheit sich befinden. Die Briefe, die von Ihrer Seite uns zukamen, haben unglücklicher Weise den Plan der verbündeten Mächte verändert, der in erster Linie gerichtet war auf eine Hülfe für Sie. Der Graf Peterborough weiß sehr wohl, daß der Entschluß mich einzuschiffen, gefaßt wurde auf Grund des Planes zunächst nach Italien zu gelangen, um gemeinschaftlich mit Ew. Hoheit und dem Prinzen Eugen zu handeln." [1])

Nachdem die Flotte zu Ende Juli von der Mündung des Tajo ausgesegelt war, nahm sie am 5. August vor Gibraltar den Landgrafen Georg mit seinen Truppen an Bord. Auf der Weiterfahrt ward sie von einem Schnellsegler aus London ereilt, der die Nachricht brachte, daß die Königin, bei der Lage der Dinge in Catalonien, einen Versuch dort genehmige. [2]) Wirksam für diese Aenderung des ursprünglichen Planes mochten in London die Nachrichten Hills aus Turin gewesen sein, daß der Herzog Victor Amadeus für den Plan eines Angriffes auf Toulon keine Truppen verfügbar machen könne.

Und damit trat der Fall ein, den Marlborough und Godolphin nicht vorausgesehen, daß nicht Victor Amadeus oder Starhemberg, sondern Peterborough die Oberleitung des Ganzen in seiner Hand behielt.

Es fanden sich demnach bei dieser Unternehmung merkwürdig verschiedene Elemente beisammen. Ein König, der im Vertrauen auf die Verheißungen der Seemächte hergekommen war, um mit ihren Streitkräften das Erbe seines Hauses wieder zu gewinnen, und der doch direct auch nicht über Einen Mann gebot; ein General, über

---

[1]) Le comte de P. scait très-bien que la résolution de mon embarquement estoit prise sur le plan de venir en premier lieu en Italie, pour agir de concert avec V. A. et le prince E. — In den Hispanicis des k. k. Archivs.

[2]) Burnet, p. 775.

dessen ungewöhnliche Befähigung und Erfahrung alle Kundigen übereinstimmten, und der dennoch, weil er ähnlich wie sein König, ohne eine bestimmte, klar umgrenzte Befugnis war, nur etwa als Freiwilliger betrachtet wurde; als der Höchstcommandirende der ganzen stattlichen Ausrüstung dagegen ein Mann, dessen Befähigung für ein so wichtiges Amt, bei aller persönlichen Bravour, noch erst die Probe zu bestehen hatte, der dagegen mit vielen äußerlich glänzenden Eigenschaften andere verband, die unter solchen Umständen doppelt nachtheilig wirken konnten, maßlose Eitelkeit, Eigenwilligkeit, Unverträglichkeit, Unbeständigkeit. Nicht wenige der ihm untergebenen Officiere, namentlich der Flotte, hatten durch ihre Leistungen in ihrem Fache sich Ruf und Namen erworben. Es liegt daher in der Natur der menschlichen Dinge, daß sie sich ungern einem Vorgesetzten fügten, der seine Stellung mehr der guten Meinung der Lady Marlborough von ihm verdankte als den Beweisen seiner Befähigung. Das Verhältnis des Lord Peterborough namentlich zu dem Admiral Shovel ward auf der Flotte bezeichnet als eine wilde Ehe.

Die Flotte lief am 11. August in die Bai von Altea an der Küste von Valencia ein. Hier bewährte sich alles das was der Landgraf in seinen wiederholten Berichten von Gibraltar aus nach Lissabon gemeldet, und auf Grund dessen er die Landung dort und den Marsch von Alicante auf Madrid vorgeschlagen hatte. Im Anblicke dessen nahm nun Lord Peterborough den Vorschlag wieder auf. Aber gerade er hatte in Lissabon denselben bestritten und für Catalonien gestimmt.[1]) Auf Grund dieser Beschlüsse des Kriegsrathes in Lissabon hatte Carl III. den Cataloniern seine Landung dort in Aussicht gestellt, hatten seine Anhänger dort ihre Vorbereitungen getroffen. Er wollte sich von dem gegebenen Worte nicht lossagen. Er bestand darauf weiter zu segeln nach Barcelona. Widerwillig stellte Peterborough die bereits begonnene Ausschiffung ein.[2])

Am 16. August warf die Flotte vor Barcelona die Anker. Die eingezogenen Erkundigungen schienen zuerst nicht den Angaben des

---

[1]) Bericht des Fürsten Liechtenstein, vom 27. Juni. Bei Künzel, S. 574.

[2]) Bekanntlich ist die Persönlichkeit Peterboroughs in der englischen Literatur oft besprochen. Auf eine Polemik gegen Auffassungen, die mir nach der Prüfung der Original-Nachrichten als irrig erscheinen, lasse ich mich hier wie immer nicht ein.

Landgrafen Georg zu entsprechen. Zwar zeigten sich Freiwillige, Miquelets genannt, bereit für Geld zu arbeiten; aber von einer eigentlichen Volkserhebung war nichts zu sehen. Dazu war die Stadt weit ausgedehnt, versehen mit einer Besatzung, die an Zahl den Landungstruppen der Flotte fast die Wage hielt, 6000 zu 7000. Peterborough berief den Kriegsrath der Landtruppen auf das Admiralschiff Britannia. Auch Carl III. und der Landgraf waren anwesend. Die sämmtlichen acht englischen und holländischen Generale stimmten gegen eine Belagerung. „Obgleich, sagt das Protokoll, kühne und verwegene Versuche zuweilen mit Erfolg unternommen werden: so ist dies doch selten aus freier Wahl geschehen, sondern wegen der Nothwendigkeit sich einer verzweifelten Lage zu entreißen. Eine Nothwendigkeit solcher Art liegt hier nicht vor." [1]) Der Landgraf allein bestand darauf, daß die Belagerung unternommen werden müsse. Er berief sich auf seine geheimen Verbindungen mit vielen Wohlgesinnten in der Stadt, die zur Zeit durch die Gewalt Velascos nieder gehalten würden. Er bürge für den Erfolg. Dies befriedigte die Anderen nicht, welche um diese Verbindungen nicht wußten. Sie sagten, daß sie nur nach demjenigen zu urtheilen vermöchten, was klar vor Augen liege. [2])

Nachdem die Reden mehrere Stunden hin und wieder gegangen waren, nahm der König Carl III. das Wort. Er resumirte die ganze Debatte. Er antwortete auf alle Einwürfe gegen die Belagerung, der Reihe nach. Er richtete seine Rede jedes Mal an denjenigen, welcher sie gemacht, und antwortete ihm in besonders höflicher Form. Er trat für die Wahrheit dessen ein, was der Landgraf gesagt, als auch ihm persönlich bekannt. Er sagte weiter, daß, bei dem dermaligen Stande seiner Angelegenheiten, überhaupt kein Vorschlag gemacht werden könne, der nicht große Schwierigkeiten in sich berge, daß alles zweifelhaft sei und daß es auf ein Wagnis ankomme. Aber das Wagnis in diesem Falle erscheine ihm minder gefährlich als irgend ein anderer Vorschlag, der bisher gemacht sei. Es seien viele seiner Unterthanen

---

[1]) Künzel, S. 631.

[2]) Ich folge hier der Erzählung des mitanwesenden Generals Stanhope, bei Burnet, p. 775.

gekommen und hätten sich für ihn erklärt, auf die Gefahr ihres Lebens: es gebühre daher ihm durch die That ihnen zu beweisen, daß er das gleiche Wagnis mit ihnen theilen wolle. Er wünsche, daß die Generale so lange bei ihm ausharrten, bis Versuche solcher Art gemacht wären, aus deren Ausgange alle Welt erkennen könne, daß man nichts auszurichten vermöge. Er hoffe, daß bis dahin, wo dies klar vorliege, sie ihn nicht verlassen würden. Er schloß mit den Worten, daß, wenn ihre Befehle sie verpflichteten ihn zu verlassen, er doch nicht seine eigenen Unterthanen verlassen könne.

Die Generale blickten mit staunendem Schweigen auf den jungen König, der so klar, so entschieden seinen Willen aussprach. Er erschütterte nicht ihre Ansichten, bei denen sie auch in den nächsten Tagen in wiederholten Berathungen beharrten; aber sie wagten nicht, den sofortigen Abzug zu verlangen. Dies um so weniger, da das Votum des Kriegsrathes der Seeofficiere für die Wünsche des Königs ungleich günstiger lautete. Namentlich dem Admiral Shovel zollte nachher Carl III. in seinem Schreiben an die Königin die wärmste Anerkennung. [1])

Das erste günstige Zeichen war, daß gegen die Landung des Kriegsmateriales und das Aufschlagen eines Lagers von der Stadt aus gar nichts geschah. Velasco durfte der Haltung der Bürger gegenüber nicht wagen, die Besatzung oder einen Theil derselben außerhalb der Stadt zu verwenden. Die Umgebung Carls III. wies den Engländern gegenüber auf diesen Umstand hin. Peterborough dagegen beharrte noch bei seiner Rede: man opfere dem Könige Carl zu Liebe die Truppen, und das Ende werde sein der Abzug mit Spott und Schande. [2])

Am 27. August war der See-Kriegsrath geneigt zu ferneren Ausschiffungen von Kanonieren und Zimmerleuten. Am 31. August jedoch zog er zurück und beschloß abzusegeln, und an der Küste her die Landtruppen zu begleiten, die von dem Lager vor Barcelona aus auf Tarragona marschiren sollten.

---

[1]) Dasselbe ist abgedruckt bei Lamberty t. III. p. 542.

[2]) Schreiben des Fürsten Liechtenstein an den Grafen Wratislaw, 5. November, in Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VII, S. 552.

Auf diesen Beschluß richtete, am 3. September, der König Carl III. an Lord Peterborough noch einmal die dringende Bitte zu verweilen, bis ein Versuch auf Barcelona gemacht sei. Zwar sei er bereit den vorgeschlagenen Marsch anzutreten; allein, wenn Barcelona in den Händen der Feinde bliebe, so würden von daher für die marschirenden Truppen schwere Gefahren erwachsen. Er wiederholte alle seine Gründe, beredt und eindringlich.[1])

Das Schreiben lag am nächsten Tage dem Kriegsrathe zur See vor. Die Lage der Dinge hatte sich inzwischen etwas verändert. Die Landtruppen hatten sich der Außenwerke des Forts Montjuich bemächtigt. Peterborough selber hatte nun dies geltend gemacht und darauf hingewiesen, daß die Einnahme von Montjuich entweder auch diejenige der Stadt möglich mache, oder doch die Gelegenheit biete die Stimmung der Besatzung und des Volkes von Barcelona zu erproben. Das Fort Montjuich nämlich lag hoch und steil, so sehr, daß Velasco es für uneinnehmbar hielt und darum es auch nur mit einer geringen Besatzung versehen hatte. — Darauf hin beschloß der See-Kriegsrath einstimmig auf den Beschluß vom 27. August zurückzukommen, die verlangte Mannschaft und Munition auszuschiffen, und auf den Wunsch des Lords Peterborough auch bereit zu sein, sobald die Gelegenheit sich darbiete, Barcelona zu bombardiren.[2])

Von diesem Tage also an, dem 4. September, datirt die Wandlung in Peterborough, der nun mit unermüdlichem Eifer die Sache betrieb. Da dieser Wandel des Entschlusses am 4. September dem See-Kriegsrathe vorlag: so ist die Tradition, daß Peterborough seinen Plan bis zur Ausführung am 13. September als Geheimnis bei sich beschlossen habe, nicht haltbar. Wenn, wie angegeben wird, er die Wieder-Einschiffung des Artillerie-Parkes betrieb: so war dies eine Kriegeslist zu dem Zwecke die Belagerten irre zu führen. In der Wirklichkeit bereitete er einen von den Feinden nicht erwarteten Sturm auf Montjuich vor.

Am 13. September, bei Einbruch der Nacht, trat er vor den Landgrafen mit den Worten: „Ich habe für diese Nacht einen Angriff

---

[1]) Abgedruckt in Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. VII, S. 550.

[2]) A. a. O.

auf Montjuich beschlossen, und Sie können sich, wenn sie das Wagnis theilen wollen, durch den Augenschein überzeugen, ob ich, meine Officiere und Soldaten die Vorwürfe verdienen, die Sie uns seither so reichlich zugewendet haben." [1]) Der Landgraf war bereit. Er schickte einen Adjutanten mit einigen Zeilen an den König. Carl III. gab sofort auf einem nicht gesiegelten Blatte seine Antwort: „Lieber Prinz, Euer Liebden Adjutant hat mich höchst erfreut, daß er mir gebracht das was ich verlangt, welches glaube ist, daß das Tentative auf den Montjuich exequirt wird werden." [2]) Augenscheinlich läßt die Fassung der Worte die Erregung des Momentes erkennen. Aber zugleich sind die Worte inhaltsreich. Sie ergeben, daß, wenn auch der Plan, wie er am Abende des 13. September vorlag, von Peterborough zur Ausführung vorbereitet, der Gedanke doch bereits vorher erwogen war, ja daß Carl III., mochte nun er selber oder der Landgraf Georg der Urheber sein, diese Unternehmung auf Montjuich verlangt hatte. Eben dadurch auch wird die sofortige Willigkeit sowohl des Landgrafen als des Königs erklärlich.

Jene Worte des Königs Carl an den Landgrafen waren die letzten, die er an den treuen Diener zu richten hatte. Wenige Stunden später, in der Morgenfrühe des 14. September, traf diesen, beim Sturme auf Montjuich, die Todeskugel.

Verweilen wir hier noch mit einigen Worten zum Gedächtnisse des Helden, der so mächtig in die Geschicke seiner Mitwelt eingegriffen.

„Der König Carl, schreibt ein Flottenofficier an Bord der Britannia, die Soldaten, die Seeleute, vorzüglich aber die Spanier, sind tief betrübt über den Verlust. Ich habe niemals Jemanden so beklagen hören." [3]) Peterborough ließ die Leiche einbalsamiren und, bis sie im Dome von Barcelona beigesetzt werden konnte, im Kloster zu Grazia aufbahren. „Dort liegt sie, meldet jener Bericht, in der gewöhnlichen Kleidung des Landgrafen, mit Hut und Degen und Stock. Ein Priester betet beständig über der Leiche, und der Ort ist

---

1) Künzel, S. 647.
2) A. a. O., S. 666.
3) A. a. O., S. 666.

stets von Spaniern umdrängt, welche kommen, um die Leiche noch einmal zu sehen. Ich bin überzeugt, sie haben dem Priester mehr als tausend Pfund Sterling gebracht, damit noch mehr Seelenmessen für ihn gelesen werden können." — Die Spanier feierten das Gedächtnis des Landgrafen in Liedern. [1])

Eine besondere Erwähnung verdient noch das Schicksal eines Theiles der Leiche.

Der Bruder, Landgraf Heinrich, ließ das Herz des Gefallenen besonders einbalsamiren, um es der Mutter zu senden. Aber der Bote, ein früherer Secretär des Verblichenen, gerieth in französische Gefangenschaft. Die Mutter erbat für die Auslieferung des Herzens ihres Sohnes die Verwendung der Kurfürstin Sophie in Hannover und der Herzogin von Orleans in Versailles. Ludwig XIV. stellte die Bedingung, daß für das Herz des Landgrafen Georg England den gefangenen Bischof von Quebeck frei geben solle. Die Bedingung war für die Mutter unerfüllbar. Ihre flehende Bitte an Ludwig XIV. direct, daß er nicht Krieg führen möge mit den Todten, daß er der Mutter zum Troste das Herz des Sohnes herausgeben möge, fand in Versailles kein Gehör. Die Mutter starb. Ludwig XIV. beharrte bei seiner Forderung einer Auslösung. Im Jahre 1711 endlich erfolgte die Herausgabe des Herzens gegen die Erfüllung der Bedingung, daß England zwanzig gefangene französische Seeofficiere ausliefere. [2])

Der Fall des Landgrafen vor Montjuich that der Bestürmung keinen Einhalt. Dennoch hielt sich die Besatzung drei Tage lang. Auch dabei wieder machte sich die Haltung der Bürgerschaft von Barcelona in solcher Art geltend, daß Velasco, nachdem am ersten Tage sein Versuch der Hülfe nicht gelungen, es nachher nicht mehr wagte, mit überlegener Macht die Stürmenden im Rücken zu fassen. Am 17. September ergab sich die Besatzung von Montjuich auf Discretion.

Es ist von Interesse, den eigenen Bericht Peterboroughs an seine Frau über die That zu vernehmen. [3])

---

[1]) Künzel, S. 673 u. f., bringt eine Reihe dieser Lieder.

[2]) A. a. O., S. 685.

[3]) In Coxe's Marlborough t. I, p. 332.

„Ich kann mit Bescheidenheit sagen, daß ein solcher Angriff mit einer solchen Handvoll Leute niemals unternommen worden ist. Wir haben mit stürmender Hand in drei Tagen die Feste Montjuich gewonnen, die einmal 30.000 Mann drei Monate lang aufgehalten hat. Die Besatzung betrug 500 Mann. Wir marschirten, 1000 Mann stark, dreizehn Stunden lang, und gewannen vermittelst Sturmleitern eine Burg auf einem Felsen gelegen, stärker als Portsmouth. Wir waren 800 Mann, nachdem wir 200 in der Nacht verloren. Dies Unternehmen, welches einige Leute als unmöglich oder verwegen bezeichnen werden, spart vielen tausenden das Leben. Mir lag die Führung ob, zusammen mit dem Landgrafen von Hessen. Er ist gefallen; ich bin unverletzt davon gekommen, obwohl meine beiden Adjutanten schwer verwundet wurden."

Mit der Feste Montjuich war ein fester Angriffspunct gegen die Stadt gewonnen. Velasco hielt die Vertheidigung noch hin bis zum 7. October. Dann capitulirte auch er. „Der Verlust auf unserer Seite, meldet Fürst Liechtenstein dem Kaiser, ist so gering, daß man es kaum glauben sollte. Wir haben an Todten und Verwundeten in Allem kaum 150 Mann. Dieser merkwürdige Erfolg ist nächst Gott der Treue und der Zuneigung der hiesigen Bevölkerung zuzuschreiben, da Velasco weder den Bürgern, noch auch der Besatzung trauen durfte. Ungeachtet der Zahl der Letzteren hat er sich niemals getraut, einen Ausfall zu machen." [1])

Ja die Dinge wandelten sich dahin, daß die Verbündeten selber für Velasco einschreiten mußten. Der König Carl meldete diesen Verlauf der Königin von England mit folgenden Worten. „Die Grausamkeiten Velascos und das umlaufende Gerücht, daß er, wider die Capitulation, Gefangene mit sich fortführen wollte, hatten die Bürger und einen Theil der Landbevölkerung so sehr aufgebracht, daß sie, während die Besatzung für den Abzug am anderen Tage das Gepäck auflud, zu den Waffen griffen. Es stand daher ein Blutbad bevor. Aber die Truppen Ew. Majestät, unter der Führung des Grafen Peterborough, drangen in die Stadt ein, und, anstatt sich der Plünderung hinzugeben, wie es bei solchen Anlässen oft geschieht, brachten

---

[1]) Liechtensteins Bericht vom 9. October.

sie die Unordnung zum Schweigen, retteten die Stadt und sogar das Leben ihrer Feinde, mit einer Disciplin und einer Großmuth, die ihres Gleichen sucht.“ [1])

## Lage der Dinge in Spanien, im Herbste 1705.

Nachdem die Furcht vor Velasco geschwunden, konnte die wahre Gesinnung der Catalonier zu Tage treten. Rasch erkannte eine Stadt nach der anderen den König Carl III. als ihren rechtmäßigen Landesherrn an. Die ähnliche Regung war vorhanden in Arragonien, in Valencia, in Murcia. Der König Carl suchte die Anführer der Flotte zu einer Expedition nach Majorka und Minorka zu bewegen, um auch diese sofort zu gewinnen, besonders wegen des vortrefflichen Hafens Mahon auf der letzteren Insel, wo dann ein Geschwader überwintern könnte. Allein namentlich die Holländer verlangten die Heimfahrt. [2])

Es galt also für Carl III. sich in seinem Fürstenthume einzurichten. Ein großer Theil der früheren Besatzung fügte sich zu ihm. Er bildete daraus zwei neue Regimenter. Aber seine Thätigkeit ward gelähmt durch Geldmangel. Er berief die Stände von Catalonien. Er so wie Peterborough im Namen der Königin von England ließen Proclamationen durch Spanien ergehen. [3]) Peterborough versicherte darin, daß die Verbündeten keinen anderen Zweck verfolgten als die Spanier vom Joche der französischen Knechtschaft zu befreien, und verhieß Schutz für die Religion, die Personen, die Güter, die Freiheiten und Privilegien. Eingehender war die Proclamation Carls III. „Die Spanier, sagte sie, haben sich in die Erhebung eines französischen Prinzen auf ihren Thron lediglich aus Furcht und aus Hoffnung gefügt. Diese Furcht war weniger die Wirkung der französischen Drohungen mit Macht in Spanien einzubrechen, als diejenige der Theilungsverträge. Die Hoffnung dagegen ließ sie die Augen auf den König von Frankreich richten als den einzigen Fürsten, der durch den Schutz seiner Armee und seiner Mittel dies Geschick der Zertheilung

---

1) Bei Lamberty t. III, p. 543.

2) Liechtensteins Bericht vom 7. October.

3) Abgedruckt bei Lamberty t. III, p. 546 et suiv.

der spanischen Monarchie von ihr abwenden, diese in ihrer Ganzheit und im Frieden erhalten könne. Sie hatten nicht das Vertrauen, daß der Kaiser dies vermögen würde. Mögen die Spanier selbst Zeugnis ablegen, ob das hier Gesagte der Wahrheit entspricht!"

„Wenn aber auch damals diese Berechnung als politisch klug erscheinen mochte, so liegen heute die Dinge umgekehrt. Die Spanier sehen die Macht der Allianz, welche dem rechtmäßigen Könige die gesammte Monarchie verbürgt. Frankreich dagegen, um aus der Sache zu kommen, bietet seit zwei Jahren Theilungsplane an auf Kosten der spanischen Monarchie. Es gibt daher für die patriotischen und einsichtigen Spanier kein anderes Mittel der Rettung und des Heils als dem Beispiele der Catalonier zu folgen, die sich durch die Anerkennung ihres rechtmäßigen Königs unsterblichen Ruhm erworben haben."

In diesem Sinne fordert die Proclamation die Spanier auf, die Waffen zu ergreifen gegen die französische Herrschaft.

So wohl begründet und so eindringlich diese Proclamation, so darf es doch kaum Wunder nehmen, wenn sie in Castilien und Andalusien keine Wirkung hatte. Zu der Indolenz der Menschen, die nur dann sich aufraffen, wenn die Nothwendigkeit des Handelns unmittelbar herantritt, mochte bei Vielen das Pflichtgefühl kommen, indem sie doch nun einmal Philipp V. als ihren König anerkannt hatten. Daß dieser König, im Widerspruche gegen das Recht nnd eine zweihundertjährige Geschichte, ihnen aufgedrungen war durch eine endlose Kette von Meineid, List und Gewalt gegen den letzten Sprossen des Mannsstammes ihrer Könige, wußte doch nur ein geringer Bruchtheil. Dann aber trat ein anderer Gegensatz mit ein, derjenige der Länder wider einander, Castilien gegen Catalonien. Wie im Jahre zuvor die Kunde, daß Portugal sich anschicke den Spaniern einen König zu geben, den Thron Philipps V. in Castilien befestigt hatte: so hatte die Erhebung der Catalonier für Carl III. im Jahre 1705 eine ähnliche Wirkung.

Die Erfolge von der Seite Portugals gegen Spanien waren in dem Herbstfeldzuge von 1705 eben so gering oder noch geringer als diejenigen im Frühling. Die Belagerung von Badajoz am Guadiana, die damals hinausgeschoben war, wurde gegen den Rath des holländischen Generals Fagel, im October, wirklich unternommen. Aber

Badajoz war eine weit ausgedehnte Stadt, die stärkste im Westen von Spanien. Die Armee der Verbündeten unter dem Portugiesen das Minas, dem Engländer Galway, dem Holländer Fagel, reichte nicht aus, zugleich Badajoz einzuschließen, und dem, obwohl schwächeren, Marschall Tessé entgegen zu treten. Nach fruchtlosen Mühen mehrerer Wochen zog die Armee vor Badajoz wieder ab. Und mit dieser Leistung war der Feldzug zu Ende.[1])

Nur von Catalonien aus konnte die rechtmäßige Herrschaft Carls III. über Spanien hergestellt werden. Allein so gut sich von Seiten der Bevölkerung dort alles anließ: es fehlte in der Führung die Einigkeit und das Zusammenwirken. Es treten uns nämlich zwei scharfe Gegensätze entgegen. Der eine ist national. Die Aeußerungen nicht bloß des Grafen Peterborough, sondern auch des Generals Stanhope über Carl III. und seine Umgebung legen geradezu eine Abneigung, eine Geringschätzung an den Tag, nicht bloß gegen bestimmte Persönlichkeiten, sondern gegen die Deutschen im Allgemeinen. Sie werden mit wenig schmeichelhaften Prädicaten ausgestattet. Das Aeußerste leistet darin in seiner ausschweifenden Weise der Graf Peterborough. In einem Briefe an Stanhope sagt er: „Gott möge jedes Land bewahren vor den besten unter den deutschen Ministern!" [2]) Stanhope schlägt nicht einen so leidenschaftlichen Ton an; aber auch er kargt nicht mit kränkenden Bezeichnungen, die sich auf die Nationalität beziehen. Da nun in keiner anderen Nation so sehr wie in der englischen die Neigung lebt, Anklagen und Vorwürfe eines Volksgenossen gegen einen Nicht-Volksgenossen als bewiesene Thatsachen aufzunehmen: so war dieser Gegensatz nicht bloß damals an Ort und Stelle schädlich, sondern wirkte auch zurück auf England, nicht bloß auf die Zeitgenossen,[3]) sondern auch in der späteren geschichtlichen Auffassung.[4])

---

[1]) Die verschiedenen Berichte Fagels in Lamberty t. III, p. 523 et suiv. — Mémoires de Tessé, t. II, p. 200 et suiv.

[2]) Life of Peterborough, t. II, p. 267. Vom 18. November.

[3]) Man vergleiche die Aeußerungen Burnets über den Fürsten Liechtenstein, p. 777 seines Werkes.

[4]) Man vergleiche Lord Mahon's (Stanhope's) war of the succession in Spain, passim.

Dagegen muß hervorgehoben werden, daß in den zahlreichen Berichten der deutschen Umgebung Carls III., des Landgrafen Georg, des Fürsten Liechtenstein, des Rathes Zinzerling sich ein Vorwurf gegen die Engländer als solche, eine Anklage, welcher die Nationalität zur Unterlage diente, nicht findet. Dieser erstere Gegensatz der Nationalität war also nur einseitig, nämlich auf englischer Seite.

Wichtiger jedoch war der andere, der persönliche, nämlich zwischen Carl III. und seiner Umgebung einerseits und andererseits dem Grafen Peterborough. Bei dem letzteren flossen hier beide Gegensätze einander potenzirend zusammen. Die Anschuldigungen, die er, und zwar generell, erhebt, sind maßlos.

Dieser Gegensatz tritt namentlich darin hervor, daß in Betreff eines sehr wichtigen Punctes, nämlich daß die Erfolge von Catalonien nicht sofort weiter ausgebeutet wurden, die beiderseitigen Aussagen unvereinbar sind. Peterborough meldet seiner Gönnerin, der Lady Marlborough, indem er ihr abermals seinen Dank in recht starken Worten darbringt, daß er, um die Erfolge mit Nachdruck fortzusetzen, einer Summe von 200.000 Pfund Sterling bedürfe, die er nicht habe. [1]) Er klagt dagegen die Umgebung Carls III. in den stärksten Ausdrücken der unrechtmäßigen Gewinnsucht an. [2])

Ganz anders dagegen lauten die Berichte des Fürsten Liechtenstein aus Barcelona. „Wenn der König, meldet er dem Grafen Wratislaw, statt des Lords Peterborough einen anderen guten General hätte, der die Bestürzung und die Confusion der Feinde auszunützen wüßte, so wäre es eine leichte Sache gewesen, sich der beiden Inseln Majorka und Minorka zu bemächtigen und die Waffen der Verbündeten nach Arragonien und Valencia zu tragen. Wie aber jetzt die Dinge stehen, müssen wir bis auf einen neuen Succurs mehr darauf bedacht sein das Gewonnene zu sichern, als weiter fortzuschreiten. Dies namentlich da der Befehl und die Oberleitung einem Manne zusteht, der weder Verstand, noch Tact, noch Erfahrung besitzt, sondern mit vielem Reden und Lärmen alles zu verrichten und zu commandiren vermeint."

---

[1]) Coxe's Marlborough, t. I, p. 332.

[2]) Life of Peterborough, t. II, p. 268. In dem Schreiben an Stanhope, vom 18. November 1705.

Liechtenstein sagt mit Nachdruck, daß Niemand mit Peterborough zufrieden sei, daß die Officiere und die Soldaten insgesammt sich über ihn beklagen.[1])

Bemerken wir den Unterschied. Der Vorwurf der unrechtmäßigen Gewinnsucht, den Peterborough gegen Liechtenstein erhebt, wird durch keine Thatsache begründet, und ist unvereinbar mit der ganzen Laufbahn Liechtensteins. Die Anklagen, die Liechtenstein gegen Peterborough ausspricht, sind, dem Wesen nach, conform mit den Urtheilen, die wir über Peterborough auch früher schon von London her vernommen haben, namentlich dasjenige der Unbeständigkeit und Eigenwilligkeit.

Der Natur der Dinge nach empfand Niemand diese Eigenwilligkeit so tief wie der junge König. Dies umsomehr, da Peterborough darauf auszugehen schien, sie ihn fühlen zu lassen. Der Fürst Liechtenstein berichtet ein besonderes Verfahren dieser Art. Peterborough forderte den König auf, seine Depeschen fertig zu machen, da er eine Fregatte als Post absenden wolle. Peterborough drängte so sehr, daß Carl III., der gern alles selber schrieb, sich genöthigt sah, wie Liechtenstein sagt, Tag und Nacht zu schreiben. Er lieferte seine Depeschen ab. Dann jedoch ließ Peterborough die Fregatte ohne die Briefe des Königs absegeln, und behielt die letzteren drei Wochen zurück bis zur Absendung einer anderen Post. — Liechtenstein fügt hinzu, daß Aehnliches schon drei- bis viermal geschehen sei.[2]) Es ist nicht anzunehmen, daß, da der Fürst Liechtenstein um diese Thatsachen wußte, sie dem Könige unbekannt geblieben seien.

Der Druck, der von einer solchen Persönlichkeit her auf Carl III. lastete, und das Verhältnis überhaupt, legt sich uns klar und umfassend dar in einem Schreiben des Kaisers Joseph an seinen Gesandten in London, den Grafen Gallas, vom 23. December 1705.[3]) Das Schreiben lautet wie folgt:

„Obwohl ich schon durch die Canzlei ein in Betreff des Inhaltes gleichmäßiges Schreiben an Euch erlassen und der König in Spanien,

---

[1]) Schreiben des Fürsten Liechtenstein an den Grafen Wratislaw, vom 5. November.

[2]) Derselbe Bericht.

[3]) Im Archive des Grafen Clam-Gallas in Prag.

mein geliebter Bruder, auch selber das Erforderliche gemeldet, sowohl an Euch als an die Königin und an Mylord Marlborough: so ist die Sache doch von solcher Wichtigkeit, daß ich nicht unterlassen kann, in diesem besonderen Schreiben Euch auch meine Gedanken zu eröffnen."

„Die Eroberung Cataloniens ist eine Sache von höchster Wichtigkeit. Darüber hinaus ist aber die Hauptsache doch die Sicherheit der Person des Königs, welche dort so vielen Gefahren ausgesetzt ist. Denn man vernimmt, daß der Feind von allen Seiten her dahin im Anzuge begriffen ist, so daß die Gedanken, die darüber in mir aufsteigen, mich ganz verwirrt machen. Der König verlangt Truppen und Geld, nicht nur aus jenen Gründen, sondern auch, um die jetzige günstige Lage der Dinge dort weiter auszunutzen. Wie aber die Sachen für mich in Italien, in Ungarn, in Bayern stehen, vermag ich nicht ihm Truppen zuzusenden. Aendert sich der Zustand zum Besseren, so will ich alles thun, daß ohne Zeitverlust sein Wunsch erfüllt werde. Deshalb wird es gut sein, wenn Ihr über den Transport Euch mit der Regierung dort schon jetzt verständigt. In Betreff der Geldmittel thue ich mein Aeußerstes, und habe mich entschlossen, meinen eigenen Schmuck und was ich sonst Kostbares habe, zu versetzen. Allein dies gibt doch wenig aus, wenn nicht die Königin und die Regierung dort dem Ersuchen meines Bruders entsprechen. Darin ist mitbegriffen der größte und wichtigste Punct, die Sicherheit der Person des Königs, an welcher das Heil der gemeinen Sache hangt, so wie daß wir die gute und treffliche Gelegenheit, die Gott uns gegeben, nicht verlieren. Denn Niemand kann leugnen, daß, wenn von Seiten Portugals auch einiger Nachdruck geschehen, und dort nicht so verfahren wäre, daß sich die ganze Welt darüber ärgern muß, vielleicht schon ganz Spanien in unseren Händen sein würde."

„Daher gebe ich Euch den Auftrag, alles aufzubieten, damit die Bitte meines Bruders so schleunig wie möglich erfüllt werde. Denn, so lange er darüber unsicher, wird er sich in solcher Erregung und Spannung befinden, daß ich es nicht genugsam aussprechen kann. Meiner steten Erkenntlichkeit für Eure Bemühungen dürft Ihr sicher sein."

„Zu demselben Zwecke habe ich eigenhändig an die Königin geschrieben, und die dringende Noth und die Kürze der Zeit hervor-

gehoben. Bei der Ueberreichung dieses Schreibens werdet Ihr alles aufbieten, was nach Eurer Ansicht dazu dienen kann, den Eindruck zu verstärken."

„Dann will ich Euch noch im größten Geheim vertrauen, daß mir der König, mein geliebtester Bruder, in einem ebenfalls geheimen Schreiben zu erkennen gegeben, daß er mit Mylord Peterborough nicht durchaus zufrieden, und an dessen statt lieber den Galway zu sich verlange. Dies ist ein sehr delicater Punct; daher kann ich Euch auch nicht anbefehlen, daß Ihr deswegen einen positiven und öffentlichen Versuch macht. Denn Ihr begreift gar wohl, welches Uebel daraus erfolgen könnte. Es genügt Euch zu sagen, daß mein Bruder zur Zeit in Peterboroughs Händen ist. Darum muß die Sache mit allem Geschicke und aller Behutsamkeit behandelt werden, so daß Ihr einer günstigen Gelegenheit harrt. Ihr dürft den Wunsch meines Bruders nicht zu erkennen geben, am wenigsten öffentlich, sondern habt je und allezeit die bewiesene Bravour des Lords Peterborough gebührend zu rühmen. Wenn nicht eine günstige Gelegenheit sich gleichsam wie von selber bietet, dürft Ihr auf keine Weise die persönliche Abneigung meines Bruders wider Peterborough berühren; denn, wenn das geschähe, wären schwere und bedenkliche Dinge zu besorgen. Ich verlasse mich also darin gänzlich auf Euren Tact."

Nachdem der Kaiser diesen Brief dictirt, fügte er eigenhändig noch hinzu: „Lieber Gallas, recommandire Dir nochmals die Interessen meines Herrn Bruders auf das angelegentlichste, und versichere Dich, daß ich Dich allezeit von Herzen liebe und Dir beständig mit Gnaden gewogen bleiben werde."

In diesem Schreiben des Kaisers Joseph I. ist vor allen Dingen wichtig, daß er bereitwillig ist, für seinen Bruder Carl Hülfe zu leisten, wenn er es vermöge. Denn es muß immer wieder daran erinnert werden, daß der ursprüngliche Plan des Kaisers Leopold und seines Sohnes Carl nicht zunächst Spanien ins Auge faßte, sondern Italien, daß dagegen der Plan auf Spanien von England an den Kaiser gebracht wurde, und zwar so, daß die Seemächte die Ausrüstung auf sich nahmen, und daß auch dann noch der Kaiser Leopold nur zögernd sich darauf einließ. Es ist wichtig an diese Sachlage zu erinnern, wegen der später von englischer Seite erhobenen Vorwürfe, daß der

Kaiser Joseph I. seinen Bruder Carl in Spanien nicht genügend unterstützt habe. Die Einsetzung Carls III. auf den Thron von Spanien ward, nach den Versicherungen der englischen Regierung von 1703 und ferner, gefordert durch das Interesse Englands und der Republik der Niederlande.

Die Gesinnung in England, namentlich bei der Königin Anna, war dem jungen Könige günstig. Sie zeigte mit Vergnügen Anderen den ausführlichen Bericht, welchen Carl III. nach der Einnahme von Barcelona in der ihm nicht sehr geläufigen französischen Sprache eigenhändig für sie niedergeschrieben. Diese Berichte an die Königin und an Godolphin erweckten, wie Burnet aus eigener Kenntnis meldet, große Vorstellungen von dem jungen Fürsten, der im Stande war, seinen Bericht mit solcher Klarheit, solcher Umsicht und solchem Nachdrucke abzufassen. [1])

Es kam also darauf an, wie das Parlament die Dinge in Spanien auffassen würde.

## Der Feldzug an der Mosel.

Es ist häufig angenommen worden, daß im Spätherbste 1704 zwischen den drei Feldherren, dem Markgrafen, Lord Marlborough, dem Prinzen Eugen, im Feldlager vor Landau nicht bloß, wie mit Gewißheit angenommen werden darf, manche Beredungen über den Feldzug des nächsten Jahres stattgefunden haben, sondern daß auch zwischen Marlborough und dem Prinzen Eugen der bestimmte Plan eines Feldzuges an der Mosel festgestellt worden sei. [2]) Die Annahme ist an sich schon deshalb unwahrscheinlich, weil der Prinz Eugen das Commando in Italien wieder übernehmen wollte, und weil er neben dem Markgrafen Ludwig im Commando der zweite war, der mithin über den Markgrafen nicht verfügen konnte. Der Fortgang dieser Darstellung wird zeigen, daß Marlborough erst im Februar 1705

---

[1]) Burnet, p. 577.

[2]) Namentlich in Coxe's Marlborough, t. I, p. 265. Es muß bei diesem Werke immer in Erinnerung gehalten werden, daß der Werth desselben lediglich in den Actenstücken besteht.

dem Prinzen Eugen von seinem Feldzugsplane Nachricht gab. Daher ermangeln die Urtheile, welche von jener Voraussetzung aus gefällt worden sind, des festen Grundes.

Bei dem Aufenthalte Marlboroughs im Haag, im December 1704, regte er bei dem kaiserlichen Gesandten Goes die Frage des nächsten Feldzuges an. Goes erwiederte: Marlborough möge einen Vorschlag machen und darüber sich mit dem Markgrafen Ludwig verständigen. Marlborough antwortete nicht in bestimmter Weise. „So viel aber habe ich an ihm bemerkt, fügt Goes hinzu, daß, so lange es in seiner Wahl steht, er die Armee commandiren will.“ [1]) Die Worte sind gewichtig. Sie bergen die Forderung in sich, daß, im Falle eines Zusammenwirkens, der im Range Höhere, der Markgraf Ludwig, sich im Commando dem Herzog von Marlborough unterordnen solle.

Unzweifelhaft dagegen deuteten die Schritte Marlboroughs an der Mosel, zu Ende des Feldzuges 1704, auf einen Plan dort für das nächste Jahr.

Im Anfange Februar 1705 eröffnete Marlborough nach Wien hin dem Prinzen Eugen seinen Feldzugsplan. „Ich halte es für durchaus erforderlich, sagt er, daß die beiden Armeen gemeinsam an der Mosel operiren, und im gegenseitigen Bereiche sind, einander nach Bedarf zu helfen. In diesem Falle ist nicht daran zu zweifeln, daß die Feinde, um uns Widerstand zu leisten, in dem Maße wie wir uns Dietenhofen nähern, alle ihre Truppen bis auf den letzten Mann aus dem Elsaß ziehen, so daß von dort her nichts zu fürchten wäre. Wenn dagegen die beiden Armeen getrennt agiren, nicht einander die Hand bieten: so kostet es für Frankreich nur Einen Federzug, um seine gesammte Macht auf die eine oder die andere der beiden zu werfen, und diese so zu überwältigen.“ Marlborough bittet den Prinzen Eugen, diese seine Ansicht vor Jedermann zu verschweigen. [2])

Wenn aber der Prinz Eugen für den Vorschlag Marlboroughs thätig sein sollte oder wollte, so mußte er darüber reden. Diese Bitte

---

[1]) Bericht des Grafen Goes vom 5. Februar.

[2]) Murray t. I, p. 592. Vom 6. Februar. Der Brief enthält indirect den Beweis, daß eine Verabredung zwischen Eugen und Marlborough vorher nicht bestanden hat.

des Verschweigens vor Jedermann beschränkte sich daher, genau genommen, auf den Markgrafen von Baden und dessen Freunde. Demnach bezweckte Marlborough mit seinem Vorschlage einen kaiserlichen Befehl an den Markgrafen, und damit thatsächlich die Unterordnung desselben.

Der Kaiser Leopold erließ nicht den gewünschten Befehl. Er entsandte dagegen, am 25. Februar, an den Markgrafen Ludwig die Aufforderung, einen Feldzugsplan zu entwerfen, und sprach dabei seine eigene Ansicht dahin aus, daß die beiderseitigen Armeen nicht ausreichend stark sein würden, eine jede für sich zu operiren, daß dagegen eine Unternehmung um so zuverlässiger ausgeführt werde, wenn die eine Armee agire, die andere zu ihrer Deckung bereit stehe.

Die Worte des Kaisers zeigen, daß man sich in Wien dem Vorschlage Marlboroughs zuneigte, so jedoch, daß dem Markgrafen Ludwig die Selbstständigkeit seines Commandos vorbehalten bleiben sollte.

Das Gutachten des Markgrafen, vom 19. März, läßt nicht mit Sicherheit ersehen, ob ihm der Plan Marlboroughs im Einzelnen schon bekannt war. Wie dem auch sei, seine Ansicht stand jenem Plane entgegen. Es sei nicht zweckmäßig, sagte er, alle Offensivkraft gegen Eine Stelle zu wenden, und an der anderen nur defensiv zu verfahren, sondern man werde dem Feinde am empfindlichsten zudringen, wenn man zugleich an der Mosel und am Oberrheine offensiv auftrete. Eine jede der beiden Armeen werde dann nach Umständen von der Gelegenheit Nutzen ziehen, und dies um so mehr, da bei dem guten Einverständnisse, welches nicht bloß zwischen ihm, dem Markgrafen, und Marlborough, sondern auch zwischen den beiderseitigen Armeen im vorigen Feldzuge geherrscht, und ferner bei der aufrichtigen Gesinnung Marlboroughs für das Beste des gemeinen Wesens, billiger Weise nichts anderes als ersprießliche Wirkungen erwartet werden dürften.[1])

Es stehen hier die Ansichten der beiden ersten Feldherren, des Kaisers und der Königin von England, einander gegenüber. Die Frage, ob eine derselben und welche die bessere war, ist für uns

---

1) Röder, Bd. II, S. 104.

Spätere unlösbar. Wir haben dagegen das beiderseitige Verhalten zu beobachten.

So lange Marlborough noch in England weilte, war er der Zustimmung, auch nur zunächst der Generalstaaten, zu seinem Plane an der Mosel noch durchaus nicht sicher. Er schreibt darüber an Galway am 25. März/5. April: „Die Generalstaaten wünschen, wie ich merke, daß ich diesen Feldzug in Belgien machen solle. Ich für mich bin der Ansicht, daß wir mit besserem Erfolge an der Mosel operiren würden, vorausgesetzt, daß die Deutschen in der Lage wären, uns dort die Hand zu bieten, wofür bis jetzt jedoch die Aussichten gering sind." [1])

Bereits am nächsten Tage, dem 6. April, traf bei dem Markgrafen in Aschaffenburg der holländische General Dopf ein, um im Namen der Generalstaaten und Marlboroughs sich zu erkundigen, wie es mit den Vorbereitungen zu dem herannahenden Feldzuge stehe. Der Bericht des Markgrafen an den Kaiser über die Anwesenheit von Dopf läßt nicht erkennen, daß der Letztere über den Plan Marlboroughs, nur an der Mosel offensiv zu agiren, eine Meldung gemacht habe. Dennoch war dies geschehen, und der Markgraf hatte dem General Dopf ein schriftliches Gutachten gegen den Plan der Belagerung von Saarlouis eingehändigt. [2]) Eben so theilte er dem General Dopf sein Gutachten vom 19. März mit, so wie seine Vorbereitungen zur Ausführung desselben. [3])

Es gelang Marlborough im Haag persönlich fast alle Bedenken der Lenker der Republik gegen den Plan seines Feldzuges an der Mosel zu überwinden. Ich sage: fast alle; denn noch am Tage seines Aufbruches hieß es im Haag: „Marlborough marschirt an die Mosel, wenn er nicht an der Maas bleibt." [4]) Er selbst freilich meldet der Lady Marlborough, daß die Generalstaaten ihm völlig zustimmten. „Wenn ich bei dem Markgrafen denselben Erfolg habe, fügt er hinzu, so hoffe ich, mit Gottes Hülfe, auf einen so günstigen Feldzug, wie er nach Deiner Ansicht nothwendig ist gegen die Bosheit der Tackers." [5])

---

[1]) Murray t. I, p. 613.
[2]) Röder, Bd. II, S. 153.
[3]) A. a. O., S. 106.
[4]) Bericht des Grafen Goes, vom 5. Mai.
[5]) Coxe t. I, p. 267. Vom 23. April/4. Mai.

Die Tackers sind die Partei Rochester, welche im Jahre zuvor im Unterhause die Bill wider die gelegentliche Conformität einer Geld-Bill anzuhängen gesucht hatte. Es ist von Wichtigkeit daraus zu ersehen, daß das Ehepaar Marlborough wegen seiner Parteistellung in England eines Erfolges zu bedürfen glaubte, und diesen an der Mosel zu erlangen hoffte. — Zugleich erhielt Marlborough einen Bericht des Markgrafen über den Zustand seiner Armee. Er schickte ihn an Godolphin ein, damit dieser sehe, was für eine miserable Sache eine deutsche Armee sei. [1])

Der geringschätzige Ausdruck bezieht sich auf die Ausrüstung; denn Ludwig von Baden war genöthigt, seine Klagen und Beschwerden über die Saumseligkeit und Nachlässigkeit der kaiserlichen Finanz- und Kriegsverwaltung, wie früher, so auch zu Anfang 1705 zu wiederholen. [2])

Unterdessen hatte Dopf an Marlborough den Plan des Markgrafen überbracht, der so sehr von dem seinigen abwich. Marlborough mußte also den Markgrafen umzustimmen suchen. Er versuchte es direct durch die Sendung des Grafen Lecheraine an den Markgrafen, indirect über Wien, indem er dorthin dem Prinzen Eugen und dem Grafen Wratislaw entwickelte, daß der Gewinn von Dietenhofen und Saarlouis den Weg ins Herz von Frankreich hinein eröffnen würde. Diese Briefe gingen ab in rascher Folge von der Mitte des Monates April an. [3])

Am 28. April kam der Graf Lecheraine nach dem Haag zurück. „Er bringt mir, meldet Marlborough nach England, gute Hoffnung, daß der Markgraf mit mir zusammen wirken wird, in Allem was die gemeinsame Sache betrifft." [4]) Demnach war der Markgraf von seinem Plane gewichen, zu Gunsten desjenigen von Marlborough. Der Letztere erwiederte dem Markgrafen selber sofort: Je dois remercier très-humblement V. A. de la manière obligeante avec laquelle Elle a bien voulu s'expliquer. Er schickte ihm dann zur

[1]) Coxe t. I, p. 267. Vom 23. April/4. Mai.

[2]) Jenes Gutachten vom 19. März bei Röder, Bd. II, S. 104.

[3]) Sämmtlich bei Murray t. II, p. 3, 16, 18, 19.

[4]) Murray t. II, p. 21.

näheren Verständigung den General-Quartiermeister Cadogan, der zugleich eine Zusammenkunft der Feldherren selbst bereden sollte.[1])

Der Kaiser Leopold hatte durch sein letztes Rescript an den Markgrafen, vom 15. April, den Wunsch kund gegeben, daß er dem englischen Feldherrn zu Willen sein möchte. Nach dem Tode des Vaters sprach der neue Kaiser Joseph denselben Wunsch aus, am 9. Mai, zugleich mit der Versicherung seines vollen Vertrauens, daß der Markgraf in dem bevorstehenden Feldzuge die Dinge so einrichten werde, daß sie zum Besten des Erzhauses und der gemeinen Sache gereichen.[2])

Der Markgraf fügte sich dem Wunsche seines Kaisers. Bereits am 12. Mai brachte Cadogan an Marlborough in Mastricht die Nachricht zurück: er habe den Markgrafen willig gefunden, mit seinen Truppen in Gemeinschaft mit Marlborough zu handeln, wie es die Lage der Dinge erfordern möchte. Der Markgraf werde sich am 20. Mai zur Beredung mit Marlborough in Kreuznach einfinden. Der letztere berichtete dies dem Staats-Secretär Harley.[3])

Einige Tage später, am 18. Mai, traf der Rath Forstner im Dienste des Markgrafen bei Marlborough in Coblenz ein, und meldete, daß ein kranker Fuß den Markgrafen verhindere, sich sogleich nach Kreuznach zu begeben. Es war das Wieder-Aufbrechen der Wunde vom Schellenberg, an welcher fortan der Markgraf hinsiechte, bis sie zwei Jahre später seinen Tod verursachte. — Marlborough beschloß sich weiter hinauf zu begeben und den Markgrafen in Rastadt aufzusuchen. Er meldete officiell nach England seine Verstimmung über diesen Unfall, der ihm persönlich zwei bis drei Tage koste, fügt jedoch hinzu, daß die Truppen unterdessen ihre Bewegungen fortsetzen würden.[4]) In den Privatbriefen an seine Frau und an Godolphin klagt er den Markgrafen des Uebelwollens an.[5]) Wie der Herr, so die Diener, die Umgebung Marlboroughs.

---

[1]) Murray t. II, p. 23.

[2]) Röder, Bd. II, S. 108.

[3]) Murray t. II, p. 43. Vom 13. Mai.

[4]) A. a. O., p. 47. Vom 19. Mai.

[5]) Coxe t. I, p. 270.

Die Zusammenkunft fand statt in Rastadt am 21. Mai. Es ergab sich, daß die Streitkräfte, über welche der Markgraf verfügte, weit unter der Erwartung Marlboroughs waren. Der Markgraf versprach, mit 20 Bataillonen und 40 Schwadronen in den nächsten Tagen aufzubrechen und auf Trier zu marschiren. Wenn er die Zahl nicht zusammen bringen könne, so wolle er spätestens in fünf Tagen mit 13 Bataillonen und 28 Schwadronen aufbrechen. [1])

Marlborough richtete noch von Rastadt aus seine Klagen über diesen geringen Bestand direct nach Wien, an den Kaiser Joseph und an den Fürsten Salm. In der That nur dahin, nur gegen die kaiserliche Kriegs-Verwaltung waren sie berechtigt, in so weit sie überhaupt berechtigt waren. Denn der Markgraf Ludwig hatte in seinem Gutachten vom 19. März dieselben Beschwerden wegen Mangels an Nachschub ausgesprochen. Der Kaiser aber war in der Nothlage, die Rekruten für seine Regimenter am Oberrheine zum Theile gegen die nähere Gefahr des Rakoczy zu senden, des Rebellen, dessen Sache der englische Gesandte Stepney in Wien, mit Vorwissen und Zustimmung Marlboroughs, wie wir gesehen haben, nicht durchaus misbilligte. [2])

Marlboroughs Briefe aus den letzten Tagen des Monates Mai sind erfüllt von Klagen. Denn auch die Preußen im Solde der Seemächte zogen nicht schneller heran, obwohl Marlborough direct und durch den Lord Raby in Berlin unabläßig mahnen ließ. Er berechnete am 27. Mai, daß er erst am 10. Juni werde in Action treten können. [3]) Aber er erhielt am 31. Mai von dem General Natzmer die Meldung, daß die Preußen erst am 20. Juni eintreffen könnten. [4])

Auch der Markgraf berichtete dem Kaiser über die Zusammenkunft in Rastadt. Er meldete, daß er gemäß dem Befehle des Kaisers dem Lord Marlborough in allem zu Willen sein und ihn mit so vielen Truppen verstärken werde, als ohne Entblößung des Rheinstroms geschehen könne. Insbesondere aber habe Marlborough ver-

---

[1]) So die schriftliche Uebereinkunft bei Murray t. II, p. 52.

[2]) Vergleiche auch Murray t. II, p. 118. Marlborough verweist dort Almelo zur Information über Ungarn an Stepney.

[3]) A. a. O., p. 55.

[4]) A. a. O., p. 63.

langt, daß er, der Markgraf, persönlich diese Truppen führe. Auch darin habe er nach dem Wunsche des Kaisers willfahrt, und wolle nun seinen Weg über Kreuznach sofort nach Trier nehmen. „Ich wünsche, sagt er dann, daß alles zu Ew. k. Majestät Ehre und Vortheil ausschlagen, und ich in meinem Gutachten vom 19. März Unrecht gehabt haben möge. Aber die Dinge erscheinen mir zweifelhaft. Von Dietenhofen ist bei den Herren Verbündeten nicht viel mehr die Rede, sondern alles Absehen erscheint auf Saarlouis gerichtet. Ich muß zwar zugestehen, daß wegen der Consequenzen dies das Vortheilhafteste wäre, was man zur Zeit thun könnte; allein, wie mir der Herzog von Marlborough die Stellung der feindlichen Armee zwischen Mosel und Saar vor Saarlouis angibt, so muß ich bekennen, daß ich einigen Zweifel habe, ob man zu dem Zwecke gelangen könne, die feindliche Armee zu schlagen und alsdann Saarlouis zu belagern, besonders deshalb, weil der Feind, wenn er nur an Einem Orte offensiv bekriegt wird, alle seine Macht an diesen Einen Ort zieht." So der Markgraf am 30. Mai. [1]) Und demgemäß ist hier die Ansicht der Franzosen über den ihnen von der Mosel her drohenden Angriff zu vergleichen.

Frankreich schien im Frühling 1705 den Schlag von 1704 bereits überwunden zu haben, freilich mit großen Opfern. Der geistliche Stand allein brachte das, wie man es nannte, freiwillige Geschenk von sechs Millionen dar. Die Armeen erstanden in gleicher Stärke wie zuvor.

Ludwig XIV. gab dem Marschall Villeroy das Commando in Flandern, dasjenige an der Mosel dem Marschall Villars, dasjenige am Oberrheine dem Marschall Marsin. Die Bewegungen der Verbündeten im Anfange Mai ließen bei dem Marschall Villars noch dem Zweifel Raum, wohin der Hauptstreich geführt werden solle. Von der Mitte des Monates an war er gewis, daß es ihm gelten solle. [1])
Er war der Ansicht, daß Saarlouis allein bei einer hartnäckigen Vertheidigung eine ganze Armee davor aufreiben werde. Zugleich aber stehe er mit der seinigen zur Hülfe bereit. Anfangs ungleich schwächer als diejenige Marlboroughs, wuchs sie durch die Verstärkungen, die

---

[1]) Pelet t. V, p. 419 et suiv.

Ludwig XIV. sandte, in der zweiten Hälfte des Monates Mai zusehends an. Bereits am 26. Mai meldete Villars nach Versailles, daß es für Marlborough schwer fallen werde, seinen Plan auszuführen. [1]) Die Ausdrücke des Marschalls legen hier nicht die ihm oft eigene Selbstüberhebung an den Tag: um so eher verdienen sie Beachtung.

Unterdessen war der Marschall Villeroy in Belgien dem holländischen Feldherrn Ouwerkerke an Streitkräften überlegen. Die Generalstaaten thaten dies Marlborough kund. Er erwiederte von Trier aus am 2. Juni, daß er dem Vertrauen, welches die Generalstaaten für die Sicherheit ihrer Provinzen in ihn setzten, immer entsprechen werde. Er vereinbarte mit dem holländischen General Noyelles eine Denkschrift. Diese sagt, daß ein kleines Detachement zur Hülfe für Ouwerkerke geringe Frucht schaffen, daß, wenn man in Belgien überlegen sein und etwas Großes unternehmen wolle, wie die Belagerung von Antwerpen, man ein bedeutendes Corps dahin senden müsse. [2])

Demnach deutet Marlborough bereits am 2. Juni noch von Trier aus den Generalstaaten an, daß er, im Falle einer Abberufung von der Mosel, willige Folge leisten werde. Da die Besorgnis der Generalstaaten für die Sicherheit des eigenen Gebietes Niemandem besser bekannt war, als Marlborough, vermöge seiner langjährigen Erfahrung; da in diesem besonderen Falle nur sein Einfluß die Generalstaaten vermocht hatte, in die Expedition an der Mosel einzuwilligen: so ist jene Andeutung mit einer Aufforderung nahe verwandt. Um so merkwürdiger ist es dann, daß Marlborough zugleich den Generalstaaten ankündigt: er werde noch am selben Abende marschiren, werde die Saar überschreiten, um sich am anderen Morgen in der Ebene auszubreiten. Er wünsche dann nichts sehnlicher als zu einem Treffen zu gelangen. Denn, obwohl an Zahl schwächer als Villars, vertraue er auf die Ueberlegenheit der Qualität seiner Truppen. Marlborough wollte also damals, am 2. Juni, schlagen, obwohl die Kaiserlichen unter dem Markgrafen und die Preußen noch in einer Woche nicht bei ihm eintreffen konnten. Und doch sagt er zugleich den

---

[1]) Pelet t. V, p. 430.
[2]) Murray t. II, p. 67.

Generalstaaten, daß er auf ihren Ruf zum Abzuge von der Mosel nach der Maas bereit stehe.

Es liegt darin kein Widerspruch, sondern eine wohl angelegte Berechnung. Marlborough will den Versuch gegen Villars machen, mit der Hoffnung des Gelingens. Im Falle des Mislingens aber schafft er sich durch die angebahnte Abberufung von Seiten der Generalstaaten einen Deckmantel des Mislingens, und verpflichtet sich noch dazu die Generalstaaten zur besonderen Erkenntlichkeit.

Am Abende des 3. Juni kam die Armee der Verbündeten, in der Stärke von 72 Bataillonen und 94 Schwadronen,[1]) in Sicht der französischen, die auf den Höhen von Sierk verschanzt lag. Der Marschall Villars zeigte keine Neigung, die Ueberlegenheit der Position, die sein Lager ihm gewährte, aufzugeben. Er sprach vielmehr nach Versailles hin seine Ungeduld aus, in diesem seinem verschanzten Lager angegriffen zu werden.[2])

Marlborough wagte den Angriff nicht. Er erwartete die anziehenden Verstärkungen. Nachdem er so elf Tage gelegen, meldete Villars nach Versailles hin seine Ansicht mit den folgenden Worten: „Es ist augenscheinlich und fast gewis, daß Lord Marlborough gemeint hat, bei seiner Ankunft uns in diesem Posten angreifen und, vermöge seiner Ueberlegenheit, werfen zu können." Nach der Meinung des Villars war nämlich Marlborough an Zahl überlegen. „Aber welche Vorstellung immer Marlborough sich gemacht haben möge, fährt Villars fort: er würde sicherlich nicht gekommen sein, um elf Tage in einem Lager zu verbringen, wo er an Allem Mangel leidet, wenn er dies hätte voraussehen können. Verschiedene Nachrichten melden nun, daß der Markgraf von Baden heranziehe, um sich mit Marlborough zu vereinigen. Geschieht dieses, so lasse ich zunächst noch einige Werke mehr aufwerfen, um dann meinen Entschluß für das Weitere zu fassen. Ich warte damit, bis sie wirklich kommen, und sage dann erst meinen Truppen: führen wir, da die Feinde um 15.000 Mann stärker geworden, noch einige Wälle mehr auf. — Ließe ich dagegen diese

---

[1]) Marlborough an den Prinzen Eugen, bei Murray t. II, p. 125.

[2]) Pelet t. V, p. 456.

Werke aufwerfen, bevor die neuen Feinde kämen, so würden sie unseren Soldaten keine Beruhigung gewähren." [1])

So Villars am 13. Juni aus dem Lager bei Früching.

Marlborough seinerseits entsendete von dem Lager aus, welches er nach dem nahe gelegenen Orte Elst benannte, nach allen Seiten seine Klagen. Er litt Mangel an Brot. Dazu war das Wetter für die Jahreszeit ungewöhnlich rauh und kalt, so daß das Gras im Wachsthume sehr zurück blieb, wo doch schon an sich die Gegend nicht fruchtbar war. Villars, klagte ferner Marlborough, anstatt zu schlagen, verschanze sich. Dennoch würde er angreifen, wenn die deutschen Truppen da wären und das schwere Geschütz, zu dessen Herbeischaffung er 3000 Pferde bedürfe, welche die nächst wohnenden deutschen Fürsten zu stellen hätten. [2]) — Es ist zu bemerken, daß diese Forderung, auf welche Marlborough den stärksten Nachdruck legt, nicht von langer Hand her vorbereitet, sondern erst kürzlich erhoben war. In einem dieser Briefe sagt Marlborough, daß er des schweren Geschützes, welches diese Pferde herbeischaffen sollten, bedürfe zur Belagerung, nämlich von Sarlouis. Aber er stand zunächst dem verschanzten Lager des Marschalls Villars gegenüber. Seine Beschwerde kann auch so aufgefaßt werden, als bedürfe er des schweren Geschützes gegen die Verschanzungen des Villars.

Wichtiger als alle diese Klagen war ein abermaliger Bericht an die Generalstaaten, vom 7. Juni, entsprechend dem früheren vom 2. Juni, von Trier aus. Damals hatte er die Andeutung gemacht, daß er einer Abberufung der Generalstaaten willig folgen würde. Am 7. Juni geht er einen starken Schritt weiter. „Ich hoffe, sagt er, man wird mir die Gerechtigkeit erweisen, daß ich mein Möglichstes gethan, um die Feinde zu einem Treffen zu bewegen, oder wenigstens sie zu nöthigen, Verstärkungen heranzuziehen, damit unsere Armee an der Maas erleichtert würde. Aber mein Eifer für das Gemeinwohl und insbesondere für die Interessen der Hochmögenden Herren verpflichtet mich, Ihnen meine Gedanken nicht zu verhehlen, nämlich, daß

---

[1]) Pelet t. V, p. 444.

[2]) Die zahlreichen Briefe bei Murray t. II, p. 69, 399, und Coxe t. I, p. 278, 399.

nach der Methode, wie die Feinde hier verfahren, sie trachten mich hinzuhalten, damit ihre Armee in Belgien ihre Plane ausführe, so lange mir hier die deutschen Truppen fehlen. Denn ich habe hier bis zur Stunde auch nicht Einen Mann außer den Truppen im Solde Englands und der Republik. Daher sind die Feinde mir überlegen. Und durch die Verzögerung der 3000 Pferde, welche die benachbarten Fürsten für die Belagerung stellen müssen, sind wir genöthigt völlig unthätig zu bleiben. Auch kann dies noch lange dauern, weil ich keine Sicherheit habe, wann diese Pferde bereit sein werden. Ich bitte also die Hochmögenden Herren, mir in dieser schwierigen Lage Ihren guten Rath zu ertheilen. Denn ich habe ja keine andere Leidenschaft als der gemeinsamen Sache nützlich zu sein und den Hochmögenden meinen Respect zu beweisen." [1])

Die Angaben Marlboroughs in diesem Schreiben stimmen nicht mit den Thatsachen. Denn allerdings schwächte Ludwig XIV. die Armee des Marschalls Villeroy in Flandern zu Gunsten derjenigen des Marschalls Villars an der Mosel. Er befragte darüber den letzteren. Dieser, von der irrigen Voraussetzung ausgehend, daß Marlborough ihm gegenüber eine ungleich stärkere Macht besitze, als wirklich der Fall war, nahm das Erbieten des Königs mit einem ausführlichen Beweise für die Zweckmäßigkeit desselben entgegen. [2])

Ferner bringt Marlborough auch hier die Säumigkeit der deutschen Fürsten in der Stellung der 3000 Pferde vor. Nur waltet dabei jene eigenthümliche Verschiedenheit ob. In dem Berichte an die Generalstaaten bedarf er des schweren Geschützes und mithin jener 3000 Pferde zum Zwecke der Belagerung, nämlich von Saarlouis. Bei dem Kurfürsten von Mainz [3]) und Anderen ließ er geltend machen, daß er der Pferde noch mehr als neuer Mannschaft bedürfe, um das Geschütz zum Angriffe auf das verschanzte Lager von Villars herbeizuschaffen.

Ferner beklagt sich Marlborough in dem Schreiben an die Generalstaaten, vom 7. Juni, daß er bis zum Herzukommen der

[1]) Murray t. II, p. 82.

[2]) Schreiben des Marschalls Villars, vom 13. Juni, bei Pelet t. V, p. 443 et suiv.

[3]) Murray t. II, p. 78. An Almelo, 6. Juni.

deutschen Truppen im Lager von Elft unthätig stehen müsse. Aber er hatte vor seinem Abmarsche von Trier, der am 2. Juni stattfand, gewußt und selber geschrieben, daß er auf die Ankunft der Kaiserlichen und der Preußen vor dem 10. Juni nicht rechnen könne.

Der eigentliche Zweck des Berichtes von Marlborough an die Generalstaaten und eines ähnlichen an Ouwerkerke war daher ein anderer. Marlborough hatte gehofft, mit Villars zum Schlagen zu kommen. Diese Hoffnung ward vereitelt, weil Villars sich in seinem verschanzten Lager hielt. Dasselbe zu stürmen, durfte Marlborough nicht wagen. Länger dort auszuhalten, war bei dem Mangel an Lebensmitteln nicht rathsam. Deshalb mußte er auf den Abzug sinnen und wünschte zur Verdeckung dieses Abzuges die Abberufung von Seiten der Generalstaaten.

Wir sehen ihn geschäftig, nach verschiedenen Seiten hin sich die Dinge in dieser Richtung zurecht zu legen. Er schreibt drei Tage später an den Prinzen Eugen: „Da ich aus Mangel an Pferden das schwere Geschütz zur Belagerung von Saarlouis nicht herbeischaffen kann: so haben die Feinde Zeit, ihre Operationen an der Maas zu beginnen. Bereits berennen sie Huy und werden dann auf Lüttich gehen. Diese Bewegungen haben in Holland einen solchen Schrecken verbreitet, daß ich fürchten muß, die Generalstaaten werden Beschlüsse fassen, welche unseren Plan an dieser Seite vereiteln. Und dies muß dem Zaudern der deutschen Truppen beigemessen werden. Wären sie rechtzeitig hier eingetroffen: so hätte der Feind ein bedeutendes Corps von Belgien her entnehmen müssen, um seine Armee hier zu sichern." [1]) In ähnlicher Weise schildert Marlborough dem Grafen Wratislaw das was er demselben als seine Besorgnis bezeichnet. Es wußte ja doch Niemand besser als eben Marlborough, daß nach seinem Berichte an die Generalstaaten, vom 7. Juni, ein solcher Beschluß in Aussicht stand.

Ganz besonders aber war Marlborough beflissen, durch seine Berichte nach England dort die Gemüther auf die Wendung vorzubereiten und den Meinungen die Richtung zu geben. Diese tritt jedoch

---

[1]) Ausführlicher als bei Coxe t. I, p. 280, bei Murray t. II, p. 92.

hier schon etwas bestimmter hervor. Marlborough meldet dem Staats-Secretär Harley, daß er sich sehr offen bei dem Kaiser beschwert habe, damit dieser selbst sehe, wo der Fehler liege.[1]) — Wenn aber dies, wen anders konnte der Kaiser zunächst verantwortlich machen als seinen eigenen Feldherrn, den Markgrafen von Baden?

Der Markgraf setzte am 1. Juni seine Truppen in Bewegung, und dirigirte sie auf Kreuznach, in der Absicht ihnen dahin bald zu folgen, obwohl er seiner Meldung an den Kaiser hinzufügen mußte, daß sein Fuß noch nicht geheilt sei.[2]) Unterwegs gelangte an ihn ein Handschreiben des Kaisers, enthaltend die Bitte, daß doch der Markgraf an der beständigen Liebe und dem Vertrauen des Kaisers keinen Zweifel haben möge. „Ich versichere, sagt der Kaiser Joseph, daß ich auf Sie mein ganzes Vertrauen setze und dies durch die That zu beweisen verlange.“ [3])

Die Berichte des Markgrafen in dieser Zeit an den Kaiser verhehlen nicht, daß der Verzicht auf seinen eigenen Plan zu Gunsten eines anderen ihm schwer wurde, nicht jedoch aus persönlicher Empfindlichkeit, sondern aus sachlichen Gründen, die der Markgraf entwickelt. Er hebt namentlich hervor, daß am Oberrhein der Feind inzwischen Muße habe, die Linien von Hagenau und Drusenheim so zu befestigen, daß es einer wirklichen Belagerung bedürfen werde, sie wieder zu nehmen. [4])

Am 14. Juni meldete der Markgraf dem Kaiser, daß er hoffen dürfe, in drei Tagemärschen bei Trier einzutreffen. Am selben Tage jedoch noch veränderten sich für ihn persönlich die Umstände. Der Schmerz seiner Wunde am Fuße stieg so sehr, daß er die ihm erreichbaren Aerzte und Chirurgen zu einer Consultation berief. Sie gaben ihr Gutachten, daß der Fuß der Ruhe und Pflege bedürfe, daß im anderen Falle, bei fortdauernder Anstrengung, die Gefahr des kalten Brandes vorhanden sei. Sie riethen die sofortige Vornahme einer Kur in Schlangenbad an. Der Markgraf fügte sich in das ärztliche

---

[1]) **Murray t. I, p. 87.**

[2]) **Röder, Bd. II, S. 115. Vom 6. Juni.**

[3]) A. a. O., S. 116. Vom 9. Juni.

[4]) A. a. O., S. 115 u. f.

Gutachten. Es war das erste Mal in seiner langen Laufbahn, daß eine Unpäßlichkeit ihn dem kaiserlichen Dienste entzog. Er übergab das Commando seiner Truppen dem Grafen Friesen, und setzte Marlborough durch ein freundlich gehaltenes Schreiben von dem ihm zugestoßenen Unfalle in Kenntnis, am 15. Juni.[1])

Bevor jedoch Marlborough dieses Schreiben erhielt, hatte er schon nach einer anderen Richtung gehandelt. Seine beiden Schreiben an die Generalstaaten, vom 2. und 7. Juni, bewirkten die Sendung des holländischen Felddeputirten Geldermalsen in das Lager von Elst. Zugleich kam von den Felddeputirten der Armee an der Maas mit der Nachricht, daß der Marschall Villeroy das Schloß Huy genommen, die Bitte um Absendung von 30 Bataillonen zur Hülfe an die Maas. Darüber ward Kriegsrath gehalten. Man erwog die Schwierigkeiten der Lage, in der man sich gegenüber dem verschanzten Lager des Marschalls Villars befinde. Man erkannte es als unmöglich an, in den nächsten sechs Wochen etwas zu unternehmen. Dagegen liege Villars so fest verschanzt, daß er sogar Abtheilungen fortsenden könne, ohne daß man es zu hindern vermöge. Denn Villars habe dies bereits wirklich gethan, und zwar, allem Anscheine nach, zur Verstärkung des Marschalls Villeroy. Von diesen Erwägungen aus kam der Kriegesrath zu dem Schlusse: es genüge nicht, die von den Felddeputirten in Belgien für die Maas-Armee verlangte Unterstützung abzusenden, sondern die Kriegs-Raison mache den Abmarsch der ganzen Armee zur Pflicht, wie es auch die Generalstaaten durch ihr Schreiben vom 8. Juni zu wünschen schienen. Man stellte die Wiederkehr nach sechs Wochen in Aussicht, in der Erwartung, daß bis dahin die nahen Reichsfürsten sich bemühen würden, die zur Belagerung von Saarlouis nothwendigen Vorbereitungen zu treffen.[2])

So der Bericht Marlboroughs an die Generalstaaten. Etwas anders lautet derjenige an den Kaiser. Marlborough beginnt damit, daß er wegen der Widerwärtigkeiten, die er erfahren, indem er nur Truppen im Solde von England und Holland bei sich gehabt, vierzehn Tage unthätig im Lager habe stehen müssen. Allerdings sei er mit

---

[1]) Röder, Bd. II, S. 118 u. f.

[2]) Der Bericht Marlboroughs an die Generalstaaten bei Murray t. II, p. 103.

diesen Truppen gegen Villars ausgerückt, habe aber das Lager desselben gegen einen Angriff allzu fest gefunden, und daher aus Mangel an Truppen und anderen Vorbereitungen nichts unternehmen können. Zugleich aber sei bei der Gefahr eines feindlichen Einbruches die Sorge und Unruhe in der Republik so laut geworden, daß die Generalstaaten ihm einen Courier nach dem anderen geschickt, um ihn zu bitten, daß er mit einem bei dieser Lage hinlänglichen Corps schleunigst ihnen zu Hülfe marschire. Dieser Bitte sei er gefolgt. Er versichere, daß dieser unangenehme Zwischenfall ihn zur Verzweiflung bringe, sowohl wegen der Sache im Allgemeinen, als namentlich wegen des kaiserlichen Interesses, welches er stets ganz besonders vor Augen habe. Er hoffe jedoch, in sechs Wochen zurückzukehren und die Sache wieder aufzunehmen. [1])

Eine Beschwerde gegen bestimmte Personen erhebt Marlborough in dem Schreiben nicht. Er sandte jedoch als Träger desselben seinen Adjutanten Durel. Dieser überreichte zugleich eine Denkschrift, in welcher Marlborough bat: der Kaiser wolle Befehl geben, daß inzwischen die 3000 Pferde von den Reichsfürsten gestellt würden, und daß die Rheinarmee im Stande sei, ihm Hülfe zu leisten. Der Kaiser sagte zu.

Von einem vorher gegebenen Versprechen der Reichsfürsten, die 3000 Pferde zu stellen, enthält diese Denkschrift an den Kaiser kein Wort.

Ueberhaupt dürfte dieser Bericht Marlboroughs an den Kaiser sich von dem eigentlichen Thatbestande am wenigsten entfernen. Dieser Thatbestand, wie er erst nach und nach zur allgemeinen Kunde kam, scheint mir auf verbündeter Seite am klarsten damals ausgesprochen zu sein in dem Berichte des Grafen Goes, vom 30. Juni, aus dem Haag. „Allhier, meldet er, wird fast von nichts als von dem Zurückmarsche des Mylord Marlborough geredet. Er ist schon vor etlichen Tagen bei der Armee zu Mastricht angelangt, und wird seine Armee also heute bei der Maas erscheinen. Es kommt endlich heraus, daß nicht allein der Abgang der Fourage und der Vivres und die vorgeschützte Langsamkeit der deutschen Truppen, sondern die wenige

[1]) Röder, Bd. II, S. 128.

Apparenz etwas Großes bei der Mosel auszuwirken, und hauptsächlich das inständige Ansuchen des Staates ein ansehnliches Detachement herunter zu schicken, ihn zu dieser unvermutheten Resolution bewogen hat."

Es fehlt in diesem Berichte nur noch, daß Marlborough vorher Sorge getragen hatte, für das inständige Ansuchen der Republik rechtzeitig mitzuwirken.

Anders jedoch als an den Kaiser lautet der Bericht Marlboroughs vom selben Tage, dem 16. Juni, nach England. In demselben, gerichtet an den Staats-Secretär Harley, tritt nachdrücklich voran eine Beschwerde über die deutschen Reichsfürsten, die von allem Versprochenen nichts gehalten haben, und zur Zeit sich nicht scheuen zu erwiedern, daß sie die verlangten Pferde und Wagen erst in sechs Wochen stellen können.[1]) Jedoch enthält auch dieses Schreiben nicht eine Anklage gegen den Markgrafen von Baden persönlich. Eben so wenig ist in dem Briefe Marlboroughs an den Markgrafen der Ausdruck einer feindseligen Gesinnung zu erkennen. Nach einigen Worten des Bedauerns über den Unfall des Markgrafen fährt Marlborough fort: „Ew. Hoheit werden schon wissen, daß, da ich nach den Widerwärtigkeiten, die ich durchzumachen genöthigt war, mich nicht mehr im Stande befand, hier zu handeln, ich aus verschiedenen Gründen den dringenden Bitten der Generalstaaten, zum Schutze ihrer Grenzen anzumarschiren, nicht mehr habe widerstehen können." Die übrige Haltung des Briefes ist diesem Beginne entsprechend.[2]) Aus den Worten Marlboroughs an den Markgrafen selbst war es dem Letzteren unmöglich zu entnehmen, daß der Erstere bereits im Werke war, vor der Welt alle Schuld des Mislingens seines Feldzuges an der Mosel auf den Markgrafen zu werfen. Ueberhaupt ist hervorzuheben, daß Marlborough in allen seinen Briefen an den Markgrafen direct niemals einen Vorwurf ausgesprochen hat.

---

[1]) Murray t. II, p. 104: You will have seen by all my letters since my coming to Treves, how very uneasy I have been at the disappointment I have all along met with in this country, even of every thing that was promised me, the German Princes making now no scruple to own that they cannot in less than six weeks time furnish the horses and carriages etc.

[2]) Röder, Bd. II, S. 121. Vom 18. Juni.

In der Nacht vom 16./17. Juni ließ Marlborough das Lager in aller Stille aufbrechen. Villars, der die Nachricht hatte, daß die Vorhut des Markgrafen schon bis Trier gelangt war, berechnete, daß Marlborough in den nächsten Tagen ihm um 30.000 Mann überlegen sein würde. Statt dessen kam er im Laufe des 17. Juni zu der Gewisheit, daß Marlborough in der Stille abgezogen sei. Er meldete es frohlockend nach Trianon. Am anderen Tage sandte er einen zweiten Courier. Die Nachricht, die dieser brachte, ging am Hofe zu Trianon um mit folgenden Worten. [1])

Lord Marlborough habe dem Marschall Villars durch einen Trompeter sagen lassen, daß er am 10. Juni, seinem Vorhaben gemäß, ihn unfehlbar angegriffen haben würde, wenn nicht etwas ihn daran gehindert hätte. Dieses etwas bestehe darin, daß der Markgraf von Baden in nichts seine Versprechungen erfüllt habe. Die Truppen des Markgrafen hätten am 9. in Trier sein sollen, und seien erst am 15. eingetroffen. Sie seien gekommen mit dem Befehle nicht zu schlagen. Der Markgraf sei selber nicht mitgekommen, sondern ins Bad gegangen. Demnach, da diese Hülfe ihm gemangelt, habe er, Marlborough, sich genöthigt gesehen, sein Lager aufzubrechen und sich nach Trier zurückzuziehen. Darüber sei er sehr aufgebracht. „Marlborough, fährt der Bericht des französischen Hofmannes fort, spricht von dem Markgrafen von Baden in sehr beleidigenden Ausdrücken. Es ist daher nicht zu bezweifeln, daß der Markgraf, wenn er es erfährt, nach Gebühr darüber gegen Marlborough entrüstet sein wird. Das ist eine hübsche Aussaat des Zwiespalts zwischen den Engländern und den Deutschen.“ [2])

Fassen wir nur Eine Unrichtigkeit dieser Meldung von Marlborough an Villars ins Auge. Marlborough läßt sagen: die Truppen des Markgrafen seien gekommen mit dem Befehle nicht zu schlagen. Dagegen lautete der wirkliche Befehl des Markgrafen an seine Truppen, unter dem Commando des Herzogs von Marlborough in nichts sich difficil zu erweisen. [3])

---

[1]) Dangeau t. X, p. 351.

[2]) Die Nachricht bei Pelet t. V, p. 457 ist weniger eingehend.

[3]) Röder, Bd. II, S. 118.

Ein weiteres Eingehen auf die augenfälligen Unwahrheiten, die Marlborough in dieser Meldung an Villars hat mündlich vorbringen lassen, würde überflüssig sein. Aber es muß wiederholt werden, daß Marlborough vor wie nach in den Briefen an den Markgrafen direct einen Vorwurf nicht erhob, eben so wenig an den nächsten im Commando, den Grafen Friesen,[1] so daß es längerer Zeit bedurfte, bis der Markgraf auf anderen Wegen von der Existenz solcher Anklagen gegen ihn eine Nachricht erhielt. Diese anderen Wege aber waren hauptsächlich die öffentlichen Blätter. „Alle Zeitungen, meldet der Marschall Villars nach Versailles, sind erfüllt mit beleidigenden Klagen, ja ehrenkränkenden Invectiven des Lords gegen die kaiserliche und deutsche Generalität."[2])

Die Grundlage dieser Zeitungs-Artikel war ein englischer Bericht, abgefaßt von dem Secretär Marlboroughs, Cardonnel.[3]) In diesem Berichte, den man nicht geheim hielt, wird sogar das Fußleiden des Markgrafen wie eine Fiction besprochen, wo doch schon acht Tage zuvor Ludwig XIV., auf eingezogene Erkundigung, seinem Hofe in Marly mitgetheilt hatte, daß der Markgraf von diesem Leiden nicht genesen könne,[4]) wie es allerdings, wenn auch erst anderthalb Jahre später, der Tod des Markgrafen an dieser alten Wunde als Wahrheit auswies.

Angenommen auch, Marlborough hätte selber geglaubt an die Anschuldigung, die er durch Cardonnel aussprechen ließ, daß das Leiden des Markgrafen eine Fiction sei: so konnte dieser Glaube bei ihm nicht lange bestehen bleiben. Am selben Tage, an welchem Cardonnel im Lager zu Prüm jene Verleumdung niederschrieb, dem 23. Juni, faßte ein anderer Diener Marlboroughs, ein Oberst Browne, in Kreuznach seine Meldung ab mit den Worten: „Obwohl auch hier Zweifel an der Krankheit des Markgrafen erhoben wird, so kann ich Ew. Gnaden doch versichern, daß es um ihn recht übel steht. Ich habe es so einzurichten gewußt, daß ich am Tage seines Aufbruches

[1]) Murray t. II, p. 112.
[2]) Pelet t. V, p. 475.
[3]) Abgedruckt bei Lamberty t. III, p. 469.
[4]) Dangeau t. X, p. 367.

von hier mich während des Verbindens in seinem Zimmer befand. Ich habe also die Entzündung gesehen und sie als recht schlimm erkannt." [1])

Ein Bericht solcher Art hemmte nicht die Thätigkeit Marlboroughs gegen den Markgrafen. Seine Briefe an diesen selbst bleiben immer gleich höflich glatt, ja freundlich; aber in denjenigen an Andere, besonders nach England hin, nennt er den Namen des Markgrafen kaum jemals anders als mit einem Zusatze des Mistrauens. Er gebraucht einmal in einem Briefe an seine Frau die Worte: „Ich möchte von Herzen wünschen, daß der Prinz Eugen in der Stellung des Markgrafen wäre, aber nicht durch irgend welche That meinerseits. Ich bin zur Zeit so resignirt, daß ich alle Strafe Gott anheimstelle, und ich werde mich zurückziehen, sobald ich kann; denn ich habe keinen anderen Ehrgeiz als Deine Liebe zu verdienen." [2])

Ob der Scharfsinn der Lady Marlborough durchschauete, daß der Mann, der in einer solchen Redeweise den Beleidigten spielte, in Wirklichkeit der Beleidiger war, müssen wir dahin gestellt sein lassen. Dagegen erwächst hier die Frage: warum dies System der consequenten Verleumdung gegen den moralisch besseren Mann?

Die Gründe liegen nicht bloß in dem Ehrgeize Marlboroughs, nicht bloß in seiner Rivalität gegen den Markgrafen: ein sehr wichtiger Grund liegt in England, in dem Parteigetriebe des Parlamentes.

Wir haben die Ansicht des Ehepaares Marlborough vernommen, daß ein günstiger Feldzug nothwendig sei gegen die Plane der Partei Rochester. Umgekehrt also war in ihren Augen ein ungünstiger Feldzug ein Vortheil für jene Partei, weil er derselben eine Handhabe zum Angriffe darbieten würde. Um diese Gefahr abzuwenden, baute Marlborough rechtzeitig vor. Er rechnete auf den seinen Landsleuten mehr als irgend einer anderen Nation innewohnenden Hang, im Falle der Anklage eines Engländers gegen einen Nicht-Engländer, dem Ersteren Glauben beizumessen und dessen Partei zu nehmen. Für den Fall, daß ihm der Angriffsplan an der Mosel mislang, gedachte Marlborough den deutschen Reichsfürsten überhaupt und insbesondere

[1]) Coxe t. I, p. 328.

[2]) A. a. O., p. 286.

dem Markgrafen von Baden die Schuld aufzubürden. Darum lassen seine Briefe vom Festlande nach England hin von Anfang an den Zweifel an der Willigkeit des Markgrafen durchblicken. Dadurch wurden die Gemüther in England für den etwaigen Fall vorbereitet, der Boden empfänglich gemacht für die aufzunehmende Saat.

Marlborough rechnete richtig. Seine Meldung an Harley über den Rückzug und die Beweggründe desselben erregten die englischen Minister zu heftigen Klagen wider die von Marlborough bezeichneten Persönlichkeiten, und namentlich wider den Markgrafen. Noch im Laufe des Tages theilte sich dieselbe Erregung durch die ganze Stadt London mit. „Die Consternation, die Klagen, meldet Hoffmann, sind unbeschreiblich.“ [1]) Von einem Zweifel an der Richtigkeit der Behauptungen Marlboroughs ist keine Spur sichtbar. Demnach rann die Strömung des englischen Nationalgefühls in dieser Sache so sehr zu Marlboroughs Gunsten, daß die Fraction Rochester, wenn sie wegen derselben einen Angriff auf ihn richten wollte, dastehen würde als parteiisch zu Gunsten eines Ausländers gegen einen Engländer. Und dies war nirgends in der Welt weniger durchführbar als in England.

In der That überbot das englische Cabinet die Wünsche Marlboroughs. Es that in Wien Schritte um die Entlassung des Markgrafen, so daß Marlborough sich genöthigt sah, diesem Eifer, dessen Consequenzen bedenklich werden konnten, einen Zaum anzulegen.

Auch so freilich stieg wohl einmal die Besorgnis auf, sowohl in der Lady Marlborough wie in dem Gemahl, ob der Markgraf von Baden die beleidigenden Anklagen schweigend hinnehmen würde. Lady Marlborough berichtete das Gerücht, daß der Markgraf beabsichtige, ein Manifest ausgehen zu lassen. „Auch ich habe davon gehört, erwiederte Marlborough, daß er damit umgeht, sich in einer solchen Weise rechtfertigen zu wollen; aber er wird es, meiner Ansicht nach, nicht thun. Wenn er es versuchte durch seine Briefe an mich, so würde er dadurch nicht vermögen das Recht auf seine Seite zu bringen. Dagegen wird er auch nicht wagen, mir irgend welche

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 23. Juni.

Schuld beizumessen; denn er wünscht sehr, mit mir nicht unfreundlich zu stehen." [1])

Wir haben dem Verhalten Marlboroughs dasjenige des Markgrafen gegenüber zu stellen.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß der von Marlborough nach Wien gesandte Oberst Durel, dessen schriftliche Aufträge nicht eine Anklage gegen den Markgrafen enthielten, mündlich mehr vorgebracht hat. Die Willigkeit dieses Durel im Dienste für Marlborough kennzeichnet sich zur Genüge dadurch, daß er, nach seiner Audienz bei dem Markgrafen, in seinem Berichte an Marlborough den Zweifel an der Krankheit des Markgrafen nährt. [2]) In ähnlicher Weise dürfte er den Wünschen Marlboroughs bei dem Kaiser entsprochen haben. Denn das Rescript des Kaisers Joseph an den Markgrafen mahnt den Letzteren, die Anstalten zur Wiederaufnahme der Operation an der Mosel so zu treffen, daß, im Falle des Unterbleibens derselben, „von unseren Alliirten nicht uns die Schuld aufgebürdet werden möge". [3])

Als der Markgraf diese Mahnung erhielt, waren auch die von den Organen Marlboroughs durch Westeuropa ausgestreuten Verleumdungen ihm bereits zu Ohren gekommen. Jene Mahnung gab ihm den Anlaß, sich über die Sache auszusprechen, und zwar gegenüber der einzigen Persönlichkeit auf Erden, der er für sein Thun und Lassen Rechenschaft schuldig war, dem römischen Kaiser Joseph. „Es scheint, sagt er, ein so tief eingewurzelter Haß gegen mich da zu sein, daß man das Mislingen aller Unternehmungen, ob mit, ob ohne meinen Rath angefangen, lieber mir aufbürdet, als daß man der Billigkeit nach die Schuld denjenigen beimißt, welchen sie gebührt. Ich bin daran jetzt so gewöhnt, daß ich erschrecke, wenn übele Nachrichten aus Spanien oder Portugal kommen, weil ich besorgen muß, daß auch dafür die Schuld auf mich gewälzt wird." [4]) Der Markgraf beleuchtet ausführlich die bei dem Unternehmen an der Mosel begangenen Fehler, in Folge deren auch einer noch weit stärkeren Macht der Verbündeten

---

[1]) Coxe t. I, p. 297. Vom 6. August.

[2]) A. a. O., p. 328.

[3]) Röder, Bd. II, S. 127. Vom 2. Juli.

[4]) Bericht des Markgrafen vom 19. Juli, bei Röder, Bd. II, S. 135.

die Ausführung schwer gewesen wäre. Er thut weiter die Schwierigkeiten dar, die eine Wiederaufnahme nach sechs Wochen als fast unmöglich erscheinen ließen. [1])

Der Kaiser Joseph suchte, durch den wiederholten Ausdruck seines vollen Vertrauens in den patriotischen Eifer und die Befähigung des Markgrafen, ihn zu beruhigen. Als jedoch die englischen und holländischen Blätter zum Dienste für Marlborough, der Pariser Mercure Galant zum Dienste für Ludwig XIV., unablässig die beleidigenden Reden wiederholten, flammte in dem gekränkten Manne abermals der Zorn empor. „Meine Ehre, schreibt er, ist bis daher nur von solchen angegriffen worden, die ich wegen ihrer Geringfügigkeit für nichts achte, oder von solchen, welche, wie ich glaube, nicht das Herz haben, mir unter die Augen zu treten, um ihre Sache vorzubringen." [2]) Der Markgraf nennt hier keinen Namen. Hat er an Marlborough dabei gedacht? Da der Letztere sich so geflissentlich hütete, dem Markgrafen direct irgend eine Anklage auszusprechen, so darf nicht einmal mit Sicherheit gesagt werden, daß der Markgraf den eigentlichen Verleumder erkannt habe.

Und dann berührt der Markgraf jene Frage, über welche wir die Besorgnisse des Ehepaares Marlborough vernommen haben. „Ich werde, sagt er, von vielen wohlmeinenden Freunden aufgefordert, die Wahrheit der Sache den verbündeten Mächten in Schrift darzulegen, und die mir aufgebürdete Schuld des übelen Ausganges vieler Dinge abzulehnen, oder überhaupt eine Vertheidigung ausgehen zu lassen. Ich erkenne zwar mit Dank die gute Gesinnung an. Allein meine Geburt und die Ehre, so lange Ew. k. Majestät Armeen hoffentlich nicht ohne Ruhm geführt zu haben, halten mich davon zurück. Und dazu will mein Gemüth, so willig und bereit es ist Rede und Antwort zu stehen auf alles was Ew. k. Majestät von mir verlangen, sich nicht dazu bequemen, Anderen Rechenschaft von meinem Thun und Lassen abzustatten, oder da, wo ich meines Verhaltens mir bewußt bin, Apologien in die Welt hinaus zu senden. Sollte jedoch Ew. k. Majestät ein nachtheiliger Eindruck gegen mich gemacht sein, so bitte ich um die

---

[1]) Bericht des Markgrafen vom 6. August, bei Röder, Bd. II, S. 146.
[2]) A. a. O., S. 152.

Gnade, daß Ew. k. Majestät mich über die betreffende Sache vernehmen wollen." [1])

Der Kaiser erwiederte: „Gleichwie mein in Gott ruhender Vater, so bin auch ich mit Ihrem Thun und Lassen in allen Dingen vergnügt, und werde nicht unterlassen, der Unbesonnenheit und Bosheit an gehörigen Orten zu steuern." [2])

Die Ehre des Markgrafen blieb also unangetastet und ungetrübt bei den wenigen Kundigen, auf die es für ihn darauf ankam. Aber bei dem großen Haufen hatte Marlboroughs Werk der Verleumdung den gewünschten Erfolg, damals für die Mitwelt, wie später für die Nachwelt. Der Einblick in die englischen Geschichtsbücher über jene Zeit lehrt, daß die Lüge Marlboroughs gegen den Markgrafen wie zu einer Thatsache versteinert ist.

Hatte Marlborough sich in England durch seine List gegen eine Anklage wegen des mislungenen Feldzuges an der Mosel zu decken gewußt — hatte er den Verdruß des Kaisers darüber zu beschwichtigen verstanden durch das Versprechen, nach sechs Wochen den einstweilen vereitelten Plan wieder aufzunehmen: so war er bei der leitenden Partei im Haag auch des Dankes für seine Bereitwilligkeit sicher. Diese leitende Partei, die sich selber die republikanische nannte, die einstigen Gegner des Oraniers, hatte als nächstes und wichtigstes Absehen die Sicherung der eigenen Grenzen. Ein Mitglied der Regierung sagte, in der Aufrichtigkeit des Weines, dem Grafen Goes: Marlborough habe durch seine Willigkeit, die Expedition an der Mosel aufzugeben, die Republikaner so sehr verpflichtet, daß er hinfort alles von ihnen erlangen könne. Man werde um desto weniger an einen Frieden gedenken, je mehr sich die Gefahr des Krieges von dem eigenen Lande entferne. Als der Gesandte entgegen hielt, daß Marlborough dem Kaiser versprochen, den Plan an der Mosel in sechs Wochen wieder aufzunehmen, lachte der Holländer dazu und sagte: „Ich halte Sie nicht für so einfältig, daß Sie solchen Worten Glauben beimessen werden." [3])

---

[1]) Röder, Bd. II, S. 150.

[2]) A. a. O., S. 162.

[3]) Bericht des Grafen Goes vom 26. Juni.

Während der Holländer in solcher Weise den Werth eines Versprechens von Marlborough charakterisirte, sehen wir den Kaiser Joseph und den Markgrafen von Baden noch Wochen lang über die Ausführbarkeit der Wiederaufnahme jenes Planes verhandeln. [1]) Aber die Aussicht schwand, als der pfälzische General Aubach, den Marlborough zum Schutze der Magazine in Trier zurück gelassen hatte, diese nicht halten zu können behauptete und sie zerstörte.

Ludwig XIV. sah den Abzug Marlboroughs vor dem Lager von Sierk an wie einen großen Sieg. Er sprach seine Anerkennung für Villars aus mit den Worten: „Durch den Entschluß des Abzuges, zu welchem Ihre Haltung den Herzog von Marlborough gezwungen, sind meine Angelegenheiten in dem besten Stande, den ich mir wünschen konnte. Wir haben nun nur daran zu denken, sie bis zum Ende des Feldzuges in derselben Weise zu behaupten.“ [2])

Wie die Armee der Verbündeten von der Mosel abgezogen war, so beließ auch Ludwig XIV. dort nur ein schwächeres Corps, und vertheilte die anderen Truppen nach dem Oberrheine und nach Belgien. Die Ausdrücke, mit denen er dem Marschall Villars dies kund that, zeigen, daß er diesen bereits für einen der besten seiner Heerführer hielt. Obwohl, sagte der König, der hauptsächliche Angriff in Belgien zu erwarten sei, so sende er den Marschall Villars doch nicht dahin wegen seines persönlichen Verhältnisses zu dem Kurfürsten Max Emanuel von Bayern, sondern übergebe ihm das Commando am Oberrheine. [3]) In Belgien verblieben, wie bisher, der Kurfürst und der Marschall Villeroy.

## Der Feldzug des Markgrafen am Oberrheine.

Im Laufe des Monates Juli erholte sich der Markgraf von Baden so weit, daß er sich entschloß, selber wieder die Führung der Armee am Oberrheine zu übernehmen. Während er sich im Bade befand, fingen die Truppen Villeroys ein Schreiben der Generalstaaten

---

[1]) Die verschiedenen Schreiben bei Röder, Bd. II, S. 135 u. f.

[2]) Pelet t. V, p. 461.

[3]) A. a. O., p. 462.

an Marlborough auf, dessen Inhalt, nach französischem Urtheile, indirect eine Genugthuung für den Markgrafen in sich schloß. Die Generalstaaten melden darin, daß sie, nach der Vereitelung der bisherigen Entwürfe, ihrem Gesandten Almelo in Frankfurt den Auftrag ertheilt, sich zu dem Markgrafen zu begeben, und ihn um seine Ansicht über den Stand der Dinge und über fernere Unternehmungen zu befragen. Die Generalstaaten ersuchten Marlborough um eine ähnliche Absendung an den Markgrafen.[1]) Dies Verfahren der Generalstaaten beweist mehr Einsicht in die wirkliche Lage der Dinge, als die gleichzeitige Aeußerung des Staats-Secretärs Harley in England: er könne nicht fassen, daß eine ganze Armee unthätig da stehe, nur darum, weil ihr Feldherr einen Schaden am Fuße habe.[2])

Almelo traf den Markgrafen bereits wieder in Mainz. Der Markgraf erging sich in heftigen Beschwerden über die Behandlung, die er erfahre. Er nahm, im Beisein Almelo's und des kaiserlichen Gesandten Grafen Wels, mehrmals die Feder in die Hand, als wolle er sofort ein Abschiedsgesuch an den Kaiser schreiben.[3]) Allmählich ließ diese leidenschaftliche Erregung nach. Der Markgraf erklärte dem holländischen Gesandten, daß er im Beginne des Monates August seine Armee um Lauterburg sammeln und offensiv vorgehen werde. Sein Plan war auf Drusenheim und Hagenau gerichtet; aber er verhehlte sich nicht, wie viel schwieriger die Ausführung geworden war, nachdem die Franzosen bis dahin Zeit gehabt hatten, diese Plätze zu befestigen.[4]) Dazu hatten sie Kronweißenburg genommen. Weiter erhielt der Markgraf, noch bevor er bei der Armee eintraf, am 30. Juli die Nachricht, daß das Schloß Homburg nach kurzer Vertheidigung capitulirt habe. Die schlimmen Nachrichten mehrten sich. Er hatte darauf gerechnet, die Pfälzer im Solde der Republik, 5000 Mann, bei seiner Armee zu behalten. Ein kategorischer Befehl der Republik rief diese Truppen nach Belgien. Auch die Preußen im

---

[1]) Pelet t. V, p. 47 und 572. — Ueber das Auffangen vergleiche den Bericht Marlboroughs bei Murray t. II, p. 162 und 166.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 4. August.

[3]) Der Bericht Almelo's bei Lamberty t. III, p. 495.

[4]) Röder, Bd. II, S. 142. Vom 23. Juli.

Solde der Seemächte waren, nach Uebereinkunft, bei der Armee des Markgrafen. Sie erhielten zu Anfang August von Berlin aus den Befehl, zur Armee Marlboroughs abzumarschiren.[1])

Auch darin wieder war die Hand Marlboroughs thätig, die jedoch dies Mal dem Markgrafen nicht unsichtbar blieb. Er legte seinem Berichte an den Kaiser die betreffenden Briefe bei, einen von Marlborough an ihn selber, und einen anderen von dem Könige von Preußen. In dem ersteren sagt Marlborough: er wünsche dem Markgrafen, daß der Feind ein Detachement absende, damit der Markgraf um so besser operiren könne. Das Schreiben des Königs Friedrich dagegen ließ erkennen, daß Marlborough um die Abberufung der Preußen vom Heere des Markgrafen angehalten, der König also durch seinen directen Befehl an den General Arnim dem Wunsche Marlboroughs willfahrt habe. „Ich sehe also wohl, fährt der Markgraf fort, daß dieses ein vorbedachtes Werk ist, zu dem Zwecke, mich zu allen Operationen außer Stand zu setzen."[2])

Nachher jedoch scheint Marlborough darüber einiges Bedenken empfunden zu haben. Indem er den englischen Botschafter in Berlin, Lord Raby, beauftragt, dem Könige seinen Dank für diese Willigkeit auszusprechen, fügt er hinzu: „Ich bin jedoch fast überzeugt, daß der Markgraf sich keinen besseren Vorwand wünschen würde, um seine Unthätigkeit am Oberrheine zu entschuldigen, als die Abberufung dieser Truppen. Obgleich ich andererseits zugestehen muß, daß er überhaupt schwerlich etwas thun wird mit allen Truppen zusammen."[3]) Wochenlang im Monate August wiederholt Marlborough nach allen Seiten hin seine Besorgnis, daß der Markgraf am Oberrheine in Unthätigkeit verharren werde.[4])

Die Worte Marlboroughs bewährten sich nicht. Die Franzosen hatten an der Moder Walllinien aufgeworfen und dieselben durch künstliche Ueberschwemmungen dieses Gewässers gedeckt. Obwohl

---

[1]) Bericht des Markgrafen an den Kaiser, vom 12. August, bei Röder, Bd. II, S. 149.

[2]) Röder, Bd. II, S. 157. Vom 26. August.

[3]) Murray t. II, p. 201. Vom 5. August.

[4]) Man sehe Murray t. II, p. 213 an Wratislaw, ebendort an Geldermalsen, p. 214 an Harley, u. s. f.

der Markgraf den Abgang der Preußen schwer empfand, so beschloß er dennoch, da ihm die 5000 Mann Pfälzer auf eigenen Befehl des Kurfürsten wieder zugekommen waren, am 28. August, einen Angriff auf diese Linien. Es gelang. Der ganze linke Flügel der Verschanzungen wurde genommen.[1])

Der Markgraf fügte dem Schreiben, durch welches er Marlborough seinen Erfolg kund gab, die Worte hinzu: „Sie werden mir meine Klage nicht übel nehmen, daß man mir am Vorabende eines vereinbarten Unternehmens die Preußen weggenommen hat. Ich fasse nicht, wie es möglich, daß die Briefe des Königs von Preußen andeuten: dies sei geschehen auf das Ansuchen des englischen Botschafters, um Ihren Ansichten und Bitten zu willfahren, während doch Ihre eigenen Briefe an mich und an den Grafen Friesen versichern, daß Ew. Excellenz dieser Truppen nicht bedürften und in aller Beziehung gut fänden, daß man sie mir ließe. Ich darf nicht verschweigen, daß bei dem auch so errungenen Erfolge 10.000 Mann mehr sehr nützlich gewesen sein würden, die Sache hier zu einem guten Ende zu bringen."[2])

War es für den Markgrafen und die Seinigen eine glänzende Satisfaction, die Unaufrichtigkeit Marlboroughs direct vor ihm selber in solcher Weise aufzudecken: so hatte sich Marlborough durch ein rasches Vorgehen der Verpflichtung, auf die Siegesnachricht und mithin auch auf den Zusatz des Markgrafen antworten zu müssen, bereits entzogen. Er wartete nicht das Schreiben des Markgrafen ab, sondern schickte vorher, auf die erste Kunde, seine Glückwünsche ein, mit dem Zusatze, daß er, auf die Nachricht des Marsches der Preußen, sogleich an Geldermalsen und Arnim contremandirt habe.[3]) Marlborough hatte dies allerdings gethan, jedoch erst am 27. August, am Tage vor dem Angriffe des Markgrafen auf die Linien an der Moder.[4])

Der Erfolg des Markgrafen setzte den Marschall Villars in nicht geringe Verlegenheit. Er habe, klagte er nach Versailles hin,

---

[1]) Die Berichte bei Röder, Bd. II, S. 158 u. f.

[2]) Röder, Bd. II, S. 165. Vom 1. September.

[3]) A. a. O., S. 165. Vom 3. September.

[4]) Murray t. II, p. 238.

nun zugleich zwei Plätze zu decken, Fort Louis und Hagenau, von denen man sich nicht entfernen könne, ohne sie preis zu geben. Aber der Feind könne auch Elsaß-Zabern angreifen. Er fragt an, ob er, um einen Angriff auf Zabern zu hindern, ein Treffen liefern dürfe, und ob es nicht besser sei, dafür Hagenau aufzugeben. [1]) Die Erfahrung, welche Ludwig XIV. mit dem Ertheilen eines Befehles zum Treffen im Jahre 1701 bei Chiari gemacht, scheint damals bei ihm noch von nachhaltiger Wirkung gewesen zu sein. Indem er in seiner Erwiederung alles wiederholt, was Villars ihm für einen Entschluß nach der einen oder der anderen Seite hin vorgeführt hatte, kommt er zu dem Ergebnisse, daß er einen bestimmten Befehl nicht ertheilen könne, sondern die Entscheidung dem Marschall an Ort und Stelle überlassen müsse. [2])

Villars sah dies als eine Erlaubnis an. Er rückte in Schlachtordnung aus, und ließ drei Kanonenschüsse als Herausforderung ergehen. Die kaiserliche Armee kam nicht hervor. Dagegen waren der Markgraf und seine Umgebung sehr erfreut über die Bravade des Marschalls Villars, weil sie im anderen Falle für ein Convoi von Lebensmitteln zu fürchten gehabt hätten. Als der Marschall, nach vergeblichem Harren in Wind und Regen, wieder in sein altes Lager einzog, gelangte auf der anderen Seite das Convoi mit Lebensmitteln unangefochten zu den desselben harrenden kaiserlichen Truppen. „Das hat, meldet der Markgraf, bei beiden Armeen keine geringe Ursache zur Raillerie gegeben.“ [3])

Der Markgraf, des Anzuges der Preußen, sowie einiger tausend Mann Sachsen sicher, wartete die Ankunft derselben ab, um dann mit Nachdruck vorzugehen. Die Bitten des Marschalls Villars dagegen nach Versailles um Verstärkung wurden abgelehnt mit dem Hinweise, daß Belgien wichtiger sei als das Elsaß, daß auch Spanien bedroht werde, und daß Italien immer wieder neue Truppen verzehre. [4]) Das Letztere fand freilich in ähnlicher Weise bei den Kaiserlichen statt. In

---

[1]) Pelet t. V, p. 508. Vom 29. August.
[2]) A. a. O., p. 513. Vom 1. September.
[3]) Röder, Bd. II, S. 166. Vom 8. September.
[4]) Pelet t. V, p. 529.

jedem Briefe drängte der Kaiser Joseph in den Markgrafen, dies und jenes Regiment dem Prinzen Eugen zu Hülfe nach Italien zu entsenden, bis der Markgraf nachdrücklich den Einwand entgegen hielt: er vermöge nicht zu fechten mit lauter zusammen gestoßenen Truppen, und dürfe nicht die kaiserlichen Regimenter wegsenden, auf die allein er völlig bauen könne. [1])

Indessen die Uebermacht stand in der zweiten Hälfte des Monates September bei dem Markgrafen. Er benutzte sie. Am 24. September capitulirte die französische Besatzung von Drusenheim. Der Marsch ging vor Hagenau. Der Markgraf wollte keine andere Capitulation bewilligen als diejenige der Kriegsgefangenschaft der Besatzung, wie Vendome in Piemont jedes Mal verfuhr. Der Commandant Pery erwiederte, daß er sich aufs äußerste vertheidigen werde, und benutzte dann die Dunkelheit der nächsten Nacht, um mit der Besatzung in der Stille abzuziehen. Die Franzosen behaupteten, daß es ihm gelungen sei, die Besatzung nach Straßburg zu führen, und auf den Bericht des Marschalls Villars darüber ernannte der König den Pery zum General-Lieutenant. [2]) Nach den Meldungen des Markgrafen dagegen opferte Pery durch seinen Entschluß die Besatzung großentheils hin; denn von den 1800 Mann entkamen nur wenige hundert dem Schwerte der verfolgenden kaiserlichen Reiter. [3])

Es handelte sich für den Markgrafen noch um die Wiedernahme des Schlosses Homburg. Zur Freude des Marschalls Villars jedoch erhob der preußische General Arnim erst Schwierigkeiten gegen die Mitwirkung, und zog dann, auf Befehl seines Königs, völlig ab. Wie Homburg, so ward auch Fort Louis nicht genommen. [4]) Der Markgraf schüttete dem Kaiser seine schmerzliche Klage aus darüber, Truppen anführen zu müssen, die nicht völlig von seinem Befehle abhingen. Indem ein solcher General es in der Hand habe, durch seine Weigerung jedes Project zum Scheitern zu bringen, stehe der kaiserliche Dienst und die eigene Ehre des Heerführers in beständiger Gefahr.

---

[1]) Röder, Bd. II, S. 173. Vom 24. September.

[2]) Pelet t. V, p. 532.

[3]) Röder, Bd. II, S. 189.

[4]) Pelet t. V, p. 537, 539, 541. — Röder, Bd. II, S. 197.

Dazu noch kommen die endlosen Schwierigkeiten, Einwände und Rangstreitigkeiten solcher Generale, so daß man, um sie zu widerlegen, sich mehr befleißen müsse, ein Rechtsgelehrter als ein Feldherr zu sein.[1])

Und dennoch durfte, ungeachtet aller erfahrenen Unbill und Widerwärtigkeit, der Markgraf mit Befriedigung auf seinen Feldzug von 1705 zurückblicken. Der Kaiser hatte ihn und Marlborough nach Wien eingeladen, um dort gemeinsam den Plan für den Feldzug des nächsten Jahres zu besprechen. Der Zustand seines Fußes machte dem Markgrafen die weite Reise unmöglich. Aber er beredete mit dem hinreisenden Marlborough eine Begegnung in Heidelberg. An dem bestimmten Tage, dem 31. October, erfuhr der Markgraf, daß Marlborough sich noch in Frankfurt a/M. befinde. „Um Zeit zu gewinnen, meldet der Markgraf dem Kaiser, und um dem Lord Marlborough einen weiten Umweg zu ersparen, habe ich meinen Weg nach Frankfurt fortgesetzt." Die Thatsache genügt zu beweisen, daß der Markgraf um der Sache willen die persönlich erlittenen Kränkungen vergaß. Marlborough seinerseits sprach, in Gegenwart Geldermalsens, sich aus, daß man von der Seite Belgiens her nur Diversionen zu machen vermöge, die für Frankreich wenig empfindlich seien, daß dagegen, was geschehen solle, vom Oberrheine aus geschehen müsse, weil man doch nicht von allen Orten zugleich offensiv verfahren könne.[2]) Waren es nur Worte, durch welche Marlborough den von ihm schwer gekränkten Mann wieder gewinnen wollte? Der Markgraf nahm sie ernstlich, indem er sich vor dem Kaiser darauf berief. Seine Ansicht drängt sich zusammen in die Worte: „Dieser im Elsaß gewonnene Posten ist noch die einzige Thür, durch welche Ew. k. Majestät hiernächst offensiv zu agiren vermögen."[3]) Und damit schloß der Feldzug 1705 am Oberrheine.

## Der Feldzug in Belgien.

Die Briefe Marlboroughs nach seinem Abmarsche aus dem Lager von Elft legen für längere Tage eine große Erregung an den Tag. Sie äußerte sich nicht bloß in den unberechtigten Vorwürfen, die er

[1]) Röder, Bd. II, S. 198.
[2]) A. a. O., S. 191 u. f.
[3]) A. a. O., S. 195, im November.

gegen Andere erhob, sondern auch in den Ausdrücken der Besorgnis, daß die Partei Rochester daheim, die Tackers, an seinem Mislingen sich erfreuen und dasselbe gegen ihn ausnutzen würden. Er wisse, meldet er, daß in dieser Partei das Wort umgehe: wenn Marlborough in dem Feldzuge von 1705 einen gleichen Erfolg habe, wie in demjenigen des Jahres zuvor: so sei es um die Verfassung von England geschehen. Wir erblicken demnach hier den Beginn des Verdachtes, den einige Jahre später die Partei Rochester als Hebel ansetzte, um Marlborough zu entheben. Wenn nämlich jene Worte, die auf die Partei Rochester den Vorwurf der Feindseligkeit gegen die Interessen des eigenen Vaterlandes bringen, im Jahre 1705 wirklich gesprochen worden sind. Denn der Brief, obwohl an Godolphin gerichtet, aber berechnet für die Königin, versteigt sich dann weiter zu den Worten: „Jene widerwärtige Faction quält mich so sehr, daß ich hoffe, die Königin wird mir nach diesem Feldzuge gestatten, mich zurückzuziehen und meine Tage zu beschließen im Gebete für ihre Wohlfahrt und im Bereiten meines eigenen Friedens mit Gott." [1]) So wollte einst auch Reineke Fuchs ins Kloster gehen. Nicht das Gebet und die stille Einkehr in sich selber erfüllte die Seele Marlboroughs, sondern Reichthum und Macht.

In einem anderen Briefe an die Lady Marlborough, in welchem er in ähnlicher Weise sich kund gibt, fügt er jedoch hinzu, daß er in diesem Feldzuge jede Gelegenheit benutzen werde, der Königin und dem Gemeinwohl zu dienen, und dann werde ihn wegen seiner Sehnsucht nach ruhiger Stille seine Frau nicht tadeln. — Die Lady als Missis Freeman und Godolphin überbrachten getreulich diese Briefe an die eigentliche Adresse, an Missis Morley. Die Königin antwortete darauf selber an Marlborough. Sie sagt ihm, daß der zuletzt kund gegebene Entschluß ihr als der beste erscheine, und daß ein guter Ausgang ihn zufrieden stellen werde. Im Uebrigen ist in Betreff des Parteigetriebes ihr Gedankengang von dem seinigen in so weit verschieden, daß sie beide Parteien als ruhelos bezeichnet, nicht bloß eine. [2]) Marlborough, wie wir später sehen werden, verstand diesen Wink.

---

[1]) Coxe t. I, p. 285. Vom 24. Juni.

[2]) A. a. O., p. 287.

Es kam zunächst für Marlborough darauf an, den Engländern zu zeigen, daß sein Marsch nach Belgien eine That nach sich zöge.

Am 27. Juni befand er sich mit seiner Armee in und um Mastricht. Villeroy ließ ab von der Bedrohung Lüttichs und zog sich zuerst nach Tongern, und dann in die französischen Walllinien. Marlborough rückte weiter vor nach Haneff, wo er Fühlung mit der holländischen Armee unter Ouwerkerke gewann. Das erste Unternehmen war die Belagerung des Schlosses Huy, unter der Bedeckung beider Armeen. Es capitulirte nach einigen Tagen, am 11. Juli.[1])

Marlborough wollte mehr. Im Hauptquartiere des Kurfürsten Max Emanuel und des Marschalls Villeroy ging die Rede: Marlborough habe den Generalstaaten mit der Bitte in England um seine und seines Heeres Abberufung gedroht, wenn man ihm nicht gestatte anzugreifen. Aus Furcht vor einer solchen Bitte sei ihm die Erlaubnis gewährt, mit der Bedingung jedoch, nur im Einverständnisse mit Ouwerkerke und den Felddeputirten zu handeln.[2]) Dieser beabsichtigte Angriff konnte also nur den weit ausgedehnten Walllinien gelten, innerhalb deren die französische Armee sich befand. Der französische Bericht sagt, daß der Kurfürst und Villeroy auf einen Angriff gefaßt waren;[3]) aber, indem sie nicht wußten, wo er erfolgen könne, wurden sie dennoch überrascht. Marlborough ersah sich zum Angriffe die Posten von Neerhespen und Heilissem, die an sich stark, darum schwächer bewacht wurden. Um die Feinde irre zu führen, ließ er am 17. Juli durch Ouwerkerke eine Bewegung nach der anderen Seite machen. Mit dem Sinken der Sonne am 17. Juli traten nach einander die Truppen den Marsch von drei Meilen bis zu dem eigentlichen Angriffspuncte an. Beim Tagesgrauen wurden dieselben erstürmt. Die französischen Truppen unter Allegre, welche dann zur Hülfe herankamen, wurden geworfen, Allegre selbst gefangen. Das Durchbrechen der französischen Linien war gelungen.[4])

---

[1]) Lamberty t. III, p. 471.

[2]) Pelet t. V, p. 50.

[3]) A. a. O., p. 51.

[4]) Der Bericht Marlboroughs bei Murray t. II, p. 173.

Die französische Armee zog sich zunächst in den Park von Löven, an denselben Ort also, an welchem zwölf Jahre zuvor Wilhelm III., nach der verlorenen Schlacht von Landen und Neerwinden, mit den Trümmern seiner Armee Zuflucht gesucht und gefunden hatte. Die Einbuße der französischen am 18. Juli 1705 belief sich nicht so hoch, dennoch auf einige tausend Mann an Todten und Gefangenen, auf eine Anzahl Kanonen, unter denen mehrere dreiläufig, und viele Feldzeichen.[1]) Der Verlust an Menschen hatte hauptsächlich die bayerische Cavallerie getroffen, die ihrem Kurfürsten zu Liebe aus der Heimat entwichen war, um für eine Sache zu kämpfen, die eben so wenig diejenige des eigenen Vaterlandes war wie des Rechtes. Der Kurfürst Max Emanuel und sein Bruder Joseph Clemens von Köln hatten bis dahin schon zur Genüge empfunden, was es auf sich habe, das Brot Ludwigs XIV. zu essen. Der Erstere, der einst dem Kaiser trotzig hatte erwiedern lassen, er sei ein freier Kurfürst des Reiches, nicht gewohnt Befehle anzunehmen, war nun ein französischer General, der nur mit Mühe die Erlaubnis erhalten hatte, ins Feld gehen zu dürfen. Sein Bruder Joseph Clemens ward am Hofe von Versailles geradezu mit Geringschätzung behandelt. Der französische Hof wollte ihn nöthigen, die kirchlichen Weihen zu empfangen; denn Joseph Clemens war zwar Kurfürst, nicht jedoch Erzbischof von Köln. Er konnte sich nicht entschließen, sich weihen zu lassen.[2])

Was bis dahin nur auf die Häupter der beiden Kurfürsten, kam nun, nach dem Tage von Neerhespen, auch über die unglücklichen Unterthanen, die ihnen in die Fremde gefolgt. Sie hauptsächlich trugen den Verlust des Tages. Aber die Franzosen begnügten sich nicht damit. Sie häuften auf den Schaden noch den Vorwurf. Die Schlappe von Neerhespen, sagten sie, rühre daher, daß die 30 Schwadronen Bayern, welche dem ersten Anprall ausgesetzt gewesen waren, nicht stärkeren Widerstand geleistet hätten.[3]) Max Emanuel dagegen rief: umgekehrt liege die Sache, die Franzosen hätten die Bayern

---

[1]) Lamberty t. V, p. 473.

[2]) Bericht des Grafen Goes, vom 16. Juni, nach den Mittheilungen des päpstlichen Internuntius in Brüssel.

[3]) Lamberty t. III, p. 473. — Man vergleiche dazu den Bericht von Villeroy, bei Pelet t. V, p. 580: Les Bavarois ne tinrent pas un moment.

besser stützen sollen. Er schrieb vom Parke bei Löven aus an seinen Minister Malknecht in Brüssel die Worte: „Gott wolle denen verzeihen, die sich haben überraschen lassen! Die ganze Armee ist hier, und das Uebel ist nicht so groß, daß man es nicht wieder gut machen könnte. Wir können mit Gottes Hülfe Brabant und Antwerpen retten. Ich befinde mich wohl, aber sehr ermüdet." Man ließ in Brüssel diesen Brief drucken, um die allgemeine Bestürzung zu beschwichtigen.

Die Generalstaaten kargten nicht mit ihrem vollen Danke für Marlborough. „Alle unsere Generale erkennen an, sagten sie, daß wir diesen Sieg, nach der Hülfe Gottes, der Sorgfalt, der Umsicht, der Kraft Ew. Excellenz verdanken, der es gelungen ist, die Schwierigkeiten zu überwinden, die vor zwei Jahren unübersteiglich erschienen." [1])

Ludwig XIV. seinerseits maß das Unglück seiner Truppen bei Neerhespen dem Marschall Villeroy nicht bei. Er fand die Ursache in der lediglich defensiven Kriegführung, die der Anlage und der Neigung der französischen Nation nicht entspreche. Seine Armee dort, erwiederte er dem Marschall, sei mindestens eben so zahlreich wie diejenige der Feinde. Villeroy solle daher in Zukunft nicht mehr ihnen behutsam ausweichen, sondern den Krieg führen wie in früheren Tagen, das Feld halten, nicht unnöthig sich einem Haupttreffen aussetzen, aber auch nicht mit allzu vieler Vorsicht es vermeiden. [2])

Die Weisung des Königs an Villeroy stand demnach dem Wunsche Marlboroughs nicht entgegen, der sich auf das eifrigste bemühete, ein Haupttreffen herbeizuführen.

Der Kurfürst Max Emanuel und die Marschälle Villeroy und Marsin, in ihren Berichten an den König, bezeichnen es als ihre hauptsächliche und schwierige Aufgabe, die beiden Städte Brüssel und Löven zugleich zu decken. Sie hielten es für zweckmäßig, in ziemlich gleicher Entfernung von beiden, bei Neerysche, eine feste Stellung zu nehmen. [3]) In dieser Stellung gedachte Marlborough sie anzugreifen.

---

[1]) Lamberty t. III, p. 475.

[2]) Pelet t. V, p. 57. Vom 21. Juli.

[3]) Die Berichte des Kurfürsten und der Marschälle Villeroy und Marsin bei Pelet t. V, p. 598 et suiv.

Am 18. August brach die Armee von Braine la Leus auf, marschirte an der Dyle her, um dann die Gewässer der Lane und der Ysche zu überschreiten, die Gegner aus Löven hinauszudrängen, und, je nach den Umständen, mit ihnen zu schlagen. Der Uebergang über die Lane gelang ohne Hindernis. Desto schwieriger erschien derjenige über die Ysche. Drei zum Recognosciren vorausgesandte Generale meldeten, daß das Terrain nicht bloß für die Cavallerie ungeeignet, sondern überhaupt sehr schwierig sei, und daß die gesammte feindliche Armee sich dort in guter Stellung befinde. Die Felddeputirten waren daher der Ansicht, daß nichts unternommen werden dürfe, bevor man die Ansichten der sämmtlichen Generale vernommen habe, in diesem Falle also der im Solde der Republik stehenden. Nur Ouwerkerke war für den Angriff; die anderen sprachen sich einstimmig dahin aus, daß der Angriff unter den obwaltenden Umständen ein großes Wagnis sein würde. Wie er nicht anders geschehen könne als mit großem Nachtheile von Seiten der Verbündeten: so würde das Fehlschlagen, eine Niederlage, die Armee völlig ins Verderben bringen; denn man stehe vorgerückt im feindlichen Lande, habe weder eine Stadt, noch ein Hospital für die Verwundeten im Rücken. Dazu würde es dann dem Feinde leicht sein, die Zufuhr von Lebensmitteln abzuschneiden. Das Gutachten der holländischen Generale schloß: es stehe um die Sache der Allianz und der Republik nicht derartig, daß man ein so verzweifeltes Unternehmen wagen dürfe.[1])

Auf Grund dieses Gutachtens der holländischen Generale versagten die Felddeputirten als die Repräsentanten der Republik dem englischen Feldherrn Marlborough die Genehmigung zum Angriffe.

Es liegt vor Augen, daß die Frage, welche Ansicht die richtigere war, ob diejenige Marlboroughs, ob diejenige der holländischen Generale, nicht entschieden werden kann. Der Kurfürst und Villeroy hatten vorher beschlossen, aus ihrem Lager von Neerysche abzumarschiren, um Brüssel zu decken. Marlborough erfuhr dies einige Tage später von Gefangenen, so wie daß das Gepäck sich bereits auf dem Wege nach Brüssel befunden hatte. Um so mehr also verdroß ihn die Vereitelung

---

[1]) Ich folge dem Berichte der drei Felddeputirten an die Generalstaaten als dem in dieser Angelegenheit zuverlässigsten Actenstücke, bei Lamberty, t. III, p. 479.

seines Wunsches, weil er, wie er meinte, nur geringen Widerstand gefunden haben würde.[1]) Dies jedoch war nicht richtig. Im Anblicke der sich entwickelnden Streitkräfte der Verbündeten hatten der Kurfürst und Villeroy ihren Beschluß geändert und vorgezogen, in ihrer festen Stellung auszuharren.[2]) Demnach wäre es, im Falle des Angriffes der Verbündeten, zur Schlacht gekommen.

Es ist merkwürdig, daß der Marschall Villeroy in seinem Berichte an Ludwig XIV. über diese Tage sofort hervorhebt, daß unzweifelhaft Marlborough für das Mislingen seines Planes die Holländer verantwortlich machen werde.[3]) Dies geschah allerdings in sehr starker Weise.

Marlborough sendete sofort den Generalstaaten ein Klagschreiben ein. Er fügte als Nachschrift hinzu: „Das Herz ist mir so voll, daß ich nicht unterlassen kann, den Hochmögenden Herren vorzustellen, daß meine Autorität hier viel geringer ist als im vorigen Jahre, wo ich die Ehre hatte Ihre Truppen in Deutschland zu commandiren.“[4])

Bevor noch dieses Schreiben in der Versammlung der Generalstaaten zur Besprechung gekommen war, fand es sich im Haag gedruckt und zum Kaufe ausgeboten. Der Buchdrucker, darüber verhört, gab zur Antwort, daß das Schreiben ihm von der englischen Gesandtschaft aus zugekommen sei. Es liegt nahe, daß der Gesandte Stanhope nicht aus sich den Schritt gethan haben kann. In der Versammlung der Generalstaaten ward erwogen, ob man einem solchen Vorgehen gegenüber auch die Berichte der Felddeputirten und der holländischen Generale über die Sache öffentlich machen solle. Die Frage ward verneint aus Rücksicht für Marlborough.[5])

So berichtet Lamberty als Augenzeuge dieser Dinge im Haag und nicht als Widersacher Marlboroughs. Ganz unvereinbar damit ist die Behauptung des letzteren, der um elf Tage später an Godolphin schreibt: „Man hat in Holland nicht bloß Sorge getragen, daß mein Schreiben

---

[1]) Coxe t. I, p. 312. Vom 24. August.
[2]) Die Berichte bei Pelet, t. V, p. 594 et suiv.
[3]) A. a. O., p. 605.
[4]) Lamberty t. III, p. 479.
[5]) A. a. O.

nicht gedruckt würde; sondern es ist hier ein anderes gedruckt, mit meinem Namen, von welchem auch nicht Ein Wort mein eigen ist." [1])

Der Zweck dieses Vorgebens kann lediglich gewesen sein, die Leidenschaft in England noch höher anzufachen, nachdem schon in jenem Verhalten der Generalstaaten die Andeutung gegeben war, nach welcher Seite hin diese Differenz zwischen der Republik und England ausschlagen würde.

Denn zu einer solchen Differenz gestaltete sich sofort die Sache. Die Engländer sahen seit Wochen mit Spannung der Nachricht eines Treffens entgegen. Unter dem Eindrucke dessen, was er sah und hörte, berichtete in dieser Zeit der gespannten Erwartung der Graf Gallas, der erst wenige Monate in London weilte, an den Kaiser: „Diese Nation hier kann nichts als Schlacht und Blutvergießen contentiren." [2]) Und nun, wo man täglich einer solchen Nachricht harren durfte, kam statt derselben die Meldung, daß die Felddeputirten der Republik ein Treffen untersagt hatten. Der Gedanke, daß eine Sicherheit des Sieges vorher niemals vorhanden ist, daß, um urtheilen zu wollen, man vorher die Gründe beider Theile hören muß, ging unter in der allgemeinen Erregung. Marlborough ließ durch Godolphin der Königin versichern, daß, wenn man ihm freie Hand gelassen, er einen größeren Sieg errungen haben würde, als denjenigen des Jahres zuvor von Höchstädt und Blindheim. [3]) Dies wurde in England das Schlagwort des Tages. Die Felddeputirten hatten, wie der moderne englische Biograph Marlboroughs, in ähnlichem Eifer wie die Zeitgenossen desselben, sich ausdrückt, einen großen Sieg im Momente der Ausführung seiner zugreifenden Hand entrissen. [4])

Unter denen, die in dieser Weise für Marlborough eiferten, befand sich auch der Staats-Secretär Sir Robert Harley. [5]) Marlborough dachte damals nicht, daß dieser biegsame Mann ihm gegenüber einstmals eine andere Rede führen würde als die der Huldigung.

---

[1]) Coxe t. I, p. 318.

[2]) Bericht vom 4. August.

[3]) Coxe t. I, p. 314.

[4]) A. a. O., p. 321: who had wrested from his grasp a great victory at the moment of execution.

[5]) A. a. O., p. 315.

Dieselbe Leidenschaft erfaßte die Königin mit dem gesammten Cabinet. Unmittelbar[1]) nach dem Lesen des Berichtes von Marlborough berief die Königin die Lords des Cabinets. Sie waren sämmtlich einig in dem Rathe für die Königin, den Generalstaaten gegenüber die Sache zur Sprache zu bringen, nicht bloß wegen des öffentlichen Dienstes, sondern auch in Betreff der schuldigen Rücksicht für Lord Marlborough, mit welcher eine solche Behandlung sich nicht vertrage. Ueber die Art und Weise, wie das geschehen solle, einigte man sich dahin, daß eine Persönlichkeit von Rang und Befähigung an die Generalstaaten gesendet werden solle. Doch wolle man darüber erst Marlborough selber hören, der den Stand der Dinge in der Republik, die maßgebenden Persönlichkeiten, die Richtungen und Parteien am genauesten kenne.[2])

Durch diesen letzten Satz ward die hochfahrende Anmaßung der beiden ersten wenigstens noch hinausgeschoben. Aber beachten wir diese merkwürdige Erscheinung jener Tage, die uns im Laufe der Zeit noch wiederholt entgegen treten wird. Keine Regierung wies mit solcher Eifersucht ausländischen Rath und ausländischen Vorwurf als unberechtigte Einmischung in englische Angelegenheiten zurück, wie die englische. Keine Regierung dagegen nahm sich so oft das Recht, anderen fremden Regierungen mit unerbetenem Rathe und Vorwurf Unannehmlichkeiten zu verursachen, wie die englische.

So weit jedoch die Anmaßung zu treiben, war Marlborough zu klug und besonnen. Er hatte den Sturm erregt, um auf die Holländer zu drücken, nicht jedoch dies zu thun durch einen officiellen Act solcher Art, wie ihn eine souveräne Regierung von einer anderen sich nicht gefallen lassen kann. Denn auch die Holländer waren in Gährung. Da das Verfahren der Felddeputirten sich auf das Gutachten fast aller holländischen Generale stützte: so ist mit Recht anzunehmen, daß die überwiegende Mehrheit in der Republik auf ihrer Seite stand. Dies um so mehr, da im Falle eines unglücklichen Ausganges bei Neerysche, den die Engländer freilich nicht in Anschlag brachten, den

---

[1]) Harley in dem genannten Schreiben: The queen, upon reading your grace's letter, ordered the lords immediately to be summoned.

[2]) Das genannte Schreiben Harleys vom 18./29. August.

dagegen die Holländer um ihrer eigenen Sicherheit willen in Rechnung ziehen mußten, die ganze Wucht des Rückstoßes auf die Republik gefallen wäre. Der Graf Portland, der sich in seine Heimat zurückgezogen, rieth von dort aus dem Treasurer Godolphin, nicht einen Schritt zu thun, der vielleicht gar einen Bruch nach sich ziehen könne.[1]) Denn der Beschluß des englischen Cabinets war schon allgemein bekannt, sogar auch der Name des ausersehenen Gesandten, Lord Pembroke. Aehnlich wie Portland, schrieb aber auch Marlborough. Er hatte aufgewiegelt. Er hatte damit seinen Zweck der Popularität in England erreicht. Er wiegelte nun wieder ab. Er entwickelte eine Reihe von Gründen gegen die Absendung des Lords Pembroke. Der stärkste derselben war seine Ueberzeugung, wie er sagte, daß die Mehrzahl der holländischen Generale, in Anerkennung ihres Irrthumes, ihn in einem ähnlichen Falle nicht wieder hindern würden. Dazu hob er hervor, daß der Schritt einer solchen Sendung nach dem Haag in Wien und bei anderen Verbündeten Eifersucht und namentlich den Verdacht erregen würde, daß darunter sich eine Friedenssehnsucht verstecke.[2])

Das englische Cabinet wich diesen Vorstellungen. Es verzichtete auf die Absendung des Lords Pembroke.

Die Generalstaaten dagegen opferten dem Zorne Marlboroughs denjenigen ihrer Generale, der sich am nachdrücklichsten gegen die Wünsche Marlboroughs geäußert, Slangenburg. Ein ausführliches Schreiben dieses Generals an den Greffier Fagel ergibt, daß er sich eines Unrechtes nicht bewußt fühlte.[3]) Aber er zog sich aus dem Dienste zurück. Marlborough seinerseits erkannte, daß er von seiner principiellen Forderung, der Abschaffung des Systemes der Felddeputirten, abstehen müsse. Die Provinz Holland sandte den Pensionär von Amsterdam, Buys, zu ihm ins Feldlager von Aarschot. „Er bestärkte mich, meldet Marlborough an Godolphin, in meiner Meinung, daß die Verfassung der Republik nicht gestattet, das von jeher bestandene Institut der Felddeputirten aufzuheben. Denn zu Zeiten des

[1]) Coxe t. I, p. 316.

[2]) A. a. O., p. 317.

[3]) Abgedruckt bei Lamberty t. III, p. 485 et suiv.

Königs Wilhelm III. hatten sie dieselbe Autorität, nur daß er Sorge trug, sich die ihm willfährigen Persönlichkeiten auszuwählen. Mag dies also immerhin nach ihrem Belieben in Kraft bleiben. Andererseits habe ich unter der Hand die Zusicherung, daß Slangenburg niemals in der Armee, bei welcher ich mich befinde, verwendet werden soll. Im Ganzen erkenne ich, daß sie sehr gern mich zufrieden stellen würden; aber sie möchten, wie ich besorge, es auch gern in ihrer Macht behalten, ein Treffen zu hindern, weil die Furcht vor den Consequenzen eines solchen Wagnisses auf ihnen lastet." [1])

Das Urtheil auf französischer Seite über Marlborough steht demjenigen der Holländer nicht fern. Der Marschall Villeroy berichtete über ihn nach Versailles, am 30. September: C'est un avanturier mortifié du peu de succès de sa campagne, qui ne cherche qu'à tout hazarder. Il est à notre portée, dans le même esprit, et y sera jusqu'au dernier jour de la campagne. [2])

Die Hoffnung Marlboroughs erfüllte sich nicht. Es gelang den Verbündeten noch, die beiden Orte von geringer Bedeutung, Leewe und Sandvliet, zu nehmen. Dann wurden die Truppen in die Winterquartiere gelegt.

Demnach hatte der Feldzug von 1705 in Belgien die Stellung der Mächte gegen einander kaum verändert.

## Der Friedensversuch Ludwigs XIV.

Das Mislingen der Unternehmung Marlboroughs an der Mosel, im Juni, hatte noch eine besondere Nachwirkung, die erst einige Monate später kundbar wurde. Der Marschall Villeroy sah dasselbe als eine so günstige Wendung an, daß er dem Könige rieth, Friedenserbietungen zu machen. [3]) Auch Ludwig XIV. war der Ansicht, daß die Mishelligkeiten zwischen den feindlichen Generalen im Laufe des Feldzuges noch zunehmen würden. Bereits im August nahm er dasselbe Verfahren wieder auf, welches ihm in den beiden vorigen großen

[1]) Coxe t. I, p. 323. — Man vergleiche Lamberty t. III, p. 494.
[2]) Pelet t. V, p. 90.
[3]) A. a. O., p. 37.

Kriegen so treffliche Dienste geleistet. Ein namhafter Arzt in Frankreich, Helvetius, der aus dem Haag stammte, erwirkte sich einen holländischen Paß, um seinen Vater in der Heimat zu besuchen. In der Umgebung dieses Helvetius aber waren französische Bevollmächtigte.[1]) Sie brachten nach dem Haag hin Vorschläge, die scheinbar einen allgemeinen Frieden bezweckten, die jedoch zunächst auf die Friedenspartei in der Republik berechnet waren. Es war ein neuer Theilungsplan der spanischen Monarchie. Spanien mit Westindien, dazu Mailand, sollten Philipp V. verbleiben, Neapel und Sicilien dem Erzherzog Carl. Belgien solle einen selbständigen, unabhängigen Staat bilden, der die Republik Holland gegen eine Aggression von Frankreich decken werde. Dazu wurde für die Republik ein vortheilhafter Handelsvertrag in Aussicht gestellt. Für den Herzog von Savoyen und den König von Portugal wurde eine Schadloshaltung versprochen. England endlich solle befriedigt werden durch die Anerkennung der Königin Anna und durch die Garantie der protestantischen Erbfolge.[2])

Wir sehen demnach, daß Ludwig XIV. immer wieder bereit ist, das lediglich auf ihn vertrauende Königshaus Stuart zum Opfer zu bringen. Und doch ja hatte er den Sohn Jacobs II. als Jacob III. proclamirt und dadurch die Witwe in St. Germain bewogen als Regentin aufzutreten, unter der Gefahr ihr Witthum einzubüßen, welches sie bis dahin als ihr Recht von England zu beanspruchen hatte. Aber die Augen der unglücklichen Königin und ihres Sohnes waren nach wie vor geblendet durch das Ceremoniell des Hofes von Versailles, welches dem armen Prätendenten den Platz zur Rechten Ludwigs XIV. anwies. Eben so unwissend wie Marie Beatrice selbst und ihr Sohn, waren ihre Berather.[3])

Wir haben schon oben (S. 395) gesehen, daß Ludwig XIV. in ähnlicher Weise wie das Haus Stuart, auch den Rebellen Franz Rakoczy zu opfern bereit war.

---

[1]) Lamberty t. III, p. 551 et suiv.

[2]) Coxe t. I, p. 324.

[3]) So dürftig die Nachrichten über das Jahr 1705 in Macpherson's Original papers, vol. I, p. 695, lassen sie doch ersehen, daß man in St. Germain sehr wenig wußte.

Ueberhaupt enthält die französische Denkschrift, welche zur Empfehlung der Vorschläge übergeben wurde, eine Reihe lehrreicher Kundgebungen sowohl in demjenigen was sie sagt, als demjenigen was sie verschweigt.[1]) Des Testamentes von Carl II. von Spanien, oder gar eines vorgeblichen Rathes von Innocenz XII. für dasselbe, wird mit keinem Worte gedacht. Dies eignete sich nur in Manifesten für den großen Haufen: eine Erwähnung dagegen in solcher Form, daß sie wie eine Aufforderung zu Erörterungen erschien, konnte unangenehme Folgen nach sich ziehen.

Dagegen muß hervorgehoben werden, daß die französischen Vorschläge von 1705 nur in einem einzigen Puncte sich mit den ausgesprochenen Zielen der großen Allianz vom 7. September 1701 feindselig berührten, nämlich in Betreff Mailands, welches die Allianz dem Kaiserhause zusprach. Denn der von England her im Jahre 1703 vorgeschlagene Zusatz-Artikel, welcher dem Könige Carl III. die gesammte spanische Monarchie zusprechen sollte, war ja wegen seines anderen Inhalts von dem Kaiser nicht angenommen. Für Holland und für England, denen die Vorschläge für ihre directen Forderungen Genüge thaten, mochten sie daher in Frankreich discutirbar erscheinen, wenn auch diese Mächte, auf Grund der großen Allianz, für den Kaiser das Mailändische dazu fordern würden.

In der That regte sich in der Republik, an die lediglich die Mittheilung von Frankreich aus ergangen war, eine nicht geringe Partei zu Gunsten der Vorschläge. Zu dieser Partei jedoch gehörte nicht der Rathspensionär Heinsius. Er brachte vielmehr heimlich die Vorschläge an Marlborough, um, wie dieser sofort erkannte, an ihm eine Stütze zu finden gegen jene Partei. Marlborough war willig dazu. Indem er auch an Godolphin die Sache mittheilte, beruhigte er diesen, der darüber nicht wenig bestürzt war, in Betreff des Rathspensionärs, für den er sich geradezu verbürgte, daß er im Interesse Englands handeln werde.[2]) Wir sehen demnach, daß es zwischen Marlborough und Godolphin von vornherein feststeht, daß jene fran-

[1]) Die Denkschrift mit kritischen Entgegnungen bei Lamberty t. III, p. 555 et suiv.

[2]) Coxe t. I, p. 325.

zösischen Vorschläge, trotzdem daß sie die directen Forderungen Englands befriedigen, dem englischen Interesse nicht ausreichend entsprechen. Dieses englische Interesse nämlich kleidet Marlborough einige Tage später in die bestimmten Worte: „Niemals kann England einwilligen, daß Spanien und Westindien in den Händen des Herzogs von Anjou verbleiben." Godolphin seinerseits kündigt ihm zur Antwort an, daß dieser Gedanke in die demnächstige Thronrede der Königin aufgenommen werden soll. [1])

Aber England handelte auch sofort. Es war schwer sich gegen die französischen Bemühungen im Haag offen auszusprechen, weil sie nicht in officiell beglaubigter Form auftraten. Dagegen fand sich ein anderer Anlaß. Der französische Gesandte Poussin in Kopenhagen sprach dort offen aus, daß eine Friedenshandlung im Gange sei, die augenscheinlich zum gewünschten Ziele führen werde. Die englische Regierung benutzte dies. Der Staats-Secretär Harley erließ an die sämmtlichen englischen Gesandten im Auslande die Aufforderung, dies von Poussin ausgestreute Gerücht in der nachdrücklichsten Form als völlig grundlos zu bezeichnen, als ersonnen nur zu dem Zwecke, zwischen den verbündeten Mächten Mistrauen auszusäen. [2])

Diese bündige Erklärung von Seiten Englands mußte in der Republik der Niederlande Eindruck machen. Es gelang weiter den vereinigten Bemühungen von Heinsius und Marlborough, die Häupter der Friedenspartei in der Republik zu überzeugen, daß bei dem dermaligen Stande der Dinge ein Eingehen auf die französischen Vorschläge nicht den Frieden, sondern nur die Lockerung der Allianz nach sich ziehen würde. In Folge dessen begab sich das Haupt dieser Partei, Buys, Pensionaris von Amsterdam, nach England, um dort an Ort und Stelle sich über die Ansichten zu erkundigen. Marlborough und Godolphin beauftragten den Staats-Secretär Harley, dem Holländer die Wahrheit jenes englischen Satzes darzuthun, denselben Harley, der sieben Jahre später als erster englischer Minister der Republik das Gegentheil dieses Satzes aufnöthigte.

---

1) Coxe t. I, p. 325. Vom 1. November.

2) Lamberty t. III, p. 700.

Im Jahre 1705 dagegen ging für Ludwig XIV. die Aussicht auf einen Frieden, wie sie aufzutauchen schien, sofort auch wieder unter. Es handelte sich für 1706 nach allen Seiten um die Fortsetzung des Krieges.

## Die Frage der Verstärkung der Armee des Prinzen Eugen.

Eine der wichtigsten Fragen für diese Fortsetzung war diejenige einer Verstärkung der Armee des Prinzen Eugen zur Hülfe des bedrängten Herzogs Victor Amadeus. Hauptsächlich zu diesem Zwecke hatte der Kaiser wiederholt Marlborough einladen lassen, nach dem Ende des Feldzuges nach Wien zu kommen. Auf den Wunsch des Kaisers legte der Prinz Eugen von seinem Feldlager in Italien aus dem Lord Marlborough seine Ansicht dar mit folgenden Worten.[1])

„Es steht fest, daß ein Einbruch in Frankreich nur von Italien aus möglich ist. Diese Thatsache liegt augenscheinlich vor in den Anstrengungen, die der König von Frankreich für den Krieg hier macht, im Vergleiche mit seiner verhältnismäßigen Gleichgültigkeit in anderen Gegenden. Er hat seine Armee hier nie verringert: im Gegentheile verstärkt er sie gerade jetzt in beträchtlicher Weise. Dies Verfahren Frankreichs sollte genügen, den Kaiser und die Verbündeten zu bewegen, dem Beispiele zu folgen, nämlich um dadurch einen festen und dauernden Frieden zu erlangen. Denn, so lange Frankreich im Besitze Italiens, wird es sich nie zu vernünftigen Bedingungen verstehen. Sie werden diese Ansicht nicht lediglich meinem Eifer für den Dienst des Kaisers beimessen oder demjenigen für den Herzog von Savoyen, als das Haupt meiner Familie, sondern eher meiner Sorgfalt für den Vortheil aller Verbündeten und für die Sicherheit Europas, für welche seit dreißig Jahren so viel Blut vergossen ist, und besonders in diesem Kriege."

„Mein Kummer jedoch besteht darin, daß, nach meiner Ueberzeugung, der Kaiser allein nicht vermag diesen Krieg wie bisher fortzuführen, indem er seine Länder an Geld und Menschen erschöpft,

[1]) Coxe t. I, p. 364.

obwohl ja auch alle diese Opfer nicht ausgereicht haben, ihm die Ueberlegenheit zu verschaffen, ohne welche der Krieg in einem Lande, wo alle festen Plätze, Ströme, Magazine im Besitze des Feindes sind, nicht erfolgreich sein kann."

„Lediglich durch eine überlegene Macht können wir sichere Posten nehmen, die uns nöthig sind, um Magazine einzurichten und dann ins Innere vorzudringen, um mit geringeren Kosten offensiv zu verfahren, die Vereinigung mit dem Herzoge von Savoyen zu erstreben und dadurch die französische Sache in Italien zu Grunde zu richten. Wenn jedoch die Seemächte nicht in Uebereinstimmung mit dem Kaiser handeln, so muß ich ihm rathen, ohne Verzug seine Truppen zurückzuziehen, bevor sie völlig erliegen, und eben so muß ich dem Herzoge rathen, ein Abkommen zu suchen so gut wie eben möglich. Ich gebe gern zu, daß dieser Rath auffallend erscheint; aber in Betracht der Sachlage, ist es das einzige Mittel, nicht das Ganze zu verlieren. Was mich persönlich betrifft, so glaube ich vielfach meinen Eifer für den Dienst meines Kaisers bewiesen zu haben; aber ich muß erklären, daß keine Erwägung mich dahin bringen wird, noch einen Feldzug wie den verflossenen zu machen, in welchem ich an Allem Mangel litt. Ich weiß auch, daß der Kaiser alles was in seinem Vermögen steht, aufbietet, um seine Armee zu erhalten; aber Ew. Herrlichkeit wissen selber, ob ein Souverän, der überall in seinem Reiche sich von Krieg umgeben sieht, es vermag hierhin und dorthin die nothwendigen Ausgaben zu machen, und die erforderlichen Truppen zu stellen, ohne die ein Krieg mit Aussicht auf Erfolg nicht geführt werden kann. Ich wiederhole deshalb meine Meinung, daß die Seemächte dem Kaiser eine Anleihe von 250.000 Pfund Sterling auf irgend welche sichere Hypothek gewähren, und die Armee hier mit 10.000 Mann verstärken müssen, während der Kaiser sich verpflichtet, seine Infanterie hier zu recrutiren, seine Cavallerie wieder beritten zu machen."

Der Kaiser Joseph entsendete, im Herbste 1705, von seiner Armee am Oberrheine eine Truppe nach der anderen nach Italien. Wir haben die klagende Bitte des Markgrafen von Baden vernommen, daß der Kaiser damit inne halten möge. Ein anderer starker Bestandtheil der Armee des Prinzen Eugen hatte bereits im Jahre 1705 im Solde der Seemächte dort gekämpft. Es waren die Preußen-

Brandenburger, unter Leopold von Anhalt-Dessau. Aber der Vertrag darüber war, im December 1704, nur auf Ein Jahr geschlossen, und Friedrich I. gab zeitig, bereits zu Anfang August, im Haag zu verstehen, daß er die Truppen abberufen werde, wenn man nicht den Vertrag erneuere und pünctlich zahle.[1]) Die Königin von England und die Generalstaaten ließen ihre Bereitwilligkeit erwiedern. Dann jedoch erhob der König Schwierigkeiten, so sehr, daß er dem Fürsten Anhalt die Ordre der Heimkehr zusandte.[2]) Der Prinz Eugen und Marlborough waren darin einig, daß der Zweck dieser Schwierigkeiten sei, mehr herauszudrücken. Dennoch war Marlborough darüber besorgt. Er ließ durch Lord Raby in Berlin vorstellen, daß ja England in diesem Jahre alles bezahlt habe, nicht bloß das Laufende, sondern auch alle Rückstände aus dem vorigen Kriege.[3]) Friedrich I. erkannte das an und erklärte sich, im October, in einem Schreiben an Marlborough bereit, den Vertrag zu erneuern. Marlborough redete zum Danke dafür in seinem nächsten Briefe nach Berlin von der Hochschätzung des Königs Friedrich für die Königin Anna, von dessen Eifer für die gute Sache, von dessen gnädiger Gesinnung für ihn selber.[4]) Aber in der Mittheilung an den Prinzen Eugen durfte er die Bedingung Friedrichs I. nicht verhehlen, daß in Wien und im Haag man seine Geneigtheit noch nicht wissen dürfe. Es lag darin die Andeutung, daß das Mehr, welches Friedrich I. herausdrücken wollte, auf Rechnung des Kaisers und der Generalstaaten kommen werde.

Marlborough entwickelte in den letzten Monaten des Jahres 1705 eine umfassende Thätigkeit, den Wünschen des Prinzen Eugen zu entsprechen. Der Kaiser Joseph verlangte von den Seemächten zunächst eine Anleihe von 300.000 Thalern. Aber anstatt darauf einzugehen, antwortete Godolphin mit Vorwürfen für die geringen Leistungen des Kaisers. Der Graf Wratislaw klagte darüber bei Marlborough: Godolphin scheine zu glauben, daß die Rettung des Herzogs von Savoyen bewirkt werden könne durch Invectiven gegen den kaiserlichen

---

[1]) Bericht des Grafen Goes vom 7. August.

[2]) Marlborough an den Prinzen Eugen, 4. October, bei Murray t. II, p. 290.

[3]) A. a. O., p. 294.

[4]) A. a. O., p. 301.

Hof. Der Kaiser ließ nicht direct eine schriftliche Antwort geben, sondern durch seine Gesandten erwiedern, daß seine Sorgfalt und Mühe eher Anerkennung als Vorwürfe von Seiten seiner Verbündeten verdiene. Er ließ verlangen, daß derartige Vorwürfe fortan nicht mehr schriftlich eingereicht werden sollten, damit sie nicht als öffentliche Documente in den Archiven aufbewahrt würden.[1])

Man dürfte nicht sagen, daß die Bedenken in England und Holland gegen eine Anleihe von Seiten des Kaisers unbegründet waren. Die traurige Finanzwirthschaft in Wien erweckte kein Vertrauen. Der Gesandte Goes im Haag meldet klagend nach Wien: „Unsere Hofkammer trägt gar zu wenig Sorge, die Zinsen früherer Vorschüsse pünctlich zu bezahlen. Das ruinirt unseren Credit. Ich habe dies oftmals vorgestellt. Aber hat man in Wien nur erst das Capital in Händen, so scheint man sich um das Weitere nicht zu kümmern."[2])

Dennoch gelang es Marlborough, erst in England, dann auch in der Republik, durchzusetzen, daß dem Wunsche des Kaisers willfahrt wurde. Godolphin sandte die ersten 100.000 Thaler direct an den Prinzen Eugen.

Leichter dagegen ging die schwierigste der Bitten des Prinzen Eugen von statten, diejenige um die Verstärkung seiner Armee mit 10.000 Mann. Man warf dafür, zunächst in Betreff einer geringeren Zahl, die Augen auf den Kurfürsten von der Pfalz. Marlborough sprach auf der Reise nach Wien bei dem Kurfürsten in Düsseldorf vor. Johann Wilhelm war erbötig, 4000 Mann nach Italien zu senden, wenn die Seemächte zu den 7000 Mann in ihrem Solde noch weitere 3000 Mann übernähmen.[3]) Der Vorschlag wurde im Haag günstiger aufgenommen, als Marlborough erwartet hatte. Man gelangte endlich dahin, daß nicht bloß 4000, sondern 7000 Mann Pfälzer in den Sold der Seemächte für die Armee des Prinzen Eugen übernommen, und denselben noch 3000 Mann gedienter Truppen zu-

---

[1]) Ich folge hier lediglich Coxe t. I, p. 344. Merkwürdiger Weise nämlich findet sich von den betreffenden Schriftstücken im k. k. Archive gar nichts, wobei ich freilich bemerken muß, daß die Anglica des Jahres 1705 überhaupt mangelhaft erhalten sind.

[2]) Bericht des Grafen Goes vom 8. September.

[3]) Murray t. II, p. 323.

gegeben wurden, so daß von da her in Allem 10.000 Mann, der Betrag der von dem Prinzen Eugen gewünschten Verstärkung, nach Italien marschirten.[1])

Der Kaiser hatte sehr gewünscht, daß mit Marlborough auch der Markgraf von Baden nach Wien kommen möge. Da der Zustand des letzteren ihm die weite Reise nicht gestattete: so fand, wie bereits früher bemerkt, eine Zusammenkunft der Feldherren in Frankfurt statt. Zu irgend einem Abschlusse hatten die Feldherren jedoch keine Vollmacht, und daher beschränkte sich ihre Unterredung auf den Austausch ihrer Ansichten über die verschiedenen Schauplätze des Krieges.

Noch vor dem Aufbruche Marlboroughs von Frankfurt nach Wien, am 2. November, erwuchs ihm eine weitere Aufgabe. Der König von Preußen erklärte sich ihm über die Forderungen, die er, außer dem Solde der Seemächte für die 8000 Mann in Italien, an den Kaiser und an die Republik stelle. „Ich weiß, meldet Marlborough an Godolphin, daß der Kaiser nicht im Stande ist, diese Forderungen zu befriedigen. Auch halte ich sie nicht für vernünftig. Aber ich will mich bemühen, daß man ihm von Wien aus recht viele gute Worte gibt. Andererseits werden, nach meiner Ansicht, auch die Holländer nicht willig sein, die von ihm beanspruchten Rückstände zu zahlen. Es erwächst mir daher der Verdacht, daß er diese Forderungen erhebt, um einen Vorwand zu haben, wenn er den Vertrag nicht zeichnet, wie er es mir doch versprochen hat. Ich gebe daher Stanhope im Haag den Auftrag, auf die Unterzeichnung des Vertrages zu dringen. Bei der Besorgnis jedoch, daß mein Verdacht sich bewahrheitet, würde es mir lieb sein, wenn die Königin einen freundlichen Brief nach Berlin schriebe, mit der Meldung, daß sie mir befehle, über Berlin zurückzureisen und dort den Vertrag zu zeichnen. Der Brief müßte mit der nächsten Post nach Berlin abgehen; denn der König schreibt mir, daß Spanheim in London den Auftrag hat, meine Reise nach Berlin zu erbitten. Auch dem Kaiser wird dieser Weg meiner Rückkehr lieb sein wegen der vielen Differenzen mit Berlin.“[2])

---

[1]) Murray t. II, p. 372.

[2]) Coxe t. I, p. 339.

Marlborough wurde in Wien mit großen Ehren und reichen Geschenken von dem Kaiser Joseph aufgenommen. Das Versprechen des Vaters Leopold ward erfüllt durch die Uebertragung des Fürstenthums Mindelheim. Es gelang Marlborough, den Verdruß, den der Kaiser über das Anhören französischer Vorschläge im Haag, ohne Mittheilung derselben an die Bundesgenossen, empfand, zu besänftigen. Aber Joseph I. erklärte, daß er nur auf England vertraue.[1])

Auch in Wien erreichten den Herzog von Marlborough die Klagen des Königs Friedrich I. und dessen Drohung, seine Truppen aus Italien abzuberufen, wenn nicht der Kaiser seine Forderungen erfülle. Der Venetianer Dolfin urtheilte über diesen König, daß Frankreich und Spanien wiederholt ihm die Anerkennung seines Titels mit dem Angebote großer Summen in Aussicht gestellt, wenn er neutral bleiben wolle, daß jedoch das Gold der Seemächte und der Wunsch sich nicht von den Protestanten loszusagen, bei ihm schwerer wiege als jene Erbietungen.[2]) Indessen wünschte Friedrich I. zu jenem Golde der Seemächte auch noch kaiserliches.

Fassen wir also das wirkliche Verhältnis näher ins Auge.

Der König-Kurfürst Friedrich von Preußen-Brandenburg sollte zum Kriege als Reichs-Contingent 4000 Mann, und vermöge des Tractates von 1700 über die Anerkennung der preußischen Krone 8000 Mann stellen, also zusammen 12.000 Mann. Vermöge des Vertrages mit den Seemächten vom Jahre 1704 stellte er außerdem 8000 Mann. Jene ersten beiden Corps im Betrage von 12.000 Mann sollten am Oberrheine stehen. Im Jahre 1705 verlangte Friedrich I. für die 8000 Mann einen Antheil an den Contributionen in Feindesland, zum Belaufe von 200.000 Thalern. Der Kaiser erwiederte, daß das Elsaß das einzige feindliche Land, aus welchem Contributionen erhoben würden, die sich aber nicht so hoch beliefen. Bayern sei als feindlicher Boden nicht mehr zu betrachten. Der König verlangte ferner die Zusicherung des Oberquartiers von Geldern. Der Kaiser erwiederte, daß es erst von dem Ausgange des Krieges abhange, ob und was sein Bruder von der spanischen Monarchie

---

[1]) Coxe t. I, p. 359.

[2]) Fontes rerum Austriacarum, t. XXII, p. 24.

erhalten werde, und daß erst dann diese Forderung zur Verhandlung kommen könne.[1])

Indem der Kaiser seinen Gesandten Goes und Gallas diese preußischen Forderungen und seine Antwort auf dieselben mittheilte, fügte er hinzu, daß Marlborough „in Ueberlegung der Sachen befunden, daß von kaiserlicher Seite alles mögliche gethan und offerirt worden.“[2])

Allein der König-Kurfürst hatte für seine Forderung den Vortheil, daß die Allianz seiner Truppen bedurfte.

Er empfing Marlborough in Berlin mit gleichen Ehren wie das Jahr zuvor. Aber Marlborough erkannte bald, daß er nicht, wie er gehofft, mit guten Worten für den Kaiser abkommen würde. Die Minister in Wien hatten ihm die Listen der Contingente mitgegeben, die Friedrich I. als Kurfürst von Brandenburg dem Reiche schulde. „Ich fand ihn in so übeler Laune, meldet Marlborough nach Wien, daß ich die Contingente nicht zur Sprache bringen durfte.“[3]) Der Vertrag über die 8000 Mann in Italien, im Solde der Seemächte, ward, wie es ausdrücklich darin heißt, noch auf Ein Jahr erneuert; aber er erhielt einen Zusatz-Paragraphen, nämlich daß der König sich für seine weit höheren Ansprüche an den Kaiser begnügen wolle mit der Zahlung des Werbegeldes für 1500 Mann, zu je 20 Reichsthalern, und mit 200.000 Gulden für Winterquartiere.[4])

Während noch Marlborough auf dem Festlande umher reiste, um für eine erhöhte Bethätigung der Allianz für das kommende Kriegesjahr 1706 zu wirken, war bereits in England das neue Parlament zusammen getreten, welches denselben Eifer an den Tag legte. Wir haben daher zuvor die Gestaltung der Dinge in Schottland und England im Laufe des Jahres 1705 in raschen Zügen zu überblicken.

---

[1]) Kaiserliche Denkschrift vom 11. November.

[2]) Kaiserliches Rescript vom 21. November.

[3]) Murray t. II, p. 337.

[4]) A. a. O., p. 335.

## Das schottische Parlament.

Da die Whig-Partei im englischen Parlamente den Streich abgewehrt hatte, welchen die Tory-Partei auf Godolphin in Anlaß der Sanction der schottischen Sicherheits-Acte führte: so brachte die Consequenz mit sich, daß sowohl Godolphin wie die Königin selbst in der ferneren Behandlung der schottischen Angelegenheiten dem Rathe der Whigs zu folgen hatten. Die Whig-Partei wollte die Realunion der beiden Königreiche. Der hauptsächliche Führer der Partei, Lord Somers, kleidete seinen stärksten Grund in die Worte: die Union Schottlands mit England würde dem Prätendenten das Eingangsthor verschließen. [1]) Demnach, wie auch immer die Königin Anna denken mochte: sie mußte nun dafür mitwirken. Wir sehen also die Wandlung. Im ersten Jahre ihrer Regierung hatte die Königin Anna und ihr Tory-Ministerium die Frage der Thronfolge in Schottland offen halten wollen, um dadurch auf die Whigs und Hannover zu drücken. [2]) Im Jahre 1704 hatte die Königin die Feststellung der hannöverschen Thronfolge empfehlen lassen; aber man hatte dabei geredet von einem geoffenbarten und einem geheimen Willen. Die Dinge trieben nun vorwärts. Die Beschlüsse des englischen Parlamentes zu Gunsten der Union, im Winter 1704 auf 1705, welche die Königin sanctionirt hatte, legten ihrer Regierung die Pflicht auf, auch im schottischen Parlamente entsprechende Beschlüsse hervorzurufen.

Zur Führung dieser Sache erboten sich den englischen Whigs die schottischen Lords Queensberry und Argyle. Sie versicherten, daß der erstere seines Amtes als Commissär für Schottland, im Jahre 1703, nur darum enthoben sei, weil er alle Beschlüsse zu hindern gesucht habe, die für England unangenehm sein würden. Sein Nachfolger Tweedale dagegen trage erheblichen Mitantheil an der schottischen Sicherheits-Acte, sei daher nicht die geeignete Persönlichkeit, in Schottland nun die hannöversche Thronfolge durchzusetzen. Die Whig-Partei ging darauf ein. Sie erwirkte bei den Ministern und bei der Königin

---

[1]) Correspondence of the D. of Marlborough, vol. II, p. 152.

[2]) Lockhart papers, vol. I, p. 48.

die Ernennung des Herzogs von Argyle zum Commissär der Krone für Schottland, des Herzogs von Queensberry zum Lord des Geheimsiegels. Die anderen Ernennungen waren entsprechend. Das Ministerium für Schottland durfte angesehen werden wie ein Whig-Ministerium. Queensberry überließ an Argyle freiwillig den ersten Platz, weil er, wie der Jacobit Lockhart sich ausdrückt, den letzteren gebrauchen wollte; wie der Affe mit den Pfoten des Hundes die Kastanien für sich aus dem Feuer schlägt.[1])

Der Herzog John Argyle, damals erst fünfundzwanzigjährig, entstammte einer Familie, deren Name mit dem Presbyterianismus eng verwachsen war.[2]) Die Charakteristik dieses Herzogs von Argyle von der Hand des Jacobiten Lockhart, also eines Gegners, wirft ihm Leichtsinn und Ueppigkeit vor, nennt ihn leidenschaftlich und ungestüm, bezeichnet ihn jedoch auch als einen vollendeten Gentleman, als frei von jeder Verstellung, als einen Mann, auf dessen Wort zu bauen war. „Er schickte sich besser ins Feldlager, sagt weiter Lockhart, als an den Hof, weil für diesen jede Bethätigung eines Servilismus ihm fremd war, weil er dagegen die heitere Lebendigkeit und die persönliche Bravour besaß, die in jenem hoch gehalten und für nothwendig erachtet werden.“[3])

Die Persönlichkeit des Herzogs von Argyle ist für die Geschichte der Thronfolge des Hauses Hannover in England wie in Schottland deshalb von besonderem Gewichte, weil wir um neun Jahre später sehen werden, wie er, in Anlaß der Todeskrankheit der Königin, für die Thronfolge ausschlaggebend eintritt.

Zu Ende Juni 1705 versammelte sich das schottische Parlament. Das Rescript der Königin empfahl zuerst nachdrücklich die Feststellung der Thronfolge in der protestantischen Linie und dann die Angelegenheit der Union von England und Schottland. Zu diesem Zwecke möge das schottische Parlament, ähnlich wie das englische, eine Acte beschließen, durch welche eine Commission zu diesem Zwecke ernannt werde. Die Reden des Commissärs und des Groß-Kanzlers wieder-

---

[1]) Lockhart papers, vol. I, p. 109, 114.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 24. April.

[3]) Lockhart papers, vol. I, p. 110.

holten wesentlich den Inhalt des königlichen Rescriptes. Diejenige Argyles hob jedoch hervor, daß die Feststellung der Thronfolge absolut und unmittelbar nothwendig sei, damit der innere Friede gesichert bleibe. [1])

Argyle fand indessen die Mehrheit des schottischen Parlamentes nicht willfährig für den Plan der Union. Eine Reihe von Beschlüssen, obwohl nicht im directen Widerspruche mit jenem Plane, schienen doch geringe Aussicht auf die Verwirklichung zu gewähren. Wir erinnern uns, daß die Acte des englischen Parlamentes über die Union den Schotten zuerst die Lockung vor Augen hielt und dann die Drohung folgen ließ. (Vgl. S. 340). Namentlich diese Drohung, daß, im Falle des Nicht-Eingehens, die Schotten, nach Ablauf der bestimmten Frist, in England als Ausländer betrachtet werden sollten, erregte heftigen Unwillen. Die Drohung verletze die Ehre Schottlands, sagte man, und darum dürfe Schottland sich überhaupt auf keine Verhandlung über die Union einlassen, wenn nicht das englische Parlament diese Drohung zurücknehme. [2])

Unterdessen war Queensberry längst zu der Ueberzeugung gekommen, daß ohne seine Mitwirkung Argyle nicht zum Ziele gelangen werde. Queensberry erschien, und seine Thätigkeit wurde bald bemerkt. Der Jacobit Lockhart erzählt mit Verwunderung, daß es ihm gelang, seinen Einfluß auch auf solche Persönlichkeiten auszuüben, die an Einsicht, Befähigung, Vermögen ihm überlegen waren, und die dennoch, wie Lockhart sagt, wider die offenbaren Mahnungen ihres Gewissens, sich ihm zu Willen fügten. [3])

Es verging indessen eine Reihe von Wochen, bis ein entscheidender Beschluß zu Stande kam.

Der Graf Mar, den Lockhart als willigen Diener der Hofpartei schildert, hatte, gleich im Beginne der Session, den Entwurf einer Acte eingebracht, entsprechend der Aufforderung der Königin, auch von schottischer Seite Commissäre für die Verhandlung über eine Union

---

[1]) Das Rescript bei Lamberty t. III, p. 691. Vom 29. Juni. Eben dort die Reden.

[2]) Lockhart papers, vol. I, p. 118, 130.

[3]) A. a. O., p. 115.

der Königreiche zu ernennen. Der Entwurf des Grafen Mar kam in der Fassung der englischen Acte nahe; jedoch sprach die letztere das Recht der Ernennung der Commissäre der Königin zu: in dem Entwurfe des Grafen Mar ward diese Frage offen gehalten. Die Berathungen zogen sich hin. Eines Abends, nachdem schon viele Sitze sich geleert, erhob sich der Herzog von Hamilton zu dem Antrage: man möge die Ernennung der Commissäre für die Verhandlung der Union gänzlich der Königin anheim stellen. [1])

Die jacobitische oder Cavalier-Partei war aufs höchste überrascht. Hamilton war bis dahin einer der ihrigen, immer voran und immer am lautesten. Und nun stellte gerade er den Antrag, den bis dahin die Hofpartei nicht gewagt hatte. Ein Dutzend Mitglieder der Cavalier-Partei stürzte in leidenschaftlichem Zorne und in Verzweiflung aus dem Saale. Die Anderen indessen gaben die Sache noch nicht verloren. Sie wollten nicht, sagten sie, der Königin die Ernennung anheim geben; denn die Königin sei gleich einer Gefangenen in England. Die Königin kenne keinen Schotten persönlich als die von den englischen Ministern ihr vorgeführt würden, und deren Empfehlung bestünde in ihrem Eifer zum Dienste für England. Die Königin habe niemals eine Gelegenheit gehabt, das wahre Interesse von Schottland kennen zu lernen, und auch selbst, wenn das wäre, so könnte sie doch in der Lage, in der sie sich befände, ihre Fürsorge nicht durch die That beweisen. Wer auf der Welt könne so befähigt sein, in Schottland Personen zu ernennen, welche über schottische Interessen berathen sollten, wie das Parlament von Schottland?

Hamilton und die Hofpartei entgegneten wenig. Sie verlangten die Abstimmung über die Frage: ob der Königin, oder dem schottischen Parlamente die Ernennung der Commissäre zustehen solle. Die Abstimmung ergab eine Mehrheit von acht Stimmen zu Gunsten des Antrages von Hamilton. Er und die Hofpartei benutzten ihren Sieg. Sie verlangten Abstimmung über die ganze Acte. Auch diese erfolgte im selben Sinne. Die Minderheit, bestehend in dem Herzog von Athol und 72 Mitgliedern, reichte ihren Protest ein.

---

[1]) Lockhart papers, vol. I, p. 132. Auch für das Folgende.

„Von diesem Tage an, ruft der mitanwesende Jacobit Lockhart, dürfen wir den Beginn des Unterganges der Selbständigkeit von Schottland datiren.“ Der Ausgang gereichte ihm und seiner Partei zu um so größerem Kummer, weil das leidenschaftliche Davoneilen ihrer Freunde bei der Stellung des Antrages von Hamilton den Gegnern die geringe Mehrheit zugewendet hatte. Es ist in parlamentarischen Kämpfen nicht anders als im Kriege. Ein geringer, nicht voraus zu sehender Incidenz-Punct kann die stärkere Partei in die schwächere verkehren. Der Sieg der englischen Whig-Partei im schottischen Parlamente des Jahres 1705 aber war so entscheidend, wie es selten diejenigen auf dem Schlachtfelde sind. Freilich blieb auch die früher beschlossene Clausel in Kraft, daß es den Commissären untersagt sei, über den Vertrag der Union zu verhandeln, bevor in der englischen Parlaments-Acte die Clausel, welche die Schotten als Ausländer zu behandeln drohe, zurückgenommen sei.[1]) Indessen die Sache der Union hatte nun auch in Schottland einen legalen Boden, und da die Whigs in England diese Union wollten, so durfte man erwarten, daß sich für jene schottische Forderung ein Ausgleich finden werde.

Unbetheiligte Beobachter zogen sogar denselben Schluß wie früher, daß es nämlich der Mehrheit, die im schottischen Parlamente entschieden habe, nur darum zu thun sei, die günstige Gelegenheit zu benutzen, um für die Schotten die völlige Gleichstellung mit den Engländern durchzusetzen.[2])

Das schottische Parlament ward vertagt zu Ende September 1705.

## Zunahme der Whig-Strömung in England, im Sommer 1705.

Zur selben Zeit, im Sommer 1705, errang die Whig-Strömung in England reelle Erfolge.

Vielfach hatte man geglaubt, daß, nach dem Ende des Parlamentes, im April 1705, ein völliger Umschwung in der Regierung zu

[1]) Lockhart papers, vol. I, p. 137.

[2]) Bericht des Grafen Gallas vom 11. August.

Gunsten der Whigs eintreten würde.[1]) Diese Meinung bewährte sich nicht. Godolphin und die Königin waren den Whigs zu Danke verpflichtet für das Verhalten in der schottischen Sache; aber sie fürchteten die Herrschaft der einen Partei nicht minder als der anderen. Lady Marlborough war ganz Whig. In dem Verdrusse darüber, daß der Gemahl ihre Ansicht nicht theilte, pflegte sie die Tories als seine Freunde zu bezeichnen. Er verbat sich das. Er wolle keiner Partei angehören, sagte er.[2]) Wir haben gesehen, daß seine Furcht sich hauptsächlich richtete gegen die äußerste Tory-Partei, Rochester und dessen Freunde, die er als die Tackers (vgl. S. 515 u. f.) bezeichnete; aber er redete, wie die Königin und Godolphin, von dem ruhelosen Treiben beider Parteien. Es war die Frage, ob oder wie lange dieser Standpunct festgehalten werden konnte.

Im Mai 1705 erfolgten die Neuwahlen. In dem vorigen Unterhause hatten die eigentlichen Whigs ein Fünftel der Zahl ausgemacht: man rechnete, daß sie in dem neuen etwa die Hälfte betragen, also den Tories numerisch etwa gleich kommen würden. Es erschien bedeutsam, daß die acht Mitglieder des Unterhauses, welche London und die Vorstädte entsandten, sämmtlich der Whig-Partei angehörten. Sie erhielten von ihren Wählern die Instruction, Sorge zu tragen für die Befestigung der Thronfolge des Hauses Hannover und die erforderlichen Subsidien für die nachdrückliche Fortsetzung des Krieges zu bewilligen, damit die Freiheit von Europa gerettet, und demgemäß die Ehre und der Seehandel von England sicher gestellt werde.[3])

Dieser Ausfall der Wahlen gab den Führern der Whig-Partei einen festeren Boden. Diese Führer, fünf an der Zahl, die man die Junta nannte, hatten fast sämmtlich seit dem Jahre 1688, und selbst schon früher wichtige Stellen eingenommen. Hervorragend unter ihnen Allen war der Jurist Somers, nicht bloß an Befähigung, sondern auch an Charakter, und darum, wie wir seiner Zeit gesehen, von Wilhelm III. hoch geschätzt. Lord Halifax, früher Montagu, hatte sich empor geschwungen durch seine Kenntnis im Finanzwesen. Lord

---

[1]) Hoffmanns Berichte im April.

[2]) Coxe t. I, p. 264. Vom 3. August.

[3]) Hoffmanns Bericht vom 2. Juni.

Wharton, schon zur Zeit Carls II. einer der eifrigen Vorkämpfer seiner Partei, war unermüdlich in diesem Streben, wie in dem Jagen nach Vortheilen für sich. Graf Orford, einst Eduard Russell, der Sieger von La Hogue, hatte sich vorher und nachher als von sehr zweifelhaftem Charakter erwiesen. Das jüngste Mitglied der Junta war der Graf Sunderland. Weder die außerordentliche, windungsreiche Befähigung seines Vaters scheint auf ihn verstammt zu sein, noch die Begehrlichkeit der früheren Jahre desselben nach französischem Golde. Der jüngere Sunderland war von Anfang an ein Whig aus Ueberzeugung, welche er nicht immer in feinen Formen geltend machte.

Indem diese Partei durch den Ausfall der Wahlen den Boden unter sich fester fühlte, wuchs ihr Streben, die höheren Aemter des Staates mit den ihrigen zu besetzen. Das Amt eines Staats-Secretärs war längst für Sunderland in Aussicht genommen. Einstweilen hatte man sich für ihn begnügt mit der außerordentlichen Mission nach Wien.

Die Königin Anna sah mit schwerer Sorge, was von der einen, was von der anderen Seite auf sie herandrängte. In ihrer persönlichen Zuneigung überwogen nach wie vor die Tories. Aber sie konnte sich der Mahnung nicht verschließen, daß, wenn die Uebermacht des Hauses Bourbon nicht gebrochen würde, die Krone auf ihrem Haupte nicht fest saß, und daß die Tories die Fortdauer des Krieges wider das Haus Bourbon ihr nicht sicherten. Die Whigs bürgten für die Fortdauer des Krieges. Aber sie verlangten dafür ein Entgegenkommen der Königin. Sie verlangten Aemter für ihre Mitglieder. Und dessen hätte die Königin sich gern enthoben gesehen.

Marlborough, vom Feldlager aus, versicherte ihr, daß beide Parteien ihm abgeneigt seien, weil er sich bestrebe, die Königin zu schützen gegen beide. Aber der Ausfall der Wahlen zeige ihm, daß diejenige Partei, die er als die Tackers bezeichnet, dennoch stark genug sei, lästig zu werden. Darum sei es sein Rath, daß die Königin mit Godolphin über ein Mittel sinne, die Whigs zu ermuthigen, damit diese um so williger seien frühzeitig jedem Versuche der Verwirrung entgegen zu treten. Zur Unterstützung seines Rathes verweist Marlborough auf die Republik Holland. Die Friedenspartei sei dort stark. Sie könne von einem heftigen Parteikampfe in England her den Vorwand nehmen,

den Abschluß eines Friedens nach ihrem Wunsche zu fordern, möge auch dieser Friede für die Königin unvortheilhaft oder gar unsicher sein. Marlborough fügt noch eine andere Mahnung hinzu. Er fühle, sagt er, in Folge des endlosen Verdrusses, den er erleiden müsse, einen täglichen Verfall seiner Kräfte. Es sei möglich, daß er die Königin nicht wieder erblicke. Darum bitte er sie nie zu gestatten, daß Jemand dem Lord Treasurer einen Undienst erweise. Denn, abgesehen von seiner Redlichkeit im Dienste der Königin, sei er durch seinen Charakter und seine Befähigung der einzige Mann in England, der es vermöge, die Königin gegen beide Parteien zu schützen. [1])

So die Worte Marlboroughs am 16./27. Juli. Der tiefere Sinn derselben ist, daß er dennoch das Wieder-Erwachen der Neigung der Königin zu ihrem Oheim, dem Grafen Rochester, fürchtet. Darum suchte er sie einen Schritt weiter zu den Whigs zu drängen.

Die Königin wich. Im Anfange August vernahm man, daß Godolphin den Führern der Whig-Partei eröffnet habe: die Königin wünsche die Wahl eines gewissen Smith zum Sprecher des Unterhauses. Smith war Mitglied der Whig-Partei. Aber Godolphin ging noch einen Schritt weiter. Er empfehle, sagte er, den Häuptern der Whig-Partei das Interesse der Königin. Denn allerlei Anzeichen deuteten darauf hin, daß eine starke Partei im Königreiche auf Mittel sinne, den Prätendenten ins Land zu bringen. „Dieser ungewöhnliche Schritt, setzt der Berichterstatter hinzu, von Seiten eines Ministers, der bisher jederzeit so maßvoll und so discret gehandelt hat, wird angesehen wie eine öffentliche Erklärung des Hofes für die Whig-Partei." [2])

Aber diese verlangte dafür eine reelle Concession. Sie hatte schon früher den Wunsch ausgesprochen, daß anstatt des Tory Sir Nathan Wright der Whig Cowper das Kanzler-Amt erhalte. Sie erneute nun diese Forderung. Godolphin mußte bei der Königin dafür eintreten. Die Forderung berührte sie sehr nahe; denn das Amt eines Kanzlers berechtigte zum Einflusse auf die Besetzung der Stellen der

---

[1]) Coxe t. I, p. 287.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 11. August. — Man vergleiche das Schreiben St. Johns bei Coxe t. I, p. 349.

Hochkirche. Sollte also die Königin Anna die geliebte Hochkirche den Whigs ausliefern? Sie weigerte sich. Godolphin berichtete an Marlborough, daß die Königin schwanke, daß sie auch die Gegner anhöre. Sie selber scheint sich an Marlborough gewendet zu haben, vielleicht um an ihm eine Stütze zu finden. Diese ward ihr nicht. Marlborough erwiederte: „Wäre ich dort, so würde ich Ew. Majestät knieend bitten, unverzüglich mit Lord Godolphin zu berathen, was zu thun ist, damit Sie im Stande bleiben den Krieg fortzuführen und den Maßlosigkeiten jener unsinnigen Leute (d. i. der Partei Rochester) zu widerstehen. Nehmen aber Ew. Majestät Anstoß dies zu thun: so sehe ich auf Erden kein anderes Mittel, als daß Sie die Lords Rochester und Nottingham kommen lassen und diesen Ihre Sache anvertrauen. Die Folgen davon würden furchtbar sein. Denn ich traue diesen Lords weder die Kraft noch den Muth zu, die Sache Ew. Majestät und der Nation in dieser schweren Zeit zu führen. Noch auch haben sie in England eine Stütze, als daß sie für die leidenschaftlichen Häupter einer Partei angesehen werden, und daher wird die Consequenz sein, daß die andere Partei mit allem Nachdrucke sie bekämpft. In der Ueberzeugung, daß Ew. Majestät nur das Wohl Englands im Auge haben, zweifle ich nicht, daß Gott Sie segnen und anleiten wird dasjenige zu thun, was dient zu Ihrem eigenen und Europas Heile." [1])

Kürzer gefaßt, enthalten die Worte Marlboroughs den Sinn: es handelt sich um die Krone. — Die Königin Anna wich. Die Siegel des Kanzleramtes wurden Wright genommen, und an Cowper übertragen, am 11. October.

Lady Marlborough hat später wiederholt berichtet, daß sie die Königin zum Nachgeben bewogen habe. [2]) Sie meldet, daß Lord Cowper sich nicht habe abhalten lassen ihr seinen Dank darzubringen. Ueberhaupt ist Lord Cowper vielleicht der einzige hervorragende Whig jener Zeit, dessen Charakteristik unter der scharfen Feder der Lady Marlborough nur günstig ausfällt. Wenn demnach die Lady bei der Königin alle ihre Beredtsamkeit aufgeboten hat für den Entschluß, so

---

[1]) Coxe t. I, p. 348. Vom 29. September.

[2]) Conduct of the D. of Marlborough, p. 147. — Correspondence of the D. of Marlborough, vol. II, p. 150.

dürfte auch die andere Nachricht begründet sein, daß sie bei diesem Anlasse den ersten mürrischen Brief von der Königin erhalten habe. [1]) Bis dahin hatte die Differenz der Meinungen nur erst mündlich einen Ausdruck gefunden.

Und wie von da an der Spalt zwischen den beiden Freundinnen, der Missis Morley und der Missis Freeman, weiter und weiter klafft: so schärft sich der Gegensatz in der Seele der Königin Anna. Sie hat den einen festen Punct: sie will für sich, für ihr Leben die Krone behalten. Ob sie auch damals noch gehofft hat auf eigene Descendenz: wer vermöchte es zu sagen? Jedenfalls dauerte das sonntägliche Kirchengebet darum für sie fort. Andererseits liegt von St. Germain aus keine Kundgebung vor, daß dort damals und in den nächsten Jahren eine Hoffnung auf die Königin persönlich gesetzt worden sei. Gewis ist nur der eine Satz, daß die Königin Anna für sich die Krone behalten wollte. Aber diese war ihr, nach ihrer eigenen damaligen Ueberzeugung, gesichert nur durch die Fortsetzung des Krieges, und diese Fortsetzung wieder war nur möglich durch Concessionen an die Whig-Partei, welche zugleich die Thronfolge des Hauses Hannover vertrat. Ein offener Kampf um dieselbe im Parlamente stand bevor. Ja wir werden die Dinge so merkwürdig sich fügen sehen, daß von dem Hause Hannover aus, freilich völlig unabsichtlich, ein Anlaß mit zu diesem Kampfe gegeben wurde.

## Das kurfürstliche Haus in Hannover.

Das Verhalten aller Mitglieder des kurfürstlichen Hauses in Hannover regelte sich nach wie vor gemäß dem Grundsatze, sich in die Angelegenheiten Englands, also auch diejenige der Thronfolge, in keiner Weise einzumischen. Welche Andeutungen auch immer von einzelnen Engländern nach Hannover hin gemacht wurden, die Antwort blieb dieselbe: „Es wird Ihnen nicht unbekannt sein, daß der hannöversche Hof sich in nichts einmengt, was den englischen Hof betrifft,

---

[1]) Dies meldet Coxe vol. I, p. 347. Die Schrift der Herzogin: Conduct of the D. of Marlborough, enthält darüber nichts Näheres.

und alles für gut hält, was die Königin zum Besten der Nation und der Religion verfügt."[1]) Man wußte in Hannover von den beiden großen englischen Parteien wenig mehr als die Namen. Die Kurfürstin äußerte im April ihr Bedauern, daß der Herzog von Buckingham entlassen sei.[2]) Daß diese Entlassung als ein Erfolg der Whig-Partei günstig sei für die Thronfolge des Hauses Hannover, mochte ihr nicht klar sein; denn Buckingham war einer derjenigen Jacobiten, die nach Hannover hin ihre Ergebenheit zu betheuern pflegten. Der Gesandte Pooley in Hannover entsprach der Zurückhaltung des Hofes dort. Man wußte nicht, zu welcher Partei er gehöre.

Nicht alle Engländer wußten dieselbe Reserve zu beobachten. Die Kurfürstin hatte an ihrem Hofe eine Engländerin Belmont zugelassen, die einst zu ihrem verstorbenen Bruder, dem Prinzen Ruprecht, in freundschaftlicher Beziehung gestanden. Daran nahmen zwei Engländer, die sich in Hannover befanden, Onslow und Austin, schweren Anstoß. Sie behaupteten, daß diese Frau in England als des Hochverrathes schuldig gelte, und daß daher die Zulassung derselben am Hofe der Kurfürstin Aufsehen in England erregen, vielleicht gar einen Parlaments-Beschluß hervorrufen könne.[3]) Es ergibt sich nicht, daß die Reden dieser Engländer eine weitere Consequenz hatten als diejenige der unangenehmen Empfindung für die Kurfürstin darüber, daß fremde Gäste ihr Verhalten im eigenen Hause einer lauten Kritik unterzogen.

Wir sehen also, daß die Kurfürstin Sophie von ihrer Aussicht auf die englische Thronfolge weiter nichts als Kosten hatte, und, je zuweilen, durch den aufdringlichen Tadel von Engländern, auch Verdruß. Dazu war von England aus bis dahin nichts geschehen, die

---

[1]) Die Raugräfin Louise, Obersthofmeisterin der Kurfürstin Sophie, an Davenant, englischen Residenten in Frankfurt a./M., 26. April 1705: Vous savez bien que la cour de Hanovre ne se mêle encore de rien de tout ce qui se passe à votre cour, et que l'on tient toujours pour bien ce que la Reine fait pour l'avantage de la nation et de la religion. — In den Davenant Papers im Britisch Museum.

[2]) In dem genannten Briefe heißt es: Madame l'Electrice plaint que M. le duc de Buckingham a quitté ses charges.

[3]) Die Werke von Leibniz, Bd. IX, S. 144.

Aussicht auf die Thronfolge dort zu verstärken. Die Höfe wechselten bei jedem geeigneten Anlasse sehr höfliche Schreiben; aber die Königin Anna schien von den Versprechungen ihres Vorgängers, vom October 1701 im Schlosse Loo, nichts zu wissen. Weder die Kurfürstin selber, noch ihr Enkel erhielt eine Einladung nach England. Dies wurde um so auffallender, da auf den Wunsch des Kronprinzen von Preußen England zu sehen, die Königin Anna ihm durch Marlborough ihre freudige Zustimmung und Einladung melden ließ.[1]) Nur der einige Tage später erfolgende Tod der Mutter, der Königin Sophie Charlotte, hinderte die Ausführung.

Wie sich die Aussicht auf die Thronfolge in England, wenigstens äußerlich, nicht weiter befestigte, so wurde auch die Neigung für dieselbe in Hannover nicht wärmer. Leibniz reichte im Jahre 1705 dem Kurfürsten eine Denkschrift ein, in welcher er darzulegen sucht, daß eine freundlichere Stellung zu dem Könige von Preußen wünschenswerth sei. Als der wichtigste Grund dafür gilt ihm die Aussicht auf die Thronfolge in England. Er gibt zu, daß dieselbe noch entfernt und sogar zweifelhaft, daß directe Schritte in England oder Schottland nicht nützen, vielleicht sogar schaden könnten. „Dennoch, sagt er dann, ist diese Aussicht ganz gewis die gewichtigste und ruhmvollste Angelegenheit, die seit Jahrhunderten sich dem Hause Braunschweig-Lüneburg dargeboten hat, indem sowohl die gesammte Politik als eine Reihe von Gründen des Interesses und der Ehre durchaus zur Pflicht machen, nichts zu vernachlässigen, was dazu dienen kann." Er sucht dann nachzuweisen, daß ein König von England, bei aller ihm auferlegten Beschränkung, dennoch immer ein mächtiger, ausschlaggebender Fürst bleibe.[2])

Die Thatsache dieser Beweisführung legt dar, daß Leibniz, dem es an häufiger unmittelbarer Berührung mit dem Kurfürsten nicht fehlte, von einer starken Neigung desselben für die Thronfolge in England nicht überzeugt war.

---

[1]) Murray vol. I, p. 587. Vom 30. Januar 1705. Vergleiche eben dort p. 590.

[2]) Die Denkschrift in meiner Ausgabe der Werke von Leibniz, Bd. IX, S. 127 u. f.

Dagegen ging im Sommer 1705 einer der liebsten Wünsche der Kurfürstin Sophie daheim in Erfüllung. Wir haben im Herbste des Jahres zuvor vernommen, daß der Kurfürst von der Pfalz für seinen Neffen Carl von Spanien um die Prinzessin Caroline von Anspach werben ließ, daß diese jedoch den Entschluß nicht fassen konnte. Die Kurfürstin hatte schon vorher im Stillen die Prinzessin ihrem Enkel, dem Kurprinzen Georg August, gewünscht; das Nicht-Eingehen der Prinzessin auf jene Werbung brachte auch bei Anderen den Wunsch zur Sprache, namentlich bei dem Großvater Georg Wilhelm in Celle. Der Kurprinz vernahm die Reden nicht ungern.[1]) Jeder weitere Schritt indessen ward hinausgeschoben, damit nicht der Schein entstehe, als hätte die Kurfürstin gegen die Werbung in Charlottenburg, im October 1704, hindernd eingewirkt. Daß dies undenkbar, ergibt sich schon aus der Thatsache, daß eben so wie die Prinzessin Caroline selbst, so auch die Kurfürstin Sophie an den damaligen Abgesandten des Kurfürsten von der Pfalz, den Pater Orban S. J., durch Leibniz wiederholten Ausdruck ihres Wohlwollens für ihn gelangen ließen.[2]) Der Entschluß des damals zweiundzwanzigjährigen Kurprinzen reifte selbständig in ihm. Er begab sich unter anderem Namen nach Anspach. Es gelang ihm, ungekannt von der Prinzessin, sie zu sehen und zu sprechen. Dann eilte er zurück, um daheim dem Vater den Wunsch der Werbung kund zu thun.[3]) Diese führte bald zum Ziele.

Zugleich ward eine andere Angelegenheit erledigt. Die Brüder in Wolfenbüttel hatten sich im Jahre 1702 dem Drucke der Waffen ihrer Stammesvettern von Celle und Hannover gefügt, der Herzog Anton Ulrich jedoch darum nicht seiner Gesinnung entsagt. Es gelang Leibniz den Eifer der Kaiserin Amalie für die völlige Aussöhnung ihrer Verwandten anzuregen.[4]) Anton Ulrich fügte sich dem Wunsche. Abgeordnete von beiden Seiten traten in Ohof zusammen, um an einem Vergleiche zu arbeiten. Die wichtigsten Zugeständnisse Anton Ulrichs waren die Anerkennung der Kurwürde, demgemäß auch der

---

[1]) Die Werke von Leibniz, Bd. IX, S. 110.
[2]) A. a. O., Bd. IX, S. 110, 119, 240.
[3]) Leibniz an Schulenburg, 16. August 1705. In meinen Leibniz-Papieren.
[4]) Die Werke von Leibniz, Bd. IX, S. 123.

Primogenitur und der eventuellen Vereinigung von Hannover und Celle. Der völlige Vertrag kam erst am 2. December 1705 in Ohof zu Stande. — Allmählich trat dann ein freundschaftliches Verhältnis ein, namentlich zwischen der Kurfürstin Sophie und dem Herzoge Anton Ulrich, die, etwa gleichalterig, im achten Jahrzehent ihres Lebens, geistig und körperlich sich voller Gesundheit erfreuten.

Diese beiden Ereignisse, der erste Schritt zum Ausgleiche mit den Stammesvettern in Wolfenbüttel, und die Heirath des Enkels Georg August, erhellten die letzten Lebenstage des alten Herzogs Georg Wilhelm in Celle. Er kränkelte seit dem November des Jahres 1704, und starb, einundachtzig Jahre alt, am 28. August 1705, auf seinem Jagdschlosse Wienhausen.

Stand an geistiger Begabung der Herzog Georg Wilhelm seinen beiden ihm vorangegangenen Brüdern Johann Friedrich und Ernst August nicht gleich: so liegt eine besonders günstige Anerkennung seines Charakters in der Zuneigung, welche einst der um 25 Jahre jüngere König Wilhelm III. ihm entgegen trug, und welche er vor seiner Umgebung auszuprägen pflegte mit den Worten: „Der liebe alte Herr." Jahrzehnte hindurch pflegten die beiden Fürsten wochenlang zusammen zuzubringen, der Regel nach in Loo, aber auch, wie 1698, in Celle und von da aus im Walde der Göhrde.

Die Fürsorge der Brüder Ernst August und Georg Wilhelm hatte die Dinge so vorbereitet, daß nach dem Tode des letzteren der Kurfürst Georg Ludwig ihm succedirte wie der Sohn dem Vater. Und dadurch war ein mächtiger Schritt auf dem Wege zu dem Ziele des Kurfürsten Ernst August zurückgelegt, der Wiedervereinigung des Stammes der Niedersachsen unter die Führung seines Hauses. Indem Georg Ludwig dieses Vermächtnis seines Vaters übernommen hatte, lag es ihm fern zugleich seine Schritte nach einer anderen Richtung lenken zu wollen, die ihn von seinem eigentlichen Ziele abführen würde. Er hatte mit seiner Mutter, der Kurfürstin Sophie, die Acte der Thronfolge in England angenommen. Weiter that er dafür keinen Schritt. Er ließ in England geschehen was da geschah, ohne sich selber zu betheiligen.

Da aber die Whig-Partei in dem neuen Parlamente die Oberhand hatte, war vorauszusehen, daß sie darauf hinarbeiten würde, die

Angelegenheit der Thronfolge sicherer zu stellen. Wir werden in Anlaß der Kämpfe, die darüber im Parlamente entbrannten, ein merkwürdiges Verhalten der Parteien und Personen erblicken.

Fassen wir, bevor wir die Verhandlungen des Parlamentes von England betrachten, die Ergebnisse des Kriegsjahres 1705 in raschen Zügen zusammen.

## Ueberblick des Kriegsjahres 1705.

Die Hoffnung der Verbündeten, nach dem gewaltigen Schlage des Jahres 1704 in noch einem weiteren Feldzuge Ludwig XIV. zu einem Frieden in ihrem Sinne zu zwingen, war nicht in Erfüllung gegangen. Sie hatten Erfolge errungen, aber keinen durchschlagenden. Carl III. hatte in Barcelona festen Fuß gefaßt; aber Philipp V. saß sicher in Madrid. Victor Amadeus nannte Turin noch sein eigen, und vielleicht war der wichtigste Erfolg des Jahres 1705, daß es der französischen Uebermacht nicht gelungen war ihn zu erdrücken. In Ungarn dagegen loderte, genährt durch französisches Gold, die Flamme des Aufruhres auch nach der Niederlage von Sibo fort, zum Nutzen Ludwigs XIV. und zum Nachtheile nicht bloß des Kaisers, sondern der gesammten Allianz und demnach nicht zum wenigsten auch der Seemächte, deren in Vorurtheilen befangene Vertreter dort die Herrschsucht und die Habgier der wenigen Häupter für den Freiheitssinn des gesammten Volkes hielten. Von dem unendlich zerrütteten Polen aus rückte die Gefahr näher heran, daß durch den unberechenbaren Eigenwillen des jungen Schwedenkönigs endlich doch die Flammen des nordischen Krieges mit denen des westlichen auf deutschem Boden zu einem ungeheuren Brande zusammen schlagen würden. Der Markgraf Ludwig von Baden am Oberrheine, Marlborough in den Niederlanden hatten etwas an Terrain gewonnen, nicht genug, um dadurch Frankreich ernstlich zu bedrohen. In der Republik der Niederlande dagegen war der Anwurf Ludwigs XIV. zu einem Frieden nach dem damaligen Stande der Dinge nicht sofort unbedingt und principiell zurückgewiesen.

Dies indessen hatte sich geändert. Auf die Vorstellungen von Marlborough, daß die sofortige Aufwendung von einigen Millionen

mehr den Krieg abkürzen, und darum in der Wirklichkeit eine Ersparnis sein würde, entsendeten die Generalstaaten, und in denselben besonders die Vertreter der Provinz Holland, den Pensionaris Buys nach England, mit dem Auftrage der Königin zu entbieten, daß die Republik willig sei, um den Krieg abzukürzen, gemeinsam mit der Königin stärkere Anstrengungen zu machen, damit zugleich in den Niederlanden, in Spanien und in Italien der Krieg offensiv geführt werden könne.[1])

[1]) Lamberty t. III, p. 768.

# Actenstücke und kritische Bemerkungen.

---

## Dreißigstes Buch.

Anlage. Zu S. 44.

Die Literatur über die Unruhen des Franz Rakoczy ist in neuerer Zeit erheblich vermehrt worden, nämlich durch die Publicationen der Herren Joseph Fiedler, Simonyi Ernö, Thaly Kálmán.

Herr Fiedler veröffentlichte 1855 in den Fontes rerum Austriacarum u. s. w., Bd. IX, Actenstücke zur Geschichte Franz Rákóczy's und seiner Verbindungen mit dem Auslande, aus den Papieren von L. Kökenyesdi von Vetes, von 1705 bis 1715. — Weiter im Jahre 1858 in demselben Sammelwerke, Bd. XVII, eine andere Reihe von Actenstücken aus den Papieren Johann Michael Klement's, betreffend die Jahre 1708 bis 1715. — Endlich im Jahre 1871 eine dritte Sammlung im Archive für österreichische Geschichte, Bd. XLIV. — Alle drei Sammlungen sind auch besonders herausgegeben.

Die ungarische Akademie veröffentlichte von 1871 und 1873 an ein Archivum Rakoczyanum, das sich in zwei Reihen theilt. Die erste derselben, von Herrn Simonyi, in drei Bänden von 1871 an und ferner, führt den besonderen Titel: Angol diplomatiai iratok u. s. w. Sie bringt aus dem englischen Reichsarchive und aus dem British Museum die Berichte und Correspondenzen hauptsächlich des englischen Gesandten in Wien, George Stepney, so wie seiner Stellvertreter und Nachfolger, auch des gleichzeitigen Holländers Hamel Bruininx.

Die zweite Reihe, von Herrn Thaly besorgt, unter dem besonderen Titel: II Rákóczi Ferencz fejedelem Leveleskönyvei levéltárának egykorú lajstromaival, 1703 bis 1712, umfaßt sieben Bände Schriftstücke, fast sämmtlich in ungarischer Sprache, herausgegeben von 1873 an.

Von diesen Publicationen sind die zwei ersten, der Herren Fiedler und Simonyi, nicht bloß für die ungarische Geschichte wichtig, sondern für die gesammt-europäische jener Zeit. Und zwar übertrifft darin die erste weitaus die zweite, namentlich weil die erstere der Nachwelt den Franz Rakoczy in seiner wahren Gestalt zeigt, wie er sich mit seinen eigenen Worten an den König Ludwig XIV. von Frankreich schildert, zugleich aber auch mit ungemeiner Sachkunde und erstaunlicher Combinationsgabe die gesammten politischen Verhältnisse Europas in den Kreis seiner Betrachtung und seines Interesses zieht. Beide Publicationen gehören zu den wichtigsten Quellenwerken über die Geschichte des europäischen Krieges jener Zeit.

---

# Alphabetisches Namen- und Sachregister.

## A.

## B.



## C.

## D.



## E.

## F.

## G.

## H.

## J.

## K.



## L.

## M.

## N.

## Q.



## R.

## S.

## T.

## U.



## V.

## W.



## Z.




Druck von Adolf Holzhausen in Wien,
k. k. Hof- und Universitäts-Buchdrucker.





